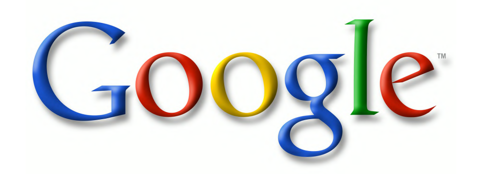

Google



Erinnerungen

an

Wilhelm von Humboldt.

Von

Gustav Schlesier.

Neue Ausgabe.

Stuttgart,
Franz Heinrich Köhler.
1854.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Drittes Buch.

Erstes Buch.

Jugend- und Lehrjahre.

Die Familie Humboldt, neuerer Zeit durch zwei Sprößlinge ihres Hauses, die Brüder Wilhelm und Alexander, zu Ruhm und Glanz erhoben, stammt ursprünglich aus Hinterpommern, von einem altadeligen Geschlecht, das dort im Fürstenthume Camin und im Neustettiner Kreise Güter besaß. Seit Preußen zur Herrschaft in diesen Landen gekommen war, finden wir auch die Humboldt in brandenburgischen Diensten, im Militär wie in diplomatischen Stellen. So kam die Familie ganz aus jenen Gegenden, und erwarb bald im Magdeburgischen neue Besitzungen. Hans Paul von Humboldt, Capitain zu Zeiten Friedrich Wilhelm des Ersten, vermählte sich mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder. Von seinen drei Söhnen pflanzte Alexander Georg von Humboldt sein Geschlecht fort.

Dieser ist der Vater unseres Brüderpaares, geboren 1720, Erbherr auf Hadersleben und Ringeswalde. Dazu erwarb er das Schlößchen Tegel, das er vom königlichen Forst-Departement in Erbpacht nahm. Herr von Humboldt diente lange im Finckensteinischen Dragonerregimente und wurde dann Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Während der schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges wurde er von dem Herzog oft an den großen Friedrich geschickt; daher dieser in den Briefen über den Unfall des Diktators Wedel schreibt: „Ich habe an Humboldt Alles gesagt, was man von solcher Ferne nur sagen kann.“

Nach dem Kriege (1765) ernannte ihn der König zum Kammerherrn; zugleich wurde er diensthuender Kammerherr bei der neuvermählten Prinzessin von Preußen, Elisabeth, und lebte deßhalb zu Potsdam. Als die Prinzessin nach Stettin gebracht wurde, [1]) verließ er Potsdam und wohnte seitdem zu Berlin und Tegel. Er blieb in der vollen Gunst des Prinzen von Preußen — nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn regelmäßig jedes Jahr in Tegel besuchte. Hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, so würde er vielleicht auch eine bedeutende Person im Staate geworden seyn; denn man zählte ihn unter die ersten Günstlinge dieses Prinzen, ja zu denen, welche die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hätten, unter ihm ein neues Ministerium zu bilden. [2]) Sein früherer Tod zerschlug diese Pläne.

Die Gemahlin des Majors von Humboldt war eine geborne von Colomb, eine Cousine der Fürstin von Blücher und Nichte des alten Präsidenten Colomb in Aurich. Sie war in erster Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. Ein Sohn aus dieser Ehe, also Stiefbruder unserer Humboldts, diente als Offizier im Regimente Gensdarmes. Die Colombs, von denen sich Einer auch in unserem

---

1) Die Ehe wurde bekanntlich 1769 gelöst.

2) In einer Depesche des englischen Botschafters vom Anfang des Jahres 1776 werden diejenigen, welche hoffen dürften, nach dem Tode Friedrichs II. Minister zu werden, nach einiger Wahrscheinlichkeit in drei Classen getheilt. Die eine sei die Partie des Prinzen Heinrich. Dann werden Hertzberg, Schulenburg rc. genannt, und diese vom Berichterstatter als die am besten hierzu Geeigneten bezeichnet. Dann spricht er von der dritten Classe also: „Die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges haben indeß, obgleich sie nicht derselben Art sind, diejenigen welche sich als des Prinzen Günstlinge betrachten. Zu den ersten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter rc." Mitgetheilt von Raumer in dessen Beiträgen zur neueren Geschichte, Thl. 5. Leipzig, 1839. S. 297. „Beamter" ist wahrscheinlich ein Raumer'scher Uebersetzungsfehler; es soll Offizier heißen.

Befreiungskampfe auszeichnete, stammen aus Burgund, wo sie einst große Glashütten errichtet hatten. Nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes wanderten sie aus. Die Familie der Mutter gleichsam des zweiten Entdeckers von Amerika, unseres Alexander Humboldt, hat, wie dieser selbst sagt,[3]) mit dem großen Admiral Colombo nur den Namen gemein.

Mit ihr zeugte Freiherr von Humboldt die beiden herrlichen Söhne: Carl Wilhelm und Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt. Wilhelm, der ältere, wurde zu Potsdam geboren, am 22. Junius 1767. Der jüngere, Alexander, kam zwei Jahre später zu Berlin, im September 1769, zur Welt. Er ist noch gegenwärtig, rüstig bei hohen Jahren, die größte Zierde seiner Vaterstadt und einer der letzten lebenden Ueberreste aus der großen Zeit unserer klassischen Litteratur.

Der Vater unserer Humboldts starb schon 1779. Dagegen erhielt ihnen das Glück die treffliche Mutter, die, von guten Rathgebern geleitet, ihren Söhnen auch die sorgfältigste Erziehung zu geben sich bemühte. Als auch sie starb — ihr Tod erfolgte im November 1796 — standen beide Söhne auf eigenen Füßen, und hatten auf eine der geistigen und bürgerlichen Welt viel versprechende Weise ihre Laufbahn schon betreten.[4])

---

3) S. A. v. Humboldt's Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. A. d. Französischen von Dr. Ideler. B. 2. Berlin, 1838. S. 277—78. Note.

4) Ich konnte für dieses wie die folgenden Capitel des ersten Buches auch Privatmittheilungen benutzen und durch sie manche wesentliche Lücke in der Bildungsgeschichte Wilhelm Humboldt's ausfüllen, manche Unrichtigkeit, die bisher im Umlauf war, entfernen. Zwar sind diese Nachrichten noch immer unvollständig, aber doch reichlicher und zuverlässiger als alle bisher bekannten. Besonders in unsern encyclopädischen Werken finden sich unrichtige Angaben genug.

Wir haben schon den Landsitz genannt, wo die Gebrüder gemeinschaftlich einen großen Theil ihrer Jugend verlebten, den Wilhelm erbte und zu einem Tuskulum seines spätern Lebens umschuf, den Platz, wo er nun begraben liegt, ein Ort, der an dem Ruhm seines Eigenthümers und Bewohners Theil hat, so gut wie eine Villa des Alterthums, und der in mehr als einer Hinsicht in unserer Literatur verewigt worden ist. Wer kennt nicht die Verse in Göthe's Faust, mit welchen Nicolai, der Geist der Plattheit, dort die Geister der Walpurgisnacht anfährt:

„Ihr seid noch immer da! Nein das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!"

Tegel war ursprünglich ein Jagdschlößchen des großen Churfürsten, und noch unter Friedrich II. war ein königliches Forstrevier daselbst. Damals hatte ein Herr von Burgsdorf, ein Zeitgenosse des alten Herrn v. Humboldt, als königlicher Forstrath, seinen Sitz in Tegel und legte daselbst große Baumanlagen und Pflanzungen an, die zu ihrer Zeit sogar Aufsehen machten. Das Schlößchen und Vorwerk selbst hatte der alte Humboldt um diese Zeit schon vom königlichen Forstdepartement in Erbpacht genommen. Dieses Tegel liegt drei Stunden nordwestlich von Berlin, in recht anmuthiger Gegend,

---

Zu obigem Abschnitt dienten mir noch als besondere Quelle: J. C. v. Hellbach's Adelslexikon. Ilmenau, 1825. S. 597—98. — Freiherr L. v. Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adelslexikon. B. 2. Leipzig, 1836. S. 456—58. Leider sind Zedlitz's Angaben nirgends so sicher, daß man ihm mit rechtem Vertrauen folgen könnte.

Für die Liebhaber stehe hier auch die Beschreibung des Wappens der Humboldt'schen Familie. „Das von Humboldtische Wappen zeigt im goldenen Schilde einen grünen, zwischen drei Sternen stehenden Baum und auf dem Helme zwischen zwei Adlerflügeln einen wachsenden, geharnischten, ein Schwert in der Hand haltenden Ritter." (Zedlitz).

nur durch einen düstern Kiefernwald von der Hauptstadt getrennt. Es liegt an der Havel, die sich hier wie ein See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird, und zwar fast an der nordöstlichen Spitze des See's. Weit mehr südwärts, am andern Ufer der Havel, zeigt sich Stadt und Festung Spandau. — Schon der Major von Humboldt erweiterte und schmückte dies Besitzthum, und verschönerte es durch große Gartenanlagen nach dem See hin. Auch ein Weinberg wurde angelegt. Das nordwestliche Ufer des See's hat hohe Hügeldämme, mit Waldung und Buschwerk reich bewachsen, angenehme Spaziergänge mit schönen Aussichten. Das Dorf selbst ist königlich; und das Schloß mit dem dazu gehörigen Lande hat erst Wilhelm Humboldt auch als Rittergut besessen.

Noch bis in dieses Jahrhundert stand das alte Schloß, in dem Wilhelm die Kinderjahre verlebte. Erst als er seinen bleibenden Musensitz dort aufschlagen wollte, baute er ein neues, prächtigeres Haus. Einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu erhalten, ersann er eine sinnige Anordnung, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Jedes Thürmchen ist mit dem griechischen Namen eines Windes bezeichnet. Wie er dieses Schloß dann mit Schätzen alter und neuer Kunst ausschmückte, wie er den Park verschönerte, und zuletzt von Künstlerhand mitten darin seiner Gattin ein Grabdenkmal errichten ließ, das auch seine irdischen Ueberreste aufnehmen sollte — dies werden wir an späterem Orte zu berichten haben. In Tegel schlingen sich die Anfänge mit dem Ende seines Lebens zusammen. Es war die Heimath seiner Jugend und ist in der neuen Gestalt seine Schöpfung.

Wir wenden wieder in die Zeiten des alten Schlosses zurück. Wie Viele hat es einst, auch in unscheinbarerem

Gewande, gastlich bei sich aufgenommen! Noch zu Lebzeiten des Major Humboldt kam einst auch Göthe nach Tegel, und brachte hier, ohne Zweifel auf dem Schlosse, einen Mittag zu. Bekanntlich war Göthe nur einmal in seinem Leben, und fast nur incognito, einige Tage in Berlin. Er reiste nämlich mit seinem Herzoge zu den großen Manoeuvres, die im Mai 1778 in den dortigen Umgebungen ausgeführt wurden. Gegen das Ende dieser Uebungen ging er dann auch eines Morgens — wie er in seinem Tagebuch notirte — von Berlin mit über Schönhausen nach Tegel, speiste da und nahm den Rückweg über Charlottenburg nach Potsdam. [1]) Vielleicht sah Göthe damals zwei muntre Knaben, von zehn und acht Jahren, nicht ahnend, in welch' innigem Bund er dereinst zu ihnen stehen werde. Eine neue, ihm verwandtere Generation spielte schon zu den Füßen unseres Dichters, der im damaligen Berlin sich noch so wenig gefiel, daß er es am Ende gar verläugnete dort gewesen zu sein. Weder die Militärparaden behagten ihm da, noch die Poeten und Schriftsteller jener Zeit. Saß doch da ein Mann, der unsern Dichter schon vom Werther her befehdet hatte, und eine Art Repräsentant des damaligen Berlin war, umgeben von einem großen Anhang trivialer Aufklärung und wohlmeinend philisterhafter Gesinnung. Es war die Schaar, die, von Lessing angeregt, oft mehr den Mantel, als den Geist dieses großen Mannes ergriffen hatte. Man läugnet nicht, daß auch recht tüchtige Männer aus dieser Region hervorgingen. Schon Mendelssohn ist ein ganz Anderer. Biester und Gedike erwarben sich, in ihrer Art, wirkliche Verdienste. Und die jüngern, meist jüdischen Gelehrten, die Herz, die Friedländer, die Maimon, auch geistig sehr ausgezeichnete Köpfe, lassen jene Abkunft in edlerem Sinne wieder erkennen. Ja Humboldt

1) Riemer über Göthe, II. 60.

selbst hat den Kern freisinniger Denkart früh in dem Umgang mit diesen Männern gekräftigt. In einem Theile seines Wesens blieb er ihnen auch immer eng verwandt.

Göthe aber hielt sich an die einzelne bornirte Gestalt, die diese Richtung in dem platten Kopfe Friedrich Nicolai's angenommen und damals von Berlin aus sich noch gar breit machte, und that Recht daran. Nicolai hörte auch später nicht auf, sich zu prostituiren. Nachdem er schon in unzähligen Xenien gegeiselt worden war, verherrlichte ihn Göthe auch in seinem Faust und führte ihn unter dem Namen Proktophantasmisten (Steißvisionair) auf den Blocksberg; den Olymp der Abgeschmacktheit, ein. Er läßt ihn auch dort, wie im Leben, mit Geistern und Gespenstern Händel anfangen. Tegel, das ihm so nahe lag, hatte seine Galle erregt. An diesem Orte wagte nämlich, trotzdem daß Nicolai so viel gegen den Aberglauben geschrieben, bei seinen Lebzeiten ein Geist umzugehen, und eben dieses Verdrusses gedenkt er, da er mit den oben citirten Versen die Teufel und Gespenster auf dem Blocksberg anspricht. In Tegel hatte sich während der neunziger Jahre wirklich ein Vorfall der Art begeben, und Nicolai hatte in einer berüchtigten Vorlesung der Berliner Akademie, in welcher er erzählte, wie er selbst kurz zuvor von Visionen geplagt worden sei, sich aber auf recht praktische Weise davon befreit habe, auch diese Tegeler Gespenstergeschichte angezogen.[2]) Wie hätte das Göthe ungenutzt lassen sollen, der gar wohl wußte, daß auch ein Geist in Tegel hause, der Nicolai'n vielleicht so wenig gelten mochte als dies zweifelhafte Gespenst!

2) Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen, nebst einigen erläuternden Anmerkungen. Vorgelesen in der Berl. Akad. d. W. 28. Febr. 1799. Gedruckt in Biester's Berl. Monatschrift, Mai 1799 und im 1. Theile seiner gesammelten akademischen Abhandlungen (1808). — Ueber die Gespenstergeschichte in Tegel soll sich in den Berlinischen Blättern, November 1797, Nro. 6 eine nähere Mittheilung finden.

Es war ein hübscher Griff Göthe's, beiläufig den Ort zu verherrlichen, wo ein edler Geist, zum Verdruß der Bornirtheit und der Vorurtheile mancher Art, ungescheut seinem Genius folgen und die unerschrockene Freiheit des Gedankens wie der Gesinnung bewähren sollte! Der helle Sinn Wilhelm Humboldt's scheute auch das Dunkle nicht; ja es reizte ihn und wurde Gegenstand seiner Forschung. Es gehört sogar zur Eigenthümlichkeit dieses vielseitigen Mannes, daß er, ein so klarer Denker, doch wieder nicht zu den Köpfen zählte, die J. Kerner in seinem Humor gläserne genannt hat, sondern selbst, wie ein feiner Beobachter sagt, „die Schauer der Gespensterfurcht kannte." [3])

Als Wilhelm sein Schloß umbaute, wollte er den Thurm aus alten Zeiten gerettet wissen; er umgab ihn aber mit den schönen Formen einer freiern und lichten Kunst. Er war ein Geist, der das Geheimnißvolle der innern Welt, ohne es zu tilgen, zu lichten Gedanken empor arbeitete; und auch der Stätte, die er zu einem Musensitz erhob, drückte er diesen Charakter auf.

Haben wir so eben der plattesten Erscheinung gedacht, die in Humboldt's Jünglingsjahren sich noch breit machen durfte, so lassen sich doch die Verbesserungen noch weniger verkennen, die gerade in dem zweit- und drittletzten Decennium des vorigen Jahrhunderts auftauchten und der Erziehung der jungen Humboldt zu Gut kamen. Zunächst interessirt uns die Pädagogik und das Aufblühen der Sprach- und Alterthums-Wissenschaften. An der Tagesordnung waren gerade die neuen Erziehungsmethoden, die durch Rousseau

---

3) Varnhagen in seiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt," Denkw. u. Verm. Schr. IV. 300.

angeregt worden, und in Preußen griffen diese Neuerungen besonders tief ein. Der Domherr von Rochow auf Rekahn ging mit edlem Beispiel voran, Gedike wirkte hier; auch Campe ging von hier aus und Basedow sammt dem Dessauischen Philanthropin waren ganz in der Nähe. Selbst der Adel verschmähte nicht, seine Kinder nach den neuesten Fortschritten unterrichten zu lassen, und Erzieher und Hofmeister hatten ihr goldnes Zeitalter. Freilich zeigte sich, wie bei allen Anfängen, auch hier viel Verkehrtes, und namentlich würde der Erziehungseifer eine viel niedrigere, auf das blos Nützliche gewendete Richtung genommen haben, wenn nicht fast gleichzeitig das Studium der alten Sprachen eine völlige Auffrischung erhalten hätte. Diese ging namentlich von Heyne in Göttingen aus. Aber weit und breit lebte bald der Unterricht in den alten Sprachen, und namentlich der griechische, wieder auf.

Wir haben Campe schon genannt, er interessirt uns hier aber auch viel näher. Von ihm selbst, als dem Humboldtischen Hauslehrer, wurde Wilhelm in den ersten Jahren erzogen. Campe war, wie wir wissen, 1773 Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen zu Potsdam. Aber ein innrer Trieb zog ihn zur Pädagogik hin, der er sich dann auch bald ganz widmete. Sein Wirken im Hause des Major Humboldt ist daher um die Mitte der siebziger Jahre zu setzen. Im Jahr 1777 trat er schon als Lehrer an das Philanthropin zu Dessau, und in demselben Jahre kam ein Anderer als Erzieher in das Humboldtische Haus. — Obschon die Knaben noch zu jung waren, als daß ein tieferer Einfluß dieses ersten Lehrers vorauszusetzen sein dürfte, so ist es doch immer merkwürdig, gar verwandte Züge auch an den Zöglingen zu gewahren, wenn sie auch in diesen viel großartiger wieder erscheinen. Konnte der Mann, der nächst Klopstock einer der Ersten in Deutschland war, die mit

Sprachtheorie, wenn schon zunächst mehr mit deutscher Sprache und deutschem Styl, sich beschäftigten, konnte der nicht die ersten Triebe der Sprachforschung in unsers Humboldt Geiste erwecken? Der Mann, der den Robinson bearbeitete, und die Gestalten kühner Weltumsegler auch der Kinderwelt nahe brachte, konnte der nicht zuerst Alexanders Phantasie mit solchen Bildern befruchtet und die unvertilgbare Entdeckungslust in ihm entzündet haben? In einem Briefe an Forster (1. Juli 1789) nennt Wilhelm sich selbst Campe's „ehemaligen Zögling", und deutet zugleich an, daß er dieserhalb damals Gegenstand des Gesprächs geworden und von seinen Bekannten geneckt worden sei. Freilich überwuchsen die Zöglinge früh genug diesem Lehrer,[1]) doch blieben sie in freundlichem

1) Es ist uns davon ein spezieller Zug erhalten, der wohl auf Wahrheit beruht, wenn er auch nicht ganz authentisch erzählt ist. Ein Mann, der noch 1797, als beide Brüder in Jena lebten, viel in Schillers Hause war und da oft den Unterhaltungen anwohnte, die Jene so reichlich in das dortige Leben brachten, erinnert sich, daß sie sich auch einmal über Campe belustigten. „Campe", sagt der Berichterstatter, „war bekanntlich ihr Hofmeister; sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Er habe geglaubt, erzählten die Humboldt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort äußern zu müssen; unter andern habe er, als sie das Zimmer besahen, wo Rousseau gestorben ist, gesagt: Zu diesem Fenster ist die große Seele hinausgefahren!" Mitgetheilt in dem Aufsatze: „Schiller in Jena", im Morgenblatt v. 14. — 21. Sept. 1838. Der Verfasser des Aufsatzes ist der nachmalige Decan Göritz, ein Würtemberger. Wir würden rathen, diese Quelle auch für Schillers Biographie sehr vorsichtig zu benutzen. Er ist keineswegs ein so zuverläßiger Berichterstatter. Und wenn wir selbst in Einzelnem, z. B. im Urtheil über Schillers Gattin, nicht geradezu persönliche Gereiztheit vermuthen müßten, so stellt sich uns schon im Ganzen keine Denkweise dar, die geeignet wäre, einen so edlen und geistigen Lebenskreis gehörig aufzufassen. Zudem sind diese Schilderungen aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, wo denn leicht manches verschoben wird. Obige Thatsache ist ebenfalls nicht lauter erzählt. Sie begab sich wahrscheinlich auf der Reise, die nur der ältere Bruder im Sommer 1789 von Göttingen aus, in Campe's Begleitung, und zwar nur nach Paris unternahm. Da besuchten sie denn auch Ermenonville. Campe gerirte sich gegen den zwanzigjährigen Jüngling wohl noch als Erzieher; und eine Aufsicht, eine Fürsorge für den jungen Begleiter war ihm wohl auch übertragen.

Verhältniß zu ihm; und später werden wir Wilhelmen seinen ersten größern Ausflug in Campe's Gesellschaft machen sehen.

Nicht ein so berühmter Name ist es, aber ein vortrefflicher Mann, den der alte Humboldt nunmehr als Erzieher seiner Söhne ins Haus nahm, und der nach des Vaters bald darauf erfolgtem Tode die Bildung derselben hauptsächlich leitete. Er hieß G. J. Christian Kunth. Derselbe war noch sehr jung und hatte aus Mangel an Unterstützung die akademischen Studien abbrechen müssen; aber an höherer Geistesbildung schon seinen Jahren voraus, in der lateinischen, französischen und deutschen Litteratur, in Philosophie und Geschichte bewandert, und auch für den Umgang in gewählten Kreisen vorgebildet, erschien er doch schon geeignet, als Erzieher in ein so angesehenes Haus zu treten.

„Selten, so sagt der Verfasser seines Necrologs,[2]) dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollständiger bestätigt haben. Der Kammerherr, Major von Humboldt, übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntnisse auf den Geist reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben so thätiges, als wohlgeordnetes Bestreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln besaß, für die Entwicklung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was den Erzieher, nach dem frühen Tode des

2) In der preußischen Staatszeitung, 30. Nov. 1829. Der Artikel ist mit H. unterzeichnet und rührt von dem wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Hoffmann, dem Statistiker, her. Im Jahr 1795 trat Kunth in den Staatsdienst und hier erwarb er sich um das preußische Gewerbwesen, besonders in der schweren Epoche seit 1808, große Verdienste. Er starb, als wirklicher geheimer Ober-Regierungsrath, im November 1829.

Sprachtheorie, wenn schon zunächst mehr mit deutscher Sprache und deutschem Styl, sich beschäftigten, konnte der nicht die ersten Triebe der Sprachforschung in unsers Humboldt Geiste erwecken? Der Mann, der den Robinson bearbeitete, und die Gestalten kühner Weltumsegler auch der Kinderwelt nahe brachte, konnte der nicht zuerst Alexanders Phantasie mit solchen Bildern befruchtet und die unvertilgbare Entdeckungslust in ihm entzündet haben? In einem Briefe an Forster (1. Juli 1789) nennt Wilhelm sich selbst Campe's „ehemaligen Zögling", und deutet zugleich an, daß er dieserhalb damals Gegenstand des Gesprächs geworden und von seinen Bekannten geneckt worden sei. Freilich überwuchsen die Zöglinge früh genug diesem Lehrer, [1]) doch blieben sie in freundlichem

1) Es ist uns davon ein spezieller Zug erhalten, der wohl auf Wahrheit beruht, wenn er auch nicht ganz authentisch erzählt ist. Ein Mann, der noch 1797, als beide Brüder in Jena lebten, viel in Schillers Hause war und da oft den Unterhaltungen anwohnte, die Jene so reichlich in das dortige Leben brachten, erinnert sich, daß sie sich auch einmal über Campe belustigten. „Campe", sagt der Berichterstatter, „war bekanntlich ihr Hofmeister; sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Er habe geglaubt, erzählten die Humboldt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort äußern zu müssen; unter andern habe er, als sie das Zimmer besahen, wo Rousseau gestorben ist, gesagt: Zu diesem Fenster ist die große Seele hinausgefahren!" Mitgetheilt in dem Aufsatze: „Schiller in Jena", im Morgenblatt v. 14. — 21. Sept. 1838. Der Verfasser des Aufsatzes ist der nachmalige Decan Göritz, ein Würtemberger. Wir würden rathen, diese Quelle auch für Schillers Biographie sehr vorsichtig zu benutzen. Er ist keineswegs ein so zuverläßiger Berichterstatter. Und wenn wir selbst in Einzelnem, z. B. im Urtheil über Schillers Gattin, nicht geradezu persönliche Gereiztheit vermuthen müßten, so stellt sich uns schon im Ganzen keine Denkweise dar, die geeignet wäre, einen so edlen und geistigen Lebenskreis gehörig aufzufassen. Zudem sind diese Schilderungen aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, wo denn leicht manches verschoben wird. Obige Thatsache ist ebenfalls nicht lauter erzählt. Sie begab sich wahrscheinlich auf der Reise, die nur der ältere Bruder im Sommer 1789 von Göttingen aus, in Campe's Begleitung, und zwar nur nach Paris unternahm. Da besuchten sie denn auch Ermenonville. Campe gerirte sich gegen den zwanzigjährigen Jüngling wohl noch als Erzieher; und eine Aufsicht, eine Fürsorge für den jungen Begleiter war ihm wohl auch übertragen.

Verhältniß zu ihm; und später werden wir Wilhelmen seinen ersten größern Ausflug in Campe's Gesellschaft machen sehen.

Nicht ein so berühmter Name ist es, aber ein vortrefflicher Mann, den der alte Humboldt nunmehr als Erzieher seiner Söhne ins Haus nahm, und der nach des Vaters bald darauf erfolgtem Tode die Bildung derselben hauptsächlich leitete. Er hieß G. J. Christian Kunth. Derselbe war noch sehr jung und hatte aus Mangel an Unterstützung die akademischen Studien abbrechen müssen; aber an höherer Geistesbildung schon seinen Jahren voraus, in der lateinischen, französischen und deutschen Litteratur, in Philosophie und Geschichte bewandert, und auch für den Umgang in gewählten Kreisen vorgebildet, erschien er doch schon geeignet, als Erzieher in ein so angesehenes Haus zu treten.

„Selten, so sagt der Verfasser seines Necrologs,[2]) dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollständiger bestätigt haben. Der Kammerherr, Major von Humboldt, übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntnisse auf den Geist reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben so thätiges, als wohlgeordnetes Bestreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln besaß, für die Entwicklung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was den Erzieher, nach dem frühen Tode des

2) In der preußischen Staatszeitung, 30. Nov. 1829. Der Artikel ist mit H. unterzeichnet und rührt von dem wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Hoffmann, dem Statistiker, her. Im Jahr 1795 trat Kunth in den Staatsdienst und hier erwarb er sich um das preußische Gewerbwesen, besonders in der schweren Epoche seit 1808, große Verdienste. Er starb, als wirklicher geheimer Ober-Regierungsrath, im November 1829.

den Forschungen des Andern Theil. Alexandern finden wir auch mit dem Studium der alten Sprachen und mit Alterthümern beschäftigt und die ausgebreitetste Kenntniß alter wie neuer Sprachen konnte der große Reisende ohnehin nicht missen. Wilhelm dagegen sucht auf seines Bruders Bahn seine eigne Menschheits- und Alterthumskenntniß zu mehren. Er, der den Formen der männlichen und weiblichen Gestalt, den Verhältnissen der Geschlechter nachforschte, — wie hätte er anatomische und physiologische Kenntniß nicht mit in sein Bereich ziehen sollen? Aber auch dann, wenn es sein eigenes Gebiet nicht berührte, strebte sein universeller Sinn noch durch Theilnahme an des Bruders Forschung den eigenen Umfang zu mehren. Wer Humboldt etwa nur in einzelnen Unterhaltungen mit seinem Bruder oder mit Göthe begegnete, würde oft nur einen Naturforscher vor sich zu sehen geglaubt haben, und nicht wenig gestaunt haben, ihn in einer andern Stunde mit Göthe, oder in einem Gespräch mit Schiller, mit F. A. Wolf, als einen Geist von ganz anderem Drange zu erkennen!

Fragen wir nach den Männern, die zur Ausbildung so reicher Talente erwählt wurden, so stoßen wir freilich auf manche Lücke, dennoch ist es uns vergönnt, Wilhelm Humboldt's namhafteste Lehrer zu bezeichnen und von einigen Vorträgen, die er hörte, sogar einiges Nähere zu berichten. Kunth, den Erzieher, kennen wir. Daß er die Knaben, besonders in frühern Jahren, auch vorzugsweise unterrichtete, erleidet wohl keinen Zweifel. Aber der Unterricht eines Einzigen würde in keiner Rücksicht zureichend gewesen sein, und wir hörten es schon als Kunth's höchstes Verdienst rühmen, daß er eben die besten Kräfte der Hauptstadt für die Bildung seiner Zöglinge in Bewegung zu setzen verstand.

So erfahren wir aus der Lebensbeschreibung des berühmten Berliner Arztes, und nachherigen Geheimen Raths,

Ernst Ludwig Heim, [3]) daß dieser die Knaben in die Anfangsgründe der Pflanzenkunde einweihte. Heim war seit dem Jahre 1776 als Physikus in Spandau und bald darauf zugleich als Kreisphysikus im Havellande angestellt. Daneben noch übte er eine ausgedehnte Praxis. Schon im Anfang der achtziger Jahre besuchte er, als Arzt der Familien von Burgsdorf und Humboldt, auch oft das benachbarte Tegel. Dem Oberforstmeister Burgsdorf theilte er seine reichen Kenntnisse von ausländischen Bäumen und der Zucht fremder Hölzer mit, die dieser dann an Ort und Stelle in seiner Baumschule nutzte. Auch mit Kunth, dem Erzieher im v. Humboldt'schen Hause, war er sehr befreundet. „Unterm 30. Juli 1781," erzählt Heim's Biograph, „lesen wir in der Chronik (seinem Tagebuche): „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin v. Humboldt zu Mittag gespeist; den jungen v. Humboldt's die 24 Classen des Linné'schen Pflanzensystems erklärt, welches der Aeltere sehr leicht faßte und die Namen gleich behielt." [4]) Als später des Jüngern Ruhm in der Naturkunde sich über alle Länder verbreitete, erinnerte sich Heim mit höchster Freude jener Tage in Tegel. Alexander zählte damals erst eilf Jahre.

Noch einen andern Blick in das Jugendleben unsrer Brüder öffnet uns Heim's Biographie. Am 19. Mai jedes Jahres musterte der große Friedrich die Truppen in Spandau, wo dann die ganze Bevölkerung auf dem Platze war, den alten Helden zu erwarten und mit Ehrfurcht und Begeisterung zu begrüßen. Auch Heim fehlte nicht und selbst als er sich schon in Berlin niedergelassen (seit 1783), versäumte er doch jenes Schauspiel nicht, sondern begab sich „mit den Tegelschen

---

3) Leben E. L. Heim's. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Keßler (seinem Schwiegersohne). 2 Theile. Leipzig, 1835.

4) A. a. O. Thl. II. S. 8 – 9.

Freunden, Herrn Kunth und dessen berühmten Zöglingen dahin, die Specialrevue gründlich zu beschauen." [5])

Was sie damals von Heim lernten, war natürlich nicht der einzige frühere Unterricht, den die Humboldt in den Naturwissenschaften empfingen. Von Alexander wenigstens wissen wir, daß später in Berlin der junge Wildenow sein Lehrer in der Botanik war. [6])

Mehr aber als alles andre interessirt es uns zu wissen, wer Wilhelm Humboldt in alten Sprachen und alter Literatur den ersten Unterricht ertheilte. Das Alterthum war und blieb ja die Grundlage seiner ganzen Bildung: alles, was ihn sonst auszeichnete, knüpfte sich hier an. Die ästhetische Kritik, das Interesse an unserer vaterländischen Litteratur, seine Größe als Sprachforscher und Denker — alles wurzelte bei ihm in antiken Studien und der Anschauung der alten Welt. In einer Stadt wie Berlin konnte es schon damals nicht an tüchtigen und für die Zeit selbst geschmackvollen Philologen fehlen. Dort war schon viel für die Aufbesserung gelehrter Schulen geschehen. Unser Humboldt besuchte zwar keine der dortigen Anstalten; aber es fanden sich doch tüchtige Männer, die den Privatunterricht geben konnten. Den Grund zu Wilhelms tiefen griechischen Studien legte Löffler, der Verfasser eines freigesinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Feldprediger des Regiments Gens-

---

5) A. a. O. Thl. II. S. 34.

6) Das berichtet uns Bergrath Freiesleben in einer im Jahr 1826 zu Freiberg gehaltenen Vorlesung, die dann unter der Aufschrift: „Aus dem Jugendleben Alexander von Humboldt's" in den Zeitgenossen, Leipzig 1829, B. 2. H. 2, im Auszug mitgetheilt worden ist. Wir werden für unsern Zweck auch später noch einzelne Angaben daraus entlehnen. Alexander von Humboldt und der jetzige Berghauptmann Freiesleben (zu Freiberg in Sachsen) sind von ihren Freiberger Studienjahren her innig befreundet: wir befinden uns also hier an einer in jeder Rücksicht ausgezeichneten Quelle.

darmes, nachmals Ober-Consistorialrath in Gotha. Nach Löffler ertheilte ihm Fischer vom grauen Kloster viele Jahre lang Unterricht im Griechischen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt ist, neben der Mathematik auch viel Griechisch wußte. — Daß Wilhelm schon in der Jugend auch neuere Sprachen trieb, daß er die vaterländische Litteratur früh kennen lernte, läßt sich ohne Weiteres voraussetzen. Ein solch' Talent für alles Sprachliche wird nicht leicht erst in spätern Jahren entwickelt.

Die Zeit vor ihrem Abgang auf die Universität brachten die Brüder mehr zu Berlin als in Tegel zu. Denn nur dort selbst wurde es möglich, ausgezeichnete Männer für größere Privatvorträge zu gewinnen, und nichts zu verabsäumen, was die Jünglinge aufs würdigste ins akademische Leben einführen konnte. Männer, die in der Litteratur und Wissenschaft noch heute Klang und Namen haben, z. B. Engel, Klein, Dohm — lasen beiden Brüdern lange Collegien über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Ueber Dohm's Vorlesungen hat uns dessen Schwiegersohn, Gronau, in der Biographie jenes berühmten Publicisten, einen sehr erwünschten Aufschluß erhalten. Dohm arbeitete um diese Zeit im Departement des Auswärtigen zu Berlin. Gegen das Ende seines dortigen Aufenthaltes begehrte der Minister von Schulenburg von Dohm, daß dieser für einen jungen Grafen Armin eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen halte. Dohm war ohnehin sehr beschäftigt, und diese Vorträge forderten ziemlich mühsame Vorbereitung. Dennoch entsprach er dem Wunsche des Ministers. „Auch die Gebrüder von Humboldt, Wilhelm und Alexander, nahmen, nach dem Wunsche ihrer vortrefflichen Mutter, an jener Vorlesung Antheil, die ganz den Zuschnitt eines sogenannten Collegiums auf der Universität hatte, im Herbst 1785 begann und bis zu Dohm's Abgang von Berlin

[Juni 1786] dauerte." [7]) Den Entwurf dazu, sagt uns der Biograph, bewahrte Dohm stets sorgsam auf und die Erinnerung an jene Beschäftigung und das dadurch herbeigeführte Verhältniß mit schon damals sich auszeichnenden, und in vieler Hinsicht interessanten jungen Männern gehörte ihm stets zu den angenehmsten seines Aufenthalts in Berlin. Auch die Gebrüder Humboldt hielten den Lehrer in dankbarem Andenken und gaben ihm davon, als berühmte und hochgestellte Männer, noch später Beweise.

Von einem solchen Lehrer darf man wohl einen Schluß auf die Reife der Jünglinge machen, wenn wir nicht annehmen wollten, daß sie die Vorträge eines so staatskundigen Mannes ganz unvorbereitet und fruchtlos hörten. An Wilhelm fällt diese Reife auch wenig auf. Er war der ältere, und scheint durchaus eine sehr frühzeitige Entwicklung gehabt zu haben. Dann konnte sich bei so vielseitiger Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften, auch leicht und ohne Nachtheil ein schnelles Wachsthum erzielen lassen. Alexander aber, der einige Jahre Jüngere, mußte die Vortheile der gemeinsamen Erziehung schon mit heftigerer Anstrengung erkaufen. Er war in jugendlichem Alter keineswegs so kräftig als Wilhelm. In den ersten Jahren der Kindheit verzweifelte man auch ganz an seinen Fähigkeiten, bis es im spätern Knabenalter plötzlich Licht in seinem Kopfe ward. [8]) Körperlich leidend war er sogar noch in und nach den Universitätsjahren. Er selbst leitete diese Kränklichkeit von einem Uebermaß verdorbener Säfte her, das sich von Zeit zu Zeit einstelle. Freunde aber, wie Georg Forster, waren fest überzeugt, daß sein Körper nur deßhalb leide, weil der Geist zu thätig sei und „die logische Erziehung der Herren

---

7) Ch. W. Dohm nach seinem Wollen und Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1827. S. 127.
8) Freiesleben, a. a. O.

Berliner seinen Kopf gar zu sehr mitgenommen habe," 9) eine Bemerkung, welche einen guten Schlagschatten wirft, bei der man aber doch nicht vergessen darf, daß Forster gerade der Berlinischen Aufklärung jederzeit herzlich abgeneigt war.

So schritt die Erziehung der Brüder so weit fort, daß sie wohl ausgerüstet auch ihre Universitätsstudien gemeinschaftlich beginnen konnten.

Nicht blos die Geistesfähigkeiten unser's Humboldt entwickelten sich in frühestem Alter, auch die ihm eigenthümlichen Gemüths- und Charakter-Anlagen zeigen sich schon so früh an seinem Wesen, daß wir in dem, was er, noch vor dem Ende seines Universitätsleben, thut und schreibt, schon den ganzen, fertigen, entschiedenen Humboldt erkennen werden. Zwar von der frühesten Charakterentwicklung des Jünglings erfahren wir nicht eben viel, wie man denn in großen Städten auch auf ausgezeichnete Knaben nicht besonders aufmerksam zu sein pflegt. Uud selbst dieß Wenige, diese einzelnen Züge, die uns gemeldet werden, sprechen oft noch mehr die Richtungen der Zeit und des Ortes als den innersten Charakter des Individuums aus. Doch auch dieser liegt, wenn auch etwas verhüllt, schon zu Tage. In der Hülle und Form nämlich, die Stimmung und Richtung damaliger Zeit ihm ausdrückten, so wie in der einseitigern, jugendlichern Gestalt, die, charakteristisch genug, so früh an Humboldt verschwindet, am Ende seines Lebens jedoch, zwar in geklärterer Form, aber in ursprünglicher Stärke hervortritt.

Ein schwärmerisch idealer Trieb war, wie wir bald finden werden, ein Zug, der Humboldt sein ganzes Leben begleitete, aber den größern Theil dieses Lebens gedämpft war von andern mächtigen Eigenschaften seines Wesens.

---

9) Forster an Heyne, 13. Juni 1790 (in Forster's Briefwechsel).

In den ersten Jünglingsjahren trat aber dieser Zug eine Zeit lang dominirend hervor. Seine Jugend fiel gerade in die Epoche, wo die Sentimentalität des Empfindens und ein hochfliegender Enthusiasmus an der Tagesordnung waren. Göthe's Werther und Schiller's Don Carlos hatten, was in der Zeit lag, zu hellen Flammen angefacht. Kein Wunder also, wenn Humboldt in dieser Zeit über die Maßen sentimental war; er schwelgte wirklich in Gefühlen, wollte sich und Andere veredeln, nahm Theil an Vereinbarungen hiezu, mit Briefwechsel voll Selbstprüfung und Rechenschaft, in selbsterfundener Geheimschrift, für welche man sich auch besonders jüdischer Lettern gern bediente. Harmlos bekannten sich seine Jünglingsjahre zu dieser strebenden Empfindsamkeit, die überdies mit allen Reizen der Freundschaft und zärtlicher Neigung wie mit denen grübelnder Forschung eng verschlungen war.

Auf der Universität dauerte diese Stimmung fort. Fast alle Freunde, mit denen wir ihn verbunden finden werden, z. B. Stieglitz, Graf von Dohna-Schlobitten, ja selbst Kunth, der Erzieher, nahmen an diesen empfindsamen Freundschafts- und Veredlungs-Bünden Theil. Denn die Neigung zu Vereinigungen und geheimen Gesellschaften war in dieser Zeit eben so in Aufschwung wie die Sentimentalität.

Auch der weibliche Umgang nährte damals diese Stimmung, und erklärlicher Weise auch bei Wilhelm Humboldt. Früh schon kam er durch Spielgenossenschaft, Tanzenlernen &c. mit ausgezeichneten Erscheinungen des andern Geschlechts in Verbindung, Personen, die zum Theil in unserer socialen Geschichte und unserer Litteratur eine denkwürdige Stellung erworben haben. So traf Humboldt schon früh mit Fräulein von Briest, nachherigen Frau von Rochow und dann Frau von Fouqué — unter welchem Namen sie als Verfasserin vieler ihrer Zeit sehr gelesenen Romane aufgetreten ist —

zusammen, dann mit Rahel, der berühmten Briefstellerin, und besonders mit Henriette Herz, der noch jetzt lebenden Wittwe des bekannten Hofrath und Professor Markus Herz, die an Schönheit so sehr wie an Geist hervorragte. Mit dieser pflegte Humboldt insbesondere innige Freundschaft: er war mit ihr auf du und du, und im vertrautesten Briefwechsel. Die Sentimentalität, die alles beherrschte, gab allen diesen Verhältnissen einen ganz ungemeinen Schwung.

Neben dieser Empfindsamkeit, — die ungeheuer war und gegen das Ende des Lebens in reiner und hoher Gefühlsweise wiederkehrte, aber auch in der Zwischenzeit nie ganz erlosch, — entwickelte sich aber fast eben so früh der schroffste Gegenpart in Humboldt's Natur, nämlich die furchtbarste Schärfe und Kälte des Verstandes, der Satyre, der Ironie, die ruhigste Anmuth des Scherzes, die ausgebildetste Macht der Dialektik, der allseitigste Trieb der Forschung, der Neugier, der Beweisführung und Ueberredung — kurz das, was später so hervorstechend an Humboldt's Wesen war, daß Manchen jener schwärmerische Zug ganz verborgen blieb. Wir werden, bei späterer Charakterschilderung, sogar finden, daß er im äußerlichen Verkehr sein Innerstes sogar absichtlich zu verhüllen suchte und wohl gar einen falschen, oft ganz entgegengesetzten Anschein nahm.

Doch keineswegs war solche momentane Kälte immer Verstellung oder Absicht. „Ein Vorfall in Humboldt's Universitätjahren" berichtet uns Varnhagen, [1]) den wir durch frühe Schilderung umständlich kennen, gewährt einen merkwürdigen Blick in diese schon damals unter Scherz und Verneinung sich versteckende Empfindsamkeit, die sich mit antiker Seelenstärke wunderbar verband. Er badete mit seinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöverischen Leibarzt,

---

1) In der Skizze über Humboldt, a. a. O. S. 289 — 90.

bei Göttingen Abends in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er sich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts“! Doch dieser sprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte späterhin seine Empfindungen; sie waren die der zartesten und edelsten Freundschaft für den anwesenden Freund, des innigsten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand sich nichts davon, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht spaziren. Seine Freundschaft suchte auch späterhin, da die der größten und edelsten Männer ihm zu Theil wurde, sich [wenigstens im persönlichen Verkehr, denn schriftlich spricht er sich gegen Einige herzlich und begeistert genug aus!] in Bezeigung und Ausdruck kühl und keusch zu erhalten.“ Das ist ganz richtig. Liebe und Verehrung standen als unzweifelhafte Thatsachen fest, die durch das ganze Leben immerfort bestätigt wurden, die er aber mündlich zu äußern lieber vermied.

Diese Kälte und dieser kühle Forschungstrieb bildeten einen höchst wesentlichen Theil seines Charakters. Seine geistige Größe wie seine Festigkeit im bürgerlichen Leben hingen auf's engste damit zusammen. Daher stählten sich jene Anlagen wohl auch am frühesten im Umgang mit jenen ältern und jüngern Köpfen des damaligen Berlin, die aus Lessings Schule hervorgegangen waren und sich zum Theil später an die Kantische Richtung schloßen. Mit den meisten dieser Männer war Humboldt, den seine äußere Stellung eben so wie seine Geistesgaben begünstigten, sehr früh in nahem Verkehr, z. B. mit Engel, mit Biester, mit David Friedländer, mit Markus Herz u. A. — sämmtlich Männer, von einer hellen Denkweise und freien bürgerlichen Gesinnungen. In diesem Kreise konnte Humboldt früh seine

angeborne Forschungslust und seinen Charakter kräftigen, und wenn er so bald schon durch Unerschrockenheit seines Denkens wie durch freimüthiges Wesen unsere Bewunderung auf sich zieht, so dankte er wohl selbst die frühe und entschiedene Ausbildung dieser Naturgaben zum Theil dem Umgang mit diesen Männern, deren sonstige und besonders ästhetische Einseitigkeit dagegen auf seine Natur gar keinen Einfluß erlangen konnte.

Bemerkenswerth kann es erscheinen, daß ein großer Theil der Männer und Frauen, die hier genannt wurden, jüdischen Ursprungs waren. Gerade dieses israelitische Element bildete aber von jeher einen sehr bedeutenden Bestandtheil des Berlinischen Geisteslebens und namentlich damals concentrirte sich in ihren Reihen die Aufklärung ihrer Zeit, die hauptsächlich von Lessing und dessen Freund Mendelsohn, dem Lehrer und Vorbilde dieses Berliner Kreises, ausgegangen war. Humboldt war, wie wir sehen, von frühester Jugend an gewohnt, die Bildung überall zu suchen, wo sie irgend zu finden ist, und diese Unbefangenheit im geistigen Verkehr bewies er auch dann stets, als er schon die höchsten Ehrenstellen der bürgerlichen Welt erstiegen hatte. Man hat nie gehört, daß er an Abkunft oder Rang und Titel gedacht hätte, wenn er in einen Kreis trat, wo etwas Tüchtiges zu achten oder zu lernen war. Zeit seines Lebens suchte er, was nur irgend ein Interesse bot. Von Judenhaß oder ähnlichen Albernheiten konnte bei einem so freien Geist ohnehin nicht die Rede sein.

In die Reihen und Verhältnisse der vornehmen Welt trat Humboldt schon durch Geburt, als Glied einer angesehenen und begüterten Familie, so daß ihm auch von dieser Seite, von frühster Jugend an, jede Gunst entgegen kam. Alle gesellige Verbindungen, jeder geistige Verkehr standen ihm offen. Wie mußten sich solche Jünglinge, die, im Besitze großer, genialischer Talente, einen ächt bürgerlichen

Fleiß nicht verschmähten, unter ihren Standesgenossen auszeichnen, während sie vor den bürgerlichen Genossen schon durch die Geburt einen Vorsprung hatten!

War es schon ein Glück, theils auf einem anmuthigen Familiensitz und unter der Obhut einer geliebten Mutter, theils in einer der bedeutendsten und erregtesten deutschen Städte erzogen und gebildet zu werden und von den Hülfsmitteln, die die Zeit darbot, einen großen Theil gleich an erster Quelle benutzen zu können, so müssen wir nun auch des Mannes und des Staates gedenken, unter dessen Schirm und Anregung die Humboldt ihre Bahn daselbst betraten. Das hehre Bild eines Helden und Königs, wie Friedrich der Große war, leuchtete durch ihre Kindheit und Jugend, denn erst als sie Berlin zu verlassen und die Universität zu beziehen im Begriffe standen, starb Friedrich der Große im Sommer 1786. Er hatte einen Staat gegründet, dem eine Stimme unter den europäischen Großmächten eingeräumt wurde und dem noch glänzende Aussichten geöffnet schienen. Unter den zerrissenen und verfallenen Verhältnissen des deutschen Reiches gab der Staat schon, dem er angehörte, dem Preußen ein gewisses Selbstgefühl und einen zuverläßigern Halt. Ein kriegerischer Heldenmuth schien jedem Unterthanen eines solchen Königes wie von Geburt eingehaucht; jedes Opfer schien zu ertragen, wenn nur der Ruhm und die Ehre bestand; und diese Erinnerungen haben, als einmal alles verloren schien, nicht wenig gewirkt, eine todesmuthige Generation wieder aufzuwecken. — Aber auch die geistige Welt und die Litteratur Deutschlands hatten, zum Theil wieder seinen Willen, einen mächtigen Stützpunkt an dem großen Könige und an dem Enthusiasmus, der von ihm ausging. Mit seiner Herrschaft fing die Epoche der Aufklärung und Reform unter den Deutschen an, der wir mit allen unläugbaren Auswüchsen große, theure Errungen-

schaften danken, Errungenschaften, deren wir uns einige in neuerer Zeit sogar manchmal zu unbedächtig wieder entlocken ließen. Von Berlin aus, unter Friedrichs Fittigen, breitete sich eine aufgeklärtere Denkweise in religiösen und bürgerlichen, ja zum Theil auch in politischen Dingen aus, und die Männer dieser Hauptstadt, deren Vorzüge und Einseitigkeit wir schon erwähnt haben, verehrten in Friedrich ihren Schutzpatron. Ja noch heute, mitten in den Schwankungen unserer Tage, wissen freiere Geister wohl zu würdigen, was Friedrich für seine Epoche gewirkt und für die folgenden angeregt hat. Die wissen es am besten, die noch unter seinem Stern heranwuchsen. Als vor einigen Jahren das Jubelfest seiner Kronbesteigung in Berlin gefeiert wurde, nahm der Bruder unsers Humboldt bei dem Festmahl, zu dem sich die königliche Akademie der Wissenschaften vereinigt hatte, das Wort und sprach das allgemeinste Gefühl in dem bescheidenen und denkwürdigen Eingang seiner Rede also aus: „Mir ist die Ehre zu Theil geworden, einige Worte an die Versammlung zu richten. Diesen Vorzug verdanke ich der Zufälligkeit allein, dem alten Geschlechte anzugehören, welchem noch aus eigener jugendlicher Anschauung das Bild des großen Monarchen vor die Seele tritt. Seiner geistigen Kraft und aller Kraft kühn vertrauend, hat er gleich mächtig, so weit Gesittung und Weltverkehr die Menschheit empfänglich machten, auf die Herrscher, wie auf die Völker gewirkt. Er hat (um mich eines Ausdrucks des römischen Geschichtschreibers zu bedienen, der mit tief verhaltener Wehmuth alle Regungen des Staats und Völkerlebens durchspähte), er hat die schroffen Gegensätze, „die widerstrebenden Elemente der Herrschaft und Freiheit“ mit einander zu versöhnen gewußt. Den köstlichen Schatz dieser Freiheit, das ungehinderte Streben nach Wahrheit und Licht, hat er früh und vorzugsweise dem wissenschaftlichen Vereine anvertraut, dessen Glanz

er, ein Weiser auf dem Throne, durch eigene Arbeiten und schützende Theilnahme erhöhte." 2)

Mit dem Tode des großen Königs begann für den preußischen Staat eine Periode der Schwäche und innerer Auflösung. Deßhalb war es ein doppeltes Glück für die Gebrüder Humboldt, daß sie gerade um diese Zeit Berlin verließen und seit dem eine längere Zeit hindurch immer nur kürzeren Aufenthalt daselbst nahmen. Trübe, unsittliche, verderbende Elemente kamen zur Herrschaft und brachten die Hinterlassenschaft des großen Königes schrittweise bis an den Rand des Unterganges. Während dieser Zeit bewahrten und erweiterten die Humboldt, meist im Ausland lebend oder entfernt von der Hauptstadt, die männlichen Eindrücke ihrer Jugend. Ohnehin war es wünschenswerth, mit den Plattheiten der Nikolaiten nicht in zu naher Berührung zu bleiben; und die höchsten Bestrebungen des deutschen Genius an ihrer Quelle zu genießen, mußte man andere Erdreiche suchen, als das trocknere und bald noch von manchem Unkraut überwucherte Berlin. So befähigten sich diese Brüder das Vorbild für eine frischere Generation in ihrer Heimath und Geburtsstätte zu werden; so reihten sie sich in reinster Form an die trefflichsten Geister der deutschen Nation; und als ihr Vaterland Männer bedurfte, die die Kraft besäßen, es zu heilen und wieder aufzubauen, da strahlte der Name Humboldt unter den Ersten und Tüchtigsten, die zu dem schweren Werke herbeigerufen wurden.

Auch ihre akademische Laufbahn traten beide Brüder gemeinschaftlich an. Zunächst besuchten sie die vaterländische Universität Frankfurt an der Oder, wo sie sich vorzugsweise

2) S. Beil. z. Allg. Zeitung, 9. Juni 1840.

mit den Berufsstudien beschäftigten. Wilhelm machte da einen juristischen Cursus, Alexander widmete sich den Kameralwissenschaften, wobei sie jedoch ihren philologischen und naturwissenschaftlichen Neigungen sich gewiß nicht entschlugen.

Sie wohnten zu Frankfurt im Hause ihres ehemaligen Lehrers Löffler, der inzwischen dort eine Professur erhalten hatte. Unter den dortigen Lehrern unseres Humboldt möchte der bekannte Jurist Reitemeier auszuzeichnen sein, der die Rechtswissenschaft, in manchem der Zeit vorauseilend, besonders von geschichtlicher Seite behandelte und dabei, wie er in einzelnen Schriften, z. B. über die Sklaverei der Alten, bewiesen, ein tüchtiger Philolog war.

Zu den Männern, mit denen Humboldt schon in Frankfurt ein dauerndes Verhältniß knüpfte, gehörte namentlich der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten, den wir hier hervorheben, weil wir ihm später in einer sehr wichtigen Verbindung mit Humboldt begegnen. Graf Dohna studirte in den Jahren 1786—1788 zu Frankfurt, also ziemlich in derselben Zeit mit unsern Brüdern. Neben der Berufswissenschaft widmete auch er sich insbesondere den classischen Studien. Sein Biograph, der als Geschichtschreiber Preußens rühmlichst bekannte Johannes Voigt, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „von ungemein wichtigem Einflusse auf des Grafen geistige Entwicklung sei die Bekanntschaft und dann sehr bald innige Freundschaft mit dem edlen Freiherrn von Humboldt, sowie die mit dem nachherigen Staatsrath Rhediger gewesen. Das Beispiel dieser Freunde habe seinen Geist täglich mit dem Streben nach Vervollkommnung seiner Kenntnisse befeuert." [1]) Diese Einwirkung des jungen Humboldt hat für

1) Friedrich Ferdinand Alexander Reichsburggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von Johannes Voigt. In den Zeitgenossen, B. 4. H. 6—7, Leipzig 1833, S. 19. (Diese Lebensskizze erschien auch gleichzeitig in besonderm Abdruck).

Freunde, hat gegenwärtig sehr vielen Zulauf, überhaupt wird Philologie, die zu meiner Zeit eine ziemlich verächtliche Sache war, jetzt von vielen mit großem Eifer getrieben."[3]) Daß Heyne nachmals von größern Nachfolgern in Schatten gestellt wurde, daß er gegen diese, zum Theil durch eigene Schuld, in nachtheilige Stellung gerieth, kann sein wirkliches Verdienst nicht schmälern.

Beide Brüder genoßen den näheren Umgang Heyne's,[4]) der auch diese jungen Männer wohl zu schätzen wußte. Außer dem Einfluß, den er auf ihre Studien haben mochte, dankten sie wohl zunächst ihm auch das freundschaftliche Verhältniß zu seinem Schwiegersohne Georg Forster. Forster hielt sich während des Sommers 1788 in Göttingen auf und erst im Herbste dieses Jahres trat er in seine Stellung zu Mainz ein. Das Band zwischen Forster und den Brüdern Humboldt wurde daher gewiß während jenes Sommers begründet.

Es wäre von großem Interesse, zu erfahren, mit welchen Lehrern der Georgia-Augusta unser Humboldt sonst noch in Berührung gekommen. Das Feld der Geschichts- und Naturwissenschaften war reichlich besetzt. In den letztern glänzte vor allem der Name Blumenbachs und dieser war Alexander Humboldt's Lehrer. Von den Juristen zeichneten sich nicht nur Männer des alten Schlages, wie Pütter, sondern auch jüngere, wie Martens, dieser als Lehrer des Natur- und Völkerrechts, und der junge Hugo insonders aus. In der philosophischen Facultät fanden sich die tüchtigsten Männer, namentlich für die historisch-politischen Fächer. Da lehrten Schlözer und Spittler, Michaelis und Eichhorn. In derselben Facultät begegnen uns zu Humboldt's Zeit auch andere sehr interessante Namen, z. B. Lichtenberg, Bürger,

---

3) Zoega's Leben, von F. G. Welcker. I. 227.
4) Auch Alexander v. Humboldt. S. Freiesleben, a. a.O.

Fiorillo ꝛc. Das nächste Interesse mußte für Wilhelm Humboldt doch immer Heyne behalten. Und obschon er sich, wie es scheint, niemals in das philologische Seminar aufnehmen ließ [5]), wird er doch in dessen Vorlesungen über Homer, über Pindar, über griechische und römische Alterthümer ꝛc. ein um so eifrigerer Zuhörer gewesen sein.

Für die vielseitige Richtung unseres Humboldt fand sich in Göttingen die reichste Nahrung, und was der lebendige Vortrag nicht darreichte, bot jeder Zeit die herrliche Büchersammlung dieser Universität in größter Fülle. In zwei Gebiete aber warf er sich während dieser Jahre mit besonderem Eifer: in die Alterthumswissenschaft und in das Studium der Kantischen Philosophie. Wie früh er sich durch ein umfassendes Eindringen in die Schriften der Alten eine großartige und in ihrer Art neue Grundansicht von der Bedeutung der Alterthumsstudien und der antiken Welt für die Neuern erworben haben mußte, das erhellt vorzüglich aus bekannt gewordenen Bruchstücken Humboldtischer Briefe, die vom Jahre 1788 herrühren sollen und die F. A. Wolf, in dessen Hände sie „durch einen angenehmen Zufall“ gelangten, im Jahr 1807 seinem Entwurf einer Darstellung der Alterthumswissenschaft einzuverleiben für angemessen hielt, bei welcher Veranlassung Wolf den Verfasser dieser Bruchstücke geradezu für denjenigen erklärte, in dessen Umgang und Bunde er selbst sich zu einer tiefern Ansicht des Alterthums emporgearbeitet habe. [6]) Wir sparen uns aber eine nähere Beleuchtung dieser Richtung Humboldts auf die Zeit

5) Die Verfasser der Göttinger Gelehrtengeschichte hätten Humboldt's Namen gewiß nicht vergessen, wenn er in das Seminar aufgenommen worden wäre. Sie melden uns ja pünktlich die Aufnahme A. W. Schlegels (im Jahr 1786), Woltmanns und so vieler Andern.

6) Siehe: Museum für Alterthumswissenschaft, herausg. von F. A. Wolf u. Ph. Buttmann, B. I. Berlin, 1807, St. 1. S. 126 — 29 u. 133 — 37.

vor, wo er mit Wolf persönlich umging und an allen Bestrebungen dieses großen Forschers den lebendigsten Theil nahm. Hier galt es nur darauf hinzuweisen, welche Stufe auf dem Felde der Philologie Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthaltes erstiegen hatte.

Ueberhaupt verweisen wir die übersichtliche Darstellung der von Humboldt in frühen Jahren eingenommenen Standpunkte wie seines Verhältnisses zu den Hauptrichtungen und Bewegungen der Zeit in die folgenden Bücher. Hier haben wir es nur mit dem Lernenden zu thun, auf seine Lehrer und seinen frühesten Umgang hinzudeuten und die günstigen Constellationen zu bezeichnen, unter denen er in die Welt und seine Lebensbahn eintrat.

An anregendem Umgang konnte es dem jungen, in jeder Beziehung hervorragenden Mann auf einer Hochschule wie Göttingen nicht mangeln, und zwar nicht bloß unter den ältern Männern und Lehrern allein, sondern auch unter den jüngern Köpfen und Studiengenossen. Vor allem wichtig ist uns das Zusammenleben mit seinem Bruder. Theilnehmend an dessen fast ganz abseits liegender Geistesrichtung und Thätigkeit, entwickelte sich Wilhelm's allseitiger Sinn mehr und mehr. Davor war er gesichert, daß das Studium der Sprachen und der Kunst ihn nicht verengere: Natur und Leben blieben stets im Gesichtskreise. Unter seinen nächsten, intimsten Göttinger Freunden war außerdem noch ein Mediciner, den wir schon im vorigen Abschnitt als seinen Lebensretter genannt haben — Johann Stieglitz nämlich, der nachmalige berühmte praktische Arzt, Obermedicinalrath und erster Leibarzt zu Hannover (geboren 1767, gestorben 1840). Stieglitz war ein Jude von Geburt. Er hatte sich nach seinen Schuljahren einige Zeit in Berlin aufgehalten und besonders mit philosophischen Studien beschäftigt. Dort wurde er mit Mendelssohn, Engel, Moritz, Marcus Herz, Biester

und vermuthlich auch schon mit Humboldt näher bekannt. Um Medicin zu studiren, ging er nach Göttingen. Dort knüpfte er eine innige Freundschaft mit Humboldt. Er war auch, in mehrfachem Betracht, eine diesem verwandte Natur. Man sagt von ihm, daß er höchst umsichtig in der Wahl seines Umgangs gewesen, und zum Theil schon seinen akademischen Freundschaften die spätere glückliche Gestaltung seines Lebens zu danken hatte. Gleich nach Beendigung der Studien ließ er sich als Arzt in Hannover nieder. Geistreich und vielseitig gebildet, wie er war, gelangte er da bald in den engern Kreis eines Brandes, Rehberg, in welchem auch Humboldt schon während seines Göttinger Aufenthalts wohl bekannt war. In Hannover machte er sein Glück und stieg zu dem angesehensten ärztlichen Wirkungskreis empor. Auch als gelehrter Mediciner hatte er großen Ruf und zeichnete sich besonders als kritischer Schriftsteller in diesem Fache aus. Ueberhaupt schien er nur Verstandesmensch zu sein: die umsichtigste Lebensklugheit, die schärfste Berechnung aller Verhältnisse und Lagen ließ dem Anschein nach auf wenig Gemüthswärme schließen. Er vergaß sich nie. Aber nur um seine Zwecke zu erreichen und alle Hindernisse zu besiegen, beherrschte er die Regungen des Gemüths, ja bewältigte und verbarg er seine wärmsten Empfindungen. So konnte er mitunter selbst kalt und hart erscheinen, obwohl sein Herz für alles Edle und Erhabene schlug und seine Freunde die unerschütterlich treue Gesinnung gar wohl kannten. Es war ihm angeboren, die innigeren Empfindungen vom Alltagsleben ferne zu halten und das Gute und Edle in der Stille zu thun. 7)

Auch Stieglitz, wie wir berichtet, nahm in jenen Jugendjahren an der herrschenden Empfindsamkeit und an den

7) Ueber ihn besitzen wir den „Necrolog des weiland Dr. J. Stieglitz ꝛc." Von Dr. G. P. Holscher. Hannover, 1841."

Veredlungsbünden Theil. Auch Graf Dohna kam von Frankfurt nach Göttingen und reihte sich zu diesem empfindsamen Freundeskreis. Zu den jüngeren Männern, mit denen Humboldt schon als Student in Berührung trat, gehörte, ohne Zweifel, auch der bekannte Genosse des Grafen Schlabrendorf, Oelsner, der wie jener fast sein ganzes Leben in Paris zubrachte und mit Humboldt auch noch später in wiederholte Verbindung kam. Mit Aug. Wilh. Schlegel traf Humboldt auch schon in Göttingen zusammen. Neben großen Sympathien, die Zeit ihres Lebens zwischen diesen in ihrer schriftstellerischen Bahn sehr nahe verwandten Geistern bestanden, scheinen doch früh schon auch lebhafte Spaltungen in ihren Urtheilen vorgekommen zu sein, wie sich denn z. B. Humboldt noch später in einem Briefe an Schiller [8]) erinnerte, daß er schon in Göttingen sich mit jenem oft lebhaft über Heinse's Ardinghello gestritten habe, welchem er selbst nie einen solchen Geschmack abgewinnen konnte. In späterer Zeit vermittelte sich auch ein Verhältniß mit dem jüngern Schlegel, der in der Periode seiner hellenistischen Bestrebungen unter allen Jüngeren fast am nächsten mit Humboldt's Richtung zusammentraf, nur mit dem Unterschied, daß dieser sich fest an den Göthe-Schiller'schen Kreis und unsere Klassik schloß, während die Gebrüder Schlegel bald vorzogen, eine neue Standarte aufzupflanzen und durch erweiternde, aber auch verwirrende Elemente, die sie heranbrachten, des schon gewonnenen Standpunktes und Weges wieder verlustig gingen. Für uns ist es hier nur von Wichtigkeit, diese ausgezeichneten kritisch-ästhetischen und forschenden Köpfe, ja Nebenbuhler, schon so früh sich begegnen zu sehen.

So geleiten wir unsern Humboldt bis ans Ende seiner Lehrjahre — wenn man diesen Ausdruck von einem Geiste

8) Vom 18. Dez. 1798.

brauchen darf, der bis zum letzten Athemzuge zu lernen fortfuhr — aber wir stehen noch keineswegs am Ende des Göttinger Aufenthalts. Denn in Wahrheit stand er schon während dieser Zeit als selbstständiger, fest entwickelter Mann da, er trat schon von dort aus in Verkehr und Briefwechsel mit ausgezeichneten Koryphäen der Litteratur und bereicherte auf kleinern und größern Reisen, die er von Göttingen aus machte, seine äußere Weltkenntniß wie den Kreis seiner Verbindungen. Damit beginnt denn seine eigne Lebensbegründung und sein erstes Wirken in der geistigen Welt, dessen Darstellung wir dem folgenden Buche vorbehalten. Göttingen war das letzte Stadium seiner Jugendbildung und der Ausgangspunkt seiner eigenen Wirksamkeit. Welche Reihe der namhaftesten und verdientesten Männer zählt die Georgia-Augusta unter ihre Schüler! Der Name Humboldt ist gewiß keiner der geringsten unter ihnen, und Wilhelm würde, wenn er es erlebt hätte, seinen Dank eben so laut ausgesprochen haben als sein Bruder Alexander, dem es vergönnt war der großen Jubelfeier dieser Universität (1837) beizuwohnen und der bei dieser Gelegenheit das schöne Bekenntniß niederlegte, „daß er auf dieser berühmten Hochschule den edleren Theil seiner Bildung empfangen.“

Hier am Schlusse der Jugendjahre und an den Zeitpunkt gelangt, wo Humboldt selbst in den geistigen Bewegungen der damaligen Welt mitzuwirken anfing, wollen wir auch einen Blick auf die günstigen äußern Conjunkturen werfen, unter denen er seine Lebensbahn betrat. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein seltener Glücksstern der Stunde seiner Geburt geleuchtet. Wie günstig war schon die äußere Stellung, in der er geboren wurde! Von der Wiege an schien kein Streben, kein Wunsch versagt. Den

die Sturmperiode unsrer Dichtung, durchschütterte in voller Stärke den Knaben und Jüngling, und eben als dieser an den Werken des Alterthums das vollendete Kunstideal in sich aufgenommen hatte, schenkte uns Göthe die Schöpfungen, die eine glücklichere Zone gereift und vollendet hatte. Jetzt näherten sich die Jahre, wo auch Schiller sich zum Kunstideal erhob und mit Göthe zu gemeinsamer Wirksamkeit verband, wo dann in schneller Folge die größten Werke geschaffen und die höchste Stufe der Kunst und Kunsteinsicht erstiegen wurde — mit einem Wort, jener Gipfelpunkt unserer Litteratur, der die mächtigsten Impulse hinterließ, wenn auch die Litteratur selbst von dieser Höhe nur zu bald wieder herabsank. War es schon ein nicht geringer Vortheil an diese Höhe gleichsam mit heranzuwachsen und nicht das schon Errungene nur so mühelos zu erben, so war es ein noch größerer, beim Beginn jener höchsten Epoche so gereift zu sein, um an dem Wirken unserer größten Geister Theil haben und es durch Rath und That, durch Theorie und Kritik fördern und ergänzen zu können. Dies Glück wurde beiden Humboldt, und namentlich dem ältern, vergönnt. Während Alexander Göthe's naturwissenschaftlichen Arbeiten parallel ging, schloß sich Wilhelm ganz an die ästhetischen Forschungen unserer beiden größten Dichter an, wurde von beiden des innigsten Vertrauens gewürdigt und als ebenbürtiger Genosse betrachtet und so eng, so umfassend in die Bestrebungen dieser Geister verflochten, daß er, wie kein Anderer, als ein ergänzendes Glied der Weimar-Jenaischen Glanzepoche erscheint. Ohne selbst ein Kunstwerk solcher Art hervorzubringen, knüpfte er durch die Theilnahme, die er im höhern Sinne an den Werken und Forschungen unserer größten Meister nahm, seinen Namen an die ihrigen an. Sein Einfluß auf die Grundsätze und Hervorbringungen Göthe's und Schiller's in der Zeit ihres Zusammenwirkens, war der größte und

entschiedenste und kein Dritter konnte sich in diesem Bezug irgend mit ihm vergleichen.

Was befähigte nun Humboldt vorzugsweis, diesen Einfluß auf unsre classische Litteratur auszuüben? Gewiß, die Bildung und Universalität seines Geistes, sein Geschmack, sein Verständniß der neuern Philosophie, vor allem aber seine Richtung auf die Formen und Vorbilder des Alterthums, in deren Verehrung er sich mit den großen Dichtern so wunderbar begegnete. Und wie begünstigte ihn dabei der andere Umstand, daß das Studium des Alterthums in seinen Bildungsjahren eben einen neuen Schwung nahm, ja daß hier eine neue Wissenschaft entstand, an deren Begründung Humboldt, der Genosse und Freund eines Fr. A. Wolf, gleichfalls keinen unbedeutenden Theil haben konnte.

Noch in seine Jünglingsjahre fiel auch die Erneuerung der Philosophie durch Kant. In frühester Zeit machte diese Lehre den größten Eindruck auf ihn und er eignete sich dieselbe mit dem lebendigsten Sinne an. Sie blieb fortan eine Grundlage seines Denkens, sie diente ihm auch da noch als Leitstern, wo er über ihre Gränzen hinausschritt. Mit Recht hat man ihn zu denjenigen gezählt, die den Standpunkt dieser Philosophie erweiterten, theils durch die ästhetischen Forschungen, denen er im Bunde mit Schiller oblag, theils durch die Begründung der Philosophie der Sprache, die wir erst seiner Vertiefung in dieses Gebiet verdanken.

Wir könnten den glücklichen Stern, der Humboldt's Leben begleitet, gleich weiter verfolgen, und darauf hinzeigen, wie es ihm später vergönnt wurde, zu der so nothwendig gewordenen Reorganisation seines Vaterlandes mitzuwirken und sich hierbei durch freimüthiges und entschiedenes Streben an die geehrtesten Namen unsrer Zeit zu reihen, und doch im

rechten Moment eine Bahn wieder zu verlassen, auf der nichts mehr zu hoffen blieb, als Einbuße an schon erworbenem Rufe und Verdienste; wie es ihm ferner gegeben war, auch die Mußejahre seines Alters zu verewigen und sich eben in den sprachphilosophischen und vergleichenden Forschungen ein Reich zu gründen, in welchem er für unsere Zeit und Nation so einzig dasteht, wie sein Bruder auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete.

Hier haben wir aber nur die bestimmenden und fördernden Einflüsse seiner Jugend im Auge zu behalten. Zudem dürfen wir die sonstigen Glücksfälle seines Lebens nicht gar zu hoch in Rechnung setzen. Denn, wie sich Geist und Charakter in ihm fast unabhängig von seinem äußern Lebenslaufe entwickelt haben, so würde auch seine spätere geistige Thätigkeit unter allen Umständen fast dieselbe gewesen sein, während für sein früheres Einwirken, wie für die Bildung, die er in frühestem Lebensalter sich aneignen konnte, das glückliche Gestirn, unter welchem sein Leben und seine Laufbahn begann, von unläugbar großem Gewicht war.

Humboldt selbst scheint die Wichtigkeit dieser Jugendeindrücke und seiner frühesten Entwicklung gar wohl empfunden zu haben. Auch beseelte ihn die freudige Gewißheit, der Richtung, die sein Wesen in jenem Alter empfangen, immer treu geblieben zu sein; ja das Gefühl des Segens, der in dieser Treue ruht, sprach er am Abende seines Lebens in einem der Sonette aus, die seine letzten Bekenntnisse enthalten. Da ich einmal einen Blick auf sein späteres Leben geworfen, wüßte ich auch nicht besser als mit wörtlicher Anführung dieser schönen Strophen zu schließen.

„Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonneleben
Dem ganzen Dasein glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet;
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet."

Zweites Buch.

Lebensgestaltung und frühestes Wirken.

1788 bis 1794.



es dort gab, auf das genaueste und tiefste zu erforschen. Auf kleinem Raume richtete er immer ein großes Werk des Studiums auf." So einzeln hingeworfen erschöpft dieser Ausspruch die Wahrheit noch nicht: erst in den entgegengesetzten Auffassungen kömmt sie zu Tage.

Also nicht das Vorhandensein dieser Gegensätze, sondern ihre Mischung und Verknüpfung zu einem wohlthuenden Ganzen, zu entschiedenem Charakter, dies ist's, was uns an Humboldt's Wesen verwundert. Was aber auf den ersten Blick beinahe unerklärlich, ja räthselhaft klingt, löst sich doch für den aufmerkenden Beobachter bald, und zwar daraus, daß diese scheinbar widersprechenden und jedenfalls entgegenstrebenden Eigenschaften in ihm nicht chaotisch zusammenwirkten, sondern an einem tiefern Zuge seines Wesens eine Art Beherrscher hatten und übrigens in verschiedenen Momenten, d. h. je nach dem Gegenstande, der eben vorlag, oder in solcher Unterordnung der einen gegen die andre hervortraten, daß immer nur Eine sich herrschend und maßgebend zeigt, die Andern nur nebenwirken, mildern, bedingen. Vor allem muß man jenen tiefern Grundzug zu erfassen und von den ihm zur Seite stehenden Eigenschaften zu scheiden wissen. Dann wird das, was uns flüchtig angesehen, vielleicht als ganz hervorstechend und bestimmend an Humboldt dünkte, bei genauerm Anblick nur als eine Seite und nicht einmal die herrschende seines Wesens gelten. So ehren wir an ihm auch die Entschiedenheit der Gesinnung, die Festigkeit des Willens, wir bewundern die Klarheit, womit er uns die Ergebnisse seiner Forschung darlegt, die Helle, in der sein Genius erscheint, und finden am Ende, daß dies alles den innersten Grund seines Wesens nicht aufdeckt. Dieses Innerste war durch sein ganzes Leben der idealische Trieb, der ihn beseelt. Nur die Form der Empfindsamkeit und schwärmender Begeisterung, die er in erster Jugend angenommen

Man hat von Humboldt gesagt, er sei von keinem Alter gewesen, habe keinem angehört,[1]) und diese Bemerkung wird sich, von dem Punkt an zum wenigsten, wohin wir nun gelangt sind, vollkommen bewähren. Die erste jugendliche Aeußerung seines Enthusiasmus paarte sich schon in den reifern Jünglingsjahren mit kühler Besonnenheit und von nun an übten „die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzter Gestalt zeigen," an Humboldt nur geringe Macht, sie bezeichneten nur äußerliche Unterschiede, fast nur die Gegenstände, mit denen er vorzugsweise beschäftigt ist, wechseln in verschiedenen Epochen, immer aber begegnen wir demselben Grundcharakter, ja bis in die kleinsten Züge der Form tritt uns schon in den Briefen des Zwanzigjährigen dasselbe Gepräge entgegen, das wir in den Darstellungen des Sechzigers wieder erkennen, und das als der wahre Ausdruck seiner Natur, wie diese, unveränderlich feststand.

In der Skizze von Humboldts Jugendleben haben wir auch die Urbestandtheile, aus denen seine Natur sich entwickelte, schon berührt. Wir sahen die schroffen Gegensätze ungeheurer Empfindsamkeit und kältester Ruhe seltsam gepaart, und dieselben Gegensätze sind es, die, gemildert und gehoben, der stete Grundzug seines Wesens blieben. Scharfe, ja anscheinend widersprechende Gegensätze in der ganzen

1) Varnhagen a. a. O., S. 276.

hatte, fiel allmählig wie eine Hülle herunter. Der Trieb selbst aber verschaffte sich nur in reinerer Gestalt Geltung, er beseelte jedes Bestreben Humboldts, ja sein Leben im eigentlichen, höheren Sinne. Während er oft nur mit praktischen oder scheinbar außerwesentlichen Dingen sich zu beschäftigen schien, wohnte er dennoch im Reiche der Ideen. Jede Forschung niederer Art knüpfte er innerlich an die höchsten Bezüge des Denkens; alles, was er trieb, war geschwängert von der Begeisterung für das Ideale, und selbst in den trauten Umgang, den er pflog, mischte sich unabänderlich ein Zug schwärmerischer Empfindung. Sein Streben ging durchaus dahin, die Eigenschaften und die Verkettung der geistigen Welt in ihrer Tiefe zu fassen und selbst in dem nothwendigen Handeln für den Moment den Blick auf die Allentwicklung der Menschheit nicht zu verlieren. Er war im Grunde seines Wesens eine erforschende Natur, er lebte nur in den Anschauungen und Ergebnissen, die er gewonnen, und verglich sich selbst in den spätern Tagen seines Lebens mit den „Vertieften," die uns in der indischen Poesie vorgeführt werden. Diesen Kern der Humboldtischen Natur in allen oft so abweichenden Erscheinungen noch zu erkennen, muß man stets den Trieb von dem Gegenstande, den Stoff von der Form seines Wirkens unterscheiden; man muß überall den vorherrschenden Zug von den nebenwirkenden Eigenschaften, den handelnden, von entschiedenen Grundsätzen geleiteten, praktischen Humboldt von dem denkenden und überschauenden gesondert im Auge haben. Seine Größe besteht darin, daß er mit jenem alles beherrschenden Idealismus einen tüchtigen Sinn für die Gegenwart und ein entschiedenes Wollen und Wirken in gegebenen Verhältnissen vereint. Ueber seinen Antheil an der Wirklichkeit darf uns jedoch der Kern und Trieb dieses Geistes nicht verdunkelt werden. Freuen wir uns ihn handelnd und wirkend zu sehen, kräftigen

wir uns an der geklärten, tüchtigen Gesinnung, folgen wir den hellen, edlen Formen seiner Rede — nur laßt uns auch den Geist, der über all dem waltete, in seiner Heimath aufsuchen — den Geist, der, das Große und Schöne der Vergangenheit und Gegenwart in Gedanken zusammenfassend, nichts höher achtete und nichts höheres erstrebte, als in der ganzen Menschheit den ideellen Menschen zu entdecken und dessen reinster Form und reichsten Umfangs sich bewußt zu werden, ja beides, insofern seine Kräfte zureichten, an sich selbst, wenn auch immer in individueller Gestalt, zur lebendigen Erscheinung zu bringen. Er lebte ebenso in der ältesten Vergangenheit wie in der Gegenwart, ja wo es nicht zu handeln galt, fast mehr in jener. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er in spätern Jahren einen alten Freund von dessen politischem Standpunkt er sich nur zu sehr entfernt wußte, also anredete: „Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Ansichten nennen kann, verschieden wären, liebster Freund. Aber auch mit Menschen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das sehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Ansichten, und es ist mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man sich zu beschäftigen vorzieht. Ich habe von jeher nur ein althistorisches Interesse gehabt, und da schrumpft alles Menschliche unglaublich zusammen, man sieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge selbst."

Auf diese Art wurde es Humboldt möglich, uns als Charakter zu ergreifen, da er über den innersten Drang doch die nächste Lebensstellung nicht verabsäumt, sondern ihr auf das würdigste Genüge leistet. Ja er stand, gleich Wenigen, wie ein Riese unter der thatlosen, unkräftigern Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Dagegen mahnt er uns mitten unter den handelnden Genossen — und er war keiner der Geringsten unter

hatte, fiel allmählig wie eine Hülle herunter. Der Trieb selbst aber verschaffte sich nur in reinerer Gestalt Geltung, er beseelte jedes Bestreben Humboldts, ja sein Leben im eigentlichen, höheren Sinne. Während er oft nur mit praktischen oder scheinbar außerwesentlichen Dingen sich zu beschäftigen schien, wohnte er dennoch im Reiche der Ideen. Jede Forschung niederer Art knüpfte er innerlich an die höchsten Bezüge des Denkens; alles, was er trieb, war geschwängert von der Begeisterung für das Ideale, und selbst in den trauten Umgang, den er pflog, mischte sich unabänderlich ein Zug schwärmerischer Empfindung. Sein Streben ging durchaus dahin, die Eigenschaften und die Verkettung der geistigen Welt in ihrer Tiefe zu fassen und selbst in dem nothwendigen Handeln für den Moment den Blick auf die Allentwicklung der Menschheit nicht zu verlieren. Er war im Grunde seines Wesens eine erforschende Natur, er lebte nur in den Anschauungen und Ergebnissen, die er gewonnen, und verglich sich selbst in den spätern Tagen seines Lebens mit den „Vertieften," die uns in der indischen Poesie vorgeführt werden. Diesen Kern der Humboldtischen Natur in allen oft so abweichenden Erscheinungen noch zu erkennen, muß man stets den Trieb von dem Gegenstande, den Stoff von der Form seines Wirkens unterscheiden; man muß überall den vorherrschenden Zug von den nebenwirkenden Eigenschaften, den handelnden, von entschiedenen Grundsätzen geleiteten, praktischen Humboldt von dem denkenden und überschauenden gesondert im Auge haben. Seine Größe besteht darin, daß er mit jenem alles beherrschenden Idealismus einen tüchtigen Sinn für die Gegenwart und ein entschiedenes Wollen und Wirken in gegebenen Verhältnissen vereint. Ueber seinen Antheil an der Wirklichkeit darf uns jedoch der Kern und Trieb dieses Geistes nicht verdunkelt werden. Freuen wir uns ihn handelnd und wirkend zu sehen, kräftigen

wir uns an der geklärten, tüchtigen Gesinnung, folgen wir den hellen, edlen Formen seiner Rede — nur laßt uns auch den Geist, der über all dem waltete, in seiner Heimath aufsuchen — den Geist, der, das Große und Schöne der Vergangenheit und Gegenwart in Gedanken zusammenfassend, nichts höher achtete und nichts höheres erstrebte, als in der ganzen Menschheit den ideellen Menschen zu entdecken und dessen reinster Form und reichsten Umfangs sich bewußt zu werden, ja beides, insofern seine Kräfte zureichten, an sich selbst, wenn auch immer in individueller Gestalt, zur lebendigen Erscheinung zu bringen. Er lebte ebenso in der ältesten Vergangenheit wie in der Gegenwart, ja wo es nicht zu handeln galt, fast mehr in jener. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er in spätern Jahren einen alten Freund von dessen politischem Standpunkt er sich nur zu sehr entfernt wußte, also anredete: „Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Ansichten nennen kann, verschieden wären, liebster Freund. Aber auch mit Menschen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das sehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Ansichten, und es ist mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man sich zu beschäftigen vorzieht. Ich habe von jeher nur ein althistorisches Interesse gehabt, und da schrumpft alles Menschliche unglaublich zusammen, man sieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge selbst."

Auf diese Art wurde es Humboldt möglich, uns als Charakter zu ergreifen, da er über den innersten Drang doch die nächste Lebensstellung nicht verabsäumt, sondern ihr auf das würdigste Genüge leistet. Ja er stand, gleich Wenigen, wie ein Riese unter der thatlosen, unkräftigern Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Dagegen mahnt er uns mitten unter den handelnden Genossen — und er war keiner der Geringsten unter

ihnen — wie ein fremder, sonderbarer Geist: er scheint zu entfliehen, wenn wir ihn zu halten meinen und in der kältesten äußern Hülle verräth er plötzlich den tiefen Drang seines Geistes und Gemüthes. Zu einer Zeit, wo er die deutschen und preußischen Interessen mit einer Beharrlichkeit vertheidigte, die an eine ächte Begeisterung für die Sache Niemand zweifeln ließ, wußte ihn Görres, im Rheinischen Merkur, nicht rühmender zu bezeichnen, als indem er ihn „kalt wie die Decembersonne" nannte.

Wie unheimlich mußte ein solcher Geist den Diplomaten, und gerade den feinsten und verschlagensten, sein! Was Wunder, wenn Talleyrand, der doch über Humboldt den Staatsmann zu äußern sich gedrungen fühlte: „que c'était un des hommes d'état dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre," zu andrer Zeit sein Mißbehagen ausdrückte, daß er den Mann doch nicht ganz durchschaue und seine Eigenthümlichkeit etwas ihm Unverständliches behalte.

So war Humboldt. Eine Natur von seltener Anziehungskraft, auch da wo sie wie geflissentlich zurückzustoßen schien. Dem einseitigen Blick oft unverstanden, dem tiefergehenden eine der gesundesten Erscheinungen ihrer Zeit. Hamlets Geist, denkend, sinnend, brütend wie der Modernsten Einer, und, wo es zu handeln galt, wie ein antiker Mensch, ja in vereinter Thatkraft und Schönheitsschwelgerei ein Grieche. Die Energie seines Charakters ließ ihn vor keinem Ergebniß des Denkens zurückschrecken und wie der Gedanke ihn nicht dem Leben, so entführte das Streben ihn nicht dem Genuß. Ja zum Schwelgen in Gedanken und Empfindungen alles Großen und Schönen war seine Natur von vornherein angelegt. Der kritische Verstand, der äußerlich vorwaltete, war eigentlich nur das Mittel für jene sinnende Tiefe. Er schützte ihn aber zugleich davor, in dieser letzteren zu versinken;

und im Bunde mit der Festigkeit des Willens vermochte sein Verstand über ihn, sich an alle gebietenden Ideen und Bedürfnisse der Mitwelt fest und gesund anzuschließen und kettete ihn so wieder an die Wirklichkeit und ihre Bewegungen.

Im Reiche der Ideen war seine Heimath — alles Andre berührte ihn nur, weil es die Pflicht, weil es die Zeit gebot, in der zu handeln er sich verbunden fühlte, weil es die Verhältnisse mit sich brachten, in die ihn das Schicksal gestellt hatte. Jener Heimath aber blieb er stets mit einer Hingebung zugewendet, die an das Schwärmerische gränzt. Dahin trug er *alles*, was er *liebte*, die *Liebe selbst*, die *Freundschaft*, das *Alterthum*, die *Kunst* und die *Freiheit*. „Sei'n Sie überzeugt, mein theurer Freund," rief er Schillern in seinem letzten Schreiben zu, „daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht [Bonaparte's], so würde ich ihn doch immer als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen, und das ist meine wahre Meinung."

Doch ohne den Gegensatz in seiner Natur würde Humboldt im politischen Leben nie eine Rolle gespielt haben, ja sogar unpraktisch erschienen sein, gleich der unendlichen Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Allein ihn hatte das Geschick zugleich mit dem überlegensten Verstande gerüstet. Dieser beherrschte die ganze Außenseite seines Wesens; ihn ließ er im alltäglichen Leben allein walten; ihm war die reichste Fülle des Geistes, der Beredsamkeit, des Witzes zuständig und

unterthan; er legte sich wie der strengste Wächter um den idealen Trieb des Innern und hielt die Wärme und Begeisterung wie in Banden. Man hat mit Recht behauptet, „daß von Humboldt's Geist in der That nicht groß genug gedacht werden könne." Aber um ihn in einem so außerordentlichen Maße und in solcher Ausdehnung bewähren zu können, mußte nicht blos jene innere, idealische Einheit in ihm vorhanden sein, sondern es bedurfte zugleich für den äußern Gebrauch so vielseitiger Kräfte dieser alles beherrschenden Kraft — des Verstandes. Er hatte diese Herrschaft und übte sie mit freiester Ueberlegenheit. Ihr verdankte er die Macht, die er im handelnden Leben und im Umgang behauptete.

Mit dieser Stärke hing aber auch, wie wir schon einmal berührten, die verfängliche Seite in ihm nahe genug zusammen. Indem er die innerste Empfindung zurückdrängte und fremden Augen absichtlich entzog, wurde der ideale Zug seines Innern oft ganz versteckt. Statt der edelsten Empfindung und wärmster Begeisterung zeigte sich im gewöhnlichen Umgang oft nur die eisigste Kälte, eine gewisse Verachtung gegen die Tageswelt, eine Herbheit, die am unrechten Orte auch verletzend wurde. Bald nahm er den ganz entgegengesetzten Anschein, um die umgebende Mittelmäßigkeit zu necken, bald erging er sich wie zu eigener Erholung in allen Wendungen der Dialektik, vielleicht nur um den Gegner zur Rede zu bringen, ihn zu durchschauen und auch solche Erfahrung zu nutzen. Oft ließ sich seine Gleichgültigkeit an der äußern Zusprache kaum zur kältesten Erwiederung bewegen, so daß er, der Beredte, wie Einer erschien, dem dreifaches Erz die Brust umgürtet. Varnhagen, dem wir in der Schilderung seiner äußeren Erscheinung vorzugsweis zum Führer haben, fand einst sogar an dem bekannten Verbrenner Moskaus, dem Grafen Rastopschin, eine gewisse Aehnlichkeit

mit Humboldt — dieselbe scheinbare Kälte, unter welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken konnte, dieselbe Quelle des scharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, sich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Gesprächen sich so leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann. [1]) In der Periode seiner politischen Thätigkeit, wo oft auch nothgedrungene Verstellung zu üben und mit Menschen aller Art zu verkehren geboten war, mag dann die Laune und der Uebermuth des überlegenen Mannes zuweilen bis zu bedenklicher Höhe gestiegen sein. Erst in den letzten Lebensjahren fiel diese Hülle wieder großentheils ab, und das innigste Gefühl trat unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten. [2])

Doch wo Humboldt unmittelbar mit dem Großen und Aechten zu verkehren hatte, da trat stets das Gefühl und der ideale Trieb unverstellt hervor. Namentlich im Umgang mit ganz ebenbürtigen und verwandten Geistern so wie überhaupt in seinem höheren Streben und Wirken.

In seinen schriftlichen Arbeiten ist zwar auch der forschende, kühle, ganz auf den Gegenstand gerichtete Verstand vorherrschend. Aber auch dieser ist hier gewohnt, das Einzelste an die höchsten Bezüge des Denkens emporzuheben oder in die geheimnißvollen Urgründe des Wesens zu verfolgen. Auch in den kältesten Entwicklungen weht uns plötzlich sein persönlicher Geist, sein Gemüth an. Den einfachen Wogenschlag des Gedankens unterbrechend, strömt die Idealität oder ein schwärmendes Gefühl, manchmal nur andeutend und desto reizender, aber oft auch unmittelbar in das kühle Meer

1) Denkwürdigkeiten, B. 6., 1842. S. 149.
2) Varnhagen, in seiner Skizze über Humboldt, a. a. O. Thl. 4., S. 289.

seiner Forschungen. Gerade darin liegt für uns eine besondre Schönheit seiner Schriften. Männer von auffallend schwärmerischer oder nüchterner Denkart zeigt unsere Litteratur in großer Anzahl. Seltener Beides in so charakteristischer Verknüpfung. Auf ähnliche Art herrscht bei Lessing und Göthe ein verständiges Element. Welcher Reiz aber ist es z. B. in Göthe's Prosa, auf dem ruhigen, spiegelglatten See der Beobachtung und Schilderung hingleitend, plötzlich von der Fluth der Empfindung und allen Brandungen der Leidenschaft übermannt und fortgerissen zu werden! Der Idealismus, der sich mit dem kühlen Gedankengange verwebt, wirkt ähnlich der Poesie, ja er ist der eigentlich poetischen Gabe innerlichst verwandt. Bei Humboldt wirkt diese innere Begeisterung stark genug, um wie eine in der Tiefe leuchtende und wärmende Flamme selbst die kältesten Spitzen auf der Oberfläche der Darstellung noch zuweilen mit ihren Strahlen zu röthen.

Wunderbar ist es, daß der Verstand, der sich bei ihm im Alltagsleben oft getrennt vom Gemüthe und in den seltsamsten Verhüllungen erging, sich in der schriftlichen Aeußerung nie zu Spiel und Sophistik verirrte. Da war er stets an das Höchste geknüpft; ja man verspürt nichts von dem Hange zur Paradoxie und willkührlichen Dialektik, der den Nordostdeutschen und namentlich den Berlinern, nur zu oft, ebenso in Schriften wie im Leben, eigen ist — und der hie und da sogar zur Sophistik wird. Ein solcher Zug von Paradoxie liegt selbst in Lessing. Kant hielt sich vielleicht am freiesten davon und prägte den Geist seiner Landsleute gewiß am nüchternsten aus. In Humboldt's Leben begegnen wir ebenfalls dieser Lust zur Verhüllung, ja zu kalter und sophistischer Dialektik. Seine Schriften aber, wie sein ganzes höheres Streben und seine öffentliche Laufbahn, hielt er frei davon. Da ließ er, wie in geweihten Regionen nur den baarsten Ernst walten, weshalb er uns auch da durchaus so gesund

erscheint, zuweilen vielleicht eher schwärmerisch, noch öfter kühl, niemals aber willkührlich oder sophistisch.

Wenn schon im persönlichen Umgang mit Freunden sich die Empfindung unverhüllter aussprach, so tritt uns vorzüglich in seinen freundschaftlichen Briefen die innigste Verknüpfung des idealistischen und gefühlvollen mit dem verständigen Humboldt entgegen. In diesem Sinne erscheinen sie uns als die schönsten Denkmale seines Geistes, als der unmittelbarste Ausdruck seines ganzen Wesens. Da spricht der Mensch uns an und sein idealstes Streben, das wärmste Gefühl, die innigste Begeisterung, in edler, reiner, einfacher Form. Zwar auch hier noch durchdrungen und überwacht von dem Gegensatz des Verstandes, aber auch nur so weit, um auch das Innerlichste in keuscher, durchsichtiger, crystallinischer Gestalt ans Licht zu fördern. Daher der seltne Reiz, den seine geist- und gemüthvollen Briefe haben, die ohne Frage zu den schönsten gehören, die wir in unsrer Sprache besitzen. Kälte und Feuer, Gemüth und Geist, sind darin auf eine wunderbare Art gemischt.

Damit haben wir die Hauptgegensätze des Humboldtischen Charakters und ihre bedeutendsten Ergebnisse in Leben und Schrift berührt. Später werden wir in einzelnen Ansichten und Richtungen dieses Geistes dieselben Urbestandtheile nur in andern Formen und Nüancen wieder finden, ja selbst an seinen ästhetischen Sympathien erkennen, wie bald der ideal-empfindende, bald der verständige Theil seines Wesens Genüge sucht.

Die Kantische Philosophie ging, wie jede große geschichtliche Erscheinung, aus einer nothwendigen Richtung der Geister hervor. Kant suchte die Aufgabe, die damals die allgemeine war, und die ebenso in der Kunst wie im Leben zu bewältigen vorlag, in der eigentlichen Tiefe des

Gedankens zu lösen. Es galt die Einheit des Vernünftigen und Sinnlichen zu erkennen und somit die Rechte des Verstandes mit denen der Sinnlichkeit auszugleichen.

In Humboldt's Natur, die aus Idealität und Verstand so eigenthümlich verbunden war, lag schon die ganze Anlage zum Kantianismus, zugleich aber das Streben, diesen Standpunkt, der den Trieb und die Pflicht, Vernunft und Sinnlichkeit, noch immer schroff auseinander hielt und die Einheit der reinen, totalen Menschennatur nicht erfaßte, auf demselben Wege und durch die eigene Methode des großen Königsbergischen Weisen zu überwinden. Humboldt hegte denselben Drang, die Lösung aller höheren Fragen im Reiche der Ideen zu suchen, und zwar auf demselben kritischen Wege, den Kant eingeschlagen hatte. Er hatte das Bedürfniß, zur Anschauung des idealen Menschen zu gelangen — und auch hier fühlte er sich auf Kantischem Wege gefördert — aber er suchte, wie Schiller, die Schranke der Kantischen Anschauung zu durchbrechen, und die volle Totalität der Menschennatur zu erfassen. Nicht bei dem feindlichen Gegensatze von Neigung und Pflicht wollten diese Männer beharren — es galt ihnen auch darüber hinaus der Anlagen und Forderungen ächter Humanität sich bewußt zu werden, und die angebornen edlern Menschentriebe zur Anerkennung zu bringen.

Schiller und Humboldt wandelten, ihrer engeren Verwandtschaft gemäß, einen und denselben Weg: sie waren und blieben Kantianer, ohne sich bei der Stufe, die Kant's Forschung erstiegen hatte, zu begnügen. Sie suchten aus ähnlichem innern Drange an dieser Denkart fortzubauen, sie zu erweitern. Man hat es Humboldt neuerdings hie und da wie einen Vorwurf hinwerfen hören, daß er Zeit seines Lebens Kantianer geblieben; er selbst aber würde sich diesen Ausspruch recht gern gefallen lassen haben. In dem Sinne, wie er es war, blieb er es stets, und zwar in einem Sinne

in welchem es, ohne allen Zweifel, auch Schiller geblieben wäre. Allerdings haftete Humboldt in frühester Zeit noch starrer an der Kantischen Anschauungsweise, auch hatte er selbst in spätester Zeit einzelne der strengen Kantischen Methode angehörende Wendungen des Denkens oder Spaltungen der Begriffe noch nicht aufgegeben. Wer aber die wirkliche Forschungsstufe von den außerwesentlichern Einzelheiten der Form unterscheidet, der wird nicht zweifelhaft sein, ob der Kantianismus in Humboldt's wichtigsten anthropologischen, ästhetischen und sprachlichen Forschungen ein fortgeschrittener und eigenthümlicher sei oder nicht. Selbst die Darstellungsweise zeigt einen Genius, der, ohne des kritischen Sinnes verlustig zu werden, sich an der Realität der Erscheinung viel inniger gesättigt hat und in die Gegenstände, die er ergründen will, mit unverkennbarerer Hingebung gedrungen ist.

Humboldt würde seine Abstammung von dem Boden des kritischen Idealismus nie verläugnet haben, vielmehr sprach er nur wenige Jahre vor seinem Tode, als er die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller schrieb, diese Anhänglichkeit unverholen aus, ja er setzte bei dieser Gelegenheit seinem großen Lehrer und Vorbilde wie absichtlich ein Denkmal, welches selbst den Anhängern der neuern Schule gebührende Achtung abzunöthigen wußte.[1]) Er gab darin, mit aller Vorsicht, sein Glaubensbekenntniß über Kant und läßt uns, indem er Schiller's Verhältniß zu diesem beleuchtet, seinen eignen frühern Standpunkt hinreichend erkennen. Indem wir hier schon diese Stelle anführen, leiten wir zugleich den spätern Bund mit Schiller und das vereinte Streben dieser Männer ein, für deren Freundschaft und gemeinsames Wollen das Zusammentreffen in Kant und das Weiter-

---

1) Karl Rosenkranz namentlich in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie" (Leipzig, 1840. S. 411.) rühmt diese Schilderung Kant's „als eine der schönsten Charakteristiken des Weisen."

streben auf diesem Wege eine der wesentlichsten Grundlagen bildete.

„Kant“, sagt er, [2]) „unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philosophien aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude, und stellte, nach Vollendung dieser Arbeit, Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irregeleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Worts die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren ging, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Wege nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläufigen Ideengewebes, nach allen Richtungen hin, ausspinnt, und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich seyn würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt

2) Vorerinnerung zum Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. S. 43 — 53.

man das Außerordentliche des Genie's dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur, noch im Gebiete des Wissens läßt ihn gleichgültig, Alles zieht er in seinen Kreis; aber da das selbstthätige Princip in seiner Intellektualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigenthümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar zur Seite. Wie viel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden, allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den Kant seiner Nation, den Nutzen, den er dem speculativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der Philosophie wenig ähnliche aufweist. So wurde die, bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende spekulative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel seines eigenen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisirt die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophieen wieder in vollkommner Freiheit und auf selbst geschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.

„Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem

jedes stärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigne nur noch entschiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältniß nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen, aber es setzt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieses Punktes, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in „Anmuth und Würde" und den „ästhetischen Briefen" durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen." —

In den Briefen an Schiller kommt Humboldt mehrmals auf Kant zu sprechen. 3) Sehr charakteristisch für seine eigne Entwicklung ist aber besonders folgende Stelle, ebenfalls in

---

3) S. 213. 222—23. 272. 351—52. Ferner über Kant's philosophische Diktion: Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

einem Briefe an Schiller.[4]) „In jedem Menschen, der sich vorzugsweise mit philosophischem Nachdenken beschäftigte, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe seiner Gedanken Festigkeit und einen systematischen Zusammenhang gewinnt; und die es ihm möglich macht, sich, indem er sicher und fest aufsteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es scheint mir ein vorzüglich schwieriges Kunststück der Bildung seiner selbst und Anderer, diesen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es ist schon immer viel sich nur von dem Wege nicht ablenken zu lassen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und sich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerstückelte Unternehmungen zu zerstreuen, da alle Werke, die dem eigenen Geist zu genügen im Stande sind, erst jenseits dieser Gränze liegen können. Bei Wenigen ist dieß so offenbar als bei Kant, wenn man seine früheren Schriften mit den späteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt ist ihm eigentlich erst spät erschienen, aber aus den Bruchstücken seiner frühern Produkte bemerkt man hier und da Spuren seines Ganges. Ihnen ist es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche sich Ihre intellektuelle Thätigkeit dreht, und in Allem, was ich jetzt von Ihnen lese, selbst in der flüchtigsten Bemerkung in einem Briefe, herrscht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit."

Dasselbe hätte Schiller auch Humboldten zurufen können; denn gerade diese Einheit und Sicherheit des Wesens ist von seinem ersten Auftreten bewundernswerth. Unleugbar hatte das frühe, gründliche Studium der Kantischen Werke einen sehr wesentlichen Antheil, diesen Zeitpunkt seiner eignen inneren Reife zu zeitigen. Doch nur ein so wahlverwandter Geist, wie Humboldt ursprünglich war, durfte sich von solchem Studium eine so frühzeitige Wirkung versprechen.

---

4) Vom 27. November 1795.

Verwandt war Humboldt dem Geiste Kant's seiner ganzen Anlage nach, ja gerade in Zügen, die das System des Letzteren am bestimmtesten charakterisiren. Verwandt in seinem Hinausstreben über die Endlichkeit — in das Reich der Ideen, während er mit nüchternem Sinne die Natur des Endlichen im Auge behält und dessen Gränze sorgfältig beobachtet. Die Weise seines Erkennens war die Kantische, nämlich transcendental. Der Transcendentalphilosoph bringt gegen das Begreifen der Wahrheit stets eine skeptische Stimmung mit und vergißt nicht, daß das Denken allein, ohne sich von der Sinnlichkeit einen denklichen Stoff geben zu lassen, inhaltlos ist. Diese Besonnenheit vermissen wir in Humboldt niemals; er weiß, wenn er sich auch in die höchsten Regionen begibt, wo die philosophische Gewißheit aufhört. Noch in Göttingen sprach er schon seine Freude aus,[5]) daß Forster es Fr. Jacobi'n ans Herz gelegt, daß man vom Uebersinnlichen schlechterdings keine Idee haben könne. Jacobi sei zwar zu sehr Philosoph, um es begreifen und erklären zu wollen. Aber er glaube es doch anschauen zu können. „Ich gestehe Ihnen gern," setzt er gegen Forster hinzu, „daß ich davon keine Idee habe, und daß ich fürchte, es könne leicht zur Schwärmerei führen." Er hatte dies auch Jacobi'n selbst in mehreren Briefen vorgehalten, dieser aber die Antwort immer erst versprochen. So lehnte Humboldt auf dem Boden der Philosophie die zu großen Forderungen ab, die ein so denkender Geist, wie Jacobi, für seine subjektiven Bedürfnisse geltend machte. Eine noch viel größere Kluft trennte Humboldt andrer Seits von den spätern großen deutschen Philosophen, die ein absolutes Erkennen übersinnlicher Dinge für möglich hielten. —

Verwandt ist er Kant in der Begeisterung für die

---

5) Brief an Forster, 14. März 1789.

moralische Freiheit des Menschen, wie für die Anerkennung der Menschenwürde in der bürgerlichen Welt, also für Menschenrechte und politische Freiheit. Auch er glaubte, wie sein Freund Schiller, die Grundprinzipien ächter bürgerlicher Freiheit in der Kritik der praktischen Vernunft enthalten. Doch verfolgte er früh auch in seinen politischen Ideen eine eigne Bahn. Es war ihm mehr darum zu thun, daß die Einzelnen von dem in der neuern Zeit überwiegenden Einfluß der Regierungen befreit würden. Dagegen äußerte er über Kant's Büchlein: „Zum ewigen Frieden" gegen seinen Freund Schiller: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus ist nun meinem Geschmacke nicht recht gemäß, so wenig als gewiß auch dem Ihrigen." [6])

Verwandt ferner durch die Richtung des Geistes auf das Erhabene. Ein Zug, der ihn zugleich so eng an Schiller knüpfte. Neben der reinsten und allgemeinsten Begeisterung für alles Schöne und Künstlerische hat er dennoch diese Vorliebe für das Erhabene so wie für das Gedankliche in der Dichtung sein ganzes Leben hindurch gehegt. Für Aeschylos, Pindar, für Schiller, ja für die philosophische Poesie der Indier, war er so eingenommen, wie andern Theils für Göthe. Ja sein scharfer, kunstgeübter Blick ließ sich durch das Gedankliche, wenn es in großartiger Gestalt auftrat, auch manchmal im ästhetischen Urtheil irreführen.

Verwandt war er dem Meister Kant endlich auch in Rücksicht auf die Methode des Forschens. Nicht etwa deshalb insonders, weil er unter dem Einfluß der Kantischen Systematik und Architektonik arbeitete und sich in den Kantischen Kategorien des Denkens bewegte — dieß theilte er mehr oder weniger mit allen Schülern Kant's, ja fast mit der ganzen nachfolgenden wissenschaftlichen Generation —

---

6) 30. Oktober 1795.

hier tritt uns sein idealer Trieb vor Augen: die hochstrebendsten, edelsten Geister waren ihm verbündet. In einem hohen Grade für Liebe und Freundschaft gemacht, füllte er einen wesentlichen Theil seines Lebens im trauten Umgang mit erwählten Geistern aus. Wem seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, dem blieb er lebenslang derselbe. In Glück und Unglück durfte man auf ihn rechnen; und auch der Tod änderte solche Gefühle nicht. Besonders heilig hielt er die Eindrücke seiner jüngern Jahre. Auch einigen Frauen blieb er durchs Leben mit gleicher Verehrung zugethan. Die Namen G. Forster, F. A. Wolf, Schiller, Göthe, begleiten Humboldt's ganze Lebensbahn; sie umleuchten und erheben seine eigne, ohnehin strahlende Gestalt; und gleich unauslöschlich ist sein Name in die Annalen dieser großen Freunde eingeschrieben.

Ueber jedes andre Freundschaftsverhältniß erhob sich — nach Varnhagen's Ausdruck [1]) — das brüderliche. Hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur zwei Verhältnisse standen vielleicht noch höher, das was ihn später mit seiner Gattin verband und die Liebe zu Schiller. Diese wiederzusehen, war der Gedanke, der ihn in den letzten Stunden seines Lebens allein beschäftigte.

Auch die allseitige Richtung seines Geistes spiegelt sich in seinem Umgang und Lebensverkehr ab. Die verschiedensten Geister nahmen seine Theilnahme in Anspruch. Wo er nur

---

1) A. a. O., S. 291.

höhere Kraft oder auserlesene Bildung zu finden versichert war, suchte er sich auch durch persönlichen Umgang zu bereichern. Meinungen des Tages, Parteiungen irrten ihn nicht. Ja selbst Richtungen, die ihm fremd und zuwider waren, ließ er gelten und duldete sie in seiner Nähe, wenn er eben nicht handeln mußte, und Geist und Herz ihn ansprachen. Durch Humboldt's ganzes Leben zieht sich die höchste Fülle geistigen Verkehrs, ein ordentlicher Luxus, eine Sucht alles, was auf Geist Anspruch machen konnte, auch persönlich genossen oder doch gekannt zu haben. Seine äußere Stellung kam ihm dabei förderlichst zu Hülfe; auch die Zeit war in jeder Hinsicht günstig hiefür, alles frisch, regsam und schaffend, jede individuelle Kraft anreizend und bedeutend, so vieles noch erst im Werden und Entstehen; die Gesinnung weltbürgerlich, allerdings oft unvaterländisch genug, aber auch unbefangener und minder von kleinlichen Parteiungen zerrissen. Die hervorragenden Männer der Zeit fühlten sich noch wie ein Ganzes. Dann kommt aber freilich auch Humboldt's eigne Natur in Rechnung. Diese ächt menschliche, duldsame Denkart, die Freiheit von so viel befangenden Vorurtheilen, ein Geist, der als eine Art Repräsentant deutscher Bildung angesehen werden konnte, die höchste Empfänglichkeit, verbunden mit einer Hingebung, die um so größer seyn durfte, weil der Hingebende sich immer seiner Ueberlegenheit bewußt blieb und sie bei jedem Anlaß in Witz, Beredsamkeit und Sarkasmus an den Tag zu legen vermochte. Er selbst bot seine ganze Geistesfülle eben so gern in bewegtem Gespräch und vertrautem Briefwechsel dem Einzelnen dar, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Weit entfernt, „Ideen und Ausführungen für Druckschriften aufzuspeichern, überließ er sie vielmehr verschwenderisch dem nächstgelegenen Gespräch oder Briefe“ — auch die gehaltreichsten Gedankenreihen, Stoff zu den gediegensten Aufsätzen, die es das Leichteste

hier tritt uns sein idealer Trieb vor Augen: die hochstrebendsten, edelsten Geister waren ihm verbündet. In einem hohen Grade für Liebe und Freundschaft gemacht, füllte er einen wesentlichen Theil seines Lebens im trauten Umgang mit erwählten Geistern aus. Wem seine Zuneigung, seine Achtung, sein Vertrauen einmal zu Theil geworden, dem blieb er lebenslang derselbe. In Glück und Unglück durfte man auf ihn rechnen; und auch der Tod änderte solche Gefühle nicht. Besonders heilig hielt er die Eindrücke seiner jüngern Jahre. Auch einigen Frauen blieb er durchs Leben mit gleicher Verehrung zugethan. Die Namen G. Forster, F. A. Wolf, Schiller, Göthe, begleiten Humboldt's ganze Lebensbahn; sie umleuchten und erheben seine eigne, ohnehin strahlende Gestalt; und gleich unauslöschlich ist sein Name in die Annalen dieser großen Freunde eingeschrieben.

Ueber jedes andre Freundschaftsverhältniß erhob sich — nach Varnhagen's Ausdruck [1]) — das brüderliche. Hier vereinigten sich von beiden Seiten die zartesten und liebevollsten Empfindungen, das edelste Zutrauen, die reinste Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigster Nähe, in entgegengesetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denselben Bruderbund darstellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur zwei Verhältnisse standen vielleicht noch höher, das was ihn später mit seiner Gattin verband und die Liebe zu Schiller. Diese wiederzusehen, war der Gedanke, der ihn in den letzten Stunden seines Lebens allein beschäftigte.

Auch die allseitige Richtung seines Geistes spiegelt sich in seinem Umgang und Lebensverkehr ab. Die verschiedensten Geister nahmen seine Theilnahme in Anspruch. Wo er nur

---

1) A. a. O., S. 291.

höhere Kraft oder auserlesene Bildung zu finden versichert war, suchte er sich auch durch persönlichen Umgang zu bereichern. Meinungen des Tages, Parteiungen irrten ihn nicht. Ja selbst Richtungen, die ihm fremd und zuwider waren, ließ er gelten und duldete sie in seiner Nähe, wenn er eben nicht handeln mußte, und Geist und Herz ihn ansprachen. Durch Humboldt's ganzes Leben zieht sich die höchste Fülle geistigen Verkehrs, ein ordentlicher Luxus, eine Sucht alles, was auf Geist Anspruch machen konnte, auch persönlich genossen oder doch gekannt zu haben. Seine äußere Stellung kam ihm dabei förderlichst zu Hülfe; auch die Zeit war in jeder Hinsicht günstig hiefür, alles frisch, regsam und schaffend, jede individuelle Kraft anreizend und bedeutend, so vieles noch erst im Werden und Entstehen; die Gesinnung weltbürgerlich, allerdings oft unvaterländisch genug, aber auch unbefangener und minder von kleinlichen Parteiungen zerrissen. Die hervorragenden Männer der Zeit fühlten sich noch wie ein Ganzes. Dann kommt aber freilich auch Humboldt's eigne Natur in Rechnung. Diese ächt menschliche, duldsame Denkart, die Freiheit von so viel befangenden Vorurtheilen, ein Geist, der als eine Art Repräsentant deutscher Bildung angesehen werden konnte, die höchste Empfänglichkeit, verbunden mit einer Hingebung, die um so größer seyn durfte, weil der Hingebende sich immer seiner Ueberlegenheit bewußt blieb und sie bei jedem Anlaß in Witz, Beredsamkeit und Sarkasmus an den Tag zu legen vermochte. Er selbst bot seine ganze Geistesfülle eben so gern in bewegtem Gespräch und vertrautem Briefwechsel dem Einzelnen dar, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Weit entfernt, „Ideen und Ausführungen für Druckschriften aufzuspeichern, überließ er sie vielmehr verschwenderisch dem nächstgelegenen Gespräch oder Briefe“ — auch die gehaltreichsten Gedankenreihen, Stoff zu den gediegensten Aufsätzen, die es das Leichteste

gewesen wäre sogleich in vollendeter Gestalt hinauszusenden. Dies alles veranlaßte unwillkührlich Einen, der selbst diesen Umgang genossen, [2]) zu dem Ausruf: „Wie schade, daß er keinen Eckermann gehabt!"

Humboldt's Sinn für Freundschaft und den geistigsten Verkehr drückt sich uns jetzt am schönsten in den Briefen an seine Freunde ab, obschon bis heute nur ein sehr kleiner Theil derselben zur Oeffentlichkeit gelangt ist. Hier spricht die ganze Fülle des Geistes und der Bildung, die er besaß, und zwar in der einfachsten, anspruchlosesten Form. Ueberall Lebenskeime, ein seltner Reichthum an lichtvollen Blicken und großartigen Ideen, „die sich bisweilen sogar in äußerer Unscheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geist genugsam erkennen werde." Dabei versteht er immer auf das Wesen dessen einzugehen, an den er gerade schreibt. Er spricht enthusiastisch zu Forster, kritisirt mit Wolf, lebt in Ideen und Spekulation mit Schiller, schildert und beschreibt für Göthe. — Um den Reichthum des Geistes, den Humboldt's Briefe ausstrahlen, ganz würdigen zu können, müßten wir freilich schon manchen Schatz gehoben haben, der bis jetzt noch im Verborgnen blieb. Die Mehrzahl der Briefe an Wolf fehlt uns noch. Von denen an Göthe haben wir zur Zeit auch nur Bruchstücke. Und was ließe sich erwarten, wenn uns das Glück auch den Briefwechsel mit seinem Bruder und vielleicht einige Proben der Briefe an seine Gattin schenken wollte.

Schon in den frühesten Briefen, die wir bis jetzt von Humboldt besitzen, zeigen sich alle Eigenschaften, die wir so eben rühmend bezeichnet haben. Es sind seine Briefe an

2) Varnhagen von Ense, a. a. O. S. 304.

Georg Forster, geschrieben in den Jahren 1788 — 1792. Litteratur, Philosophie, Politik — sind schon die Gegenstände, die ihn vorzugsweis beschäftigen. Durchaus männlich und fertig erscheint er, vom ersten Federzuge, vor uns. Das geläuterste Gefühl; die ganze Feinheit und Schärfe des Geschmacks und Urtheils. Fest und energisch in seinem Ideenkreise. Freisinn und kernhafte, vorurtheilsfreie Gesinnung. Aechte und oft schwärmerische Begeisterung, im Bunde mit kühler Besonnenheit und Selbstbeherrschung. In der Form die Klarheit, die anreizende Innigkeit und dabei der scharfe, kalte Verstand, der seine reifsten Schriften charakterisirt.

Georg Forster ist, nächst seinem Bruder Alexander, die erste gewichtige Gestalt, die wir im Bunde mit Humboldt begegnen. Er lernte ihn frühzeitig in Göttingen kennen.[1]) Forster's Frau war die Tochter des Philologen Heyne. Mit beiden Gatten knüpfte sich bald das innigste Seelenband und namentlich mit Forster ein höchst interessanter Briefwechsel. — Schon der Bund mit diesem charakterisirt Humboldt. Jetzt wissen wir ihn wohl zu würdigen, den edlen, nach Freiheit ringenden, prophetischen Geist des unglücklichen Forster, der überdies einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller und Prosaisten war. Sein angeborner Freisinn, genährt auf Reisen, die er als Knabe schon um die Welt gemacht, paßte nicht in die elendiglichen Verhältnisse des deutschen Reichs. Die Revolution brach aus, und einer unserer besten Geister ging, Schritt vor Schritt in ihren Strudel gerissen, dem deutschen Vaterlande verloren. Die Lästerung warf sich, wie es geht, mit allem Grimm auf den Unglücklichen,[2]) bis ihn seine herrlichen Briefe, die seine hinterbliebene Gattin 1829

---

1) S. oben S. 32.

2) Eine ehrenvolle Ausnahme machte namentlich Fr. Schlegel in dem wenige Jahre nach Forster's Tod geschriebnen Aufsatz über ihn und seine Schriften. Er steht in dem ersten Band der Charakteristiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel (1801).

herausgab, wie neu zu Ehren brachten und ihm jedes edle Herz von neuem zuwendeten.[3])

Ein Jüngling wie Humboldt fühlte sich im Umgang mit diesem freien, vorurtheilslosen Geiste gehoben und gestärkt. Beide Brüder suchten und genoßen seine Freundschaft; Alexander machte am Schluß seiner akademischen Jahre mit ihm die bekannte Reise nach England. Sie mußten ihn zwar seinem Geschick überlassen, als er blindlings in den Ocean der französischen Umwälzung stürzte; aber sie hielten ihn stets in treuem Andenken. Alexander brachte in öffentlichen Vorlesungen, die er in den zwanziger Jahren in Berlin vor der glänzendsten Versammlung hielt, Forster's Verdienst würdigend in Erinnerung, und Wilhelm konnte sein Gefühl für den Freund seiner Jugend nicht besser an den Tag legen, als indem er der Gattin die Erlaubniß ertheilte, seine Briefe in dem Forster'schen Nachlaß mit abdrucken zu lassen. Sie stehen am Schluß des zweiten Bandes und sind jetzt auch in Humboldt's gesammelten Werken, B. I. S. 271 — 300 wieder zu finden.

In gewisser Hinsicht kann man Humboldt's Umgang mit Forster als Vorbereitung seines spätern Verhältnisses zu Schiller betrachten. Sein Charakter, sein Sinn für Freiheit und Bürgerthum, der sich schon in den Berliner Kreisen, dann im Studium Kant's gebildet und gestählt hatte, fand in jenem Bunde die seltenste Gelegenheit, an die größten Geister der Zeit ebenbürtig heranzureifen.

---

3) Die schönste Huldigung hat ihm Gervinus dargebracht, in seiner „Neueren Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen." B. II., 389 — 92. Wenn aber Gervinus, von Bewunderung ergriffen, Forstern nachsagt, „er sei ein größerer Politiker als die größesten, die wir schlechtverdienter Maßen mit diesem Namen beehren", so thut er gerade damit seinem Liebling Unrecht; ja dieser würde solchen Ruhm in so trauriger Zeit gar nicht einmal haben ansprechen wollen.

Wir haben Humboldt's äußres Leben während des Göttinger Aufenthalts unterbrochen, und müssen jetzt auf diese Zeit wieder zurückblicken. Im Herbst 1788 begegnen wir ihm auf einer Rheinreise. Forster hatte ganz kürzlich seinen Aufenthalt in Mainz genommen, als Hofrath und Bibliothekar bei der dortigen Universität. Vier Tage, „die glücklichsten, die er auf der ganzen Reise verlebte", brachte Humboldt in der Nähe des trefflichen Forster zu, auf das angenehmste und unerwartetste durch die freundschaftliche Güte überrascht, die dieser ihm erzeigte. Forsters Frau, die nachherige Gattin des Schriftsteller Huber, nahm an den geistigen und herzlichen Bezügen der Männer Theil. Humboldt, der sie bewundernd einst die erste aller Frauen genannt hat, hielt sie bis an seinen Tod in höchstem Werth. Forster selbst gab dem geistvollen Jüngling einen Brief an Friedrich Jacobi, den Philosophen, mit, den Humboldt, rheinabwärts reisend, aufzusuchen nicht versäumte.

Jacobi's Stellung zur Philosophie ist schon in dem vorangehenden Abschnitte gedacht worden. Für unsern Freund war eine so erregte Persönlichkeit für alle Fälle lehrreich und wichtig. Ein Mann, der sich Kant, wie den nachfolgenden Systemen der deutschen Philosophie, als Widersacher entgegenstellte, aus sich selbst zwar ein ebenbürtiges Gedankengeflecht zu erzeugen nicht die Kraft besaß, dennoch aber als fühlender Denker so reich war an Fingerzeigen und Warnungen vor den logischen und scholastischen Befangenheiten der Systematiker — mußte Humboldt, für einige Zeit wenigstens, gewaltig interessiren. Nicht daß ihm Jacobi's individuelles Streben auf seinem eignen Standpunkt irre gemacht hätte — aber sein, die allseitigste Kenntniß suchender Geist mußte auch einem Genius dieser Art näher zu rücken wünschen und sich von dem, was ein so denkender Kopf darbieten konnte, so viel aneignen, als sich nur immer mit seinem eignen

vertrug. Schon hier zeigte sich Humboldt durchaus nicht als ausschließenden Kantianer; das denkende Individuum galt ihm höher als das System, ja vieles Einzelne in Jacobi's Weise mochte ihn besonders anziehen, namentlich die Harmonie, die zwischen der Denkweise und der ganzen Persönlichkeit Jacobi's Statt fand, so wie die eigenthümliche Art, mit welcher er, auch darin unter den Deutschen vorzugsweis an die Alten erinnernd, seine Ideen durch künstlerische Darstellung ins Leben einzuführen suchte.-

Den 31. Oktober kam Humboldt nach Pempelfort, dem bekannten gastlichen Ort gleich bei Düsseldorf, wo Jacobi die schönern Monate des Jahres zuzubringen pflegte, und am 8. des folgenden Monats traf er wieder zu Göttingen ein. Forster schrieb am 10. an Jacobi, der schon seine Freude über den Empfohlenen gemeldet hatte: „Humboldt hat mir versprochen, im Frühling wieder zu kommen. Sind wir [Forsters] dann noch nicht bei Ihnen gewesen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief schrieben, so muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geschrieben." [1])

Doch schon am selbigen Tage berichtete Humboldt aus Göttingen seinem lieben Forster den Verlauf der Reise. Zuerst dankt er für die gütige Aufnahme, die er bei ihm gefunden und die ihm seinen Aufenthalt in Mainz so angenehm gemacht hatte. Sie gewähre ihm auch eine frohe Aussicht für die Zukunft, da er sich mit der Fortdauer dieser freundschaftlichen Gesinnungen schmeicheln dürfe. „Es ist ein großes

1) In G. Forster's Briefwechsel. 2 Theile. Leipzig, 1829. In dieser Sammlung befinden sich außer den Forster'schen Briefen auch andere, die uns hier interessiren, nämlich die von Jacobi und von Heyne an ihn. Ich weise hier ein für allemal darauf hin, weil ich die einzelnen Briefstellen, wo es thunlich, immer nach dem Datum citire.

und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen; und dieses Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beschreiben, wie stark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner ersten Bekanntschaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundschaft und — ich darf es sagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwiesen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich sein wird, und daß nie der Wunsch in mir erstickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich so gütiger und freundschaftsvoller Gesinnungen immer würdiger zu werden suche." — Dann erzählt er den Eindruck der weitern Reise, und zwar eigentlich nur den, welchen Jacobi auf ihn machte. Von Mainz ging er den Rhein hinunter nach Aachen und Düsseldorf. In Aachen blieb er zehn Tage, weil Dohm, einst sein Lehrer,[2]) und der vielleicht darum noch mehr Freundschaft für ihn habe, ihn nicht eher fortlassen wollte, da er ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiedersehen werde. Dohm war in jener Zeit als Geh. Kreisdirektorialrath und Gesandter Preußens am niederrheinisch-westphälischen Kreise angestellt und zwar zu jener Zeit besonders mit der Aachener Verfassungsangelegenheit, später mit den Lütticher Händeln beschäftigt. Humboldt sah ihn doch im nächsten Jahre noch einmal, dann aber wirklich erst nach mehr als 25 Jahren wieder. — „Jacobi," fährt er nun fort, empfing mich mit der größten und unerwartetsten Freundschaft, mit einer Freundschaft, die mich stolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich sie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm,

---

2) S. oben S. 19 u. f.

vertrug. Schon hier zeigte sich Humboldt durchaus nicht als ausschließenden Kantianer; das denkende Individuum galt ihm höher als das System, ja vieles Einzelne in Jacobi's Weise mochte ihn besonders anziehen, namentlich die Harmonie, die zwischen der Denkweise und der ganzen Persönlichkeit Jacobi's Statt fand, so wie die eigenthümliche Art, mit welcher er, auch darin unter den Deutschen vorzugsweis an die Alten erinnernd, seine Ideen durch künstlerische Darstellung ins Leben einzuführen suchte.

Den 31. Oktober kam Humboldt nach Pempelfort, dem bekannten gastlichen Ort gleich bei Düsseldorf, wo Jacobi die schönern Monate des Jahres zuzubringen pflegte, und am 8. des folgenden Monats traf er wieder zu Göttingen ein. Forster schrieb am 10. an Jacobi, der schon seine Freude über den Empfohlenen gemeldet hatte: „Humboldt hat mir versprochen, im Frühling wieder zu kommen. Sind wir [Forsters] dann noch nicht bei Ihnen gewesen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief schrieben, so muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geschrieben.“ 1)

Doch schon am selbigen Tage berichtete Humboldt aus Göttingen seinem lieben Forster den Verlauf der Reise. Zuerst dankt er für die gütige Aufnahme, die er bei ihm gefunden und die ihm seinen Aufenthalt in Mainz so angenehm gemacht hatte. Sie gewähre ihm auch eine frohe Aussicht für die Zukunft, da er sich mit der Fortdauer dieser freundschaftlichen Gesinnungen schmeicheln dürfe. „Es ist ein großes

---

1) In G. Forster's Briefwechsel. 2 Theile. Leipzig, 1829. In dieser Sammlung befinden sich außer den Forster'schen Briefen auch andere, die uns hier interessiren, nämlich die von Jacobi und von Heyne an ihn. Ich weise hier ein für allemal darauf hin, weil ich die einzelnen Briefstellen, wo es thunlich, immer nach dem Datum citire.

und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen; und dieses Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beschreiben, wie stark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner ersten Bekanntschaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundschaft und — ich darf es sagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwiesen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich sein wird, und daß nie der Wunsch in mir erstickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich so gütiger und freundschaftsvoller Gesinnungen immer würdiger zu werden suche." — Dann erzählt er den Eindruck der weitern Reise, und zwar eigentlich nur den, welchen Jacobi auf ihn machte. Von Mainz ging er den Rhein hinunter nach Aachen und Düsseldorf. In Aachen blieb er zehn Tage, weil Dohm, einst sein Lehrer,[2]) und der vielleicht darum noch mehr Freundschaft für ihn habe, ihn nicht eher fortlassen wollte, da er ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiedersehen werde. Dohm war in jener Zeit als Geh. Kreisdirektorialrath und Gesandter Preußens am niederrheinisch-westphälischen Kreise angestellt und zwar zu jener Zeit besonders mit der Aachener Verfassungsangelegenheit, später mit den Lütticher Händeln beschäftigt. Humboldt sah ihn doch im nächsten Jahre noch einmal, dann aber wirklich erst nach mehr als 25 Jahren wieder. — „Jacobi," fährt er nun fort, empfing mich mit der größten und unerwartetsten Freundschaft, mit einer Freundschaft, die mich stolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich sie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm,

2) S. oben S. 19 u. f.

gewesen wäre sogleich in vollendeter Gestalt hinauszusenden. Dies alles veranlaßte unwillkührlich Einen, der selbst diesen Umgang genossen,[2] zu dem Ausruf: „Wie schade, daß er keinen Eckermann gehabt!“

Humboldt's Sinn für Freundschaft und den geistigsten Verkehr drückt sich uns jetzt am schönsten in den Briefen an seine Freunde ab, obschon bis heute nur ein sehr kleiner Theil derselben zur Oeffentlichkeit gelangt ist. Hier spricht die ganze Fülle des Geistes und der Bildung, die er besaß, und zwar in der einfachsten, anspruchlosesten Form. Ueberall Lebenskeime, ein seltner Reichthum an lichtvollen Blicken und großartigen Ideen, „die sich bisweilen sogar in äußerer Unscheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geist genugsam erkennen werde.“ Dabei versteht er immer auf das Wesen dessen einzugehen, an den er gerade schreibt. Er spricht enthusiastisch zu Forster, kritisirt mit Wolf, lebt in Ideen und Spekulation mit Schiller, schildert und beschreibt für Göthe. — Um den Reichthum des Geistes, den Humboldt's Briefe ausstrahlen, ganz würdigen zu können, müßten wir freilich schon manchen Schatz gehoben haben, der bis jetzt noch im Verborgnen blieb. Die Mehrzahl der Briefe an Wolf fehlt uns noch. Von denen an Göthe haben wir zur Zeit auch nur Bruchstücke. Und was ließe sich erwarten, wenn uns das Glück auch den Briefwechsel mit seinem Bruder und vielleicht einige Proben der Briefe an seine Gattin schenken wollte.

Schon in den frühesten Briefen, die wir bis jetzt von Humboldt besitzen, zeigen sich alle Eigenschaften, die wir so eben rühmend bezeichnet haben. Es sind seine Briefe an

2) Varnhagen von Ense, a. a. O. S. 304.

Georg Forster, geschrieben in den Jahren 1788 — 1792. Litteratur, Philosophie, Politik — sind schon die Gegenstände, die ihn vorzugsweis beschäftigen. Durchaus männlich und fertig erscheint er, vom ersten Federzuge, vor uns. Das geläutertste Gefühl; die ganze Feinheit und Schärfe des Geschmacks und Urtheils. Fest und energisch in seinem Ideenkreise. Freisinn und kernhafte, vorurtheilsfreie Gesinnung. Aechte und oft schwärmerische Begeisterung, im Bunde mit kühler Besonnenheit und Selbstbeherrschung. In der Form die Klarheit, die anreizende Innigkeit und dabei der scharfe, kalte Verstand, der seine reifsten Schriften charakterisirt.

Georg Forster ist, nächst seinem Bruder Alexander, die erste gewichtige Gestalt, die wir im Bunde mit Humboldt begegnen. Er lernte ihn frühzeitig in Göttingen kennen.[1]) Forster's Frau war die Tochter des Philologen Heyne. Mit beiden Gatten knüpfte sich bald das innigste Seelenband und namentlich mit Forster ein höchst interessanter Briefwechsel. — Schon der Bund mit diesem charakterisirt Humboldt. Jetzt wissen wir ihn wohl zu würdigen, den edlen, nach Freiheit ringenden, prophetischen Geist des unglücklichen Forster, der überdies einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller und Prosaisten war. Sein angeborner Freisinn, genährt auf Reisen, die er als Knabe schon um die Welt gemacht, paßte nicht in die elendiglichen Verhältnisse des deutschen Reichs. Die Revolution brach aus, und einer unserer besten Geister ging, Schritt vor Schritt in ihren Strubel gerissen, dem deutschen Vaterlande verloren. Die Lästerung warf sich, wie es geht, mit allem Grimm auf den Unglücklichen,[2]) bis ihn seine herrlichen Briefe, die seine hinterbliebene Gattin 1829

1) S. oben S. 32.

2) Eine ehrenvolle Ausnahme machte namentlich Fr. Schlegel in dem wenige Jahre nach Forster's Tod geschriebnen Aufsatz über ihn und seine Schriften. Er steht in dem ersten Band der Charakteristiken und Kritiken von A. W. und Fr. Schlegel (1801).

vertrug. Schon hier zeigte sich Humboldt durchaus nicht als ausschließenden Kantianer; das denkende Individuum galt ihm höher als das System, ja vieles Einzelne in Jacobi's Weise mochte ihn besonders anziehen, namentlich die Harmonie, die zwischen der Denkweise und der ganzen Persönlichkeit Jacobi's Statt fand, so wie die eigenthümliche Art, mit welcher er, auch darin unter den Deutschen vorzugsweis an die Alten erinnernd, seine Ideen durch künstlerische Darstellung ins Leben einzuführen suchte.

Den 31. Oktober kam Humboldt nach Pempelfort, dem bekannten gastlichen Ort gleich bei Düsseldorf, wo Jacobi die schönern Monate des Jahres zuzubringen pflegte, und am 8. des folgenden Monats traf er wieder zu Göttingen ein. Forster schrieb am 10. an Jacobi, der schon seine Freude über den Empfohlenen gemeldet hatte: „Humboldt hat mir versprochen, im Frühling wieder zu kommen. Sind wir [Forsters] dann noch nicht bei Ihnen gewesen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief schrieben, so muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geschrieben." 1)

Doch schon am selbigen Tage berichtete Humboldt aus Göttingen seinem lieben Forster den Verlauf der Reise. Zuerst dankt er für die gütige Aufnahme, die er bei ihm gefunden und die ihm seinen Aufenthalt in Mainz so angenehm gemacht hatte. Sie gewähre ihm auch eine frohe Aussicht für die Zukunft, da er sich mit der Fortdauer dieser freundschaftlichen Gesinnungen schmeicheln dürfe. „Es ist ein großes

1) In G. Forster's Briefwechsel. 2 Theile. Leipzig, 1829. In dieser Sammlung befinden sich außer den Forster'schen Briefen auch andere, die uns hier interessiren, nämlich die von Jacobi und von Heyne an ihn. Ich weise hier ein für allemal darauf hin, weil ich die einzelnen Briefstellen, wo es thunlich, immer nach dem Datum citire.

und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen; und dieses Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beschreiben, wie stark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner ersten Bekanntschaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundschaft und — ich darf es sagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwiesen! Sein Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich sein wird, und daß nie der Wunsch in mir erstickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich so gütiger und freundschaftsvoller Gesinnungen immer würdiger zu werden suche." — Dann erzählt er den Eindruck der weitern Reise, und zwar eigentlich nur den, welchen Jacobi auf ihn machte. Von Mainz ging er den Rhein hinunter nach Aachen und Düsseldorf. In Aachen blieb er zehn Tage, weil Dohm, einst sein Lehrer,[2]) und der vielleicht darum noch mehr Freundschaft für ihn habe, ihn nicht eher fortlassen wollte, da er ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiedersehen werde. Dohm war in jener Zeit als Geh. Kreisdirektorialrath und Gesandter Preußens am niederrheinisch-westphälischen Kreise angestellt und zwar zu jener Zeit besonders mit der Aachener Verfassungsangelegenheit, später mit den Lütticher Händeln beschäftigt. Humboldt sah ihn doch im nächsten Jahre noch einmal, dann aber wirklich erst nach mehr als 25 Jahren wieder. — „Jacobi," fährt er nun fort, empfing mich mit der größten und unerwartetsten Freundschaft, mit einer Freundschaft, die mich stolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich sie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm,

---

2) S. oben S. 19 u. f.

aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl schwerlich mit einem so eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzens, Biester's und so vieler anderer Anti-Jacobiten so nahe zusammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für seine Bekanntschaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles interessant. Er ist ein so vortrefflicher Kopf, so reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in einer so lebhaften, schönen Sprache vorträgt; sein Charakter scheint so edel zu sein, daß ich in der That nicht entscheiden mag, ob er zuerst mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat." Ein Briefwechsel, den ihm Jacobi versprochen, soll die eingeleitete Verbindung unterhalten.

Das ist das älteste Blatt, das wir, mit sicherm Datum, bis jetzt von Humboldt besitzen. Schon im nächsten der uns erhaltenen Briefe an Forster — 14. März 1789 — macht er doch seine Einwendungen über die Art, wie Jacobi, als Philosoph, das Uebersinnliche fassen zu können meinte.[3]) Dieser gab gerade damals die zweite Auflage seiner „Briefe über Spinoza" heraus und sendete seinen Freunden die einzelnen Beilagen, mit denen er sie vermehrte, zu. Humboldt empfing die letzten dieser Stücke während einer Krankheit, die er diesen Winter zu überstehen hatte, und erklärte besonders die allerletzte für meisterhaft. Ueberhaupt lebt er noch in einem gewissen Enthusiasmus für Jacobi. „Sein Briefwechsel," sagt er, „macht mir sehr viel Freude. Er ist so außerordentlich freundschaftlich gegen mich; und unleugbar ist er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften, und von einem sehr edlen, wahrhaft großen Charakter. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, ist mir immer bei wahrhaft schätzungswürdigen Männern ein sehr verachtungswerthes Geschäft." —

---

3) Ich habe die Stelle schon oben S. 66 eingefügt.

Der übrige Theil dieses Briefes geht Forster selbst an und zwar einen Aufsatz desselben über die englische Litteratur vom J. 1788 in Archenholz's brittischen Annalen, über den er sich von Humboldt ein aufrichtiges Urtheil erbeten hatte. Mit wenig Worten sprach dieser ein sehr gewichtiges aus. „Aufsätze über Litteratur haben ihre eigne Schwierigkeit. Bei einem kleinen Vorrath von Materialien erhalten sie ein magres, armseliges Ansehen, bei einem großen, wie ich glaube, daß Sie vor sich hatten, ist es so schwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth so leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregister zu liefern. Darum hat mir die Darstellung in Ihrem Aufsatz so meisterhaft geschienen. Es geht alles so in einer Reihe, an einem so künstlich gesponnenen Faden fort, ohne daß man doch in irgend einer Stelle die Kunst bemerkt, die dazu gehörte, ihn so zu spinnen. Vorzüglich hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einfluß des brittischen Nationalgeistes auf die Litteratur zeigen. Eine Kenntniß der neuesten Schriftsteller eines Landes, ihrer Schriften u. s. f. kann immer ganz interessant sein, aber der raisonnirende Leser verlangt doch mehr; er will wissen, warum die Schriftsteller in diesem Lande gerade in diesem und keinem anderen Geiste schrieben, warum gerade diese Zweige der Litteratur, und keine andere blüheten? und das, dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszustande in England ist ganz in dem Geiste geschrieben, in dem ich jetzt recht vieles geschrieben wünschte."

Seit dem Sommer 1789 war Humboldt wenig mehr in Göttingen, sondern meist schon auf kleinern und größern Reisen in und außer Deutschland begriffen. Zunächst ist ein Besuch in Hannover zu erwähnen, wo er zwar schon früher persönlich bekannt war, diesmal aber besonders mit Friedrich Jacobi zusammentraf. Den Tag vor seiner Abreise dahin (20. Juni) verspricht er Forstern vollständige Nachricht

von diesem Rendezvous zu geben und fügt für diesen selbst nur den Wunsch bei, daß er doch ja seine Gesundheit schonen möge. „Auch das bischen Genuß dieses Erdenlebens ist doch so viel immer werth, und wie viel mehr die reiche Gelegenheit zu wirken" — eine Aeußerung, die wir hervorheben, weil sie, gerade so gefaßt, kaum jemals bei Humboldt wieder zu finden sein möchte.

Er genoß in Hannover fünf sehr vergnügte Tage, wovon er das Meiste allerdings auf Jacobi's Anwesenheit, Einiges doch auch auf Hannover selbst rechnet. Er schränkte sich diesmal absichtlich auf wenige Gesellschaften ein, und unter den Personen vom ersten Range sah ihn Niemand als eine Frau von Wangenheim, in deren Haus er auch Jacobi einführte. Den größten Theil des Tags brachte er bei diesem zu und mit ihm besuchte er die Rehberg, Brandes, Zimmermann und was ihnen sonst von dortigen Notabilitäten von Interesse war. Rehberg war, ohne Zweifel, die bedeutendste Persönlichkeit in jenem Kreise. Auch er huldigte der kritischen Philosophie und war außerdem ein Mann von seltenem politischem Scharfsinn — dessen Schriften, in ihrer trefflichen Auswahl und Zusammenstellung, noch heute zu dem Besten gehören, dessen wir uns in politischer Litteratur rühmen können. In Ruhe und Sicherheit, den philosophischen und romantischen Phantasmen neurer Zeit gegenüber, ähnelte er Humboldt sehr, wie er diesen auch in seinen durchaus edlen Gesinnungen glich, wogegen er freilich in einer gewissen kalten Abgeschlossenheit gegen jede andre Geistesrichtung und in dem beinahe völligen Mangel an höherem Kunstgeschmack mit Humboldt gar keinen Vergleich darbietet. „Am nächsten," so schrieb dieser, gleich nach der Rückkehr von dieser Excursion, an Forster,[4] „ist Jacobi, wie Sie sich leicht denken

---

4) 1. Juli 1789.

können, mit Rehberg zusammen gekommen. Die erste Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei so treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber schon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er sehr heiter, offen und freundschaftlich." Sie redeten Jacobi zu, auch den bekannten, seiner Eitelkeit wegen berüchtigten Ritter Zimmermann zu besuchen, was jener hinterher auch nicht bereute, obschon sie eigentlich in Fehde lagen. Jacobi gefiel damals sehr in Hannover und Humboldt äußert, daß er wenige Menschen gesehen, die so viel durch die persönliche Bekanntschaft gewönnen als dieser. Ein gewisser Stolz, der freilich unverkennbar an ihm sei, doch mehr von dem Werth herrühre, den er auf seine Ideen lege, und gar nicht von Forderungen, die er für seine Person mache, äußere sich auch weit weniger im Umgang als in seinen Schriften. Ueberhaupt wußte der Jüngling Humboldt den oft so grießgrämigen, einseitig urtheilenden Jacobi etwas versöhnlicher zu stimmen. So brachte er ihm auch über Biester, von welchem er in sehr hartem Ausdruck gesprochen, eine beßre Meinung bei. „Ich," sagt Humboldt (in demselben Briefe an Forster), „der ich über Biester ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren Verhältniß mit ihm stehe,[5]) wollte dies für die Zukunft verhüten und schrieb ihm geradezu meine der seinigen völlig entgegengesetzte Meinung." Es verfehlte dies die Wirkung nicht. — Bei Frau v. Wangenheim war einen Mittag der ganze Kreis sehr heiter zusammen. Brandes — hier ohne Zweifel jedesmal der Jüngere, der dem ältern in der Curatel der Göttinger Universität folgte und sich auch als Schriftsteller, besonders gegen die französische Revolution, Namen gemacht hat —

---

5) Auf was für ein muthmaßliches Verhältniß hier angespielt ist, liegt im Dunkel.

Rehberg, Graf Hardenberg, Wallmoden rc. rc. waren dabei. Da überstürzten sich Raisonnement und Witz. „Vorzüglich mußte ich," setzt Humboldt hinzu, „als Campe's ehemaliger Zögling immer mit Gegenstand des Gesprächs sein."

Nachdem er so Forstern von allen dortigen Vorfällen treulich in Kenntniß gesetzt hatte, kommt er auf die neuesten Erscheinungen der Litteratur. Im Meßkatalog war ihm nicht viel Besondres aufgefallen. Von der auswärtigen Litteratur reizte Barthelemy's Anacharsis, den kurz darnach Biester in einer guten Uebersetzung auch in Deutschland verbreitete, seine Aufmerksamkeit am meisten. Nicht blos dieses ausgezeichnete Werk, sondern auch Düpaty's Briefe über Italien, die Forster ins Deutsche übertragen hatte, nimmt er gegen Jacobi's Aburtheil in Schutz. Düpaty, sagt er, sei als Schriftsteller, nicht als Beschreiber anzusehen. Man müsse immer den Mann vor Augen haben, seinen hellen eindringenden Verstand, seine lebhafte Phantasie, sein glühendes Gefühl für alles, was die Menschheit interessirt. Forster's Uebertragung fand Humboldt ganz genialisch. Nur hie und da glaubte er Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die ihm entschlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falsch zusammengestelltes Bild.

In solcher Festigkeit und Reife stand der zweiundzwanzigjährige Jüngling Männern gegenüber, die schon zu den bedeutendsten unsrer Litteratur zählten. So gewichtig sind seine oft nur ganz gelegentlich hingeworfnen Bemerkungen. Ueberhaupt enthalten Humboldt's Briefe und Werke einen so reichen Schatz der trefflichsten Charakteristiken, der unvergänglichsten Urtheile, daß schon aus ihnen allein sich eine sehr ansehnliche Blumenlese zusammenfügen ließe. Wir müssen darin freilich, schon des Raumes wegen, große Enthaltsamkeit üben. Doch unser Zweck ist auch hauptsächlich, auf diese Quelle hin zu weisen, sie in manchem Betracht zu erläutern, aus ihr selbst aber nur das vorzüglich Charakteristische

hervorzuheben, wozu wir allerdings das Meiste rechnen, was aus seiner früheren Lebenszeit herrührt, weil es, abgesehen von seinem besondern Werthe, zugleich Humboldt's geistige Entwicklung und den Punkt, von welchem er ausging, vor Augen führt.

Gleich darnach sollten größere Ereignisse, als die litterarische Debatte in dem erregten Kreise einer einzelnen deutschen Stadt, die Aufmerksamkeit des Jünglings in Anspruch nehmen. In der Hauptstadt Frankreichs hatte die politische Krisis eine solche Höhe erreicht, daß jede Stunde ein entscheidender Schlag erwartet werden konnte. Die aufgereizte Stimmung der Hauptstadt, die drohende Stellung der National-Versammlung zu Versailles — die, von Mirabeau geleitet, dem Hofe schon im Monat Juni Troß geboten — alles dies hätte die vertrauten Rathgeber des Königs noch zur rechten Zeit warnen sollen. Doch die verblendete Partei von Prinzen und Aristokraten complottirte von neuem. Man läßt Truppen gegen Paris anrücken. Necker, der Liebling des Volkes, wird aus dem Ministerium verabschiedet und des Reiches verwiesen. Sofort nahm die Revolution ihren Anfang. Man griff in Paris zu den Waffen, die französischen Garden weigerten sich, gegen ihre Mitbürger zu kämpfen. Mit dem Sturm der Bastille war der Sieg des Volkes entschieden.

Einzelne gab es doch auch in Deutschland, die schon ein wachsames Auge auf die Weltverhältnisse richteten und den herannahenden großen Umschwung der Dinge sogar mit Sehnsucht erwarteten. Wenige wohl mit einem solchen Enthusiasmus, wie J. H. Campe, den wir schon als Erzieher Humboldt's früher erwähnten. Campe hatte seit einigen Jahren in Braunschweig, unter einer Regierung, die noch im Ruf einer gewissen Freisinnigkeit stand, einen hübschen

Posten, nämlich ein dortiges Canonikat, und außerdem den Hofrathstitel erhalten. Zugleich stand er einer Buchhandlung vor und genoß als Verfasser vieler Kinderschriften und Reisebeschreibungen immer zunehmende Popularität. Von Zeit zu Zeit pflegte er seine Gesundheit durch eine Reise zu stärken. Jetzt, im Juli 1789, beschloß er einen schnellen Ausflug nach Paris zu machen, mit dem ausgesprochnen sehnlichen Wunsche: „der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen.“ In wenig Tagen war er reisefertig, und hatte sogar noch die Freude, ein paar sehr willkommene Gefährten dazu zu finden.[1]) Der Eine von diesen war Wilhelm von Humboldt, der, gerade am Schluß seines akademischen Lebens, sich jetzt in der weitern Welt umzusehen wünschte. Was konnte ihm anreizender sein, als Paris in diesem Augen-

1) Campe veröffentlichte die Anschauungen und Ergebnisse dieser Reise kurz darnach in zwei Werken, die man noch heute mit Nutzen und Interesse liest. Das erste waren „die Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben,“ die noch im selbigen Jahre, und im folgenden in 2ter und 3ter Auflage erschienen. Sie ergehen sich hauptsächlich in Schilderung der neuesten Begebenheiten vom Monat Juni an, geben Berichte dessen, was er mit eignen Augen gesehen, erörtern die Ursachen dieser Revolution und knüpfen daran eine Menge Betrachtungen, offenbar mit dem Zweck, in Deutschland eine unbefangnere Beurtheilung dieser Vorfälle zu bewirken. Auch die zweite Schrift erschien mit seinem Namen: „Reise von Braunschweig nach Paris im Heumonat 1789. Braunschweig, 1790“ (dann auch im VIII. Theile seiner Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend). Besonders hier giebt er, in Briefen an seine Tochter und Auszügen aus seinem Tagebuch, die Einzelheiten dieser Reise bis zum Anfang des Aufenthaltes in Paris. Beide Werke zeichnen sich durch großen, für jene Zeit bemerkenswerthen Freimuth aus. Daß er erhitzt von dieser Neuerung sprach, nur die Lichtseite des Umschwungs und des französischen Charakters erkannte, die herannahende Anarchie dagegen kaum verspürte, darf uns gar nicht wundern. Die Mehrzahl der Zeitgenossen, besonders der Deutschen, verstand entweder diese Begebenheiten gar nicht, oder war mehr und minder berauscht von ihnen. Auch Campe ward bitter enttäuscht, als die Sache der Freiheit so gräßlich vergiftet wurde, auch er wandte sich mit Abscheu davon ohne deshalb, wie so Viele, den Glauben an die großen europäischen Folgen dieses Umschwungs zu verlieren.

Die beiden Campe'schen Schriften dienen uns zugleich als Quelle für den so interessanten Abschnitt des Humboldt'schen Lebens.

blicke, da noch dazu eine so günstige Gelegenheit für das Unternehmen sich darbot.

Campe selbst drückt sich also über seine Reisegenossen aus: „Zwei Freunde, Hr. v. H. und Hr. W. wünschten ihn zu begleiten; und ihre Gesellschaft war ihm angenehm. Der Eine vereinigte sich mit ihm in Braunschweig; für den Andern, der in Göttingen war, bestimmte man das Stelldichein in Holzminden.“ Am 17. Juli verließen sie Braunschweig und gelangten am folgenden Abend an den Ort der Bestellung. „Unser lieber v. H. war schon vor uns eingetroffen.“ Am andern Morgen reisten sie weiter und zwar vom ersten Tag an im erwünschtesten Humor. Ihr nächstes Nachtquartier, so erzählt uns Campe in den Briefen an seine Tochter, schlugen sie in dem Gesundbrunnen bei Driburg auf. Es war spät nach Mitternacht, als sie anlangten. „Unterdeß ich um frische Pferde mich bemühte und Briefe schrieb, gingen meine lustigen Gefährten, mit der Laterne aus, um, wie sie sagten, — die Schönheiten der Gegend zu besehen.“ Den umständlichen Bericht, den sie nach der Zurückkunft abzustatten nicht ermangelten, schaltet Campe nicht ein, wohl aber fühlt er sich zu sagen veranlaßt, „daß er sich, dieser guten Reisegefährten wegen, schon hundertmal Glück gewünscht habe.“ „So sollte man,“ sagt er, „so oft man die Wahl hat, seine Reisegesellschaft sich immer aussuchen. Alte Leute sollen mit jungen, und junge mit alten reisen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, diese an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannst nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute selbst in solchen Lagen sind, wo andre Reisende die Lippen hängen lassen. Wohin wir kommen, da theilt unsre gute Laune sich augenblicklich der ganzen Hausgenossenschaft, ja sogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unsre

Geschäfte, lachend steigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Sie nahmen ihren Weg durch die wenig anziehenden Gegenden Westphalens und gingen bei Uerdingen über den Rhein. Nirgends versäumten sie die Merkwürdigkeiten und Naturgenüsse, die sich darboten. In Aachen hatten sie auch die Freude, ihren Freund, den Geh. Rath von Dohm wieder zu sehen. Noch ehe sie die Brabanter Gränze erreichten, flogen ihnen die Nachrichten von den „gräulich schönen Begebenheiten" des 12., 13. und 14. Juli entgegen. Der entscheidende Schlag war geschehen. Die erste Kunde empfingen sie zu Aachen, mit innigem Entzücken über die braven Pariser, aber auch mit großem Mißvergnügen, daß das Drama, dessen Eröffnung sie so herzlich gern beigewohnt hätten, schon seinen Anfang genommen. „Meine Reisegefährten und ich," schrieb Campe nach Haus, „eilen, so sehr wir können, um wenigstens den zweiten Akt dieser großen Weltbegebenheit mit anzusehen." Schon strömten französische Flüchtlinge über die Gränzen. In Lüttich, wo auch Unruhen drohten, kam noch die Nachricht hinzu, daß auch in Brabant schon an mehreren Orten, durch die sie reisen sollten, der Aufruhr ausgebrochen sei, daß in Tirlemont, Löwen, in Brüssel selbst nur die militairische Uebermacht die Gährung niederhalte. Wo sie hinkamen, schüttelte man den Kopf über das gefährliche Wagniß, jetzt gerade in den Mittelpunkt alles Gräuels zu reisen. Alles dies klang sehr bedenklich. „Aber nicht für uns," sagt der mehrgenannte Berichterstatter. „Unsere Begierde, das Ringen der Völker nach Freiheit, und ihr männliches Streben, sich wieder in Besitz der ihnen geraubten Menschenrechte zu setzen, mit eignen Augen zu beobachten, war zu stark, als daß sie nicht jede kleinmüthige Betrachtung leicht hätte überwiegen sollen." Doch hatten sie zur Vorsicht sich noch in Aachen und

Lüttich mit Pässen der preußischen und französischen Gesandtschaft versehen. Wirklich trafen sie es im Brabantischen überall so, wie man es vorhergesagt hatte. Nur die Militairanstalten hielten das Volk zu Brüssel noch im Gehorsam. Auf allen öffentlichen Plätzen waren Kanonen aufgefahren. Eilig nahmen unsre Reisenden die Merkwürdigkeiten der schönen Stadt und der blühenden Umgebung in Augenschein: das Brabanter Land und Brüssel insonders gefiel ihnen ungemein. Dann fuhren sie fast ohne Unterbrechung auf der bekannten Straße nach Paris. Von seinem Eintritt in Frankreich war Campe in einem fortwährenden Entzücken. Er kann dieses Volk, das bisher für so geckenhaft galt, nicht genug bewundern, und findet es völlig umgewandelt. Unaufhörlich preist er die Artigkeit, die Großmuth, den Geist selbst an den untersten Classen der Bevölkerung. Als man sie in Valenciennes aufforderte, sich die Freiheitskokarde an den Hut stecken zu lassen, da glaubte er mit der ganzen französischen Nation Brüderschaft zu machen. „Unsere Reisegefährten und ich hatten für den Augenblick aufgehört, Brandenburger und Braunschweiger zu sein. Aller Nationalunterschied, alle Nationalvorurtheile schwanden dahin."

Am 3ten August kamen sie in Paris an und bezogen sogleich im Faubourg St. Germain, 'Rue des petits Augustins', eine Wohnung. Den anderen Tag stürzten sie sich in den Ocean dieser damals doppelt aufgeregten Stadt, deren Merkwürdigkeiten zu betrachten sie nicht ganz die Zeit eines Monats zu verwenden hatten und wovon sie überdies noch einige Tage zu Ausflügen nach Versailles und Ermenonville benutzen wollten. Bei dem heißesten Wetter mußten sie die beschwerlichsten Tagereisen in die verschiedensten Stadttheile machen, doch das Große und Neue, das sie zu genießen hatten, war hinlänglicher Ersatz. Wir wollen sie auf ihren Wanderungen durch die Oertlichkeiten dieser Stadt hier nicht

ins Einzelne begleiten: wer sich für die Reisenden interessirt, kann das Nähere in Campe's Schriften nachlesen. Zu Manchem, was der Gelehrte sonst wohl auch dort aufsucht, blieb im damaligen Momente keine Zeit, ja kein Interesse. Die Nation selbst, noch ganz im Zustand der Erhebung, überwog jede andre Betrachtung. Da galt es, sich unter die Massen zu mischen, die Reden und Debatten auf öffentlichen Plätzen und im palais royal zu belauschen, kurz das französische Volk in seinen alten und neuen Eigenschaften kennen zu lernen. Ermattet kamen unsre Wanderer Abends spät in ihre Wohnung an, wo dann Campe oft noch über Mitternacht hinein wachte, um Briefe und Tagebücher zu schreiben.

Kurz nach ihrer Ankunft war Paris in einem wahren Freudetaumel über die Ereignisse, die in der berühmten Nacht vom 4ten zum 5ten August sich in der National-Versammlung zu Versailles zugetragen hatten. Durch einen unerhörten Wetteifer von Großmuth und Patriotismus, verbunden mit dem Vergessen aller Rücksichten und Bedenklichkeiten, „die (selbst nach Campe's Ausdruck) doch vielleicht nicht unzeitig gewesen wären," hatte man mit einem Schlage die Vernichtung aller erblichen Privilegien und Ueberreste des Feudalwesens ausgesprochen. Der andere Tag verbreitete die Nachrichten in Paris. Nur die ruhigen, weiter blickenden Männer theilten den allgemeinen Enthusiasmus nicht. Schon die Formlosigkeit der Berathung, und die tumultuarische Art des Verfahrens flößten schwere Sorgen für die Zukunft ein.

Den 12. Aug. begab sich Campe mit seinen Gefährten selbst nach Versailles. Die Gallerien zur National-Versammlung waren so überfüllt, daß Niemand mehr zugelassen werden konnte. Endlich gelang es Campen den berühmten Grafen von Mirabeau ansichtig zu werden, auf dessen besondre „Einladung er sich hieher begeben hatte." Dieser

verhalf ihm sogleich zu einem guten Platz. Das Durcheinander und Getöse in der Versammlung war so ungeheuer, daß Campe im Anfang ganz betäubt wurde. Nur nach und nach gelang es ihm einzelne Reden zu vernehmen. An diesem Tage ward über die Adresse an den König verhandelt, in welcher man ihm den zuerkannten Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit" überbringen und ihn ersuchen wollte, sich mit der Versammlung in die Schloßkapelle zu begeben, wo durch ein Te Deum die glücklich vollendete Revolution gefeiert werden sollte. Target hatte die Adresse entworfen. Tiefe Stille trat ein als er die Tribüne bestieg. Aber die Ausdrücke seines Entwurfs erschienen viel zu unterthänig. Vom Anfang an mehrmal stürmisch unterbrochen, durch ein paar Witzworte Mirabeau's zum Rückzug genöthigt, mußte Target seine Arbeit das zweite, ja dritte Mal umschmelzen. In dieser letzten Redaktion erst ward sie angenommen. Damit endete diese Sitzung. — Den Rest des Tages benützten unsre Freunde, die Herrlichkeiten von Versailles zu betrachten.

„Mit einem Billet an den wachhabenden Bürgeroffizier versehen," erzählt uns Campe, „erhielten meine Freunde und ich des folgenden Tages abermals einen guten Platz." Gegen Mittag sollte sich die Versammlung in corpore zum König verfügen und dann die schon erwähnte Feierlichkeit Statt finden. Wegen des beschränkten Raumes in der Schloßkapelle sollte Niemand als die National-Versammlung und der Hof zugelassen sein. Nachdem man einen Bericht über die seit gestern an die Versammlung eingelaufenen Bittschriften u. s. f. unter Lachen und Tumult angehört hatte, nahm der feierliche Zug nach dem Schlosse seinen Anfang. Der Zufall wollte, daß unsre Reisenden, beim Ausgang aus dem Versammlungshause mit in die Reihe der Deputirten kamen und, von diesen in der Kleidung wenig unterschieden,

ins Einzelne begleiten: wer sich für die Reisenden interessirt, kann das Nähere in Campe's Schriften nachlesen. Zu Manchem, was der Gelehrte sonst wohl auch dort aufsucht, blieb im damaligen Momente keine Zeit, ja kein Interesse. Die Nation selbst, noch ganz im Zustand der Erhebung, überwog jede andre Betrachtung. Da galt es, sich unter die Massen zu mischen, die Reden und Debatten auf öffentlichen Plätzen und im palais royal zu belauschen, kurz das französische Volk in seinen alten und neuen Eigenschaften kennen zu lernen. Ermattet kamen unsre Wanderer Abends spät in ihre Wohnung an, wo dann Campe oft noch über Mitternacht hinein wachte, um Briefe und Tagebücher zu schreiben.

Kurz nach ihrer Ankunft war Paris in einem wahren Freudetaumel über die Ereignisse, die in der berühmten Nacht vom 4ten zum 5ten August sich in der National-Versammlung zu Versailles zugetragen hatten. Durch einen unerhörten Wetteifer von Großmuth und Patriotismus, verbunden mit dem Vergessen aller Rücksichten und Bedenklichkeiten, „die (selbst nach Campe's Ausdruck) doch vielleicht nicht unzeitig gewesen wären," hatte man mit einem Schlage die Vernichtung aller erblichen Privilegien und Ueberreste des Feudalwesens ausgesprochen. Der andere Tag verbreitete die Nachrichten in Paris. Nur die ruhigen, weiter blickenden Männer theilten den allgemeinen Enthusiasmus nicht. Schon die Formlosigkeit der Berathung, und die tumultuarische Art des Verfahrens flößten schwere Sorgen für die Zukunft ein.

Den 12. Aug. begab sich Campe mit seinen Gefährten selbst nach Versailles. Die Gallerien zur National-Versammlung waren so überfüllt, daß Niemand mehr zugelassen werden konnte. Endlich gelang es Campen den berühmten Grafen von Mirabeau ansichtig zu werden, auf dessen besondre „Einladung er sich hieher begeben hatte." Dieser

verhalf ihm sogleich zu einem guten Platz. Das Durcheinander und Getöse in der Versammlung war so ungeheuer, daß Campe im Anfang ganz betäubt wurde. Nur nach und nach gelang es ihm einzelne Reden zu vernehmen. An diesem Tage ward über die Adresse an den König verhandelt, in welcher man ihm den zuerkannten Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ überbringen und ihn ersuchen wollte, sich mit der Versammlung in die Schloßkapelle zu begeben, wo durch ein Te Deum die glücklich vollendete Revolution gefeiert werden sollte. Target hatte die Adresse entworfen. Tiefe Stille trat ein als er die Tribüne bestieg. Aber die Ausdrücke seines Entwurfs erschienen viel zu unterthänig. Vom Anfang an mehrmal stürmisch unterbrochen, durch ein paar Witzworte Mirabeau's zum Rückzug genöthigt, mußte Target seine Arbeit das zweite, ja dritte Mal umschmelzen. In dieser letzten Redaktion erst ward sie angenommen. Damit endete diese Sitzung. — Den Rest des Tages benützten unsre Freunde, die Herrlichkeiten von Versailles zu betrachten.

„Mit einem Billet an den wachhabenden Bürgeroffizier versehen,“ erzählt uns Campe, „erhielten meine Freunde und ich des folgenden Tages abermals einen guten Platz.“ Gegen Mittag sollte sich die Versammlung in corpore zum König verfügen und dann die schon erwähnte Feierlichkeit Statt finden. Wegen des beschränkten Raumes in der Schloßkapelle sollte Niemand als die National-Versammlung und der Hof zugelassen sein. Nachdem man einen Bericht über die seit gestern an die Versammlung eingelaufenen Bittschriften u. s. f. unter Lachen und Tumult angehört hatte, nahm der feierliche Zug nach dem Schlosse seinen Anfang. Der Zufall wollte, daß unsre Reisenden, beim Ausgang aus dem Versammlungshause mit in die Reihe der Deputirten kamen und, von diesen in der Kleidung wenig unterschieden,

den Versuch wagten, sich ihnen anzuschließen und so der Feierlichkeit beizuwohnen. Dies gelang ihnen auch völlig. Durch alle besetzten Eingänge und Säle durchgelassen, kamen sie in die große Gallerie des Schlosses. Anfangs herrschte auch hier das wildeste Getöse. Endlich verkündigte ein allgemeines Stillgebot die Ankunft des Königs. Der Präsident hielt die gestern votirte Anrede, der König antwortete vorgezeichnetermaßen; darnach brach die ganze Versammlung in ein dreimaliges so schmetterndes Vive le Roi aus, daß der Palast in seinen Grundfesten erbebte. — Nun trat der König den Weg zur Capelle an; die Deputirten folgten ihm auf dem Fuße, unsre Landsleute mit ihnen. Man hatte nur durch einige Zimmer zu gehen, um dahin zu gelangen. Als sie in das letzte Zimmer traten, erschien durch eine Seitenthür auch die Königin — das erstemal seit Anfang der Revolution — begleitet von Madame und Mdme. Elisabeth, um in die schon geöffnete königliche Tribüne zu treten. Die Deputirten gingen an ihr ohne irgend eine Art von Ehrenbezeugung vorüber. Der König nahm seinen Sitz unten in der Kirche ein, von den Deputirten ein Jeder den ersten besten Platz. Jetzt begann das Te Deum und am Schluß erscholl, aber nur dem Könige, ein abermaliges inbrünstiges Hoch. Mit dieser Feierlichkeit wurde die Niederlage der französischen Monarchie — nicht blos des Despotismus — besiegelt. Campe konnte sich Glück wünschen, den Zweck seiner Reise vollständig erreicht zu haben.

Denselben Abend kamen die Reisenden nach einer sehr angenehmen Rückfahrt über Marly nach Paris zurück. Es war ihnen als kehrten sie an ihren Heerd: so heimisch fühlten sie sich in den Räumen dieser Stadt.

Einige Tage später traten sie eine Wallfahrt zu Rousseau's Grabe an.

Ueber St. Denys und das prächtige Schloß Chantilly

des Prinzen Condé erreichten sie das schöne romantische Besitzthum des Marquis von Gerardin, Ermenonville. Campen war es, als beträte er ein Elysium. Ueberall hatte der geschmackvolle Besitzer zur Melancholie einladende Fels- und Grasbänke angebracht. Campe eilte aber zuvörderst nach dem Hause, welches Rousseau während seines dortigen Aufenthaltes bewohnt hatte, und wo er starb. Es war ein kleines bescheidnes Häuschen, in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Sie stiegen eine Treppe hinauf und traten in das kleine Wohn- und Schlafzimmer. Sein Bett stand noch da, auch der Lehnstuhl, in welchem er den Geist aufgab. — Jetzt wallten sie nach seinem Grabe. Hr. v. Gerardin hatte ihn auf der Insel eines kleinen Sees beerdigen lassen, und ringsum alles mit anmuthigen Anlagen geschmückt, die leider, seit er das Schloß nicht mehr bewohnte, schon in Verfall geriethen. Auch die Pappelinsel trug nur eigentlich noch ihren Namen. Der Teich hatte sich in einen tiefen Sumpf verwandelt. So standen die Reisenden im Angesicht des Monumentes, ohne in dessen unmittelbarer Nähe ihrer Wehmuth den schönsten Raum geben zu können.

Auch in Paris erlebten sie noch einen besonders interessanten Tag — den Tag des heiligen Ludwig (24. Aug.) der im ganzen Lande besonders festlich begangen ward. Processionen, Geläute von allen Thürmen, Kanonendonner in allen Stadtdistrikten, Menschenwogen — so ging es in Paris vom Morgen an. An diesem Tage standen alle Akademien offen, der Ertrag der schönen Künste der letzten beiden Jahre wurde ausgestellt und in einer öffentlichen Sitzung der französischen Akademie Festreden gehalten und die jährlichen Preise zuerkannt. Campe's „lieber und gefälliger Freund Mercier“ hatte sich ihm für diesen Tag ganz zu überlassen und ihr Cicerone zu sein angeboten.

Bei frühem Morgen fand er sich in ihrem Quartier ein und führte sie zum Louvre. Nachdem sie sich mit Mühe durch die menschenüberfüllten Säle der Gemälde-Ausstellung gearbeitet hatten, begaben sie sich zur feierlichen Sitzung der Akademie, zu welcher ihnen Marmontel die Eintrittsbillete gegeben hatte. Der Hauptsaal dieses Heiligthum's war zum Ersticken gedrängt von Zuschauern, wo natürlich auch der Glanz der Pariser Damenwelt nicht fehlen durfte. Der berühmte Abbé Barthelemy, der heute zum Mitglied aufgenommen wurde, hielt seine Eintrittsrede, in welcher, der Stimmung des Tags gemäß, besonders die Stelle, worin er auf das alte Griechenland und den Beifall anspielte, den man seinem „jungen Anacharsis" geschenkt, die Zuhörer in tobenden Enthusiasmus versetzte. Ihm antwortete in gebräuchlicher Weise der Chevalier Boufflers. Dann theilte man die diesjährigen Preise aus, und setzte für nächstes Jahr einen neuen für die beste Lobrede auf Jean Jaques Rousseau aus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Humboldt dort schon damals die Bekanntschaft mancher litterarischen Berühmtheit gemacht habe, ja schon in Campe's Gesellschaft. Von diesem erfahren wir, daß ihn namentlich der „biedere brave" Mercier, ferner ein von Zürich eingewanderter deutscher, nun französischer Schriftsteller, Herr von Meister, und Berquin, der Verfasser vieler französischer Jugendschriften, mit besondrer Artigkeit aufnahmen. Mercier vergleicht er nicht ungeschickt mit Lessing, auch im Aeußeren, und in seinem gesellschaftlichen und sittlichen Charakter. Er rühmt besonders dessen Offenheit und Freimuth und zeichnet ihn unter den damaligen Franzosen als einen der Wenigen aus, denen die Verbesserung der Sitten und die Verbreitung ächt religiöser Grundsätze am Herzen liege. — Von den übrigen Gelehrten, die er etwas näher kennen lernte, nennt er den großen

Astronomen Lalande, den Akademiker Marmontel und den besonders um Homer verdienten Philologen Villoison, der unter seinen Landsleuten, nächst Barthelemy, das Alterthum am besten und außerdem Paris vielleicht besser kannte als irgend ein Anderer.

Die Frist, die ihrem Aufenthalte in dieser Stadt vergönnt war, ging nun zu Ende. Campe ergriff es schmerzlich, diesen Ort gerade in dieser Zeit wieder verlassen zu müssen. Den 27. August Morgens reisten sie ab, und nahmen diesmal den Weg durch die Champagne, über Metz, nach Mainz. Hier trennte sich Humboldt von seinen Begleitern.

Sei es, daß Humboldt von Anbeginn nicht in dem Grade von Enthusiasmus hingerissen war, wie Campe, oder daß er gerade durch die Pariser Eindrücke abgekühlt worden — es scheint, daß er sich am Ende dieser Reise durchaus nicht in so glänzenden Hoffnungen wiegte. In Mainz traf er seinen Freund Forster, dem ja jede Mittheilung aus solchem Munde und über solche Dinge höchlich willkommen seyn mußte. Schon am 28. August schrieb er an Heyne: „Ich erwarte jetzt den guten Humboldt aus Paris," und den 7. September meldet er: „Der gute Herr von Humboldt ist seit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieser Gelegenheit hier auch einen halben Tag genossen." Forster sagt das mehr aus Ironie, denn er war auf Campe's Popularschriftstellerei übel zu sprechen. Vierzehn Tage später schrieb Forster an Fr. Jacobi: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt ist noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr von der parisischen — nicht paradiesischen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne solche Würze in der That insipid ist."

Humboldt beabsichtete den Rest der schönern Jahreszeit sogleich noch zu einer Reise an den Oberrhein, durch Schwaben und in die Schweiz zu benutzen. Im Genusse der Natur und im geistigen Umgang mit seinen Landsleuten, wollte er, wie es scheint, die Stimmung, in die er durch die politische Aufregung und die Raffinerie des Pariser Lebens versetzt worden, wieder in eine Art Gleichgewicht bringen.

Ein Zufall machte, daß er gleich in Mainz recht in die Mitte des damaligen deutschen Geisteslebens zurück versetzt wurde. Vierzehn Tage rastete er in Forster's Hause, und wurde während dieses Aufenthalts veranlaßt, in eine der merkwürdigsten Streitigkeiten einzugreifen, die damals Deutschland bewegten. Es war in Biester's Berliner Monatschrift abermals eine Denunciation katholischer Umtriebe erschienen, die Forstern in Harnisch gebracht. Bekanntlich war in der Mitte der achtziger Jahre von dem genannten Journal eine Fehde angeregt worden, die viele Jahre fortdauerte und heftiger als irgend eine jener Zeit von den entgegenstehenden Parteien verfochten wurde, — die bekannte Anklage des Kryptokatholizismus und Jesuitismus wie der katholischen Umtriebe überhaupt. Zur Zeit als man allerwärts geheime Verbindungen für Menschenbeglückung stiftete, begegnete man auch den Spuren anderer Geheimbünde, deren Zwecke für das Glück der Menschheit äußerst gefährlich schienen. Man entdeckte das fortwährende Bestehen der Jesuiten und ihres Wirkens zu Gunsten der Hierarchie. Der bekannte Abentheurer Leuchsenring scheint zuerst den Gegenstand ins Auge gefaßt zu haben. Nicolai ergriff die Angelegenheit mit Ungestüm und ein Aufsatz in der Berliner Monatsschrift von 1786 gab das Signal zum Kampfe. Die folgenden Zeiten haben hinlänglich bewiesen, wie Recht diese Männer in ihren Befürchtungen hatten;

auch die Klagen im Einzelnen über heimliches Umsichgreifen des Papismus waren in der Hauptsache nur zu begründet. Wer hätte das verdeckte Spiel der Jesuiten noch leugnen wollen, wenn man, gleich nach dem Tode des großen Friedrich, das Treiben der Frömmler und Rosenkreuzer, selbst in dem Hauptsitz der bisherigen Aufklärung, in Berlin, Boden gewinnen sah? Im ersten Augenblick war man freilich ungläubig, die Angreifenden gingen leichtfertig und sogar fanatisch in ihren Anklagen zu Werke: wer irgend das Papstthum in milderm Licht darstellte, wie J. Müller z. B., wurde ohne Weiteres des Kryptokatholizismus beschuldigt. Namen, die in der Litteratur damals noch viel galten und weite Verbindungen hatten, wurden mit Bitterkeit in die Fehde verwickelt, wie namentlich J. G. Schlosser, Lavater und selbst Fr. Jacobi. Jetzt fühlten auch Freunde dieser Männer sich verpflichtet, die Angegriffenen zu beschützen, so daß am Ende das geistige Uebergewicht entschieden auf dieser Seite war und die Ausforderer zurückgeschlagen, und als „Jesuitenriecher" zuletzt noch lächerlich gemacht wurden. Nicolai's Plattheit, beim besten Willen, trug auch hier die Schuld und gab arge Blößen. Wie sollte er, nur von den Herausgebern der allerdings einflußreichen Monatschrift unterstützt, gegen Widersacher aufkommen, die bald darnach auch Claudius, Stolberg, Herder und Johannes Müller auf ihrer Seite hatten? So kam die Sache in Vergessenheit. Der Angriff selbst wurde erst in einer viel späteren Zeit gerechtfertigt, als die Machinationen der katholischen Partei in öffentlichen Richtungen aufzutreten wagten, als man einen Uebertritt nach dem andern erlebte und der einst so hart angefochtene und heftig vertheidigte evangelische Oberhofprediger Stark in Darmstadt sich auf dem Todbette wirklich als Katholiken bekannte. Auch hat die Widersacher Biesters und seiner Freunde wahrhaft eine Nemesis getroffen. Fast

Bei frühem Morgen fand er sich in ihrem Quartier ein und führte sie zum Louvre. Nachdem sie sich mit Mühe durch die menschenüberfüllten Säle der Gemälde-Ausstellung gearbeitet hatten, begaben sie sich zur feierlichen Sitzung der Akademie, zu welcher ihnen Marmontel die Eintrittsbillete gegeben hatte. Der Hauptsaal dieses Heiligthum's war zum Ersticken gedrängt von Zuschauern, wo natürlich auch der Glanz der Pariser Damenwelt nicht fehlen durfte. Der berühmte Abbé Barthelemy, der heute zum Mitglied aufgenommen wurde, hielt seine Eintrittsrede, in welcher, der Stimmung des Tags gemäß, besonders die Stelle, worin er auf das alte Griechenland und den Beifall anspielte, den man sein'em „jungen Anacharsis“ geschenkt, die Zuhörer in tobenden Enthusiasmus versetzte. Ihm antwortete in gebräuchlicher Weise der Chevalier Boufflers. Dann theilte man die diesjährigen Preise aus, und setzte für nächstes Jahr einen neuen für die beste Lobrede auf Jean Jaques Rousseau aus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Humboldt dort schon damals die Bekanntschaft mancher litterarischen Berühmtheit gemacht habe, ja schon in Campe's Gesellschaft. Von diesem erfahren wir, daß ihn namentlich der „biedere brave“ Mercier, ferner ein von Zürich eingewanderter deutscher, nun französischer Schriftsteller, Herr von Meister, und Berquin, der Verfasser vieler französischer Jugendschriften, mit besondrer Artigkeit aufnahmen. Mercier vergleicht er nicht ungeschickt mit Lessing, auch im Aeußeren, und in seinem gesellschaftlichen und sittlichen Charakter. Er rühmt besonders dessen Offenheit und Freimuth und zeichnet ihn unter den damaligen Franzosen als einen der Wenigen aus, denen die Verbesserung der Sitten und die Verbreitung ächt religiöser Grundsätze am Herzen liege. — Von den übrigen Gelehrten, die er etwas näher kennen lernte, nennt er den großen

Astronomen Lalande, den Akademiker Marmontel und den besonders um Homer verdienten Philologen Villoison, der unter seinen Landsleuten, nächst Barthelemy, das Alterthum am besten und außerdem Paris vielleicht besser kannte als irgend ein Anderer.

Die Frist, die ihrem Aufenthalte in dieser Stadt vergönnt war, ging nun zu Ende. Campe ergriff es schmerzlich, diesen Ort gerade in dieser Zeit wieder verlassen zu müssen. Den 27. August Morgens reisten sie ab, und nahmen diesmal den Weg durch die Champagne, über Metz, nach Mainz. Hier trennte sich Humboldt von seinen Begleitern.

Sei es, daß Humboldt von Anbeginn nicht in dem Grade von Enthusiasmus hingerissen war, wie Campe, oder daß er gerade durch die Pariser Eindrücke abgekühlt worden — es scheint, daß er sich am Ende dieser Reise durchaus nicht in so glänzenden Hoffnungen wiegte. In Mainz traf er seinen Freund Forster, dem ja jede Mittheilung aus solchem Munde und über solche Dinge höchlich willkommen seyn mußte. Schon am 28. August schrieb er an Heyne: „Ich erwarte jetzt den guten Humboldt aus Paris," und den 7. September meldet er: „Der gute Herr von Humboldt ist seit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieser Gelegenheit hier auch einen halben Tag genossen." Forster sagt das mehr aus Ironie, denn er war auf Campe's Popularschriftstellerei übel zu sprechen. Vierzehn Tage später schrieb Forster an Fr. Jacobi: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt ist noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr von der parisischen — nicht paradiesischen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne solche Würze in der That insipid ist."

Humboldt beabsichtete den Rest der schönern Jahreszeit sogleich noch zu einer Reise an den Oberrhein, durch Schwaben und in die Schweiz zu benutzen. Im Genusse der Natur und im geistigen Umgang mit seinen Landsleuten, wollte er, wie es scheint, die Stimmung, in die er durch die politische Aufregung und die Raffinerie des Pariser Lebens versetzt worden, wieder in eine Art Gleichgewicht bringen.

Ein Zufall machte, daß er gleich in Mainz recht in die Mitte des damaligen deutschen Geisteslebens zurück versetzt wurde. Vierzehn Tage rastete er in Forster's Hause, und wurde während dieses Aufenthalts veranlaßt, in eine der merkwürdigsten Streitigkeiten einzugreifen, die damals Deutschland bewegten. Es war in Biester's Berliner Monatschrift abermals eine Denunciation katholischer Umtriebe erschienen, die Forstern in Harnisch gebracht. Bekanntlich war in der Mitte der achtziger Jahre von dem genannten Journal eine Fehde angeregt worden, die viele Jahre fortdauerte und heftiger als irgend eine jener Zeit von den entgegenstehenden Parteien verfochten wurde, — die bekannte Anklage des Kryptokatholizismus und Jesuitismus wie der katholischen Umtriebe überhaupt. Zur Zeit als man allerwärts geheime Verbindungen für Menschenbeglückung stiftete, begegnete man auch den Spuren anderer Geheimbünde, deren Zwecke für das Glück der Menschheit äußerst gefährlich schienen. Man entdeckte das fortwährende Bestehen der Jesuiten und ihres Wirkens zu Gunsten der Hierarchie. Der bekannte Abentheurer Leuchsenring scheint zuerst den Gegenstand ins Auge gefaßt zu haben. Nicolai ergriff die Angelegenheit mit Ungestüm und ein Aufsatz in der Berliner Monatsschrift von 1786 gab das Signal zum Kampfe. Die folgenden Zeiten haben hinlänglich bewiesen, wie Recht diese Männer in ihren Befürchtungen hatten;

auch die Klagen im Einzelnen über heimliches Umsichgreifen des Papismus waren in der Hauptsache nur zu begründet. Wer hätte das verdeckte Spiel der Jesuiten noch leugnen wollen, wenn man, gleich nach dem Tode des großen Friedrich, das Treiben der Frömmler und Rosenkreuzer, selbst in dem Hauptsitz der bisherigen Aufklärung, in Berlin, Boden gewinnen sah? Im ersten Augenblick war man freilich ungläubig, die Angreifenden gingen leichtfertig und sogar fanatisch in ihren Anklagen zu Werke: wer irgend das Papstthum in milderm Licht darstellte, wie J. Müller z. B., wurde ohne Weiteres des Kryptokatholizismus beschuldigt. Namen, die in der Litteratur damals noch viel galten und weite Verbindungen hatten, wurden mit Bitterkeit in die Fehde verwickelt, wie namentlich J. G. Schlosser, Lavater und selbst Fr. Jacobi. Jetzt fühlten auch Freunde dieser Männer sich verpflichtet, die Angegriffenen zu beschützen, so daß am Ende das geistige Uebergewicht entschieden auf dieser Seite war und die Ausforderer zurückgeschlagen, und als „Jesuitenriecher" zuletzt noch lächerlich gemacht wurden. Nicolai's Plattheit, beim besten Willen, trug auch hier die Schuld und gab arge Blößen. Wie sollte er, nur von den Herausgebern der allerdings einflußreichen Monatschrift unterstützt, gegen Widersacher aufkommen, die bald darnach auch Claudius, Stolberg, Herder und Johannes Müller auf ihrer Seite hatten? So kam die Sache in Vergessenheit. Der Angriff selbst wurde erst in einer viel späteren Zeit gerechtfertigt, als die Machinationen der katholischen Partei in öffentlichen Richtungen aufzutreten wagten, als man einen Uebertritt nach dem andern erlebte und der einst so hart angefochtene und heftig vertheidigte evangelische Oberhofprediger Stark in Darmstadt sich auf dem Todbette wirklich als Katholiken bekannte. Auch hat die Widersacher Biesters und seiner Freunde wahrhaft eine Nemesis getroffen. Fast

alle wurden bald darauf entweder von größern Geistesmächten zurückgedrängt oder mit dem Makel einer gewissen zweideutigen Denkart behaftet. Der Stoß, den sie den Gegnern beibrachten, erschütterte am Ende auch ihren Ruf oder sie ließen, einmal auf diesem Wege, sich nachher zu Kämpfen verleiten, in denen für sie nur Niederlage die Folge war.

Forster, der mehreren der Angegriffenen innig zugethan war und früher selbst an einer angeblich kryptokatholischen Verbindung Theil genommen hatte, wurde endlich von den ihm ohnehin widerwärtigen Berliner Aufklärern ebenfalls zum Kampfe gereizt. Allein er führte ihn auf viel angemessnere Weise; denn er lehnte sich hauptsächlich gegen die Unduldsamkeit der sich vorzugsweis vernünftig Dünkenden und die fanatische Denunciationswuth dieser protestantischen Eiferer auf. Die nächste Veranlassung war folgende: Biester hatte, in seinem Journale, den Brief eines Beamten in Eltvill abdrucken lassen, worin dieser der Wittwe eines Protestanten gerathen, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen. In einem katholischen Lande war dies so auffällig nicht. Forstern verdroß die Einrückung dieses Briefes und er beschloß, die Ansichten über diese Dinge in einem Aufsatz zurechtzustellen.

Gerade um diese Zeit kam Humboldt in Mainz an. Er, der Biester's Absichten zu schätzen wußte, übte, ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf Forster's Benehmen. Humboldt stand über den Parteien, die hier in Fehde begriffen waren, und doch würdigte er ihre Absichten. Zu der religiösen Denkart der Menge, war er sein Leben lang in einer Art gleichgültigen Verhältnisses [1]). Er kämpfte

1) Wenn daher Göritz, in dem S. 12 angeführten Aufsatz von Humboldt behauptet, er habe Schillern von seinen Vorurtheilen gegen das Christenthum abgebracht, so ist das gewiß eine sehr unrichtige Erzählung. Möglich, daß Humboldt ihn vor einer Polemik

nicht gegen das positiv Bestehende und hielt diesen Kampf an sich meist für vergeblich, ja in gewisser Rücksicht schädlich. Dennoch sah er in dem Bestande selber nur eine Knechtschaft der individuellen, von innen heraus wirkenden Religiosität und suchte sich deshalb, für seine Person wenigstens, von allen diesen Beziehungen, so viel als thunlich, fern zu halten, übrigens der Macht vertrauend, die Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Alterthum — auf jeden gesunden und empfänglichen Geist üben werden. Die Duldung war ihm die erste Forderung. Er stellte sie so gut an den Protestantismus wie Katholizismus. Die einzelnen kirchlichen und confessionellen Streitigkeiten berührten ihn auf seinem Standpunkt fast nie. Dennoch hielt er es für zweckmäßig, den Kampf der Protestanten gegen die hierarchischen Plane zu unterstützen, erklärte sich aber sogleich wider jene, sobald sie ihre sogenannte Vernünftigkeit den Andersdenkenden auf intolerante Art aufdringen wollten. In dem vorliegenden Falle stand er zwischen Biester und dessen Gegnern wie in der Mitte. Während er im Allgemeinen das wohlgesinnte Streben und die persönliche Gesinnung des Ersteren in Ehren hielt und diese Meinung auch gegen Jacobi, Lavater, Forster nirgends verhehlte, stimmte er im Einzelnen, wie z. B. in Betreff solcher Denunciationen, der Forster'schen Mißbilligung völlig bei. Auf der andern Seite wußte er aber auch Forstern zu solcher Mäßigung zu bewegen, daß dessen

---

warnte, wie er sie in den Göttern Griechenlands geübt hatte, und dabei vielleicht den innern Kern der christlichen Ansicht hervorhob. Von der kirchlichen Satzung aber und dem gangbaren Begriff der Kirche war Humboldt, seiner innersten Natur nach, entfernt wie Schiller, ja wohl mehr als dieser. Das ganze Kirchenthum, nach unserm herrschenden Begriffe, erschien ihm nur wie eine unabwendbare Ueberlieferung, gegen die man die Einzelnen so viel als noch möglich in Freiheit zu setzen habe. In dem Sinne, in welchem man Schiller und Göthe „Heiden" genannt hat, müßte sich Humboldt allerdings gefallen lassen auch für einen solchen zu gelten.

Aufsatz recht wohl in die Berliner Monatsschrift eingerückt werden konnte.

Dieser Aufsatz Forsters „über Proselytenmacherei“ erschien im Dezemberheft dieser Monatschrift vom Jahr 1789. Was wollt ihr, so äußerte er sich darin, das den Katholiken verargen, was ihnen ihr Glaube zur Pflicht macht. Sind wir nicht alle Proselytenmacher? Nur den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel soll man bekämpfen. Auf welchen schwachen Füßen müßte der Protestantismus stehen, wenn er sich so kleinlich, wie in dem vorliegenden Fall, gegen jeden Bekehrungsversuch zu eifern genöthigt fühlte. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen, so ist ohnehin alle Rettung verloren.

Den Einfluß Humboldts auf diese Arbeit deutet Forster wiederholt in seinen eignen damaligen Briefen an. So schreibt er an Jacobi, 21. Sept. „Wenn Sie rathen könnten, was ich treibe, während daß Humboldt hier ist! Ich schreibe an meinem Aufsatz gegen Biester. (Nun berührt er die Veranlassung des Aufsatzes.) Täglich, wie ich weiter rücke in meiner Arbeit, lese ich vor, was ich gemacht habe. Ich werde Biestern den Aufsatz für die Monatschrift schicken, denn ich habe es nicht mit ihm, sondern mit seinen Meinungen zu thun, und bekenne mich auch von Herzen zu denen, die ihn keineswegs für einen Sch.. halten. Der weltliche Despotismus soll bei mir übel ankommen.“ — Auch gegen seinen Schwiegervater Heyne erwähnt er dieses Aufsatzes und sagt: „Humboldt hat es entstehen gesehen, und wir haben während seines Hierseins beständig darüber philosophirt.“ Auch später gedenkt er dieses Einflusses noch einmal, gleichsam vorbauend gegen Jacobi (15. November): „Es ist leicht möglich, daß mein Aufsatz etwas Geschraubtes hat; denn da ich ihn, im Fortschreiten der Arbeit, Sömmering und Humboldt dem ältern vorlas, und immer etwas

corrigirte, was diesen Beiden nicht bestimmt genug schien, oder nicht verclausulirt genug, welches besonders Sömmering verlangte, so konnte ich leicht ängstlich werden." Sichtbar fürchtete Forster, daß Jacobi'n seine Entgegnung gegen die Berliner lange nicht energisch genug erscheinen würde.

Humboldt war indeß schon wieder abgereist (22. Sept.) „Gestern, mein Theuerster," schrieb Forster den Tag darauf an Jacobi, „ist Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unsern Umarmungen geschieden. Die gute, reine Seele! Ich habe mich seines jugendlich warmen Gefühls bei so männlichem Geiste, so reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreuet."

Von der Reise in die Schweiz, die Humboldt noch in so vorgerückter Jahreszeit unternahm, sind uns in seinen unterwegs an Forster geschriebnen Briefen die schönsten Erinnerungen erhalten. Menschen und Gegenden treten abwechselnd, in scharfen Umrissen, hervor. Fast jeder Brief giebt uns ein herrliches Bruchstück seiner Lebensbetrachtung und seiner Denkart. Wie Schade, daß wir der Briefe nicht mehr haben, daß wir an solchen Ergießungen des Augenblicks nicht sein ganzes Leben verfolgen können!

Von Mainz reiste Humboldt über Mannheim nach Heidelberg. In Mannheim war er zwei Tage. Iffland, die Zierde des dortigen angesehenen Schauspiels, war gerade abwesend, und Humboldten entging dessen persönliche Bekanntschaft. „Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meisten interessirt." Das Theater sah er nicht in seinem Glanze, obwohl man Emilia Galotti gab. Selbst die Damen, die noch ziemlich gut spielten, verfehlten nach seiner Meinung die edle Einfalt der Emilia und den großen hohen Geist und das tiefe Gefühl der Orsina. In der Bildergallerie

gefielen ihm auch nur wenig Stücke und ganz vorzüglich höchstens ein Knabenkopf von Carlo Dolce.

Von Heidelberg schrieb er — vermuthlich am 25. September [1]) — seinem theuern Forster, von dem er drei Tage getrennt ist. „Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage.“ — Auch im folgenden Briefe (28. September) kommt er noch einmal auf diese Zeit zurück und bricht in folgende Worte aus: „Erinnern Sie sich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr großen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem andern Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und daß sich das so von selbst, so ohne alle äußere Veranlassung machte, daß ich Ihre Freundschaft nur Ihnen danke, dies ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles müßten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind.“

In Heidelberg machte Humboldt die Bekanntschaft des Kirchenrath Mieg, an den er durch Biester adressirt war. Er trug ihm, ohne Forstern zu nennen, die Ideen aus dessen

---

[1]) Das Datum des Briefes ist irrig vom 23. gedruckt.

Aufsatz vor, und fand volle Zustimmung für dieselben. Auch er erhob sich vorzüglich gegen die Intoleranz der Vernunft. Ueberhaupt machte dieser Mann einen sehr vortheilhaften Eindruck auf Humboldt. Er scheine so gerade, sein Verstand so hell und durchdringend, und dabei habe er so viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menschheit. Selbst in seiner Ausdrucksweise liege eine gewisse Einfalt und Kraft.

Von Tübingen schreibt er noch nachträglich, am 28. Sept., über den Eindruck, den die Heidelberger Gegend auf ihn gemacht, in Worten, die sich würdig an die schönsten schließen, womit Göthe, Tieck und namentlich Hölderlin diese einzige Oertlichkeit in Prosa und Dichtung gefeiert haben. „Die Aussicht vom Heidelberger Schloß gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in diesen Gegenden sah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, selbst da, wo sie am schönsten sind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewisse Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felsen, und ihre Mainzer Gegenden sind zwar lachend und mannigfaltig, aber sie sind nicht malerisch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuße, eine große und schöne Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieser Gegend, und der Eindruck, den sie in der Seele zurückläßt, ist groß und tief."

Von hier schlug er den „überaus schönen" Weg an den Krümmungen des Neckars bis Heilbronn ein, um sich nach Stuttgart zu begeben. Hier besuchte er zuerst den Professor Abel, der damals an der dortigen Carlsakademie angestellt war († 1829). Abel, bekanntlich der Lehrer unseres Schiller, genoß auch in der philosophischen Welt den Ruf eines begabten Kopfes. Außer diesem lernte Humboldt noch den Professor des Staatsrechts Reuß, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drück und den Dichter Schubart kennen. Schwab — der Vater des Dichters Gustav Schwab, und, wie A-

den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles sein, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind großentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Herametern, Correspondenz Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. s. w." Ueberhaupt sei es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere halte. Humboldt beschreibt nun weitläufiger die pedantischen Einrichtungen in Lavater's Stube, die Anzahl Futterale mit Briefen, Aufschriften ꝛc. Auf vielen standen einzelne Namen. „Da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. . . Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand." Humboldt konnte nicht begreifen, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit kosten

gewöhnliche Philosophie auch beinahe nichts, als eine solche Wissenschaft; freilich ist es leichter, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir so wenig Befriedigendes über alle Theile der praktischen Philosophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Gesetzgebung; darum sind die meisten unserer Metaphysiken nur Uebungen zur Anwendung der logischen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieser Rücksicht unendlich geschadet. In allen Wissenschaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht interessanten Aufsatz geben, einmal den ganzen Schaden zu schildern, den das Formelle in unserer Erkenntniß dem Materiellen derselben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander stehen, Linné's botanisches System, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrscht und nie ein Ketzer den Scheiterhaufen bestiegen hätte, die Jacobische Philosophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht ist, ob nur überhaupt ein Sinn zum Beobachten existirt. Denn auch das entgegengesetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß das Jacobische System auch nur an dies Extrem streife — die Vernachlässigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müßten geprüft und nach Verdienst gewürdigt werden."

Von Stuttgart ging Humboldt über Tübingen nach Constanz, um den Bodensee wenigstens nicht vorüberzureisen, von da nach Schaffhausen und langte in den ersten Tagen des Oktober zu Zürich an. Nur über eine Persönlichkeit, die er hier kennen lernte, schrieb er Forstern, aber auch ein

den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles sein, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind großentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Hexametern, Correspondenz Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. s. w." Ueberhaupt sei es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere halte. Humboldt beschreibt nun weitläufiger die pedantischen Einrichtungen in Lavater's Stube, die Anzahl Futterale mit Briefen, Aufschriften &c. Auf vielen standen einzelne Namen. „Da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. . . Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand." Humboldt konnte nicht begreifen, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit kosten

Schilderung, die Göthe in seinen Lebenserinnerungen von dem Freunde seiner Jünglingsjahre entworfen, auf eine ganz unentbehrliche Weise ergänzt.

Fr. Jacobi hatte unsern Reisenden bei Lavatern eingeführt, und zwar auf sehr charakteristische Weise. Er ließ Humboldten ein Billet (vom 10. September) für Lavater zugehn, worin er diesem schreibt: „Nimm, lieber Lavater, den Ueberbringer dieses Blattes, Freiherrn v. Humboldt aus Berlin, als einen Freund auf, denn er ist der meinige. Sein spekulativer Geist, sein außerordentlicher Scharfsinn wird dich freuen. Ich halte ihn für einen Mann von edler Denkungsart, ob er gleich behauptet, ** [Biester] sey kein Schurke, welches ich von einem Manne von edler Denkungsart nicht begreife.“ 2)

„Unstreitig,“ so äußerte sich nun Humboldt gegen Forster 3) über diese Erscheinung, „interessirt von allen meinen zürichschen Bekanntschaften Lavater Sie am meisten. . . Ich war fast täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er seine gewöhnlichen Geschäfte meinetwegen nicht unterbrach, so sah ich ihn in so vielen charakteristischen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm gesagt, durch manches, was ich selbst von ihm gelesen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltnen Geistes unverkennbar schienen, war meine Erwartung in der That hoch gespannt. Ich erwartete eine Fülle neuer großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar schwärmerischer Ideen. Allein in allem dem fand ich mich sehr getäuscht, und nicht blos getäuscht, weil ich so viel erwartete, sondern wirklich, weil ich so wenig fand. Ich hätte die interessanten Ideen zählen können, die ich in

---

2) Mitgetheilt in Fr. H. Jacobi's auserlesenem B. 1. Leipzig, 1825. S. 505.

3) Brief aus Bern, 28. Okt. 1789.

den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich schämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da ist freilich ein tiefer und schneller Blick, aber sein Geist ist zu kleinlich, hat weder die rastlose Thätigkeit, womit wirklich genialische Köpfe die geahnete Wahrheit aufsuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit sie die gefundene umfassen. Ewiger Rückblick auf sich, Eitelkeit, Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrscheinlich alles sein, wenn er wahre Gelehrsamkeit besäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läse. Allein so lebt er immer nur in seinen eignen Ideen und seine Beschäftigungen, die ich nun so oft mit ansah, sind großentheils wahre Spielereien. Ordnen seiner physiognomischen Zeichnungen, Beschreiben von Urtheilen in einzelnen, oft sehr holprichten Herametern, Correspondenz Besorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. s. w." Ueberhaupt sei es unbeschreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere halte. Humboldt beschreibt nun weitläufiger die pedantischen Einrichtungen in Lavater's Stube, die Anzahl Futterale mit Briefen, Aufschriften 2c. Auf vielen standen einzelne Namen. „Da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. . . Er legt in diese Futterale das von seinen Arbeiten, was die Person interessiren kann. An eine seiner Freundinnen, die ich auch sehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines solchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindsame, aber alle höchst ideeleere Gedichtchen, sauber abgeschrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer gestochenem Rand." Humboldt konnte nicht begreifen, wann der Mann an die Materie komme, da ihm die Form so viel Zeit kosten

müsse. Seine wichtigsten Unterredungen mit ihm waren über Physiognomik, über deutsche Schriftsteller und über den Maßstab, nach dem man Geistesprodukte bei uns beurtheile. Darüber, daß so wenig Werke bei uns erschienen, aus denen eigentlich Genie hervorblicke, sagte er allerdings manches Gute, nahm aber, zu Humboldts Erstaunen, von dem allgemeinen Verdammungsurtheil nur Jacobi, Spittler und — Löffler, den Gothaer Theologen, aus.

Bei Gelegenheit der Physiognomik knüpft Humboldt selbst eine sehr charakteristische Aeußerung an. „Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur so als eine Art anzusehen, wie die unsinnliche erscheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthseln müssen; aber interessant bleibt die Idee doch immer. und wenn man sich recht hineinträumt, schon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieser Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es ist, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und i m m e r m e h r a u s z u b i l d e n den ä s t h e t i s c h e n S i n n, a l s d e n w a h r e n M i t t l e r z w i s c h e n d e m s t e r b l i c h e n B l i c k u n d d e r u n s t e r b l i c h e n U r i d e e.

Konnte Humboldt dem Züricher Propheten wenig Geschmack abgewinnen so gewährten die herrlichen Aussichten am Züricher See desto größern Genuß. Er begab sich von da weiter nach Zug und Luzern, und dann trat er Fußreisen in die Gebirge des Berner Oberlandes an. Es war das schönste, heiterste Wetter. Die höchsten Berge bedeckte kein Wölkchen. Durch die bekannten Thäler und Hochpässe kam er bis nach Spital im Oberaarthale, in der Absicht von da

über die Furke den Gotthard zu ersteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, zwang ihn zur Umkehr. „Ich brachte," schreibt er an Forster, „sehr glückliche Tage in diesen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwartungen dessen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus ist, meiner Seele bemeisterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewisse in ihr verschwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewisse meine träumende Phantasie umschwebte! O! lieber Forster, wir müssen einmal zusammen eine eigentliche Gebirgsreise machen. Das ist weniger kostbar und weniger langwierig, als eine Reise nach England, und muß Ihnen, als Naturforscher, doch auch sehr wichtig sein."

Humboldt ging nun nach Bern. Von da nach Genf und Lausanne, und über Neufchatel wo ihn das gastliche Haus des Staatsraths von Rougemont aufnahm, nach Basel. Leider entgehen uns über diesen nicht minder interessanten Theil der Reise die nähern Berichte. — Von Carlsruhe schrieb er noch einen Brief an Forster (29 Nov.), der indeß in seinem Hause durch die Ankunft eines Kindes beglückt worden war, welchem man den Namen Clärchen gegeben. „Ich freue mich," schrieb ihm Humboldt, „daß der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbarischen Namen, die Sie für den armen Jungen von den

Angelsachsen und Normännern herholen wollten, zu dem sanften Clärchen herabgestimmt hat." Das eigentliche Nördische scheint Humboldt durchaus abgestoßen zu haben. Auch selbst an Shakespeare möchte gerade dieses Element und eine gewisse damit verwandte Rauheit der Grund gewesen sein, daß er ihm viel ferner stand, als die alten und unsre vaterländischen Dichter. Selbst von Italienern, wie z. B. in den „Aesthetischen Versuchen" über Ariost, spricht er mit größerem Entzücken, während er Shakespeare auffallend selten nennt.

In Freiburg hatte er noch den Dichter Jacobi, den Bruder des Philosophen, gesehen, aber er fand ihn gar nicht wie seinen Bruder, weder dessen Geist, noch Phantasie, noch das feurige Gefühl. Auch Pfeffeln in Colmar sprach er flüchtig, konnte diesem aber schlechterdings kein Interesse abgewinnen. In Straßburg sah er Brunk und Oberlin; keiner interessirte ihn. Wie lang er in Carlsruhe bliebe, sollte von der Art abhängen, wie J. G. Schlosser (Göthes Schwager) ihn aufnehme, und von der Möglichkeit, diesen oft und lange zu sehen. Es ist bemerkenswerth, wie Humboldt sich in jener Zeit von einem Geisterkreise, dem er mehr oder minder fern stand, an den sich aber manches persönliche und geschichtliche Interesse knüpfte, eine genauere Anschauung zu verschaffen suchte. Lavatern hatte er widerwärtig gefunden. Schlosser, ein tüchtiger Mann und praktischer, leider verdüsterter Kopf, mußte schon längeren Reiz behalten, doch nur für Friedrich Jacobi, in gewissem Sinn das bedeutendste Haupt dieses Kreises, nahm Humboldt auch in spätre Lebensepochen eine besondre Neigung hinüber.

Die Herbstreise ging nun zu Ende. Anfang Decembers traf unser Wanderer wieder in Mainz ein. Forster gab dem Freunde bis Frankfurt das Geleit — hier schieden sie, ohne sich persönlich je wieder zu sehen. Während Humboldt in

öffentlichen Wirken abwenden zu wollen, und er ist uns den Beweis der Thatkraft und Energie nicht schuldig geblieben. Nur war ein solches Wirken für ihn durchaus kein unter allen Umständen gebotenes, und nie dasjenige, woran ihm das Höchste gelegen war. Daher ward es ihm leicht, in übeln Jahreszeiten diese Bahn zu verlassen und einer Thätigkeit zu entsagen, die mit Ehre und Consequenz oder mit einem sicheren Umblick nicht wohl vereinbar wäre. Denn er fühlte, daß die ihm angeborene Kraft sich schon durch ihr bloßes Dasein zu bethätigen vermöge.

Hatte die Philosophie Humboldt's eignen Ideenkreis gezeitigt, so hatte er nun das Verlangen, ihn im vollen Umfange zu vollenden. Bald erkannte er, daß ihm hiezu nichts förderlicher sein könne, als das tiefere Studium des Alterthums, d. h. des Lebens und der Kunst der Griechen. Dazu verschaffte er sich auch alsbald die Muße, da es ihm ohnehin besser dünkte, vom bürgerlichen Schauplatz vorerst noch für einige Zeit Abschied zu nehmen. Doch wußte er auch in den Epochen, wo er nur den Studien lebte und sein Wirken blos ein litterarisches und wissenschaftliches war, den Sinn für das Oeffentliche wach zu halten, ja er nützte die Zeit der Muße sogleich auch dazu, die Grund-Ideen, die ihn beseelten, auch in einer umfassenderen politischen Ansicht und Theorie auszuprägen.

— — — —

Jetzt öffnet sich unsern Augen eine neue Scene. Zu den schon fest stehenden Verbindungen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings treten neue und noch bedeutsamere hinzu, und neben der Freundschaft erblüht auch schon die Liebe.

Im Winter von 1789 auf 90 hielt sich Humboldt eine Zeit lang in Erfurt und Weimar auf, und da knüpften sich folgende, zum Theil für sein ganzes Leben entscheidende

Verhältnisse: das mit dem Koadjutor von Dalberg, mit seiner künftigen Gemahlin und mit Schiller. — Der zum Kurfürsten von Mainz bestimmte damalige Koadjutor Carl Theodor Reichs-Freiherr von Dalberg hatte als Statthalter seinen Sitz zu Erfurt, einem Orte, der damals noch eine, wenn auch wenig bedeutende Universität besaß, wo selbst eine Litteraturzeitung erschien und der namentlich durch die Anwesenheit des für Wissenschaft und Kunst so überaus thätigen Dalberg immer einiges Ansehen erhielt. Die nachherige, eben so glänzende als an ihrem Ende traurige Laufbahn dieses edlen Geistes ist bekannt. Obschon seine Stellung als Fürst Primas im rheinischen Bunde dem Patrioten eher bedauerlich erscheinen mußte, hat er doch auch da, als Menschenfreund und Beförderer vieles Guten und Schönen, ein reines und ehrenvolles Andenken hinterlassen. Er, der selbst als Schriftsteller auftrat, und zwar besonders im Fache der praktischen Philosophie, der Staatswissenschaft und Aesthetik, machte sich noch besonders durch die Gunst verdient, die er, so sehr es nur die Verhältnisse gestatteten, den hervorragendsten und zum großen Theil solcher Stütze nur zu bedürftigen Geistern unsrer Litteratur auf eine sehr reelle Weise zuwendete. Seine eignen Schriften, obwohl nicht eben Proben eines ausgezeichneteren Autortalentes, dienen uns doch als Zeugniß seiner trefflichen Gesinnung. Humboldten, der später noch längere Zeit in seiner Nähe lebte, interessirte er als praktischer Philosoph und als Kenner der Staatsverwaltung. Sie unterhielten sich und stritten über dahin einschlagende Gegenstände. „Je länger ich Gelegenheit habe," sagt er einmal,[1]) „mit dem Koadjutor umzugehen, desto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit seiner Absichten und der Vortrefflichkeit seines moralischen Charakters." Ja die Auf-

---

1) Brief an Forster, 1. Juni 1792.

merksamkeit, die Dalberg ununterbrochen auf diesen wendete, fand Humboldt ganz besonders charakteristisch an ihm.

Zu Erfurt aber bildete damals noch ein andres Haus einen Mittelpunkt der Gastfreundschaft und Geselligkeit, welches für unsern Humboldt der erfolgreichste Anziehungspunkt daselbst werden sollte, nämlich das des Kammerpräsidenten Karl Friedrich von Dacheröden. Die Dacheröden gehören dem sächsischen und besonders thüringischen alten Adel an. Eine Meile von Mühlhausen, an der Unstrut, liegt das Stammschloß gleichen Namens. Der eben genannte Herr von Dacheröden, ein Verwandter des Koadjutors, war ehemals Vicepräsident der preußischen Kammer zu Halberstadt, und mit einer Baronin von Posadowsky vermählt, Erbin von Burgörner, einer großen Besitzung in dem damals schon preußischen Antheil der Grafschaft Mansfeld. Dacheröden, der auch sonst ansehnlich begütert war, erfreute sich aus dieser Ehe einer sehr ausgezeichneten Tochter. Er gab seine Stelle in Halberstadt auf, und setzte sich in Erfurt nieder, wo die Tochter in der sorgfältigsten Erziehung heranwuchs, und ihr Haus ein weit bekannter Anhaltspunkt der Geselligkeit in jenen Gegenden wurde. Erzählt uns doch Göthe in seiner italienischen Reise, daß ihn im Palaste des Vicekönigs zu Palermo ein Malteserritter anredete und sich nach Erfurt und der von Dacherödischen Familie daselbst wie nach dem Koadjutor von Dalberg erkundete, worüber Göthe, wie er sagt, hinreichende, jenem sehr vergnügende Auskunft ertheilen konnte.

Caroline von Dacheröden, die Tochter dieses Hauses, fesselte Wilhelm von Humboldt für immer. Sie war nicht vollkommen schön zu nennen, ja ihr Körper sogar ein wenig verwachsen. Aber ihr Kopf wahr von wahrhafter Schönheit, und ihre Augen vor allem von wirklich bewundernswerthem Glanz. Viel mehr jedoch zeichnete sie ihr

inneres Wesen aus, ein Geist, wie er, in weiblicher Gestalt, Humboldt nicht leicht ebenbürtiger begegnen konnte. Seine ganze Gesinnung, seine Geistesfreiheit strahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. „Frau von Humboldt," sagt Varnhagen, „hatte unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl bei starken Anlagen und lebhaften Aeußerungen, gern in eine Art romantischen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht ausgeschlossen waren." Gerade ein solches Wesen war wie geschaffen für Humboldt. Alles Weibliche und Schwärmerische, was in seiner Natur lag, was er im Außenleben so zurückdrängte, fand hier seinen Brennpunkt, die innigste empfindsamste Hingebung immer neue Erregung. Wie er an ihr, so vermochte sie an seinem innern Leben, seinen Entwicklungen und Stimmungen, lebendigen Antheil zu nehmen. Mit dieser Fülle des Gemüthes vereinte sich in ihr eine so männliche Bildung, daß sie nachmals mit ihrem Gatten die griechischen Dichter in der Ursprache lesen konnte. Dazu war sie ganz geboren für höhere auserlesene Geselligkeit, so daß sich, wie von selbst, alle edleren Naturen um sie vereinigten und, wo sie hinkam, ihr Haus der Mittelpunkt eines reicheren Geisteslebens wurde. Auf Humboldt selbst wirkte sie vom ersten Begegnen bis über das Leben hinaus wie bezaubernd; als sie gestorben war, vergingen seine Tage nur in Sehnsucht nach ihr und im Schwelgen in ihrem Andenken. Ihr widmete er eine ganze Reihe der schwärmerischen Sonette, in denen uns die Empfindungen und Gedanken seiner letzten Lebensjahre erhalten sind.

An die Bekanntschaft mit ihr knüpften sich für Humboldt sogleich andre werthvolle Verbindungen, vor allen andern die herrliche mit Schiller. Caroline von Dacheröden war innig befreundet mit zwei Schwestern, gebornen Fräu-

leins von Lengefeld in Rudolstadt, von welchen die Eine an einen Herrn von Beulwitz, nachher aber an den Weimarischen Geheimenrath Freiherrn von Wolzogen verheirathet war, die Andere aber sich ganz kürzlich erst mit Schiller verlobt hatte — ein Kreis von Menschen, der von nun an dauernd durch das ganze Leben zusammenhielt. Schiller hatte eben eine außerordentliche Professur in Jena angetreten und gedachte sich Anfangs des nächsten Jahres zu verehlichen Was ihm seine Gattin (Charlotte) war, wissen wir aus seinem Leben und seinen Briefen; sie selbst spricht sich in der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Wesens für uns am schönsten in den jüngst bekannt gewordenen Briefen an den Freund ihres Gatten, Prof. Fischenich, aus. Die ältere Schwester, Caroline von Wolzogen — denn unter diesem Namen ist sie nachmals bekannt worden — war selbst Dichterin und gab schöne Proben ihres Talentes. Ihr bekanntestes Werk — Agnes von Lilien — hielten die Schlegel sogar für ein Produkt Göthe's. Unser Humboldt war ihr besonders zugethan, er widmete ihr sein großes elegisches Gedicht: Rom, und unterhielt mit ihr einen lebenslänglichen Briefwechsel. Die treffliche Frau lebt noch jetzt, glücklich in ihren Erinnerungen, zu Jena. — Beide Schwestern waren auch in Weimar wohlbekannt. Frau von Stein, Göthe's Vertraute, war ihre Freundin, und Göthe selbst besuchte ihr Haus in Rudolstadt. So sehen wir nach allen Seiten die Faden ausgeworfen, aus denen das Gespinnst edelster Freundschaft und Liebe sich vor uns entwickeln soll.

Schon im Sommer 1789 lernte Schiller Caroline von Dacheröden in Lauchstädt kennen, wohin seine Rudolstädter Freundinnen diese vom Gute ihres Vaters zur Badekur abgeholt hatten. „Auch unsre liebenswürdige Freundin," sagt Frau von Wolzogen in dem Leben ihres Schwagers[2]) „wurde

2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie. (2 Bde. Stuttgart 1830) B. II. S. 22.

Schillern sehr werth. Unser vereintes Leben in Lauchstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalls, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter." Dort war es auch, wo Schiller sich mit Charlotten verlobte. Von ihrer Freundin erfuhr er[3]) welche große Neigung und Achtung der Koadjutor von Dalberg für seine Schriften gefaßt habe. — Nur Göthe stand noch in scheuer Ferne, während der Mann, an dessen Seite Schiller für dessen Umgang reifen sollte, Wilhelm von Humboldt, schon jetzt an ihn herantrat.

Vom Dezember 1789 an wohnte Frau von Beulwitz mit ihrer Schwester eine Zeit lang in Weimar; Schiller besuchte sie fast jede Woche. Frau von Stein war behülflich, die Hindernisse der ehelichen Verbindung wegzuräumen, und Dalberg öffnete, in derselben Absicht, Schillern die Hoffnung einer sorgenfreiern Zukunft. Auch mit ihrer Erfurter Freundin lebte sie dort aufs angenehmste, in Besuchen und Gegenbesuchen. In dieser Zeit gerade kam auch Humboldt nach Weimar und machte da die erste Bekanntschaft Schillers,[4]) ein Begegnen, aus dem bald die edelste Freundschaft entsproß. Das Verhältniß, in welches Humboldt zu Carolinen von Dacheröden treten wollte, führte ihn gleich vertraulich näher, und wie hätten zwei Naturen, wie Humboldt und Schiller, sich nicht ohnedies schon beim ersten Zusammentreffen gewaltig anziehen sollen! Wie sympathisirten sie gleich über die damaligen Pariser Begebenheiten, die zur ernstesten Theilnahme und Unterhaltung den nächsten Stoff boten! Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band Humboldt in der Folge so sehr an Schillers Umgang, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und als er sich von dem Freunde trennen mußte, doch in immer lebhaften Briefwechsel mit ihm

---

3) Fr. v. Wolzogen a. a. O., II. 16.
4) A. a. O., II. 48. u. 58.

blieb. Alles, was über die Verwandtschaft ihrer Naturen, ihr Verhältniß und ihr gemeinschaftliches Streben zu sagen ist, spare ich auf den Zeitpunkt ihres vertrauten Zusammen-Lebens und Wirkens auf, das uns im nächsten Buche beschäftigen wird.

Die glückliche Verbindung Wilhelm v. Humboldt's mit Carolinen v. Dacheröden hatte sich auch in Weimar entschieden[5]). Es waren heitere Tage, sagt Frau v. Wolzogen. Sie genossen alle des Glückes, das die enge Verbindung eines kleinen Kreises edler, geistvoller, ganz harmonirender Menschen gewährt, wo jedes seine Originalität behauptet und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt. Sich selbst genügend, nahm dieser Zirkel von den übrigen Menschen wenig Notiz, ja er machte in seiner originellen Abgeschlossenheit einen eignen Contrast gegen das andre gesellige Leben. Da man durch fremde Existenzen sich nicht belästigen lassen wollte, gab es manche wunderliche Situation. Man achtete zuletzt selbst der nothwendigen Weltformen nicht genug, und der jugendliche Scherz steigerte sich wohl bis zum Uebermuth.

Doch nur in einem solchen Kreise konnte es Menschen wie Schiller und Humboldt wohl werden. Auch knüpfte man an die glückliche Gegenwart sogleich die Aussicht einer dauernden, in gleicher Innigkeit fortgesetzten Vereinigung. Dalberg hatte Schillern schon versprochen, ihm, sobald er Kurfürst sein würde, ganz nach seinem Sinn und Wunsch anzustellen. Um ihren edlen Freund und Beschützer dachten sich die Freunde in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Dasein. Auch unser Humboldt wollte dort leben. Schwerlich, sagt uns die Augenzeugin[6]), hat je ein so schönes

---

5) A. a. O., II. 58—59.
6) A. a. O., II. 60.

Leben existirt, als es ihre Phantasie dichtete. Nur Dalberg selbst hörte lächelnd diesen Träumen zu, und sagte dann mit verdüsterten Zügen: „Kinder! denkt euch das ja nicht als etwas Gewisses. Ein Sturm kann das Alles umstürzen!“ Und bald rieth er, den Umsturz der vaterländischen Zustände ahnend, selbst den Freunden, ihr Glücksschiff nicht an das Seinige zu binden.

So schied Humboldt für jetzt von seiner Verlobten und von diesem ganzen Freundeskreise. Vorerst hatte er in Berlin einen Probecursus zu machen und sich dadurch in den Staatsdienst einzuführen. Dann gedachte er zu heirathen. Inzwischen wurde Schiller schon im Februar 1790 getraut.

Zu den Bekanntschaften, die Humboldt muthmaßlich noch in diesem Winter machte, ist wohl auch die mit F. A. Wolf zu zählen. Dieser strahlte damals als neuaufgehendes Gestirn der Alterthumswissenschaft auf der Universität Halle. Schon im Mai 1791 kam Wolf einmal auf der Durchreise nach Erfurt. Kaum war er dort angelangt, so holte ihn der alte Dacheröden, der — Wolf wußte nicht, wie — von seiner Ankunft gehört hatte, in sein Haus. Auch den Coadjutor lernte er im Dacheröbischen Hause kennen, und wurde zu ihm geladen. Es ist klar, daß Humboldt den ihm befreundeten Gelehrten dem dortigen Freundeskreise angekündigt hatte.

Ob und wie lange Humboldt sich diesen Winter noch zu Göttingen aufhielt, wird uns nirgends gemeldet. Im Sommer 1790 finden wir ihn schon in Berlin, wohin er nun, nach Beendigung der Studien sowohl als der ersten Reisen, zunächst zurückkehrte, um den Forderungen einer öffentlichen Laufbahn zu genügen. Sein Bruder Alexander bereiste indeß dieses Frühjahr, und zwar in Begleitung

G. Forsters, die Niederlande, England und Frankreich, eine Reise, der wir eine der trefflichsten Forster'scher Schriften, „die Ansichten vom Niederrhein ꝛc.“ zu verdanken haben. Noch immer war Alexander kränklich, ja er hatte sich eigentlich schon fünf Jahre her fast ununterbrochen leidend befunden. Nur langsam erstarkte er zu den großen Reiseunternehmungen, deren Plan schon sehr früh seinem Geiste vorschwebte.

In Berlin konnte es Wilhelm damals wohl nicht geheuer finden. Nach dem Tode Friedrichs des Großen folgte ein Regent, der sich auf die Hinterlassenschaft seines energischen Vorgängers übel verstand. Maitressenwirthschaft, Vergeudung des Staatsschatzes, eine reaktionäre, kindisch entgegengesetzte Politik war die Tagesordnung, und um das Maß zu füllen, bei der herrschenden Partei eine, noch dazu heuchlerische Richtung auf Frömmelei und Mysticismus. Im Jahre 1788 erschien, unter dem Minister Wöllner, das berüchtigte Religionsedikt. Die auswärtigen Verhältnisse wurden theils ohne Rücksicht auf sehr veränderte Zeitverhältnisse, theils mit solchem Schwanken, so schroffem Wechsel und so unverhüllter Schlechtigkeit geleitet, daß Preußen innen und außen herabsinkend, ohne den bessern Kern seines Wesens, den harten Ausspruch des Grafen Mirabeau wirklich verdient hätte, der von ihm sagte: pourriture avant maturité. Auch das sittliche Leben verpestete bis in die untern Classen, die Gesinnung, in Worten übermüthig, erschlaffte, es mußten erst schwere Leiden folgen, um selbst im Volke die ächte Begeisterung und den erstorbnen Muth neu zu erwecken. Daß die französische Revolution, die mit wachsender Energie alle Dämme niederriß, ein solches Gebäude früh oder spät zertrümmern werde, wie hätte ein weitblickender Kopf das nicht schon damals ahnen sollen?

Wie es Humboldt zu Muthe war, als er unter solchen

Verhältnissen nach Berlin zurückkehren und seine bürgerliche Laufbahn betreten sollte, dies ist auch ohne nähere Kunde leicht zu errathen. Doch fand er eine geliebte Mutter und seine alten Freunde und Bekannten wieder, zu denen sich bald auch manches neue angenehme Verhältniß gesellte. Die Männer, mit welchen wir ihn früher dort verbunden sahen, waren dem gegenwärtig herrschenden Geiste sämmtlich abgesagt. Biester, Gedike, Engel, die unter der vorigen Regierung und dem Minister des Kirchen- und Schulwesens v. Zedlitz amtlich oder rathgebend wirksam gewesen waren, sahen sich nun beargwohnt und theilweis selbst in ihrer litterarischen Thätigkeit gehemmt. Die Opposition, die gegen die nächsten Zustände nicht laut werden durfte, konnte zur Noth sich in litterarischen Debatten und über allgemeinere Gegenstände, wie z. B. in der kryptokatholischen Frage, Luft machen, wobei freilich die geistige Beurtheilung gar oft zu kurz kam. Humboldt ehrte ihre Absicht, ohne ihre Bewegungen überall gut zu heißen. Er selbst trat zuerst in Biesters Monatschrift als Schriftsteller hervor, und lebte mit ihm, wie mit Herz, Engel, David Friedländer und Gleichgesinnten in fortdauernd vertrautem Umgang.

Humboldt, mit allen Schätzen einer reichen Bildung in die Heimath zurückkehrend, war für das damalige Berlin eine Eroberung, mit deren Erscheinen gleichsam das Signal gegeben war, daß dort eine neue Generation erblühe, die ihre Wurzeln tiefer und breiter in das erwachende allgemeinere Geistesleben der Deutschen gesenkt hatte. Es blieb sogar in der damals vielseitig erschlaffenden und für jede Ueberfeinerung zugänglichen „Brennenstadt“ nicht bei dem Maße des Fortschritts wie Humboldt ihn darstellte, der nicht blos an den größten deutschen Dichter, sondern zugleich an die kräftigsten Denker und Forscher, insonders an Schiller gekettet war. Sondern, als müsse es nun auch den Gegensatz

zur Aufklärung der Nicolaiten zum Aeußersten steigern, wurde Berlin bald der Hauptsitz der hyperpoetischen, in alle Extreme geworfnen, eben so geistesfrischen, als — mit wenig Ausnahme — Gedanken- und Gemüthskranken romantischen Schule. Zunächst waren es auch einige weibliche Erscheinungen, jüdischen Ursprungs, die die neue Zeit ankündigten und die junge Generation sogleich an sich zogen, selbst nicht frei von den Einflüssen dieser Ueberbildung, aber doch durch die gleichsam stammvererbten Ueberlieferungen der Lessing-Mendelsohnschen Epoche vor der geistigen und ästhetischen Verweichlichung des folgenden Geschlechts bewahrt — nämlich die Gattin des eben Genannten, Henriette Herz, und die tiefsinnende, wahrheitsdürstende Rahel Levin, welche letztere, in ihren wundersamen Briefen, uns jetzt zugleich als Repräsentantin des damaligen großen Umschwungs dasteht. Göthe war ihr Abgott. Der Cultus, den der große Meister verdiente, ging zuerst zum großen Theile von dem dortigen Kreise aus, ja auch die Abgötterei, die ihm oftmals gewidmet wurde. Jene Frauen aber verbanden mit dieser hingebenden Begeisterung auch die höchste Energie freien, eigenthümlichen und straffen Denkens, während den Nachkommenden auch das Denken zum Dichten, die Welt von ihnen nur mit poetischem Auge betrachtet wurde. Henriette Herz, eine vieljährige perennirende Schönheit, übte auch geistig große Anziehung: Schleiermacher, der straffste Denker der romantischen Epoche, wurde ihr vertrautester Freund. Auch Humboldt fand in ihr eine Jugendfreundin wieder; ihr Haus war um diese Zeit ein Mittelpunkt geistigen Verkehrs, wie bald darnach, in größerem Maßstabe, das der Rahel Levin.

Von den neuauftauchenden Köpfen der Hauptstadt zog vorzüglich Friedrich Gentz die Aufmerksamkeit Wilhelm von Humboldt's auf sich. Ja es bildete sich zwischen ihnen

eine Freundschaft, die nie ganz erlosch, während sie, bei der großen Verschiedenheit dieser Männer, auch nie ganz innig werden konnte. Mehr und mehr trennte sie der politische Standpunkt. Nur im ersten Moment stimmte Gentz in die allgemeine Begeisterung für die französische Revolution und wurde sehr bald ihr entschiedener Widersacher. Obwohl er in seiner Anschauung dazumal noch immer Raum für Verfassungsleben hatte, und nur die demokratisirte, ebenso wie die absolute Monarchie von sich wies, so war Humboldt's Standpunkt doch von Anbeginn ein im Innersten entgegengesetzter und freierer. Sein Hauptgesichtspunkt war der Mensch, dessen Selbstentwicklung und Selbstberechtigung, während Gentz jederzeit alles dem Staate und zuletzt der Regierungsgewalt und Monarchie aufopferte. Trotz dem mußten beide Naturen gerade in ihren Gegensätzen großen Reiz für einander haben, um so mehr, da sie doch wieder manche Fähigkeit besonders gemein hatten, manche Empfindung theilten und sich selbst, wenn auch in höchst verschiedner Weise, an verfänglicher Seite berührten. In beiden lag eine dem Grad wie der Richtung nach freilich sehr verschiedene Naturanlage zu schwelgerischem Genusse. Während sie Gentz in den Abgrund der herrschenden Sittenlosigkeit riß, nährte sie in Humboldt die dem antiken Geist verwandtere Beurtheilung oder erschien an ihm auch als eine Richtung seines allseitigen Forschungstriebes, der vom Sinnlichen jederzeit in die Region des Schönen und Ideellen emporlenkte. — An Humboldt wie an Gentz war die Schärfe des Verstandes und die Macht der Beredsamkeit zu bewundern; aber der Verstand war bei jenem unendlich mehr als bei diesem nur äußerliche Macht, und die Beredsamkeit bei Humboldt Dialektik und Uebung, nicht Rhetorik, nicht ausschließende Gewohnheit. In seinem weitumfassenden Gesichtskreis wußte er die großen Fähigkeiten des immer mehr verengernden Publicisten doch

zu würdigen, und einst nannte er Gentz gegen Schiller [1]) sogar schlechtweg den denkendsten Kopf Berlins, während dieser erst gegen das Ende seines Lebens dem ausgezeichneten Jugendgenossen gemüthlich wieder näher trat, in der Verhärtung der mittlern Jahre aber seiner völligen Entfremdung gar kein Hehl hatte. Gentz, der nachher in österreichische Dienste ging, sah Humboldt dann erst nach zehn Jahren wieder, und fand ihn, wie er an seine Freundin Rahel schreibt, [2]) durchaus nicht verändert; „eben so klug, eben so amüsant, eben so dämonisch als sonst." „Sie haben mir," fügt er dann bei, „meine Intimität mit H. nie verzeihen können, sie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophisten(!) von solcher Ueberlegenheit daß ich, ihn einmal besiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu stark. Am Ende kann ich indessen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Wesentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen." Und im nächsten Jahre schrieb er abermals an diese Vertraute: [3]) Humboldt habe das alles verloren, wodurch er sonst tragisch auf sie wirkte und sei jetzt nichts als ein sehr angenehmer Gesellschafter. „Gewalt — wie Sie mir neulich einmal schrieben — übt er so wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz ver-

---

1) Im Briefe vom 15. Aug. 1795.

2) 21. Sept. 1810 (in den von mir herausgegebnen „Schriften von Fr. von Gentz.")

3) 8. Aug. 1811 (a. a. O.)

schwunden ist." So charakteristisch diese Aeußerungen für den damaligen Gentz, ebenso sind sie es für die ganze Freundschaft dieser Männer. Dennoch ist zu verwundern, daß Jener gar nicht spürte, warum Humboldt, der damals als preußischer Gesandter zu Wien war, seine Ueberlegenheit so wenig fühlen ließ, die doch während der Zeiten des Congresses wieder fühlbar genug würde. Wie sehr auch Richtung und Stellung ihre Verbindung lockerte, für Humboldt behielt Gentz immer Interesse und in seinen späteren hingebenderen Jahren sprach er dies auch ganz unverholen aus. Ueberhaupt hatte er den noch so entgegengesetzten hervorragenden Zeitgenossen gegenüber den großen Vorsprung, daß er, der entschiednen Richtung seines Strebens gewiß, mit größter Empfänglichkeit auf alle, auch noch so fern stehenden Betrachtungsweisen einzugehen und auch vom Entgegengesetzten das Bessere sich leicht anzueignen vermochte. Seine Geistesfreiheit und humane Denkart scheute nicht vor einem Irrthum zurück, der ihm in geist- und talentvoller Erscheinung begegnete; vielmehr stählte sich, im harmlosen Umgang mit solchem die eigne Gesinnung und eigene Kraft, welche letztere, bald kämpfend, bald sich absichtlich verhüllend, in fortwährender Uebung blieb. Geist, Geschmack, Bildung — dies war es was ihn selbst an unfreien Köpfen noch anzureizen vermochte. Wie er in frühern Jahren nicht blos mit Jacobi, auch mit Schlosser, Lavater &c. verkehrte, so schreckten ihn später auch die katholisirenden Romantiker nicht, noch Gentz, als Geheimschreiber der heiligen Allianz. Manches Geistige und Tiefe schätzte er gerade an ihnen oft besonders, so namentlich an Fr. Schlegel. Bei treffenden Veranlassungen aber verfehlte er doch nicht seinem Spott und Sarkasmus Luft zu machen; aber er durfte, selbst in widerwärtigen Zeitströmungen, auch schweigen, ohne fürchten zu müssen, daß man vergesse, woher er komme und wohin er ziele.

Wohin die Schrecknis vor der Revolution die phantastischen sowohl als einseitig verständigen Menschen führen würde, das trat unserm Humboldt vielleicht schon lebhaft vor Augen, als er gleich nach seiner Ankunft in Berlin, wenn auch nur flüchtig, einem Manne begegnete, der, als geborner Aristokrat, mit schnellsten Schritten allen contrerevolutionairen Richtungen vorauseilte. Fr. Leopold Graf zu Stolberg war gerade als dänischer Gesandter am Berliner Hofe, welchen Posten er jedoch alsbald wieder aufgab. Humboldt, ohne Zweifel von Fr. Jacobi eingeführt, lernte ihn noch kennen und dieser, in seinem schon entschiedenen Grimme gegen alle Aufklärung, erkannte Humboldt's Wesen sogleich und schrieb wehmüthig an Jacobi: [4]) „Ach, warum muß ihr liebenswürdiger H. in der wichtigsten Sache so verschieden von mir denken. Gott wolle uns und unsre Kinder vor dem Gifthauche des Genius unserer Zeit bewahren!“

Der Eintritt in das geschäftliche Leben nahm Humboldt in diesem und einem Theile des nächsten Jahres fast ganz in Anspruch. Zumal den fernen Freunden und dem Briefwechsel mit ihnen konnte er sich jetzt nicht, wie er doch wünschte, widmen. „Die Humboldt“, schreibt Forster (26. Dez. 1790) an Jacobi, „sind beide wohl, aber beide auf eine ganz verschiedene Art. Der älteste ist Legationsrath und zugleich Beisitzer am Kammergericht in Berlin, wo er seinen Probecursus macht. Wenn sein Jahr herum ist, will er sich in Halberstadt anstellen lassen und wahrscheinlich heirathen. Der jüngere

---

4) Der Brief ist vom 31. Aug. 1790 und steht in Jacobi's Briefwechsel, II. 39. Aus Rücksicht auf den lebenden Humboldt hat der Herausgeber dessen Namen nur angedeutet. Daß er und kein Anderer gemeint sei, geht aus dem Zusammenhange der Correspondenz zur Genüge hervor.

ist bei Büsch in Hamburg, studirt das Praktische des Comptoirwesens, morfondirt sich unter allen den trefflichen Köpfen in Hamburg, hat Christian Stolbergen besucht und ist voll seines Lobes, geht zuweilen aus, um Moose zu sammeln, die im Winter blühen, und schreibt possierliche Briefe voll Laune und Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit. Der älteste ist immer noch der brave Mann, der er war." — Den 6ten August 1791 schreibt Forster abermals an Jacobi über diese Gebrüder. Wilhelm hatte nun schon beschlossen, seiner höhern Ausbildung wegen jede Amtsthätigkeit fürerst aufzugeben. „Alexander Humboldt", sagt Forster, „ist in Freiberg und fängt an mir abzusterben. Wilhelm ist längst todt für mich; er heirathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in seiner Stimmung aller öffentlichen Wirksamkeit entsagen, welches bei seinen Talenten zu bedauern ist. Alexander wird desto mehr wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu."

Wirklich fing Humboldt, wie schon die wenigen brieflichen Mittheilungen, die aus dieser Zeit von ihm vorhanden, spüren lassen, während dieser Geschäftsperiode an, seinen entfernten Freunden abzusterben. Doch gänzlich ließ er auch jetzt so werthe Verbindungen nicht fallen. Zwar leuchtet uns nicht klar hervor, welcher von beiden Brüdern eben gemeint ist, wenn z. B. Heyne (22. Dezember 1790) an Forster schreibt: „Von unserm guten Humboldt habe ich nun auch die Versicherung seines freundschaftlichen Andenkens erhalten. Der liebe junge Mann ist mir ungemein werth." Es ist aber für gewiß anzunehmen, daß beide Brüder noch viele Jahre auch brieflich in dankbarer Berührung mit ihm blieben. — Auch mit Fr. Jacobi knüpften sich doch die philosophischen Unterhaltungen fort. Namentlich fühlte dieser sich von der günstigen Meinung sehr geschmeichelt, die Humboldt noch immer für ihn hegte und besonders gegen

ihn äußerte, als dessen Briefe über Spinoza von der streng-kantischen Jenaer Litteraturzeitung einer, wie ihm dünkte, unbilligen Kritik unterworfen worden. — Jacobi sendet ihm seine neuesten Abhandlungen, drückt aber zugleich sein brennendes Verlangen aus, sich einmal ausführlich über Kant und dessen System zu erklären, wobei er auf diesen auch von ihm groß erachteten Manne den Ausspruch Turgot's anwendet: Il a perfectionné les abus — ein Wort, das man von dieser und andern Seiten, auch auf alle spätern Systeme, ja gegen diese in erhöhtem Maße, geltend zu machen sich bewogen gefunden. Wer in der Philosophie gerade das sucht oder in sie hineinträgt, was ihrer Behandlung im Innersten widerstrebt, der wird als Philosoph vom Fach, so geistvoll und sinnig er immer sei, nie über einen eroterischen Platonismus hinauskommen und da, wo die Philosophie eigentlich erst anhebt, nichts als Mißbrauch erkennen. Mag man jedoch immerhin einen eignen Weg gehen und vor gänzlicher Hingebung an Systeme warnen, die ein Allgemeingefühl mehr oder weniger verletzen; aber — in herausfordernder Polemik an den wissenschaftlichen Gedankengängen eines ganzen, so erregten Zeitalters und einer so zum Denken geschaffnen Nation nur den Mißbrauch des philosophischen Vermögens hervorzuheben, ist, namentlich wo nicht sittliche oder politische Nothwendigkeit dazu drängt, von Seiten dessen, der etwas Genügenderes nicht an die Stelle zu setzen vermag, stets ein noch vermesseneres Beginnen, und auch an Jacobi hat es sich schmerzlich genug gerächt. Mit Humboldt wünschte er noch immer ein gutes Vernehmen zu erhalten. „Künftigen Monat, den 31sten", so spricht er diesen in dem Briefe, dem wir Obiges entnommen, am 9ten Sept. 1790 an, „werden es zwei Jahre, daß ich Sie, mein Freund, zum erstenmal sah, und gleich von ganzem Herzen liebte. Mann, wo sehen wir uns einmal wieder?" ...

„Was ich unaussprechlich bedaure, ist, daß bürgerliche und politische Geschäfte Sie allmählig ganz verschlingen werden. Werden Sie, ich bitte flehentlich darum, der Philosophie doch nicht ganz ungetreu. Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, sei es auch blos in Nebenstunden, sind fruchtbarer, als die Schweißströme der Leute vom Handwerk.“ 5)

Mit Forstern finden wir auch jetzt Humboldten ganz so vertraulich wie früher. Die neuesten Arbeiten des genialen Freundes begrüßte er mit bewundernder Theilnahme, wie die „Ansichten vom Niederrhein“ und — was uns in Rücksicht auf den Beurtheiler besonders interessirt — die Uebersetzung der indischen Dichtung Sakontala. „Lange,“ sagt er, „hat mich nichts so angezogen. Diese Zartheit der Empfindung, diese Cultur verbunden mit dieser Einfachheit!“ An Forster's Reiseansichten rühmt er besonders, was immer seine Bewunderung so heftig anziehe, „eine so strenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendsten Feuer der Begeisterung.“ 6) — Forster hatte den Wunsch ausgedrückt, einen älteren Humboldtischen Aufsatz mit in seine kleinen Schriften aufzunehmen, zu deren Herausgabe er sich eben jetzt anschickte. Letzterm war es aber unmöglich, ihn so hin zu geben, oder ihn umzuarbeiten. „Ich bin,“ sagt er,

---

5) Fr. Jakobi's Auserlesener Briefwechsel, II. 40—44. Humboldt's Antworten sind nicht mit abgedruckt worden; die Sammlung erschien, da er noch lebte. Aber auch sonst beklagen wir den Uebelstand, daß man zum großen Theile nur das aufgenommen, was Jacobi selbst in möglichst vortheilhafte Beleuchtung zu stellen schien. Die häufig darin vorkommenden Gedankenstriche enthalten für den einsichtigen Leser manchmal das Allerinteressanteste.

6) Ein einziger Brief an Forster ist uns aus dieser Zeit erhalten und zwar ohne Datum. Er ist aber aus dem Frühjahr 1791, nicht aus dem J. 1792, wie die Herausgeberin der Forster'schen Briefsammlung vermuthete und auch in Humboldt's Werken beibehalten ist.

„zu dieser Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müssen erst eine größere Reife durch Lektüre und Nachdenken erhalten. Die Reife die man ihnen so giebt, indem man sich hinsetzt, nachdenkt, und sie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, daß ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte.“ Der erste Aufsatz aber, den er jetzt glücklich zu Stande bringe, solle seinem Schutze vertraut sein. — Endlich, erwähnt Humboldt in diesem Briefe noch eine „sonderbare Schriftstellerarbeit“, die er geliefert, nämlich im Prozesse, den damals der Buchhändler Unger in Berlin gegen den Oberconsistorialrath und Censor Zöllner vor dem dortigen Kammergerichte geführt hatte. Das Urtheil war von Klein, der damals noch Kammergerichtsrath war, aber noch im J. 1791 als Director der Universität und Professor der Rechte nach Halle versetzt wurde, die Protokolle von Humboldt. Eisenbergen gehörte nur die Unterschrift. Das Ganze wurde gedruckt. [7]) „Diese an sich unbedeutende Arbeit — bemerkt Humboldt — freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie sollen keinen Ausdruck darin finden, der Animosität, oder Sucht, seine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch statt Akten zu schreiben, verriethe. Das Urtheil, so schön es ist, ist von diesen Dingen nicht ganz frei.“

Am unterbrochensten war Humboldt's Briefwechsel um diese Zeit gewiß mit seiner Geliebten in Erfurt. — Mit Schiller war die Bekanntschaft doch erst mehr äußerlich.

---

7) Und zwar als Broschüre, unter dem Titel: Prozeß des Buchdruckers Unger gegen Zöllner in Censurangelegenheiten. Berlin bei Unger, 1791. 8. Angeblich von K. L. Amelang zum Druck befördert. Mir ist sie noch nicht zu Gesicht gekommen. Wird man eine so frühe Arbeit Humboldt's, und dazu über einen so interessanten Gegenstand, nicht mit in seine gesammelten Werke aufnehmen?

Wenigstens scheint der Verkehr zwischen ihnen erst von 1791 an reger geworden zu sein, wo sie auch in geringerer Entfernung von einander lebten.[8]) — Alexander H. war bis zum Frühjahr 1791 auf der Handelsakademie von Büsch und Ebeling in Hamburg, besuchte dann die Seinigen in Berlin und begab sich von da, noch zu weiterer Ausbildung für seinen Beruf, auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er im Juli desselben Jahres eintraf und unter dem berühmten Geognosten Werner, bis zum März des folgenden Jahres studirte.[9])

Auch den ältern Bruder drängte es, Berlin so bald als thunlich wieder zu verlassen. Unmöglich konnte er sich unter den damaligen Gewalthabern in den Geschäften gefallen, so klug er auch in seinen Briefen diesen Punkt verschweigt. Das Böse, das er abhalten, das Gute, das er wirken konnte, schlug er so hoch nicht an. Seine Freunde mochten allerdings gewünscht haben, daß er seinen Posten behaupte, um in besserer Zeit gleich zur Hand zu sein. Humboldt aber konnte sich dazu nicht verstehen, und hatte dafür noch andre entscheidende Motive. Einmal wollte er heirathen und ganz seinem Familienkreise leben. Hauptsächlich aber hatte er das Verlangen, der ganzen Summe seiner Lebens- und Menschheitsbetrachtungen ein noch tieferes Fundament zu geben. Hiezu schien ihm die Philosophie nicht hinzureichen, vielmehr hatten ihm seine frühern philologischen Studien die

---

8) Wenn Humboldt in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller S. 3. sagt: „Vorher (vor 1793) kannten wir uns wenig," so wiedersprechen dem doch seine früher geschriebenen, schon sehr innigen Briefe an Schiller. In diesen Jahresangaben scheint Humboldt augenblicklich vom Gedächtniß verlassen worden zu sein, wie er denn auch gleich S. 5. die Rückkehr Schillers aus Schwaben, d. i. den Zeitpunkt, wo allerdings sein ganz intimer Umgang mit diesem anfängt, aus Versehen ins J. 1793 setzt.

9) Freiesleben, a. a. O.

Ueberzeugung verschafft, daß nur in einer umfassenden Ergründung der alten, und vorzüglich griechischen Welt und Litteratur, für seine Weltanschauung die vollendete Reife und wissenschaftliche Ausbildung zu finden sei. Hiezu aber bedurfte er mehrere Jahre wenigstens, in geschäftsfreier Muße. Wo hätte er solche besser finden können, als in der Stille des Landlebens, entfernt genug von dem zerstreuenden und besonders damals gefährlichen Strudel der Hauptstadt, auf einem der großen Güter seines Schwiegervaters, die schon so gut wie die seinigen waren, nur umringt von dem Glücke das ihm die Liebe und der Umgang eines gleichgestimmten Weibes gewährte. Hauptsächlich also die Sehnsucht nach einer so vollendeten Bildung bewog den jungen Mann, die ihm glänzend eröffnete Dienst-Laufbahn fürerst zu verlassen. Er gab seine Stellung auf und ging im Sommer 1791 von Berlin ab. Der Titel eines preußischen Legationsrathes war das Einzige was er in sein nunmehriges Leben mit hinübernahm. Zehn Jahre — gewiß länger als er anfangs gemeint hatte — dauerte die Zeit, die er nur in wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit und auf einigen größern Reisen verbrachte. Vielleicht die glücklichste Epoche seines Lebens, und wie fruchtbar für alle Folge! In ungestörter, sein beobachtender Stille entwickelte sich die ganze Fülle seines reichen Genius, — die Wissenschaft und Litteratur traten in ihren glänzendsten Erscheinungen ihm auch persönlich in vertrauteste Nähe, und öffneten ihm Verbindungen voll des köstlichsten Genusses und die auserlesenste Veranlassung zu wirken, — endlich blieb ihm vergönnt, von sichrer Warte aus den immer zunehmenden politischen Jammer und die unglücklichen Kämpfe mit Frankreich vorüber gehen zu lassen. Ein günstiger Stern wahrte seine Thatkraft für eine bessere Zeit.

Humboldt eilte nach Thüringen, und schloß im Juli 1791 den ehelichen Bund mit Carolinen von Dacheröden. Wir haben oben schon eine kurze Charakteristik dieser Frauengestalt zu geben versucht, die von nun an einen fortlaufenden Antheil an seinem innern Leben und einen nicht minder bedeutenden an den verschiedenen Zuständen seiner äußern Laufbahn hatte. Das Glück dieser Liebe wurde ein wesentlicher Theil des so überaus glücklichen Humboldt'schen Lebenslaufes. Nicht das Geringere jedoch trug er selbst zu dem Gedeihen wie zu der Dauer dieses beglückenden Bundes bei. „Alle Kraft," sagt Varnhagen,[1] „der Vorsätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, strömte hieher zusammen, wirkte mit nie erlöschendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten, und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag aufs neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gatrin im ersten Wochenbette darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schrecklichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beeiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen." Er genoß

1) A. a. O., IV. 291—92.

auch des Glückes, die Zärtlichkeit seines Herzens erwiedert zu sehn; in weiblicher Anmuth strahlte ihm das Innerste seines eignen Wesens aus ihrem Bilde zurück. Frau v. Humboldt, wie sie namentlich in einzelnen von ihr bekannt gewordenen Briefblättern erscheint, möchten wir, seinem vorwiegend antiken Geiste gegenüber, einen romantischen Genius nennen. Alle Bildung, ja Gelehrsamkeit, verdrängte das in ihr vorwaltende ächt weibliche Gemüth nie, auch nicht in ihrer Neigung zu Geistesgenusse und zur Kunst. So hatte sie z. B. eine besondere Vorliebe für die Werke der Malerkunst, für die Musik, während Humboldt, der sonst so vielseitige, so kunstsinnige Geist, für das in dem eigensten Wesen der Weiblichkeit liegende Kunstelement, für den Ton, durchaus kein Organ hatte — ein Sinn, der bekanntlich auch dem großen Kunstkenner Lessing völlig abging. Wir haben früher schon das weibliche Prinzip auch in Humboldt's Natur nachgewiesen. Es war nicht blos vorhanden, sondern machte als Theil seines idealisch schwärmerischen Triebes einen Grundzug seines Wesens aus. Zu Tage jedoch tritt es immer geklärt von dem mächtigen Verstande, so daß auch dies Weibliche in ihm eine durchaus männliche Form annimmt. Caroline spricht einmal in einem Briefe an Rahel [2]) von ihrer ältesten Tochter, und schließt am Ende mit den sehr bezeichnenden Worten: „Sie hat etwas Starres und Weiches zugleich und ähnelt ihrem Vater." Bei Frau v. Humboldt aber erschien dies schwärmerisch-Gemüthliche auch in entsprechend weiblicher Form, jedoch erhellt genug, um an den Geist und Verstand des Mannes zu erinnern. Mit dieser, wenn es gestattet ist das Wort zu wiederholen, romantischen Seite ihres Wesens paarte sich die anmuthigste

---

2) Aus Wien, 19. Aug. 1813. In Varnhagen's Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, I. 149.

Heiterkeit, mit ächt weiblicher Zartheit große Seelenstärke. Als Humboldt — in Rom — seinen ältesten Knaben verlor, war Schiller gleich überzeugt, daß die gebeugte Mutter sich doch über diesen schweren Schlag erhoben habe. „Eine starke Seele," schrieb er an seinen Freund,[3]) „bei aller zarten, feinen Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen, und so wird sie das Unabänderliche zu ertragen wissen." Humboldt fand dies Wort ganz treffend, und erwiederte Schillern:[4]) ihre Natur habe sich auch in dieser Lage herrlich bewährt. „Es ist nichts dumpf und finster Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, theurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten, zartesten Fühlbarkeit." Dabei steht sie uns in allen Briefen und Zeugnissen, welche vorliegen, zugleich als liebende, zärtlichste Mutter und als sorgsame Pflegerin der Ihrigen vor Augen.

Für die Welt war sie von anderer Seite eine sehr hervorragende Erscheinung. Was man von Geist, Anmuth, Liebenswürdigkeit und geselligen Eigenschaften voraussetzt, um Jemand wie geschaffen zum Anziehungspunkt eines reichen Lebenskreises zu denken, war in Frau v. Humboldt in seltner Fülle vorhanden, so daß sie selbst des Gatten gesellschaftliche Anlagen durch die ihrigen ergänzte. Humboldt, des geselligen Umgangs in hohem Grade Meister, übte diese Virtuosität, sei es in Beeiferung oder Ansichhalten, anziehend oder fernhaltend, doch stets mit so bewußter Absicht und freier Willkühr, daß man sich ihm unwillkührlich nur mit vorsichtigem Schritt nahte, bei minderer Vorsicht aber oft genug empfindlich getäuscht wurde. Mit voller Hingebung schloß sich Humboldt nur an wenige höchste Lieblinge des Herzens und werthe Studiengenossen an. Gleichgültigere

---

3) 12. Sept. 1803.

4) 22. Okt. desselben Jahres.

mußten oft seine Ueberlegenheit oder augenblicklichen Degout in spöttischem Sarkasmus oder verhülltem Muthwillen fühlen, ohne dem taktvollen und überlegenen Meister nur im geringsten Widerpart leisten zu können. Die Gattin dagegen war eine von Grund aus gesellige, zur Liebe und Freundschaft in reichster Ausdehnung geborne Natur. In der frühesten Zeit ihrer Ehe, wo Humboldt nur den Wissenschaften, der Litteratur und einer viel erwählteren Gesellschaft lebte, da hatte sie diese Gaben noch nicht in solchem Umfange zu zeigen, aber glänzend traten sie aus Licht, als ihr Gemahl wieder ins öffentliche Leben eintrat und der weiteste Kreis sich um ihr gastliches Haus sammelte. Da erschien sie innen als der waltende Geist, während er, ins Große und Allgemeine wirkend, im geselligen Umgang mehr seinen Neigungen und Zwecken folgte. Eine bedeutende Rolle war ihr damit zugefallen, ja sie ebnete dadurch auch den Boden, auf dem der Gemahl zu wirken berufen war. Schon in Jena, in weit größerem Maße aber später zu Paris, Rom, Wien, Berlin und Tegel — war das Humboldt'sche Haus ein glänzender, weltbekannter Mittelpunkt geistigen und geselligen Verkehrs, ein „point de ralliement," wie sie selbst sagt, für Einheimische und Fremde. Jeder Mann von Geist und Talenten hatte ohne weitere Empfehlung Zutritt in diesem Hause. Wenn man eine Staël und Recamier als solche hervorhebt, die im geselligsten Lande Europas die eminentesten Vereinigungspunkte des geistigen Lebens neuerer Zeit gewesen, so können wir von unsern Landsmänninen Frau v. Humboldt und Rahel Levin (nachmals Frau v. Varnhagen) mit allem Recht als Ebenbürtige gegenüberstellen, und diesen in Ermanglung von Eigenschaften, durch die eine Staël glänzte, andre Vorzüge zusprechen, welche deutschen Frauen solcher Art unter denen aller andern Nationen vielleicht einzig zustehen. Die Liebenswürdigkeit

des Geistes und Charakters, — so drückt sich Herr von Varnhagen über die gesellschaftliche Erscheinung Carolinen von Humboldt's [5]) aus — der hohe Rang gesellig-heitrer Bildung, und der Reichthum edlen Daseins und Wirkens, welche diese herrliche Frau während eines höchst begünstigten Lebenslaufes ausgezeichnet haben, sei den noch lebenden Zeitgenossen in zu frischem und theurem Andenken, als daß es einer Schilderung für sie bedürfte. — Für uns freilich würde es ein großer Gewinn sein, wenn das reiche Leben der Frau v. Humboldt in einem solchen Spiegel festgehalten wäre, wie z. B. das der Rahel in ihren Briefen; — ein solches Denkmal würde auch Humboldt's Gestalt in noch schärfern Tinten beleuchten, da so vieles, was ihn bedeutend macht, in ihrer Erscheinung, nur veranmuthigt, wiederkehrt, vorzüglich aber, weil gerade durch solche Ueberlieferungen der Mensch bis in die geheimste Tiefe seines Wesens, ja selbst seiner Schwächen, enthüllt wird. Zum Glück bedarf Humboldt's Bild, um erkannt zu sein, des emsigen Ausgrabens aller Schattenseiten entschieden weniger, nicht deshalb allein, weil sein eigentliches Leben und Wirken von ihnen so gar nicht berührt wird, sondern auch, weil das für sein ganzes Wesen Charakteristische in dem uns Ueberlieferten wahrhaft schon enthalten ist, sein Bild daher auch durch Enthüllung irgend welcher Menschlichkeiten nicht erschüttert werden würde. Auch wir unsrerseits haben uns nach Pflicht und Gewissen jeden dahin gehörigen Zug zu nutzen bestrebt, wenn anders die Quelle, aus der geschöpft werden konnte, irgend als lauter und zuverlässig zu achten war.

Dies möge, im Allgemeinen, zur Schilderung seines ehelichen Glückes hinreichen. Unsre Leser glauben wir nicht erst darauf aufmerksam machen zu müssen, daß in den

---

5) In der Gallerie von Bildnissen, I. (Leipzig, 1836), S. 141.

Erinnerungen an Humboldt die Gattin nur so weit unser Interesse fesseln darf, als durch diese Verbindung sein Wesen, sein Wirken und seine Laufbahn wesentlich erhellt und umfassender charakterisirt wird. Frau v. Humboldt aber wird um so unabweisbarer auch als gesondertes Bild dazustehen berechtigt sein, als sie für sich schon eine höchst bedeutende und reichhaltige Erscheinung war und, in ihrem Bunde mit Humboldt, für ihre eigne Entfaltung die größtmögliche Freiheit und Selbstständigkeit genoß. Ihr in dies Eigenleben zu folgen, liegt aber nicht nur, wie Jeder begreift, außer unserm Vermögen, sondern hier sicher auch außer unserer Sphäre.

Die erste Zeit seines beglückten häuslichen Lebens verbrachte Humboldt auf dem schönen Schlosse Burgörner, einem Gute, das, mit dem dazu gehörigen Vorwerk Siersleben, durch die Mutter der Frau v. Humboldt an das Dacheröbensche Haus gekommen war und durch Letztere nachher an das Humboldt'sche vererbte. Das Amt Burgörner, mit dem an der Wipper gelegenen Schlosse und Dorfe dieses Namens, gehörte schon ehemals zu dem kurbrandenburgischen Antheil der Grafschaft Mansfeld, und liegt ungefähr in der Mitte zwischen Aschersleben und Eisleben.

Humboldt hatte nichts dringenderes zu thun, als die fast abgerissene Verbindung mit seinen alten Freunden anzuknüpfen, und Einigen derselben zugleich die vorzüglichsten Gründe darzulegen, die ihn bewogen hätten alle öffentlichen Geschäfte von sich abzuschütteln. Uns sind über diesen Gegenstand zwei sehr denkwürdige Blätter von Humboldt erhalten — ein Schreiben an einen seinen Berliner Freunde, den schon mehrmals genannten David Friedländer († 1834, in hohem Alter zu Berlin), und ein Brief an

G. Forster. Beide müssen wir, ihres hohen Interesses wegen, hier zum größten Theile aufnehmen. Sie geben uns nicht nur jene Motive, sondern schildern uns auch seine ganze damalige Stimmung.

Den ersten dieser Briefe schrieb er am 7. August 1791.[1]) „Seit einigen Wochen, lieber Friedländer, bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt für's erste bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein Paar Worte über meine Art zu leben zu sagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und besonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geschäften entfernte, so werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schicksalen einen freundschaftlichen Antheil zu nehmen.

„Ich lebe, wie Sie schon aus meinen Planen wissen, und aus der Ueberschrift dieses Briefes sehen, auf dem Lande . . . und mein Leben ist so einfach, daß es Ihnen nicht schwer sein wird, sich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beschäftigung mit den Studien, die mir immer die liebsten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart fast ganz hatte vernachlässigen müssen, wechseln mit Spaziergängen und meinem höchst angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein stilles, aber sehr genügendes Glück. Für mich ist der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmste; es ist der, den ich am besten auszufüllen vermag, und sollte es nicht wichtiger sein, seinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade diesen oder jenen zu haben? Fühle ich je mehr Kräfte, als dieser Kreis fordert, nun so findet sich vielleicht auch ein

1) Dies Schreiben wurde in (Dorow's) Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, Bd. 4. (Berlin 1840), S. 42—44 mitgetheilt.

größerer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun noch vor sich. Die intensive Größe ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach einem andern hin. Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich für diesen Gewinn allein Sinn habe."

Nachdem er sich über Friedländer's Befinden und das seiner vortrefflichen Familie und seiner Söhne erkundet, fährt er also fort: „Wenn ich mich je mehr mit politischen Dingen beschäftigt hätte, so wäre ein Langes und Breites über die Wunder zu schwatzen, die rund um einen vorgehen. Hätte Jemand diese Dinge vor zwanzig Jahren geweissagt, so hätte man ihn verlacht. Nach dieser Analogie zu schließen, wer weiß, was noch zu erwarten steht. Dergleichen Erfahrungen, dünkt mich, sollten die Leute doch klug machen, und sie nicht so auf Begebenheiten vertrauen lassen. Wie viel Gutes hat man von Frankreichs Revolution geweissagt? Wie nah ist jetzt Alles wieder dem Untergang. Wie viel von der Aufklärung, die auf Friedrichs Zeitalter folgen würde? Hierauf ersparen Sie mir hoffentlich die Antwort. Die Nutzanwendung hiervon ist wohl die, daß man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geschichte ansieht, sich daraus nimmt, was gut und heilsam ist, das Uebrige als Hülse betrachtet, und nur jenem innern Ideengesetze vertraut."

„Schreiben Sie mir bald," schließt er. „Es ist ja ein Wort, das Sie in die Wüste sagen."

An Freund Forster wendet sich Humboldt erst am

16. August, nach langem Stillschweigen, um dessentwillen er sich aufs angelegentlichste entschuldigt. „Ich wollte," sagt er, „die Zeit erst abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und diese Zeit ist erst seit einigen Wochen gekommen."

„Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schritts, den ich that, die ich von so vielen Andern erfuhr. Sie schätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu sehr, um allen Nutzen nur von einer solchen zu erwarten, die durch äußere Geschäftslagen bestimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innersten Ueberzeugung, für meine höchste und vielseitigste Bildung den meisten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn bestimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden so wichtig ist, als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist; diese Maximen sind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geist und mein Herz beschäftigte, auch nur mit langsamen Schritten zu nähern, wie konnte mir selbst der Nutzen Ersatz sein, den ich freilich stiftete, und künftig in unendlich höherm Maße gestiftet haben würde? Ich zog also das bescheidner

Loos vor, ein stilles häusliches Dasein, einen kleineren Wirkungskreis. In diesem kann ich mir selbst leben, den Personen, die mir am nächsten sind, ein heiteres zufriedenes Leben schaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, selbst wider seinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unsrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage."

Flehentlich bittet er, sein bisheriges Schweigen zu verzeihen. Wie oft habe ihn die Erinnerung an die glücklichen mit Forster verlebten Tage gefreut. Sie sei es auch, die ihn ermuthige, noch auf sein Andenken zu rechnen: „Theurer, guter Forster, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, selbst in der Zeit, da ich Sie gewiß noch blos durch die Wärme interessiren konnte, mit der ich mich so gern an große und gute Menschen anschloß. Durch Sie habe ich einen so großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geist und mein Herz durch Sie genoß, würde mein Dank Sie noch segnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mißverständniß, wozu mein Stillschweigen vielleicht Anlaß geben konnte, die Gefühle erstickt hätte, die mich sonst so innig beglückten." —

Um aber solchen Beweggründen, wie Humboldt hatte, bei der Wahl der Lebensbahn sich völlig überlassen zu können, dazu gehörte freilich auch die unabhängige äußere Existenz, die das Glück ihm zugeworfen hatte. Nur mit einem Bruder hatte er die beträchtliche Hinterlassenschaft seines Vaters zu theilen. Von den Gütern fiel Ringeswalde — bei Soldin in der Neumark gelegen — Alexandern zu, der es verkaufte und von dem Ertrag seine große Reise nach Amerika ausführte. Wilhelm erhielt das Schloß Tegel,

und das Gut Hadersleben im Magdeburgischen. Durch die Heirath wurde der Besitz seines Hauses noch bedeutend vergrößert. Frau von Humboldt war die Erbin von Burgörner und Auleben, welche Güter ihr, durch Aufhebung des Dacherödischen Lehnsnexus, beim Tode ihres Vaters gänzlich zufielen, und deren Einkünfte allein man jährlich auf 10,000 Reichsthaler berechnete, was in früherer Zeit eine noch viel bedeutendere Summe war.

Das Hauptstudium, dem Humboldt während der ersten dieser Mußejahre (1791 bis 1794) oblag, war die Alterthumskunde. In diese versenkte er sich ganz; selbst die politischen Untersuchungen, mit denen er sich wohl dazwischen abgab, gingen nur nebenher. Auch seine ersten eigentlich schriftstellerischen Arbeiten gehören diesem Zeitraume an; es waren Uebersetzungsversuche aus griechischen Dichtern und Fragmente eines politischen Ideencyclus. Das Wenigste jedoch von seinen Ausarbeitungen und von den Ergebnissen jener Studien wurde dem Druck übergeben; meist dachte er gar nicht daran, und theilte oft das Bedeutendste davon nur denjenigen seiner Freunde mit, mit welchen fruchtbringende Verhandlungen darüber gepflogen werden konnten. Ihn, dem jedes Studium noch immer nur Mittel zur höheren Selbstbildung war, konnte es gar nicht reizen, die Resultate seiner Forschung auch dem größeren Publikum zu überliefern.

Wir wollen nachher, aus Anlaß der uns aus dieser Zeit erhaltenen Humboldt'schen Schriften, seine Richtung in den beiden genannten Gebieten etwas näher beleuchten, hier aber fürerst den äußern Gang dieser Studien und Arbeiten mit den Begegnissen seines Privatlebens zusammenfassen. Von letzterem ist freilich im Ganzen nicht gar viel zu

richten, aber so lückenhaft die uns zu Gebot stehenden Quellen sein mögen, soviel geht doch aus ihnen hervor, daß sein äußeres Daseyn in dieser Epoche ziemlich einförmig war, da fast nur der Umgang und Briefwechsel mit einigen nahen oder auswärtigen Freunden das glückliche Stillleben unterbrach.

Von allen seinen äußern Verbindungen war ihm in dieser Zeit keine wichtiger, als die mit F. A. Wolf, dem großen Alterthumsforscher in Halle, und auch von diesem wissen wir, daß ihn währeud seines halleschen Leben nichts so beglückte als die Freundschaft Wilhelm von Humboldt's, „συμφιλολογοῦντός τινός ποϑ' ἡμῖν καοῦ κἀγαϑοῦ," wie Wolf sich ausdrückte, als er dieses förderndeu Umgangs zum erstenmal öffentlich erwähnte. Um 1790 lernten sie sich kennen. Der Verkehr wurde bald ein ganz inniger und dauerte unverändert durch ihr ganzes Leben fort. Jene Zeit gerade, wo Humboldt sich fast ausschließend den humanistischen Studien hingab, mußte diesen für immer an Wolf ketten. War auch dem Einen nur Mittel, was der Andere als Beruf trieb, so trafen doch Beide im Hauptgesichtspunkt wunderbar zusammen und arbeiteten, aus ursprünglich ganz verschiednen Absichten, vereint auf ein und dasselbe Ziel, nämlich eine tiefere Gesammtauffassung des classischen Alterthums zu begründen. Beide Männer entwickelten ihre angeborne Individualität an der Lebensansicht und Kunst der Alten, Beide waren große Dialektiker und von sehr verwandtem Forschungsgeiste. Dabei waren sie aber doch sehr verschiedenen Charakters, und verschiedener Anlage. Wenn Wolf mehr vom Alterthum aus einen weiten Umblick erfaßte, brachte Humboldt einen solchen schon zu dessen Betrachtung heran. Doch auch in jenem wußte dieser, gerade den Umfang des Geistes zu schätzen, und überhaupt fesselte ihn die Originalität der Wolf'schen Natur

mit nie versiegendem Reiz. Dagegen bewährte sich Humboldt dem Anderen auch im Leben als unschätzbarer Genosse, da er in den Verhältnissen der Gegenwart viel heimischer war, und Wolf's, wie H. selbst von ihm sagte, oft „göttliche Vermessenheit“ nicht allein zu achten, sondern zugleich durch seine Zusprache zu mildern wußte. Es gab für Wolf kein wichtiges Lebensverhältniß, in dem er sich nicht mit dem welterfahrnen Freunde berieth, und in seiner ganzen Umgebung sehen wir Niemand, dessen Rath er auch wirklich so beachtet hätte.[1])

Auch in unmittelbarster Nähe fand Humboldt die wohlthuendste Theilnahme an seinen Alterthumsbeschäftigungen. Seine Gattin, in ihrer hohen Bildung, war im Stande, auch hier dem Zuge seines Geistes zu folgen. Ein innres Bedürfniß wandte ihren Sinn zu den alten Sprachen und Dichtern. Sie begleitete Humboldt's Studien, las mit ihm den Homer, Pindar, Herodot ꝛc. in der Ursprache und nahm, wenn Wolf den Freund in der Stille des Landlebens aufsuchte, an ihren Unterhaltungen Theil, „den wissenschaftlichen

1) Als Hauptquelle für den Verkehr dieser Männer dient uns das treffliche Werk von Wolf's Schwiegersohne, Dr. W. Körte: „Leben und Studien F. A. Wolf's.“ 2 Thle. Essen 1833. Von ihrem wichtigen Briefwechsel sind bis jetzt leider nur wenige Bruchstücke der Humboldt'schen Briefe veröffentlicht worden. Einige dieser Bruchstücke finden sich bei Körte, dann hat auch Varnhagen am Schluß seiner Skizze über Humboldt (Denkw. u. Verm. Schr. IV. 304 — 322) eine Anzahl Briefe desselben an Wolf mitgetheilt. Die ganze Reihe der Humboldt'schen Briefe an Wolf (wohl hundert an der Zahl) befindet sich in Körte's Besitz, der schon längst versprochen hat, die brieflichen Schätze aus Wolf's Nachlaß zur Oeffentlichkeit zu bringen. Möchte doch Herr Dr. Körte sich nun bewogen fühlen, Humboldts Briefe nicht länger zurückzuhalten! Wie wir aus guter Quelle vernehmen, hat Humboldt sich um die Zeit, als Körte Wolf's Leben herausgab, seine Briefe von diesem vorlegen lassen, manches ausgestrichen und sie ihm dann zurückgestellt. Zeugniß genug, daß der Briefsteller selbst der Veröffentlichung nicht entgegen war und nur darum einiges allzu Persönliche, das in dem so vertrauten Briefwechsel berührt sein mochte, aus Rücksicht auf die Betroffenen getilgt wissen wollte.

Ernst der Männer mit allen Grazien weiblicher Anschauung der ältesten Kunst und Poesie verschönend." [2]) Dem glücklichen Gatten verging kein Tag ohne Griechisches. Ihr widmete daher auch Humboldt später (1816) die gedruckte Uebersetzung des Agamemnon, die reifste Einzelfrucht seiner hellenistischen Studien, zur Erinnerung an so manches in diesen gemeinsamen Genüssen durchschwelgte Jahr.

Von Burgörner, wo Humboldt die erste Zeit seiner Ehe verlebte schrieb er im August 1791 einen Brief, wahrscheinlich an einen seiner Berliner Freunde, in welchem er, aus Anlaß der neuen französischen Constitution vertrauliche Ideen über Staatsverfassung und politische Entwicklung niederlegte. Dieser Brief kam hernach, durch Zufall, ja eben darum von Druckfehlern entstellt, durch die Berliner Monatsschrift (Januar 1792) ins Publikum. Humboldt's Name jedoch wurde nicht genannt; es war aber, wenn wir die Protokolle im Unger'schen Proceß ausnehmen, das Erste, was von seiner Hand zur Oeffentlichkeit gelangte. Wir werden nachher im Zusammenhang auf das Schreiben zurückkommen.

Von auswärtigen Freunden besuchte ihn auch Gentz während des Aufenthaltes in Burgörner. Sie setzten hier jene politischen Debatten fort, die sie schon in Berlin oft auf Spaziergangen bis tief in die Nacht hinein verfolgt hatten. Auch Gentz erinnerte sich in spätrer Zeit noch dieses anregenden Zusammenlebens und schrieb während des Laybacher Congresses, unter anderem, an Alearnder v. Humboldt: „J'ai eu à Troppau deux lettres très amicales et très intéressantes de Votre frère; elle m'ont prouvé qu'il est toujours le même; que pas un trait de cette originalité si remarquable, qui le rend unique dans son genre,

---

2) Körte, a. a. O. I. 140 – 41.

ne s' est effacé; et qu' à quelque époque que je puisse le revoir, je le trouverai tel qu'il était dans nos promenades nocturnes de Berlin, et derrière la vieille tour de Burgörner." [3])

Im Februar 1792 begab sich Humboldt nach Erfurt, um da, in der Nähe des Schwiegervaters und umgeben von städtischen Hülfsmitteln, die Niederkunft seiner Frau zu erwarten. Caroline v. Beulwitz (Wolzogen) erfreute ihr Haus auf längere Zeit mit ihrem Besuche; auch sie nahm an den geistigen Beschäftigungen Theil, die durch diese Ortsveränderung keine Unterbrechung erlitten. Denn der Aufenthalt zu Erfurt war von dem vorigen ländlichen nicht sonderlich verschieden. Viele Monate waren sie daselbst, ohne daß Humboldt auch nur Gotha oder Weimar, Orte die doch so nah waren, besucht hatte. Der Gesellschaften bot Erfurt wenige, die meiste Zeit lebte er auf seinem Zimmer, im Kreise seiner gewohnten Beschäftigungen. Scherzhaft auf die erwartete Niederkunft seiner Frau anspielend, schrieb er an Schiller (3. Mai), es müsse mit dem Hervorbringen eine ansteckende Sache sein. Seit sie Drei in Erfurt zusammen seien, vergehe kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, ein Stück einer Oper oder Ode oder eines Aufsatzes, zur Welt komme. Er selbst fühlte sich poetisch gestimmt und übersetzte aus Pindar. „Nur das Eine, was wir allein eigentlich Alle erwarten, bleibt noch immer zu unser aller Staunen aus." Der Coadjutor von Dalberg war der einzige Mensch, den Humboldt unter den am Orte Einheimischen interessant nennen konnte. Er genoß auch seinen Umgang, so viel es dessen Geschäfte und Lebensart möglich machten.

Seine Hauptbeschäftigung blieb auch hier das Studium

3) Brief von Laybach, 3. Febr. 1821. (In meiner Sammlung „Schriften von Gentz.")

der Alten. Wie tief er in dieses Reich eindrang und was er eigentlich bezweckte, legt uns ein in diesem Jahre an Wolf gerichteter Brief dar. Um diese Zeit war es besonders Pindar, der ihn reizte und zwar so sehr, daß er sogar einen Versuch wagte, diesen schweren Dichter in einer der Urschrift möglichst treuen dichterischen Uebersetzung ins Deutsche zu übertragen. Die Frauen, denen er natürlich diese Versuche gleich im ersten Entstehen mittheilte, munterten zur Fortsetzung auf; die Lust dies zu thun, nahm mehr und mehr zu, obschon er fürchtete, daß er den Beifall vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke. Noch immer schwankte der Entschluß. „Wenn ich nun auch glauben dürfte," schrieb er an Schiller (an demselben Tage), „mit gehörigem Fleiß, des Griechischen hinlänglich Meister zu sein, wenn ich mir sogar schmeicheln könnte, die so nothwendige Gewandtheit des deutschen Ausdrucks zu besitzen; so sind doch die Schwierigkeiten, die einen Uebersetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, so groß, so habe ich vorzüglich nie eigentlich poetisches Talent in mir wahrgenommen, und so kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht Verse zu machen, ohne von Genie oder wenigstens Talent unterstützt zu sein, unnütz versplittert." Er sandte deshalb mit diesem Briefe gleich den ersten Versuch an Schiller, eine Probe, die er doch für entscheidend ansah, da die erste Lust sie begünstigte und er ihr allen Fleiß gewidmet habe, dessen er jetzt wenigstens fähig gewesen. Zugleich bat er um ein völlig offenherziges Urtheil. Rührend ist die Bescheidenheit, mit der er, wie früher Forstern gegenüber, so jetzt Schillern sich so ganz unterordnet. Schon in diesem ersten Briefe, der uns von ihrer Correspondenz erhalten ist, setzte er das größte, unbedingteste Vertrauen in dessen Urtheil, selbst über Dinge, die dieser doch auch nur von einer Seite zu würdigen vermochte. „Wenn

ich überhaupt," schrieb ihm Humboldt, „Niemandes Urtheil so sehr, als gerade das Ihrige, ehren würde, so bin ich auch bei Niemanden so sicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei so Vielen günstige, oder wenigstens minder ungünstige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein schriftstellerisches Produkt gehört zu haben, war es mir gerade auch darum so interessant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, sowohl dies, als jedes seiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieser Maßstab auch, selbst für mehr als mittelmäßige Stücke, oft demüthigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belehrung." Ueberdies befinde er sich gerade in einer Stimmung, wo ihm Schiller's Urtheil in der That unentbehrlich sei. In gewissen Momenten halte er die Uebersetzung für sehr schön, und eben jetzt erscheine sie ihm wieder kaum mittelmäßig. Finde er also nach dieser Probe keinen Beruf in ihm zu solchen Arbeiten, so solle er ihn gewiß folgsam sehen. Urtheile er anders, so könne er ihm vielleicht, besonders in Absicht des bei dieser Gattung so schwierigen Versbaues, irgend eine erleichternde Anweisung geben. Ueber das gewählte Silbenmaß habe er hinten ein paar Worte angefügt, und übrigens bei der Uebersetzung die genaueste Treue zu erreichen gesucht, und „nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche, gemieden." — Frau v. Beulwitz hatte gemeint, Schiller werde der Ode einen Platz in seiner Thalia gönnen. Dies, sagte Humboldt, würde ihm unendlich schmeichelhaft sein. Aber er möge es ja nicht anders thun, als wenn sie in jedem Verstande mit Ehren

erscheinen könne. Er selbst vermöge darüber durchaus nicht zu richten. — Schiller's Antwort haben wir nicht. Daß er Humboldten sehr zugesprochen, in diesen Versuchen fortzufahren, ist nicht zu bezweifeln. Diesen nicht in die Thalia aufzunehmen, hatte er sicherlich andre Gründe. Humboldt setzte nicht blos solche Arbeiten fort, sondern Schiller nahm selbst einige derselben später in die Horen und Musenalmanache auf; ja diesen ersten Versuch sogar, die Uebersetzung von Pindars zweiter Olympischer Ode, gab Humboldt in diesem Jahre noch abgesondert heraus. Außerdem ließ er im folgenden die Uebersetzung eines Chors aus Aeschylos' Eumeniden in der Berliner Monatschrift abdrucken.

Ob übrigens Schiller und Humboldt vor ihrem Zusammenleben im J. 1794 sich auch persönlich wiedergesehen, und ob öfter, wissen wir nicht bestimmt. Vermuthen läßt es sich aber bei der geringen Entfernung ihres Wohnorts. Und auch angedeutet scheint es in den Schlußworten dieses ersten Briefes von Humboldt, wo er sagt: das Vergnügen, Schillern wieder zu sehen, sei es nun in Erfurt, oder in Rudolstadt, oder in Jena, auch jetzt bald zu genießen, sei ihm und seiner Frau eine überaus frohe Aussicht. — Durch Schiller wurde auch ein jüngerer Freund desselben, der nachmalige bekannte Naturrechtslehrer Carl Heinrich Gros, unserm Humboldt bekannt. Gros, auch ein Schwabe, war Hofmeister bei dem Prinzen von Würtemberg, ging dann 1792 nach Jena, um die Rechte zu studiren, und bezog im Herbst 1793 auch noch Göttingen. Er gehört zu denen, die Kant's Philosophie im Rechtsfache am schärfsten verarbeiteten; Schiller rühmte seinen hellen Kopf und großen Scharfsinn, und auch Humboldt interessirte sich sehr für ihn, correspondirte mit ihm und empfahl ihn zur Anstellung dem dirigirenden Minister der preußischen Fürstenthümer in Franken. „Wegen Gros," schreibt er (17. Juli 1795) an

Schiller, „habe ich mit Hardenberg gesprochen. Er ist noch immer der Meinung, ihn anzustellen." Schon im J. 1796 wurde er zum ordentlichen Professor in Erlangen ernannt, von wo er, nachher in sein Vaterland zurückgerufen, die ehrenvollste Laufbahn durchschritt († 1840 zu Stuttgart.)

In der Mitte Mai 1792 wurde Humboldt durch die Geburt des ersten Kindes beglückt, einem Mädchen, welches den Namen der Mutter Caroline erhielt. Forstern, dem er seit seinem Aufenthalt zu Erfurt noch nicht geschrieben, theilt er sogleich diese frohe häusliche Begebenheit in den entzücktesten Worten mit (1. Juni). „Meine Frau ist vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind sind vollkommen gesund. Das kleine Mädchen ist ein allerliebstes Geschöpf, so groß und stark, wie selten ein Kind von so wenig Tagen, so voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen, blauen Augen, die sie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau stillt das Kind selbst; ich, bei meiner gänzlichen Geschäftslosigkeit, bin so gut als den ganzen Tag bei ihr, und so kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unsrigen. Nur Sie lieber Freund, dessen eignes Herz so überaus empfänglich für diese Freuden ist, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich süß mir diese kleinen Beschäftigungen sind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner schon beneidenswerth glücklichen Lage geworden ist."

Den übrigen Theil dieses Briefes widmete Humboldt dem ausführlichen Bericht über eine Arbeit, zu der er, kaum nach seiner Ankunft in Erfurt, von Dalberg angeregt worden war. Dalberg hatte den oben erwähnten, in der Berl. Monatschrift abgedruckten Brief gelesen und daraus ersehen, wie sehr Humboldt sich mit Fragen der politischen Philosophie beschäftigt hatte. Er bat ihn daher, seine Ideen

über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates aufzusetzen. Daß sich dies nicht so schnell ausreichend behandeln lasse, fühlte H. wohl, wollte aber die Idee, um so mehr, da ein Mann der selbst künftig regieren sollte, die Veranlassung war, doch nicht erkalten lassen und ging, da er Einiges schon vorgearbeitet und noch mehr Materialien im Kopfe hatte, an die Arbeit. Unter den Händen wuchs das Werkchen, seit mehreren Wochen war es fertig und füllte jetzt etwa einen mäßigen Band. Sie stimmten, sagt er zu Forster, sonst, als wir von Göttingen aus über diese Gegenstände correspondirten, mit meinen Ideen überein. Er habe seitdem, so viel er auch nachzudenken und zu forschen versucht habe, fast keine Gelegenheit gefunden, sie eigentlich abzuändern, aber er dürfe behaupten, ihnen bei weitem mehr Vollständigkeit, Ordnung und Präcision gegeben zu haben. — Wir kommen auf diese Arbeit, und Humboldt's Auseinandersetzung derselben für Forster, später zurück. Hier berühren uns nur die äußern Schicksale, die das Werk erlebte. Zuerst ging Dalberg, Abschnitt für Abschnitt, mit dem Verfasser durch; Gründe und Gegengründe wurden erörtert. Dann sendete er es nach Berlin, um es dort, wo er ohne Anstand einen Verleger zu finden hoffen konnte, drucken zu lassen.

Dieser Brief ist der letzte von denen an Forster, die uns erhalten wurden. Zwar sind sie überhaupt lange nicht vollständig auf uns gekommen, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie nach diesem nicht mehr viele gewechselt. Den 21. Okt. zogen die Franzosen in Mainz ein, wo so viele Feuerköpfe für die glänzenden Ideen der Revolution sympathisirten. Auch Forster hatte schon von seiner Reise im J. 1790 die enthusiastischste Stimmung für Frankreich heimgebracht. Jetzt brach die Bewegung in jener Stadt los. Daß Forster fortgerissen wurde, war natürlich. Doch er, der nur Edles

wollte und hoffte, mußte bald erfahren, wie trüglich das Element war, dem er anheim gefallen. Im Auftrag seiner Mitbürger, die Frankreich einverleibt zu werden wünschten, ging er nach Paris. Darüber wurde Mainz von den Verbündeten umschlossen und wieder genommen. Forster mußte während der Schreckensherrschaft in Paris ausharren. Voll Verzweiflung über die Gräuel, deren Zeuge er war, blieb er der Sache doch begeistert zugethan und bewährte, auch wo er sich täuschte, noch den Adel seiner Gesinnung. In die Ferne sah er meist richtig, während er auf die nächsten Begebenheiten immer noch zu viel Vertrauen setzte. Humboldt konnte, wie Forster, die Revolution fortdauernd von einem höhern Standpunkt betrachten, als der war, der seit der Schreckenszeit in Deutschland gäng und gäbe wurde, er konnte in diesem furchtbaren Kampfe ein Mittel des Schicksals sehen, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen — aber er würde an des Freundes Stelle sich zu keiner Theilnahme an einem Drama haben fortreißen lassen, in welchem er doch nichts durchzusetzen hoffen konnte und, als Deutscher, mitzuwirken gar nicht berufen war. Ja nicht einmal Mainz gehörte er durch Bande der Natur an, sondern war nur von dem Kurfürsten dahin berufen worden. — Die Seinigen hatten sich nach der Schweiz geflüchtet. Von den Freunden diesseits des Rheins hörte er schon seit dem Spätsommer 1792 fast kein Wort mehr; nur etwa Heyne, sein Schwiegervater, gab noch gute Rathschläge, als es schon zu spät war. In Noth und Schmerz zehrte eine so herrliche Natur sich auf. Er starb am 12. Jan. 1794. Mit welchen Gefühlen mußte Humboldt dem von ihm so geliebten Manne nachblicken, ohne doch rathen oder helfen zu können. Einigen Trost konnte ihm noch gewähren, daß die Gattin in dem braven Huber, den sie heirathete, für sich und ihre Kinder alsbald einen Beschützer fand. Humboldt widmete ihr fort-

dauernde Anhänglichkeit und blieb mit ihr in theilnehmendem Briefwechsel.

Unter Umständen wäre Humboldt vielleicht selbst nach Paris gereist, natürlich um nur als Zuschauer dort zu sein. Aber auch das hätte übel ablaufen können. In einem Briefe (2. Dez. 1792) fragt er Schillern, was er zu den Vorfällen am Rhein sage? durch welche die Ahnungen des Coadjutors nun schon zu einem großen Theile erfüllt waren; denn Mainz, der Ort ihrer Träume, war schon völlig revolutionirt. Gleich darnach fragt er ihn aber auch, ob es wahr sei, daß er Lust zu einer Reise nach Paris bekommen? Vorausgesetzt, daß Friede werde, erklärte sich Humboldt sogleich von der Partie. Auch Frau und Kind wollte er mitnehmen. „Ich wünschte auch sehr Paris wieder zu sehen," sagt er, „um zu bemerken, wie sich die Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu." Aber nicht der Krieg allein dauerte fort, sondern das Jahr 1793 machte Paris zum Schauplatz von Scenen, die die Freunde mit zu erleben gewiß keine Lust spürten. Wollte doch Schiller schon für den unglücklichen König in einer Vertheidigungsschrift auftreten!

Noch während des Sommers 1792 verließen Humboldt's Erfurt und zogen auf das schöne Landgut Auleben, am Rande der goldenen Aue. Es liegt nicht weit von Nordhausen und ganz nahe bei Heringen. Das Amt Heringen gehörte, unter kursächsischer Hoheit, den Fürsten zu Stolberg und Schwarzburg gemeinschaftlich. Jetzt ist es Preußen unterthan. — In Auleben blieb Humboldt bis gegen das Frühjahr 1793 und setzte in alter Weise sein Studien- und Stillleben fort. „Meine Frau," meldet er (12. Sept.) seinem Freunde Schiller, „und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind

wohl und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben." Dennoch war es ein Fest für Humboldt, wenn Wolf von Halle einmal zum Besuch einsprach. Anfang des folgenden Jahres kam er, und blieb mehrere Tage bei ihm.

Jetzt kommen wir zu den ferneren Schicksalen, die Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates trafen. In Berlin, wo er sie drucken lassen wollte, machte die Censur Schwierigkeiten: der eine Censor verweigerte das Imprimatur ganz und der andere fürchtete noch künftig in Verantwortung genommen zu werden. Allen Weitläufigkeiten dieser Art in den Tod Feind, war Humboldt entschlossen, die Schrift außerhalb Preußen drucken zu lassen und wandte sich, in Ermangelung eines Verlegers oder weil er mit Göschen aus zarter Rücksicht nicht persönlich unterhandeln wollte, an Schiller (12. Sept.), ihn um seine Vermittlung ersuchend und nur den Wunsch hinzufügend, daß der Censuranstand in Berlin nicht weiter bekannt werde. — Zugleich drückte er seine Freude über die Nachricht aus, daß Schiller auf einige Ideen seiner Abhandlung mit Interesse eingegangen und sich selbst jetzt mehr mit diesen Gegenständen beschäftige. Humboldten hatte dieser schon einmal die Mittheilung seiner Ansichten darüber versprochen. Nun mahnt ihn Jener daran und macht ihm den Vorschlag, diese in einer Art Vorrede oder Anhang, der Abhandlung beizufügen. „Es scheint mir zu interessant," ruft er ihm zu, „wenn ein Mann von Ihrem Geiste, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieser Materien, und also von ganz anderen, neuen und originelleren Gesichtspunkten ausgehend, diesen Gegenstand behandelte; und der Kreis Ihrer schriftstellerischen Arbeiten bietet Ihnen sonst nicht leicht, wenn Sie nicht Lust hätten, Ihre Ideen zu einer eigenen Schrift auszuspinnen, eine bequemere Gelegenheit dar, sie gelegentlich einzuweben."

Schiller ging zwar nicht auf diesen Vorschlag ein, interessirte sich aber sonst lebhaft für das Erscheinen dieser Schrift, bot seine Thalia zur Aufnahme einiger Capitel an und machte auch, da Göschen nicht darauf einzugehen vermochte, einen andern Verleger ausfindig. Sehr leid war es Humboldt, daß Biester, dem er das Manuscript des Werks schon früher zur Benutzung einiger Abschnitte übersendet hatte, schon drei derselben in der Berl. Monatschrift hatte abdrucken lassen. Schiller gab aber doch noch ein Stück eines vierten in seinem Journale, mit einigen Aenderungen, die Humboldt mit innigem Vergnügen bemerkte, ganz bescheiden hinzufügend, daß er gewiß diesen Winken künftig folgen werde. — Unterdeß beabsichtete er schon das Werk einer nochmaligen Durchsicht zu unterwerfen, ja einzelne Abschnitte gänzlich umzuarbeiten. Doch für die nächste Zeit hatte er schon ganz heterogene Beschäftigungen gewählt. Er wünschte also den Druck lieber aufgeschoben; die Ideen, meinte er, würden dadurch nur gewinnen; der Gegenstand selbst sei überdies von allem Bezug auf momentane Zeitumstände frei — als Schiller ihm gerade durch Frau v. Beulwitz melden ließ, daß er einen Verleger für die Schrift gefunden habe. Humboldt faßte aber doch den Entschluß, die Herausgabe auf unbestimmte Zeit zu vertagen, da er jetzt weder Zeit noch Stimmung zur nöthigen Umarbeit habe, über Einiges sogar seine Ideen durch Gespräche erst klarer zu machen wünsche, alles Gebundensein in dergleichen Dingen aber gar so unangenehm sei. Je mehr mich die vorgetragenen Ideen interessiren, und je günstiger ich sogar von meiner Arbeit urtheile, um so weniger könnte ich mir die Nachlässigkeit verzeihen, ihr nicht diese letzte Sorgfalt gewidmet zu haben." Er bat daher Schillern, der ja zuerst dieser Meinung gewesen, das Geschäft, sofern es nur thunlich wäre, rückgängig zu machen. In keinem Falle könne das

Werk vor Michaelis erscheinen; eine völlige Loszählung bleibe ihm aber immer das Liebste. Schiller entsprach seinen Wünschen, und das Werk als Ganzes wurde nun gar nicht gedruckt, wahrscheinlich weil Humboldt mit der Ausführung immer weniger zufrieden war und zur Umarbeitung in seinem Sinne die rechte Stimmung nicht wiederfand.

Ging es ihm doch ebenso mit seinem an sich vollendeteren Aufsatz über das Studium des Alterthums, insonderheit der Griechen, in welchem er die Ergebnisse aller seiner bisherigen Forschungen darüber zusammengefaßt hatte. Auch diese Abhandlung war eigentlich nur für ihn und seine Freunde geschrieben. Er theilte sie im Spätjahr 1792 Wolfen, Schillern und dann auch Dalberg mit, und bat sie, ihre Glossen an den Rand zu setzen. Mit Wolf unterhielt er sich viele Jahre über diesen Gegenstand; Schiller warf einige geniale Gedanken an den Rand, „obgleich er in das Ganze, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig war, wenig einging.“ Doch nur Dalberg hatte den Aufsatz ganz mißverstanden, es war ihm überhaupt nicht leicht, auf fremde Ideen einzugehen, dennoch hatte er die Ränder reichlich mit Noten gefüllt, die Humboldt originell und ordentlich komisch fand, weil er sich durchgängig zu zeigen bemühte, daß die griechische Litteratur ein Studium für Wenige sein und bleiben müsse, zu denen er nicht einmal den Verfasser des Aufsatzes rechnen mochte. Gerade die Anpreisungen der Griechen in Humboldts Aufsatz reizten ihn zum Widerspruch. Humboldt erkannte wieder bei dieser Gelegenheit, daß die Gesichtspunkte, die entweder an sich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leser fremd sind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit habe. „Abstrahirt habe ich mir wenigstens hieraus,“ — schrieb er an Wolf, dem er von Erfurt aus, 31. März 1793, die ferneren Schicksale dieses Aufsatzes kund

that[4]) — „daß, hätte ich je die Absicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel andern Methode bedienen müßte. Indeß soll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, so ekelt es mich an, sie nun auch einem andern auszuknäueln, und so lange mich nicht äußere Umstände zwingen, überwinde ich diesen Ekel nicht.“ Auch dieser Aufsatz blieb ungedruckt, oder wurde eben auch nur in Bruchstücken bekannt. Selbst in seinen Ausarbeitungen dachte er in damaliger Zeit nur an die Selbstverständigung; erst die Freundschaft zu Schiller und Göthe regte ihn eigentlich, doch auch nur vorübergehend, zu umfangreicherer, öffentlicher Mitwirkung an, und erst im höheren Alter arbeitete er, wie aus Pflichtgefühl, mehr für die Welt und die Wissenschaft, als zu seinem Genügen.

„Mir selbst aber“ — fährt Humboldt in dem Schreiben an Wolf fort — „ist über die Griechen noch sehr vieles dunkel, und mit jedem Tage fesselt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins diese Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzusetzen, daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, nie so sehr in mir erstorben ist, als seitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin.“

Vor Ausgang des Winters (1793) kam Humboldt abermals mit seiner Familie nach Erfurt. Der Frühling schenkte ihm das zweite Kind, einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt und ihm, bis zu dem frühen Tode, auch das Liebste von seinen Kindern war.

Im Sommer ging er, zum erstenmal mit seiner Gattin,

---

4) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 304—7.

auf kurze Zeit nach Berlin. Hier fand er noch völlig die alten Verhältnisse. Von Bekanntschaften, die er machte, dürfen wir wohl die mit dem schwedischen Diplomaten Gustav von Brinckmann hervorheben, einem regen Theilnehmer an deutscher Litteratur und Wissenschaft, der auch mit Gentz und Rahel innig verbunden war, und den größeren Theil seines früheren Lebens als Geschäftsträger in Berlin zubrachte. Auch Göckingk, der Dichter, wenn wir nicht irren, mit Humboldt von früherer Jugend her vertraut, hatte jetzt seinen Aufenthalt in dieser Stadt genommen. Noch immer aber war Berlin nicht der Ort, der Humboldt lange zu fesseln vermochte.

Den Herbst und Winter verlebte er, vermuthlich wieder zu Auleben, im alten Gleise einsamer Freuden und Studien. Auch Fr. Jacobi, der seit mehreren Jahren unter den Stürmen des Kriegs am Rhein ein unruhiges Leben verbracht, dazwischen aber seinen früh begonnenen philosophischen Roman Woldemar vollendet hatte, gab ihm ein Lebenszeichen und übersendete Anfang 1794 dieses Werk, [5]) wohl mit der leisen Andeutung des Wunsches, es von einem Mann wie Humboldt öffentlich besprochen zu sehen.

Während Wilhelm den Studien lebte, hatte Alexander von Humboldt sowohl seine bürgerliche als schriftstellerische Laufbahn betreten. Wir verließen ihn in Freiberg. Schon im Frühjahr 1792 wurde er Assessor beim Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin, und noch in diesem Jahre als Oberbergmeister in den vor kurzem erst Preußen zugefallenen fränkischen Fürstenthümern nach Bayreuth versetzt, wo er das Bergwesen wie neu aufzurichten hatte. Diese Fürstenthümer leitete damals der nachher so berühmt gewordene Freiherr von Hardenberg, als Provinzialminister. Schon 1794 begleitete Alexander diesen in

5) Jacobi's auserl. Briefw. II. 137 u. f.

diplomatischen Geschäften an den Rhein. Durch den jüngeren wurde Hardenberg früh auch dem älteren Humboldt bekannt, der, auch in der Zurückgezogenheit, von den preußischen Staatsmännern, und namentlich von den jüngeren, doch nicht übersehen wurde. Die merkwürdige Verbindung wie Gegenstellung aber konnte damals freilich Niemand ahnen, in welche Hardenberg und unser Humboldt einst noch kommen würden! — Alexander's Ruf als Naturforscher erhob sich schon jetzt. Mit größeren Planen im Kopf, bereitete er sich auf Reisen in die Alpenländer, Schlesien und — in Aufträgen — nach Preußen und Polen für seinen höheren Beruf vor.[6])

Als nun W. v. Humboldt sich schon mehrere Jahre fast nur mit dem Alterthum beschäftigt hatte und er das Hauptziel dieser Studien erreicht sah, regte sich auch das eigene Ideenleben immer mächtiger in ihm, er fühlte das Bedürfniß auszutauschen und wußte sich in diesem Bezuge keinen anregendern Verkehr zu suchen, als den mit Schiller, dessen Forschungen und Autorthätigkeit ihn ohnehin auf's gewaltigste anzogen. Diesem Interesse zu Lieb begab er sich im Frühjahr 1794 mit seiner Familie nach Jena, um daselbst längere Zeit in der unmittelbaren Nähe des außerordentlichen Mannes zu leben. Dieses innre Bedürfniß aber und das Interesse für Schiller verschaffte Humboldten die Gelegenheit, sich zugleich Verdienste zu erwerben, an die er selbst gewiß nicht gedacht hatte, die aber doch, die äußeren begünstigenden Umstände abgerechnet, das natürliche Ergebniß seines für alles Höchste in Leben, Kunst und Wissenschaft erweckten Sinnes so wie seines vorausgegangenen Strebens nach einer so auserlesenen und umfassenden Bildung waren. Wie es ihm nun vergönnt wurde, zunächst an Schiller's eig'nem Streben — dann aber in

---

6) Freiesleben, a. a. O.

unmittelbarer Folge auch an Göthe's — so wie an dem innigen Zusammenwirken dieser Männer den denkwürdigsten Antheil zu nehmen, ja als Autor selbst, wenigstens durch Theorie und Kritik, die höchsten Standpunkte unserer Litteratur mit erklimmen zu helfen, und, wie kein Dritter, den Bund und das Ringen dieser Geister zu ergänzen, — durch welche Anlagen und Richtungen seines Wesens er vorzugsweise dazu befähigt wurde, und wie gerade seine bisherigen Studien ihn zu dieser Bestimmung vorbereitet hatten, dies haben wir im nächsten Buche zu betrachten.

Hier wollen wir zum Schluß den Blick nur noch auf die Schriften richten, die uns aus der bisherigen Epoche seines Lebens erhalten sind, und dabei die Richtung und Resultate etwas genauer betrachten, die das Studium des Menschen, der politischen Philosophie und des Alterthums in ihm entwickelt hatte.

Von den zum Druck gekommenen Schriften Humboldts, aus den Jahren 1791 bis 1794, sind folgende philosophisch-politischen Inhalts: I. Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt. (Aus einem Briefe an einen Freund, vom August 1791).[1] II. Vier Abschnitte aus seinem Werke, das die Aufschrift führen sollte: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, worin diese Frage in Rücksicht auf alle Gegenstände, besonders der innern Politik, in Untersuchung gezogen war. Von diesen Bruch-

---

1) Gedr. in der Berlinischen Monatschrift, herausg. von Biester. 1792. Jan. S. 84—98. Auch in Humboldt's Gesamm. Werken, I. 301—17.

thät[4]) — „
eigentlich zu
zutragen, i.
Indeß soll a
ren. Hab
so ekelt e
auszuknä
zwingen,
Aufsatz blie
stücken beka
in damalig
Freundschaf
nur vorüber
an, und er
gefühl, me
nem Genü
„Mir
an Wolf f
und mit je
kann es u
die ich dur
geben hat,
von Lust,
so sehr in n
irgend ver
Vor
mals mit
ihm das
Vaters er
das Liebste
Im S

meiner Jahre
ist er das
sich auch
er fühlte
diesem Be-
an Schiller,
aufs
er sich
da-
außer-
Bedürfniß
an die
der äuße-
wirkliche
Kunst und
wurde,
aber in

---

4) Be

unmittelbarer Folge auch an Göthe's — so wie an dem innigen Zusammenwirken dieser Männer den denkwürdigsten Antheil zu nehmen, ja als Autor selbst, wenigstens durch Theorie und Kritik, die höchsten Standpunkte unserer Litteratur mit erklimmen zu helfen, und, wie kein Dritter, den Bund und das Ringen dieser Geister zu ergänzen, — durch welche Anlagen und Richtungen seines Wesens er vorzugsweise dazu befähigt wurde, und wie gerade seine bisherigen Studien ihn zu dieser Bestimmung vorbereitet hatten, dies haben wir im nächsten Buche zu betrachten.

Hier wollen wir zum Schluß den Blick nur noch auf die Schriften richten, die uns aus der bisherigen Epoche seines Lebens erhalten sind, und dabei die Richtung und Resultate etwas genauer betrachten, die das Studium des Menschen, der politischen Philosophie und des Alterthums in ihm entwickelt hatte.

Von den zum Druck gekommenen Schriften Humboldts, aus den Jahren 1791 bis 1794, sind folgende philosophisch-politischen Inhalts: I. Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt. (Aus einem Briefe an einen Freund, vom August 1791).[1] II. Vier Abschnitte aus seinem Werke, das die Aufschrift führen sollte: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, worin diese Frage in Rücksicht auf alle Gegenstände, besonders der innern Politik, in Untersuchung gezogen war. Von diesen Bruch-

1) Gedr. in der Berlinischen Monatschrift, herausg. von Biester. 1792. Jan. S. 84—98. Auch in Humboldt's Gesamm. Werken, I. 301—17.

diplomatischen Geschäften an den Rhein. Durch den jüngeren wurde Hardenberg früh auch dem älteren Humboldt bekannt, der, auch in der Zurückgezogenheit, von den preußischen Staatsmännern, und namentlich von den jüngeren, doch nicht übersehen wurde. Die merkwürdige Verbindung wie Gegenstellung aber konnte damals freilich Niemand ahnen, in welche Hardenberg und unser Humboldt einst noch kommen würden! — Alexander's Ruf als Naturforscher erhob sich schon jetzt. Mit größeren Planen im Kopf, bereitete er sich auf Reisen in die Alpenländer, Schlesien und — in Aufträgen — nach Preußen und Polen für seinen höheren Beruf vor.[6])

Als nun W. v. Humboldt sich schon mehrere Jahre fast nur mit dem Alterthum beschäftigt hatte und er das Hauptziel dieser Studien erreicht sah, regte sich auch das eigene Ideenleben immer mächtiger in ihm, er fühlte das Bedürfniß auszutauschen und wußte sich in diesem Bezuge keinen anregendern Verkehr zu suchen, als den mit Schiller, dessen Forschungen und Autorthätigkeit ihn ohnehin aufs gewaltigste anzogen. Diesem Interesse zu Lieb begab er sich im Frühjahr 1794 mit seiner Familie nach Jena, um daselbst längere Zeit in der unmittelbaren Nähe des außerordentlichen Mannes zu leben. Dieses innre Bedürfniß aber und das Interesse für Schiller verschaffte Humboldten die Gelegenheit, sich zugleich Verdienste zu erwerben, an die er selbst gewiß nicht gedacht hatte, die aber doch, die äußeren begünstigenden Umstände abgerechnet, das natürliche Ergebniß seines für alles Höchste in Leben, Kunst und Wissenschaft erweckten Sinnes so wie seines vorausgegangenen Strebens nach einer so auserlesenen und umfassenden Bildung waren. Wie es ihm nun vergönnt wurde, zunächst an Schiller's eig'nem Streben — dann aber in

6) Freiesleben, a. a. O.

unmittelbarer Folge auch an Göthe's — so wie an dem innigen Zusammenwirken dieser Männer den denkwürdigsten Antheil zu nehmen, ja als Autor selbst, wenigstens durch Theorie und Kritik, die höchsten Standpunkte unserer Litteratur mit erklimmen zu helfen, und, wie kein Dritter, den Bund und das Ringen dieser Geister zu ergänzen, — durch welche Anlagen und Richtungen seines Wesens er vorzugsweise dazu befähigt wurde, und wie gerade seine bisherigen Studien ihn zu dieser Bestimmung vorbereitet hatten, dies haben wir im nächsten Buche zu betrachten.

Hier wollen wir zum Schluß den Blick nur noch auf die Schriften richten, die uns aus der bisherigen Epoche seines Lebens erhalten sind, und dabei die Richtung und Resultate etwas genauer betrachten, die das Studium des Menschen, der politischen Philosophie und des Alterthums in ihm entwickelt hatte.

Von den zum Druck gekommenen Schriften Humboldts, aus den Jahren 1791 bis 1794, sind folgende philosophisch-politischen Inhalts: I. Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt. (Aus einem Briefe an einen Freund, vom August 1791).[1] II. Vier Abschnitte aus seinem Werke, das die Aufschrift führen sollte: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen, worin diese Frage in Rücksicht auf alle Gegenstände, besonders der innern Politik, in Untersuchung gezogen war. Von diesen Bruch-

1) Gedr. in der Berlinischen Monatschrift, herausg. von Biester. 1792. Jan. S. 84—98. Auch in Humboldt's Gesamm. Werken, I. 301—17.

auf das anschaulichste vor Augen gehabt, und die Grundsätze der Vernunft diesem Zustande so viel als es nur überhaupt, und jenem Ideale unbeschadet möglich war, angepaßt hätten, und rede auch weder von den Schwierigkeiten der Ausführung, noch von der Trübsal des jetzt lebenden Geschlechts, da, was letztere anlangt, erst der Erfolg zeigen müsse, ob nicht fest gegründetes Wohl des Ganzen vorübergehenden Uebeln Einzelner vorgezogen zu werden verdient? Und dennoch sage er, könne das Unternehmen eine völlig neue, wenn selbst ausführbare Staatsverfassung gründen zu wollen, nicht gedeihen. Die Zustände, die dann, wie z. B. auch jetzt in Frankreich, auf einander folgen sollten, seien völlig entgegengesetzt. Wo ist nun das Band, das beide verknüpft? Wer traut sich Erfindungskraft und Geschicklichkeit genug zu, es zu weben? All' unser Wissen und Erkennen beruht auf allgemeinen, d. i. bei Gegenständen der Erfahrung, unvollständigen und halbwahren Ideen; von dem Individuellen wissen wir nur wenig, und doch kommt hier alles auf individuelle Kräfte und individuelles Wirken und Leiden an.

„Ganz anders ist es, wenn der Zufall wirkt, und die Vernunft ihn nur zu lenken strebt. Aus der ganzen individuellen Beschaffenheit der Gegenwart — denn diese von uns unerkannten Kräfte heißen uns doch nur Zufall — geht dann die Folge hervor. Die Entwürfe, welche die Vernunft dann durchzusetzen bemüht ist, erhalten, wenn auch ihre Bemühungen gelingen, von dem Gegenstande selbst noch, auf den sie angelegt sind, Form und Modifikation. So können sie Dauer gewinnen, so Nutzen stiften. — Auf jene Weise, wenn sie auch ausgeführt werden, bleiben sie ewig unfruchtbar. Was im Menschen gedeihen soll, muß aus seinem Innern entspringen, nicht ihm von Außen gegeben werden; und was ist ein Staat, als eine Summe

menschlicher, wirkender und leidender Kräfte? Auch fordert jede Wirkung eine gleich starke Gegenwirkung, jedes Zeugen ein gleich thätiges Empfangen. Die Gegenwart muß daher schon auf die Zukunft vorbereitet sein. Darum wirkt der Zufall so mächtig. Die Gegenwart reißt da die Zukunft an sich. Wo diese ihr noch fremd ist, da ist alles todt und kalt. So, wo Absicht hervorbringen will. Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandenen Stoff zu bilden, aber nicht Kraft, neuen zu erzeugen. Diese Kraft ruht allein im Wesen der Dinge: diese wirken; die wahrhaft weise Vernunft reizt sie nur zur Thätigkeit, und sucht sie zu lenken. Hierbei bleibt sie bescheiden stehen. Staatsverfassungen lassen sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume, pfropfen. Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ist's, als bindet man Blüthen mit Fäden an. Die erste Mittagssonne versengt sie."

Nun bleibe zwar noch immer die Frage, ob die französische Nation nicht trotz des Sprunges aus einem ganz entgegengesetzten Zustand doch hinlänglich vorbereitet sei, die neue Staatsverfassung aufzunehmen? Dieß verneint er aber schlechtweg, denn „für eine, nach bloßen Grundsätzen der Vernunft systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie eine Nation reif genug sein." Hier verläßt Humboldt anscheinend die politische Erörterung, indem er sich zu einer anthropologischen wendet. Diese ist aber, genau besehen, nur die tiefere Begründung des eben Aufgestellten, und leitet auch alsbald auf die politische Frage zurück.

Die Vernunft, fährt er fort, verlangt ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte. Wenn sie aber auf der einen Seite nur durch das vielseitigste Wirken befriedigt wird, so ist auf der andern das Loos der Menschheit Einseitigkeit. Jeder Moment übt nur Eine Kraft,

und nur in Einer Art der Aeußerung. Aus wiederholter Uebung dieser Einen Kraft in Einer Art der Aeußerung geht ein bestimmter Charakter hervor. Dieser ist herrschend für eine gewisse Zeit. Wie der Mensch auch ringen mag, die einzelne in jedem Moment wirkende Kraft durch die Mitwirkung der andern zu modificiren, so erreicht er dies doch nie vollständig: und was er der Einseitigkeit abgewinnt. verliert er an Kraft. Wer sich auf mehrere Gegenstände verbreitet, wirkt schwächer auf alle. So stehen Kraft und Bildung ewig in umgekehrtem Verhältniß. Der Weise verfolgt keine ganz; jede ist ihm zu lieb, sie ganz der andern zu opfern. — Ebenso ergeht es ganzen Nationen. Sie nehmen auf einmal nur einen Gang. Was thut nun der weise Gesetzgeber, unter welchem hier der Verfasser durchaus nicht etwa einen Einzigen und Allweisen versteht? Er studirt die g e g e n w ä r t i g e Richtung. Dann, je nachdem er sie findet, befördert er sie, oder strebt ihr entgegen. So erhält sie eine andere Modifikation und diese wieder eine andere, und sofort. In dieser Weise begnügt er sich, die Nation dem Ziele der Vollkommenheit zu nähern. Was aber wird entstehen, wenn sie auf einmal nach dem Plane der bloßen Vernunft, nach dem Ideale arbeiten, wenn sie nicht mehr genügsam Eine Trefflichkeit verfolgen, sondern zu gleicher Zeit nach allen ringen soll? Schlaffheit nur, und Unthätigkeit!

Den letzten Beweis führt er endlich historisch, durch einen Blick auf die Geschichte der Staatsverfassungen, wobei wieder eine Menge vortrefflicher Gedanken auftauchen. In keiner Verfassung, sagt er, finden wir einen nur irgend hohen Grad durchgängiger Vollkommenheit; allein von den Vorzügen, die das Ideal eines Staats alle vereinen müßte, werden wir auch in den verderbtesten immer einen oder den andern entdecken. Zuerst betrachtet er die Entstehung der

Herrschaft und ihre Abschüttelung in den alten Staaten, und findet den Gang, den die Entwickelung bei ihnen nahm, auch der menschlichen Natur völlig angemessen. Nationen, wie einzelne Menschen, vermögen außer sich zu wirken, und sich in sich zu bilden. Bei dem erstern kommt es auf Kraft und zweckmäßige Richtung derselben an; bei dem letztern auf Selbstthätigkeit. Daher ist zu diesem Freiheit, zu jenem Unterwürfigkeit unter Einen lenkenden Willen nothwendig. Erst mußten die Nationen nach außen wirken, um die äußere Freiheit zu begründen; aber das höhere Gefühl ihrer innern Würde erwachte, wenn dieser Zweck nun erreicht war. Den Schluß aus diesem überläßt uns Humboldt selbst hinzuzufügen: Man entzieht nun den Herrschern so viel von der vorangegangenen Unterwürfigkeit, als möglich ist, ohne damit die Sicherheit — den nothwendigen Zweck des Staats — oder die äußere Existenz blos zu stellen; denn auch in der Folge kann die Richtung der Nationen nach außen hin, schon der Selbsterhaltung wegen, nie gänzlich aufhören. Man ringt also für die Freiheit und vor allem für die Freiheit und Selbstthätigkeit der Einzelnen. Für diese absonderlich, weil die Verfassung des Ganzen sich auch nur langsam, auch nicht mit einem Sprunge umformen läßt, die individuelle Freiheit aber, namentlich bei den Neueren, die von der Cultur gleichzeitig auch zur Natur erst wieder aufsteigen müssen, zugleich die wesentlichste Bedingung jedes allgemeineren Fortschrittes ist.

Nun kommt er auf das Mittelalter, das er jedoch durchaus nicht in dem günstigen Lichte sieht, wie es neuerdings beliebt worden. In dieser Zeit, „da die tiefste Barbarei alles überdeckte,“ vermochte nur der Kampf der Herrschsüchtigen unter einander einen Rest von Freiheit zu erhalten — nämlich Freiheit für die Wenigen, die die Unterdrücker der Freiheit der Anderen waren. So konnten im Lehnssystem

die ärgste Sklaverei und ausgelassene Freiheit unmittelbar neben einander existiren. Endlich schuf die Eifersucht der Regenten auf die Macht der Vasallen diesen ein Gegengewicht in den Städten und dem Volke, und es gelang jene zu unterdrücken, ohne daß diese wirklich frei wurden. Im Gegentheil war jetzt alles Sklav: alles diente den Absichten des Regenten.

Dennoch gewann die Freiheit. Schon die weitere Entfernung von dem Unterdrücker verschaffte der Menge Luft. Dann konnten jene Absichten nicht mehr, wie sonst, unmittelbar durch die physischen Kräfte der Unterthanen — woraus vorzüglich die persönliche Sklaverei entstand — erreicht werden. Es war ein Mittel nothwendig: das Geld. „Alles Streben ging nun also dahin, von der Nation so viel als möglich Geld aufzubringen. Die Möglichkeit beruhte aber auf zwei Dingen. Die Nation mußte Geld haben, und man mußte es von ihr bekommen. Jenen Zweck nicht zu verfehlen, mußten ihr allerlei Quellen der Industrie eröffnet werden; diesen am besten zu erreichen, mußte man mannigfaltige Wege entdecken: theils um nicht durch aufbringende Mittel zu Empörungen zu reizen; theils um die Kosten zu vermindern, welche die Hebung selbst verursachte. Hierauf gründen sich eigentlich alle unsere heutigen politischen Systeme. — Weil aber, um den Hauptzweck zu erreichen, also im Grunde nur als untergeordnetes Mittel, Wohlstand der Nation beabsichtigt ward, und man ihr, als unerlaßbare Bedingung dieses Wohlstandes, einen höheren Grad der Freiheit zugestand; so kehrten gutmüthige Menschen, vorzüglich Schriftsteller, die Sache um: nannten jenen Wohlstand den Zweck, die Erhebung der Abgaben nur das nothwendige Mittel dazu. Hie und da kam diese Idee auch wohl in den Kopf eines Fürsten; und so entstand das Princip: daß die

Regierung für das Glück und das Wohl, das physische und moralische, der Nation sorgen muß. Gerade der ärgste und drückendste Despotismus! Denn, weil die Mittel der Unterdrückung so versteckt, so verwickelt waren, so glaubten sich die Menschen frei; und wurden an ihren edelsten Kräften gelähmt.

„Indeß entsprang aus dem Uebel auch wieder das Heilmittel. Der auf diesem Wege zugleich entdeckte Schatz von Kenntnissen, die allgemeiner verbreitete Aufklärung, belehrten die Menschheit wieder über ihre Rechte, brachten wieder Sehnsucht nach Freiheit hervor. Auf der andern Seite wurde das Regieren so künstlich, daß es unbeschreibliche Klugheit und Vorsicht erheischte. — Gerade in dem Lande nun, in welchem Aufklärung die Nation zur furchtbarsten für den Despotismus gemacht hatte, vernachlässigte sich die Regierung am meisten, und gab die gefährlichsten Blößen. Hier mußte also auch die Revolution zuerst entstehen; und nun konnte man — bei der bekannten Unfähigkeit der Menschen, die Mittelwege zu finden, und besonders bei dem raschen und feurigen Charakter der Nation — kein anderes System erwarten, als das, worin man die größtmögliche Freiheit beabsichtigte: das System der Vernunft, das Ideal der Staatsverfassung. Die Menschheit hatte an einem Extrem gelitten, in einem Extrem mußte sie ihre Rettung suchen. —

„Ob diese Staatsverfassung Fortgang haben wird? Der Analogie der Geschichte nach: Nein! Aber sie wird die Ideen aufs neue aufklären, aufs neue jede thätige Tugend anfachen; und so ihren Segen weit über Frankreichs Grenze verbreiten. Sie wird dadurch den Gang aller menschlichen Begebenheiten bewähren, in denen das Gute nie an der Stelle wirkt, wo es geschieht, sondern in weiten Entfernungen der Räume oder der Zeiten; und in denen jene Stelle ihre

wohlthätige Wirkung wieder von einer andern, gleich fernen, empfängt.“

In jeder Periode, fügt er noch hinzu, hat es Dinge gegeben, die, verderblich an sich, der Menschheit ein unschätzbares Gut retteten. Aber wir bedürfen nicht einmal der Geschichte. Der Gang des Menschenlebens überhaupt ist das treffendste Beispiel. In jeder Epoche desselben, von der Kindheit bis zum Greisenalter, ist eine Art des Daseins Hauptfigur in dem Gemälde, indeß alle übrigen ihr, als Nebenfiguren, dienen. Der Mensch existirt in jeder Periode ganz; aber in jeder schimmert nur Ein Funken seines Wesens hell und leuchtend; in den andern ist's der matte Schein, bald des schon halb verloschnen, bald des erst künftig aufflammenden Lichts. Sogar ein Individuum Einer Gattung erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle; weder der Mann, noch das Weib. Nur in der Liebe und der Vereinigung der Geschlechter werden die Vorzüge beider, wenn auch nur auf Momente, und in verschiedenen Graden vereint.

„Was folgt nun aus diesem allem?“ schließt Humboldt. „Daß kein einzelner Zustand der Menschen und der Dinge an sich Aufmerksamkeit verdient, sondern nur im Zusammenhange mit dem vorhergehenden und folgenden Dasein; daß die Resultate an sich nichts sind, alles nur die Kräfte, welche jene hervorbringen, und aus ihnen wieder entspringen.“

Wer mit solchem Blicke die Menschheit und die Geschichte betrachtete, der konnte auch, als die Schreckenszeiten der Revolution begannen, nicht kleingeistig davor zurückschaudern. Hatte doch Humboldt nie einen unmittelbar heilbringenden Gang dieser Begebenheiten erwartet, er, der überzeugt war, daß ein wirklicher Fortschritt des G a n z e n nur durch die Entfaltung der individuellen Kräfte, also durch vorangegangene größere Freiheit der Individuen zu erreichen sei. Wir sind

nun aber um so begieriger, Humboldt's eigne politische Ansicht und Richtung, wie er sie, auf Dalbergs Anregung, in der Abhandlung „von den Grenzen der Wirksamkeit des Staats“ niedergelegt hatte, und die uns davon verbliebenen Bruchstücke näher kennen zu lernen.

Wir haben früher berichtet, wie diese Abhandlung entstand. In dem Briefe an Forster vom 1. Juni 1792, aus dem wir dies schöpften, hat Humboldt diesem Freunde auch den ganzen Gehalt des Werkes in kurzem Umriß mitgetheilt — eine Skizze, die uns auch deshalb von großem Werth ist, weil sie den politischen Grundgedanken wie vor unsern Augen entstehen läßt und ihn zugleich in seiner ganzen Schärfe zusammenfaßt. Von dieser Seite ersetzt sie uns gleichsam die Abhandlung selbst. Denn leugnen dürfen wir nicht, daß in dieser die Ausführung des eigentlich politischen Theiles, so weit sie vorhanden ist, den kräftigen Andeutungen jenes Briefes nicht ganz entspricht und auf keinen Fall den Gegenstand in seinem ganzen Umfange erschöpft. Humboldt fühlte diesen Mangel wohl, und beschloß den Rest ganz zurückzuhalten. Für uns dennoch ein großer Verlust, den wir noch mehr beklagen müßten, wenn uns das Glück in den vorhandenen Bruchstücken nicht den andern Theil, die anthropologische Grundlage, die eben so tief gedacht, als trefflich durchgeführt ist, beinahe ganz erhalten hätte, und für das Uebrige jener Brief an Forster nicht noch einigermaßen schadlos hielte.

„Ich habe,“ schrieb er an Forster, — und ich hielt dies der nächsten Veranlassung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um so nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten versucht, und überall die Grenzen der Wirksamkeit enger geschlossen. Ja ich bin so weit gegangen, sie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuschränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten sollte, völlig rein

theoretisch in ihrem ganzen Umfange abgeschnitten. Ich glaubte also auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raisonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menschen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menschen, was eigentlich seiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchste und proportionirlichste Ausbildung aller menschlichen Kräfte zu einem Ganzen ist daher das Ziel gewesen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Gesichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daß eigentlich diese innere Kraft des Menschen es allein ist, um die es sich zu leben verlohnt, daß sie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, sondern auch der einzige Stoff alles wahren Genusses ist, und daß daher alle Resultate ihr allemal untergeordnet bleiben müssen. Auf der andern Seite ist es aber auch eben so wahr, daß in der Wirklichkeit und fast überall, wo auf den Menschen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Gesetzgebung, im Umgange, fast nur die Resultate beachtet werden, wovon sich viele Gründe aufzählen ließen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft selbst große Sorgfalt auf die Resultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Desto mehr also muß, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung so leicht das letzte Ziel scheint, wieder an seine rechte Stelle setzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menschen, in ein helles Licht zu stellen versuchen. Wenn also die Staatskunst sich meistens dahin beschränkt, volkreiche, wohlhabende, wie man zu sagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, so muß ihr die reine Theorie laut zurufen, daß freilich diese Dinge sehr schön und wünschens-

werth sind, daß sie aber von selbst entstehen, wenn man die Kraft und Energie der Menschen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man sie unmittelbar hervorbringen will, gerade das leiden kann, um dessen willen sie selbst nur wünschenswerth sind, indem wenigstens in vielen Fällen ein Land freilich schneller bevölkert, wohlhabend, ja sogar in gewissem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles selbst thut, den Bürgern das von ihr anerkannte Gute aufdringt, als wenn sie dieselben den freilich langsameren, aber auch sicherern Weg der eignen Ausbildung gehen läßt. Wenn die Statistik aufzählt, wie viel Menschen, welche Produkte, welche Mittel, sie zu verarbeiten, welche Wege, sie auszuführen u. s. f. ein Land hat; so muß die reine Theorie sie anweisen, daß man darum nur den Menschen und seinen eigentlichen Zustand fast um noch nichts besser kennt, und daß sie also das Verhältniß aller dieser Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von diesem Gesichtspunkte aus, so konnte ich nicht leicht auf etwas anderes als auf die Nothwendigkeit der Begünstigung der höchsten Freiheit und der Entstehung der mannigfaltigsten Situationen für den Menschen kommen, und so schien mir die vortheilhafteste Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch so viele Bande als möglich mit seinen Mitbürgern verschlungen, aber durch so wenige als möglich von der Regierung gefesselt wäre. Denn der isolirte Mensch vermag sich eben so wenig zu bilden, als der in seiner Freiheit gewaltsam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, daß die Wirksamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirksamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verschaffung solcher nothwendigen Dinge ankommt, welche diese allein und durch sich sich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet sich, meines Bedünkens, allein

die Sicherheit aus. Alles übrige schafft sich der Mensch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Gesellschaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entstehen würden, fordert eine letzte widerspruchlose Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats ist, nur diese eine Staatseinrichtung. Dehnt man die Wirksamkeit des Staats weiter aus, so schränkt man die Selbstthätigkeit auf eine nachtheilige Weise ein, bringt Einförmigkeit hervor, und schadet mit einem Wort der innern Ausbildung des Menschen. Dies ist ungefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage selbst einer völlig verschiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein größeres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln zu schildern versucht, welche nothwendig entstehen müssen, oder wenigstens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, statt sich auf die Sicherheit zu beschränken, auch für das physische, oder gar moralische Wohl sorgen will. Bei der Sicherheit selbst habe ich mich noch auf die Mittel, sie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen versucht, welche zu sehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Religion (wobei ich den Aufsatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengesetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unschädlich und nothwendig zugleich scheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rücksicht auf den gewählten Gesichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgesetze durchgegangen bin. Am Schluß habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen versucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch so flüchtig und unvollständig hingeworfene Auseinandersetzung meiner eignen Ideen."

Betrachten wir nun die Abhandlung selbst, oder die von ihr vorhandenen Bruchstücke, die uns hinlänglich berechtigen, einen Schluß über das Ganze zu ziehen, so finden wir, daß sie unverkennbar aus zwei Theilen besteht, einem fundamentalen — und dieser ist uns fast ganz erhalten, und einem speciell politischen, der ungleich fragmentarischer vorliegt, obwohl auch hier die Hauptrichtung in voller Klarheit ausgesprochen ist. Den erstern Theil bezeichnete ich schon oben als den viel ausgearbeitetern, und er ist außerdem, ohne damit die Wichtigkeit des politischen herabsetzen zu wollen, doch als der bedeutendere zu betrachten.

Was Humboldt in diesem fundamentalen Theile entwickelt, war das Gesammtergebniß seiner bisherigen Forschungen, der Kern seiner Lebens- und Menschenbetrachtung, der Ausdruck seiner ganzen Richtung. Es sind die Grundzüge einer praktischen Philosophie, die, in Kant's Schule erwachsen, durch tiefere Erforschung der menschlichen Natur die Schranken des Systems durchbrach — einer spekulativen Geistesrichtung, welche, nach unserer Ansicht, ihre wissenschaftliche Durchführung in allen Zweigen ihres Gebietes noch jetzt erwartet. Die systematische Philosophie hat inzwischen andre Bahnen betreten — und sie mußte es vielleicht. Nur einzelne Forscher über den Menschen oder den Staat haben an jene Richtung angeknüpft und auf diesem Wege einzelne Wissenschaften aufs Tüchtigste fortgebaut. So vor allen Burdach, der Anthropologe. Andere auch, besonders aus jüngster Zeit, würden hier eine ehrenvolle Erwähnung verdienen, auf die zugleich die neuere Entwicklung der Philosophie, wie billig, ihren Einfluß nicht verleugnet hat. — Was aber in der Wissenschaft selbst nicht in dem Grade gelungen ist, hat durch Schiller, der fast um dieselbe Zeit, eine ganz ähnliche Richtung, wie Humboldt, einschlug und diese nicht blos als Denker, sondern auch als Dichter in

seinen Werken ausprägte, im Leben selbst und in der Nation eine desto weitere Verbreitung gefunden. Beide Männer, so sehr sie in einzelnen Ansichten wieder entfernt sein mochten, so verschieden der Art und dem Grad nach ihre Einwirkung auf die geistige Welt und die Nation sein mußte, stehen in dieser Hauptrichtung als deren Gründer und gleichstrebende Genossen da. Betrachten wir, was um jene Zeit Humboldt in den Gebieten der Anthropologie und Politik, Schiller für die Ethik, und Beide in der Philosophie der Kunst geleistet haben, so erkennen wir in diesen, fast gleichzeitigen Bestrebungen eine seltne Gemeinsamkeit — der Richtung sowohl als der Methode. Keiner wurde in der Grundrichtung von dem Andern influirt, und doch begegnete sich ihr Denken auf die überraschendste Art. Daß Kant ihr gemeinsamer Führer gewesen, that freilich viel dazu. Um aber auf dem Wege dieses Meisters so gleichlaufend fortzuschreiten und die Schranken seiner Ansicht so unisono zu durchbrechen, dies erforderte eine tiefere Verwandtschaft der Naturen. Auf diese gründete sich auch ihre nachherige innige Verbindung in ihrem Leben und ihren Studien. Von Keinem dieser Beiden können wir behaupten, daß er die Richtung zuerst eingeschlagen. Vom frühesten Auftreten an finden wir sie bei Beiden wenigstens schon im Keime vorhanden: sie arbeitet sich auch in Schillers früheren Abhandlungen und Dichtwerken zu Tage. Doch so ausgebildet und in ihrer ganzen Tiefe erfaßt erscheint sie uns zuerst in diesen Humboldt'schen Fragmenten vom J. 1792. Schiller war um diese Zeit noch im innern Kampf mit dem kritischen Systeme begriffen; erst in den seit 1793 erschienenen Abhandlungen über Anmuth und Würde und den nachfolgenden Aufsätzen der Thalia und der Horen finden wir ihn ganz im Mitbesitze dieser eigenthümlichen, die Schranken des Systems wieder durchbrechenden Ansicht. Schillern aber gebührt zugleich das Hauptverdienst,

dieser Anschauungsweise einen so ausgebreiteten Einfluß verschafft zu haben, während Humboldt, dem dieser apostolische Trieb fern lag, zunächst nur auf einen engeren Kreis erwählter Geister und Nachfolger wirkte. Am fruchtbarsten ohne Zweifel auf Schiller selbst, der ihm dafür den Genuß gewährte, diese gemeinschaftliche Ideenwelt, von dem Perlenglanz der Dichtung und einer hinreißenden Darstellungskraft geschmückt, der Mit- und Nachwelt überliefert zu sehen. — Nur ein großer Zeitgenosse mußte sich noch mit diesen Männern verbinden, wenn einmal der ganze Kern deutscher Weltbetrachtung in seltnem Bunde vereinigt dastehen sollte, nämlich Göthe, der auf seinem Pfade, instinktmäßig und in sinniger Natur-, Welt- und Kunstbetrachtung, zu ähnlichen Grundansichten gelangt war, sie jedoch zugleich von seinem Standpunkt aus erweiterte und ergänzte. —

Die Abhandlung, in welcher Humboldt die Fülle seiner Ideenwelt niederlegte, und die wir hier besprechen, hat, so will uns scheinen, nicht die Gestalt empfangen, die die ihr angemessenste und zugleich die wirksamste gewesen wäre, und zwar aus dem Grunde, weil sie von vorn herein nicht auf eine eigentlich politische hätte angelegt werden sollen. In diesem Betracht möchte Dalberg's Einfluß auf die Arbeit eher ungünstig gewesen sein. Hätte der Verfasser sich zu jener Zeit an Schiller's Seite befunden, so würde dieser ihm gerathen haben, den fundamentalen Theil zur Hauptaufgabe zu machen, wie er auch in seine Thalia gerade einen solchen Abschnitt des Werks ausgewählt hat, der vorzugsweise zu jener Hälfte gehört. Dann würden wir ein Werk bekommen haben, das in jeder Rücksicht vollendet dastünde und einen mächtigen Einfluß auf die Welt und die Wissenschaft hätte erlangen müssen. Dieses Werk würde die Aufschrift erheischt haben: „Von der Natur und den Zwecken des Menschen, und den zulässigen Mitteln, sie zu

erzielen." Auch dann hätte Humboldt, unter den Mitteln, den Staat und dessen Aufgabe als integrirenden Theil berührt, auch so hätte er diese auf ihr richtiges Maß zurückführen können, aber dieser praktisch vielleicht wichtigste, auf Humboldt's Standpunkt aber doch nur beilaufende Gesichtspunkt wäre dann nicht zur Hauptsache erhoben worden. Zwar tritt auch in der jetzigen Behandlung die allgemeinere Betrachtung in den Vordergrund, doch weder dieser noch der politische Theil hat bei dieser Verrückung gewonnen. Auch würde in jenem Falle das Werk gleich beim ersten Entstehen die volle Reife und Rundung gehabt haben, die der Verfasser, nach diesem vorwiegend politischen Plane, im damaligen Moment ihm zu geben sich außer Stand fühlte, was für uns zuletzt den wesentlichsten Verlust zur Folge gehabt hat.

Jetzt noch einige Blicke auf den philosophischen Theil dieser Abhandlung! Wir finden Humboldt durchaus auf dem Wege, auf dem wir ihn von seinen Göttinger Jahren her Schritt vor Schritt vorschreiten sahen, erblicken ihn aber wie auf einem Gipfelpunkt angelangt, auf dem der weite Kreis der Weltverhältnisse ausgebreitet vor seinen Augen liegt. Der Mensch als Individuum ist und bleibt sein Gesichtspunkt — alle Anstalten der Gesellschaft erscheinen ihm nur als Mittel, jenen seiner Natur und Bestimmung gemäß zu entwickeln. Die Bildung aller Kräfte des Menschen zu einem Ganzen, ohne Verlust seiner ersten und einzigen Tugend, der Energie — damit hebt seine Betrachtung an, damit endet sie. Wie Schiller, überwand er den mönchsartigen Charakter der Kant'schen Moral, ohne darüber die erhabene Ansicht von der menschlichen Willenskraft zu verlieren. Tiefer, als Kant, erfaßte er auch die sinnliche Natur in ihrer Selbstberechtigung und ihrem Verhältniß zu unserm geistigen und moralischen Wesen. In der Erhellung des

geheimnißvollen Bandes zwischen dem Sinnlichen und Ideellen sah er, mit einer Klarheit wie wenige seiner Zeitgenossen, nicht nur die Aufgabe dieser Zeit, sondern die Are, um die alles Forschen und Philosophiren sich in seiner Tiefe bewege. „Sinnlichkeit und Unsinnlichkeit,“ sagt er einmal in dieser Abhandlung, „verknüpft ein geheimnißvolles Band; und wenn es unserm Auge versagt ist, dieses Band zu sehen, so ahnet es unser Gefühl. Dieser zwiefachen Natur der sichtbaren und unsichtbaren Welt, dem angebornen Sehnen nach dieser und dem Gefühl der gleichsam süßen Unentbehrlichkeit jener, danken wir alle wahrhaft aus dem Wesen des Menschen entsprungene, consequente, philosophische Systeme; so wie eben daraus auch die sinnlosesten Schwärmereien entstehen. Ewiges Streben, beide dergestalt zu vereinen, daß jede so wenig als möglich der andern raube, schien mir immer das wahre Ziel des menschlichen Weisen. Unverkennbar ist überall dies ästhetische Gefühl, mit dem uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt ist. Das ewige Studium dieser Physiognomik der Natur bildet den eigentlichen Menschen.“ (Ges. W. I. 324—5) — Nämlich des forschenden und intellektuellen Menschen, den Humboldt aber ohne den schaffenden und moralischen nicht denken kann. Auch in diesen Anschauungen tritt der Gegensatz zu Tage, den wir von vorn herein in Humboldt's Natur erkannten. Er, der im Tiefsten Idealische, zum Denken, Betrachten und Genießen Geschaffne erweitert die Grenzen seiner Natur und stellt unmittelbar daneben ein sinnenkräftiges und werkthätiges Leben als unerläßliche Forderung zur Vollendung des Menschen auf. Unter den sinnlichen Empfindungen hebt er wieder die energisch wirkenden über alle empor; sie sind es, die uns der unendlich regen Thatkraft des ewig Unsichtbaren am nächsten rücken, durch die wir mit diesem Urwesen in einer oft überraschende

Wahrheit enthüllenden Sprache reden. Wie Mancher möchte bei Humboldt's anscheinend alleinherrschender Richtung auf Intellektualität neben einer so hohen Bildung und solcher Cultur auch die Verweichlichung und Ueberfeinerung der Gesinnung und Denkart erwarten, die jene Vorzüge nur so oft begleiten! Und doch ist dies keineswegs so. In ihm war ächte Naturkraft; die geistige Anlage wurde durch den Verstand von ihren Verirrungen befreit; er war nicht blos Geist, sondern auch Charakter. Daher finden wir seine Gesinnung wie seine Denkart, so oft es am Ort ist, wirklich tapfer. Hier ist nicht von einer blos intellektuellen oder ästhetischen Bildung die Rede. Dem Geschmack, sagt er, muß allemal Größe zu Grunde liegen, weil nur das Große des Maßes und das Gewaltige der Haltung bedarf. Größe fordert er nicht nur von dem Individuum, um es auszuzeichnen — eine Größe, die sich natürlich nicht allein in Handlungen des bürgerlichen Lebens zu bethätigen vermag, — sondern er hält auch die Ideen der heroischen Größe und des Ruhms für nichts weniger als chimärisch, sondern für unentbehrliche Reizmittel unseres geistig sinnlichen Wesens. Daher er selbst den Krieg für ein wohlthätiges Mittel der Menschheitsbildung ansieht und ihn nicht einem bloßen Gefallen am Frieden geopfert wissen will. Man solle ihn ja nicht künstlich beseitigen. Wenn die Menschen und Nationen sich nur frei regen können, werden auch ihre ursprünglichen Leidenschaften auftauchen, und es wird Krieg von selbst entstehen. Und entsteht er nicht, nun! so ist man wenigstens gewiß, daß der Friede weder durch Gewalt erzwungen, noch durch künstliche Lähmung hervorgebracht ist. Denken wir ein Fortschreiten von Generation zu Generation, so müssen die folgenden Zeitalter immer die friedlichern sein. „Aber dann ist der Frieden aus den inneren Kräften der Wesen hervorgegangen; dann sind die Menschen, und zwar die

freien Menschen, friedlich geworden. Jetzt — das beweist Ein Jahr europäischer Geschichte — genießen wir die Früchte des Friedens, aber nicht der Friedlichkeit. Die menschlichen Kräfte, unaufhörlich nach einer gleichsam unendlichen Wirksamkeit strebend, wenn sie einander begegnen, vereinen oder bekämpfen sich. Welche Gestalt der Kampf annehme: ob die des Kriegs, oder des Wetteifers, oder welche man sonst nüanciren möge? hängt vorzüglich von ihrer Verfeinerung ab." (I. 317). Das heißt von dem Grade wahrhaft innerlicher Veredlung. Denn eine Nationalverfeinerung, die sich auf einer Seite Provinzen rauben und unter das Joch beugen läßt, während sie auf der andern — als Zeichen ihrer Friedlichkeit! — ohne allgemeine Entrüstung ihre Beherrscher an der Zerstücklung eines bedrängten Nachbarreiches Theil nehmen sieht — eine solche Verfeinerung, wie sie zum Theil noch heute Europa beherrscht, konnte Humboldt nicht für ächt und gesund halten. Aechte Cultur hat ihren Grund nicht in der Schwächung unserer natürlichen Kraft. Im Gegentheil — davon war Humboldt gründlich überzeugt — müssen wir in uns die Einheit der Gefühle und Kräfte des natürlichen und cultivirten Menschen zu erlangen oder zu erhalten suchen.

Doch nicht allein in die sinnliche, geistige Natur unseres Wesens und unserer Bestimmung schärft und erweitert Humboldt den Blick; auch über die Bedingung, unter der sie allein entwickelt werden könne, läßt er uns nicht in Zweifel. Um unsere Kräfte zu einem Ganzen zu bilden, und doch zugleich die Energie zu stärken, mit einem Wort, um uns dem Ideale zu nähern, hält er Freiheit für die erste und unerläßliche Bedingung. Der nächste Zweck dieser Freiheit ist die Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit aller Einzelnen und die daraus entspringende Mannigfaltigkeit der Lebenslagen und Richtungen. Nichts hemmt die freie Entwicklung

so sehr als Einförmigkeit der Verhältnisse oder das, was eine solche zu erzeugen pflegt. Die wahre Vernunft kann daher keinen andern Zustand für den Menschen fordern, als den, in welchem der Einzelne der ungebundensten Freiheit genießt, sich aus sich selbst seiner Eigenthümlichkeit gemäß zu entwickeln. Dieser Satz führt sofort zu den Verhältnissen der Gesellschaft und zur Staatseinrichtung selbst.

Wir können und wollen hier dem Verfasser in seiner Auffassung des menschlichen Wesens nicht in alles Einzelne folgen, sondern wünschen vielmehr den Leser auf die vorhandenen Abschnitte jenes Werkes selbst hinzuführen, die ein Studium jedes strebenden Geistes zu sein verdienen.[6]) Wie viele einzelne Punkte böten zu ausführlicher Erörterung Stoff! Durchaus vortrefflich behandelt Humboldt das Verhältniß des Geistigen und Sinnlichen im Menschen. Das Sinnliche will er nirgends unterdrückt, sondern durch Veredlung des innern Gefühls und Stärkung der Willenskraft in seine Schranken gewiesen sehen. „Wo die sinnlichen Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften schweigen, ehe noch Cultur sie verfeinert, oder der Energie der Seele eine andere Richtung gegeben hat, da ist auch alle Kraft erstorben, und es kann nie etwas Gutes und Großes gedeihen. Sie sind es gleichsam, welche wenigstens zuerst der Seele eine belebende Wärme einhauchen, zuerst zu einer eignen Thätigkeit anspornen. Sie bringen Leben und Strebekraft in dieselbe: unbefriedigt, machen sie thätig, zu Anlegung von Planen erfindsam, muthig zur Ausübung; befriedigt, befördern sie ein leichtes, ungehindertes Ideenspiel. Ueberhaupt bringen

---

6) Leider sind in den Humboldt'schen Werken die einzelnen Stücke dieser Abhandlung nicht einmal in der Reihenfolge geordnet, die der Verfasser selbst in einem Briefe an Schiller (7. Dez. 1792) angiebt. Und einen dieser Aufsätze müssen wir sogar erst in der Mitte eines andern Bandes aufsuchen.

sie alle Vorstellungen in größere und mannigfaltigere Bewegung, zeigen neue Aussichten, führen auf neue, vorher unbemerkt gebliebene Seiten; ungerechnet, wie die verschiedene Art ihrer Befriedigung auf den Körper und die Organisation, und diese wieder — auf eine Weise, die uns freilich nur in den Resultaten sichtbar wird — auf die Seele zurückwirkt.“ (I. 319—20.) Die sinnliche Kraft ist demnach die Voraussetzung für die Thatkraft und Energie. Wer durch Schwächung bilden will, tödtet nur Kraft und bringt eine unheilbare Störung in die Harmonie unsers Wesens. In dem ächten Menschen aber müssen Kraft und Bildung, und wieder die einzelnen Kräfte richtig gegen einander abgewogen sein. — Die interessantesten Bemerkungen findet man auch da, wo Humboldt über das Gegeneinanderwirken der verschiednen Individualitäten und die Mannigfaltigkeit der Bildungsformen und durch Freiheit erzeugten Lebenssituationen spricht, oder den Einfluß betrachtet, den Natureinrichtungen, wie die Ehe und das Verhältniß der Geschlechter, oder die mit Willkühr durchgeführten gesellschaftlichen Anstalten, vor allem die Staatseinrichtung, auf den Charakter der Individuen und Nationen ausüben. Mit besondrer Vorliebe verweilt er bei dem Studium der Geschlechtsbeziehungen, und vorzüglich der weiblichen Natur, von der er mit Schiller behauptet, daß sie dem Ideale der Menschheit näher stehe, wenn sie es auch in der Wirklichkeit seltener erreiche, vielleicht, weil es überall schwerer sei, den unmittelbaren, steilen Pfad, als den Umweg zu gehen. Auf diese Untersuchungen Humboldt's kommen wir jedoch, da er sie später besonders ausführte, noch einmal zurück. — Alles, was sonst zur Ausbildung der Menschlichkeit wirkt, vor allem die Kunst und Wissenschaft, zieht er, wie man sich denken kann, mit Vorliebe in den Kreis der Betrachtung; ja hier, in einer ursprünglich politischen Abhandlung, manchmal auf eine,

wie er selbst recht wohl fühlte, [7]) fast befremdende Weise. Er thut es aber absichtlich, weil, wie er dabei bemerkt, von dem hier genommenen Standpunkte aus noch nicht über diese Dinge geschrieben worden sei, diese aber von selbst zu einer ähnlichen Behandlung einluden. Da begegnen wir den reichhaltigsten Andeutungen über die Wirkung der verschiedenen Künste, wie der Kunst überhaupt. Die Poesie trägt natürlich den Preis davon. „Die Dichtkunst", sagt er, „ist auf der einen Seite die vollkommenste aller schönen Künste, aber auf der andern Seite auch die schwächste. Indem sie den Gegenstand weniger lebhaft darstellt, als die Malerei und die Plastik, spricht sie die Empfindung weniger eindringend an, als der Gesang und die Musik. Allein, freilich vergißt man diesen Mangel leicht, da sie — jene vorher bemerkte Vielseitigkeit noch abgerechnet — dem innern, wahren Menschen gleichsam am nächsten tritt, den Gedanken, wie die Empfindung, mit der leichtesten Hülle bekleidet." (I. 323.) — Hier wollen wir nur noch an die feine Weise erinnern, mit welcher Humboldt auch an die Kunst die Forderung stellt, daß sie unsere Natur von allen Seiten bilde, insgesammt also auf den ganzen Menschen wirke. Wodurch aber vermag sie dies zu erreichen, als durch den verschiedenen Charakter der Künstler? Die Kunst, sagt er, soll den Menschen auf zweierlei Weise ergreifen, durch das Erhabene und durch das Schöne. Jenes wirkt besonders auf das moralische Gefühl und den Sinn für richtig abgewägte Größe; dieses auf den Geschmack. Doch nur von der Kunst überhaupt, nicht von dem einzelnen Künstler oder Kunstwerke fordert er, daß beide Wirkungen gleichmäßig erzielt werden. Das Schöne ist auch für sich eine Macht. Der Geschmack, den dieses entwickelt, ist es allein, der alle Töne

---

7) Ges. Werke, I. 324. 330.

des vollgestimmten Wesens in Eine reizende Harmonie vereint. „Er bringt in alle unsre, auch blos geistige, Empfindungen und Neigungen so etwas Gemäßigtes, Gehaltnes, auf Einen Punkt Gerichtetes. Wo er fehlt, da ist die sinnliche Begierde roh und ungebändigt; da haben selbst wissenschaftliche Untersuchungen vielleicht Scharfsinn und Tiefsinn, aber nicht Feinheit, nicht Politur, nicht Fruchtbarkeit in der Anwendung. Ueberhaupt sind ohne ihn die Tiefen des Geistes, wie die Schätze des Wissens, todt und unfruchtbar; ohne ihn der Adel und die Stärke des moralischen Willens selbst rauh, und ohne erwärmende Segenskraft.“ (I. 326.)

Bemerkenswerth, wie uns dünkt, sind auch die Schriftsteller und Werke, die er an einzelnen Stellen der vorliegenden Fragmente anzieht. So stellt er z. B., wo er von der Anlage zum Philosophen spricht, zuerst den Satz auf, daß sie, noch außer der eigentlichen Tiefe, mannigfaltigen Reichthum und innere Erwärmung des Geistes, und eine Anstrengung der vereinten, menschlichen Kräfte erfordere, und belegt ihn sofort mit dem Vorbild Kant's. Der Philosoph und der Dichter, fährt er fort, bedürfen desselben Maßes und derselben Bildung der Geisteskräfte, nur der Stoff und die Art ihrer Beschäftigung sind verschieden. Selbst ein gewisser Grad von Phantasie und ästhetischer Cultur gehöre nothwendig zum Philosophen. Auch um den ruhigsten Denker zu bilden, sei es unerläßlich, daß Genuß der Sinne und der Phantasie ihm oft um die Seele gespielt habe. — Dann citirt er Rousseau und zwar den Emil, und einige sehr merkwürdige Stellen aus Mirabeau's Schrift über öffentliche Erziehung. Endlich auch Göthe — eine Stelle des Tasso und die Metamorphose der Pflanze. Dies ist das erste Zeichen, das uns beweist, wie sehr sich Humboldt, auch vor der Zeit des persönlichen Umgangs, für unsern größten Dichter interessirte.

Bis hieher konnten wir Humboldt mit ungetheiltem Beifall folgen, und höchstens Lücken wahrnehmen; Stoff zur Kritik giebt uns die Abhandlung erst, wo der politische Theil anhebt, d. h. die Untersuchung über die Zulässigkeit von Staatseinrichtungen als Mittel, um auf die Ausbildung des Menschen zu wirken. Den Kern seiner Ansicht darüber haben wir oben in dem Briefe an Forster gelesen. Hier tritt die Eigenthümlichkeit und Neuheit seiner Anschauungsweise in ein grelleres Licht; hier erst fällt es uns auf, daß die Richtung, die ihn und seine Ideenwelt im Tiefsten beherrscht, nicht allein von Schiller, dem er so nahe stand, sondern noch weit mehr von den übrigen Zeitgenossen abgeht. Wir wissen, wie außer Schillern, sich besonders Herder, selbst Göthe, doch dieser nie ausschließlich, für das Leben in der Gattung begeisterten. Bei Humboldt dagegen war durchaus die Richtung auf das Individualleben herrschend. Auch er fordert von dem Menschen, daß er ins Ganze wirke, aber nur deshalb, weil alle Kräfte sich gegen einander und an dem Ganzen erproben müssen, um als Einzelne ihre Vollendung zu erreichen. Auch ihm konnte der Zustand der Gattung oder großer Gemeinschaften der Menschen nicht gleichgültig sein, aber nie sah er in ihm den letzten und absoluten Zweck und in keiner Hinsicht will er dem Ganzen oder dessen Stellvertreter in der Zeit, dem Staate, die höchsten Ansprüche des Individuums und dessen Freiheit opfern. Dieses in der neueren Menschheitsentwicklung nur zu sehr wieder hintangesetzte Princip der individuellen Freiheit — zugleich eine Bedingung christlicher Weltansicht — erfaßte Humboldt, ohne alle Berufung auf diese, in seiner ganzen Schärfe und erhebt es, wie kein anderer Denker früherer oder späterer Zeit, zum Mittelpunkt der praktischen Philosophie. Nach unserem Gefühl hat er die Wahrheit getroffen und gerade darin, nicht allein einen großen

Beweis seines „von der Gegenwart nicht beschränkten Sinnes," sondern auch die fruchtbarsten Andeutungen einer für die Fortentwicklung der Menschheit unentbehrlichen Richtung der Denkweise und Spekulation hinterlassen. Damit wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß die Unbedingtheit, mit welcher Humboldt, wenigstens in dieser Abhandlung, jene Ansicht aussprach, gar keine Einschränkung wünschen lasse! Wir glauben vielmehr, daß sie diese nothwendig erheischt, um in ihrer ganzen Wahrheit zu Tage zu kommen. Hier ist aber nicht von einem Aufgeben des Grundprincips oder einem baaren Vergleich mit der entgegengesetzten Richtung die Rede — wir verlangen nur, daß der Theil von Wahrheit, aus dem, fast nur zum Vortheil eines gebrechlichen Ganzen, oder des Staats, oder der Kirche, sich jene Afterrichtung erhoben hat, nicht völlig über Bord geworfen, sondern mit ihm das Princip selbst in seiner Reinheit ergriffen und seiner vollen Anwendbarkeit versichert werde. Humboldt stellt den Menschen in seiner Würde dar, — aber zu wenig in seiner mehrfachen Bedürftigkeit allgemeinerer Bande und geregelterer Unterstützung. Er betrachtet die Menschen, ich möchte sagen, mehr von der Seite der Gleichheit ihrer höhern Abkunft, als von der Verschiedenheit des Grades derselben. Er sieht zu sehr darüber hinweg, daß die Durchschnittsbildung der Menschen zu allen Zeiten ein Band wirkte, womit sie die geistigeren wie die roheren Brüder an sich kettet — ein Band, das an sich oder vom Staate zu seinen Zwecken ausgebeutet, freilich oft zur drückendsten Sklaverei wird. Existirt aber dieses Band d. h. die Sitte in unserm Sinne, einmal, so werden dieselben Menschen, die es stifteten, auch zu allen Zeiten von der Staatsgewalt eine größere oder geringere gesetzliche Sicherung dafür verlangen, und so oft es auch wünschenswerth erscheinen mag, wird es doch unthunlich sein, dieses, aller-

dings unfreiwillige Band völlig zu lösen. Aus demselben Grund der großen Verschiedenheit unter sich hat die Menschheit das instinktmäßige Bedürfniß, von dem Staate mehr als die bloße Sicherheit zu begehren. Climatische Bedrängniß oder ein gewisses, meist durch unglückliche Schicksale gesteigertes Phlegma wird dann bei einzelnen Völkern dieses Bedürfniß wirklich oder scheinbar vergrößern; die Staatsgewalt wird auch hier ihren Vortheil erhaschen, und zuletzt eine Bevormundung entstehen, die Niemand wollen und wünschen konnte. In dieser doppelten Sklaverei des Staats und der Sitte fand Humboldt — neben den ausgelassensten Durchbrüchen edlerer und gemeinerer Natur — die Menschheit neuerer Zeit. Er forschte nach der Wurzel des Uebels und wagte, von der Wahrheit eines dem neueren Staatsleben ganz entgegengesetzten Princips durchdrungen, zugleich Bande und Einrichtungen zu verwerfen, die man, wenn nicht das Stetige und Allgemeinere menschlicher Entwicklung gefährdet werden soll, nur lockern, nur auf ein für die innre Natur der gegenwärtigen Menschheit und der Nationalitäten angemessenes Maß zurückführen, aber gewiß nicht ganz entbehren kann. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er durch sein tiefes Studium der alten Welt zu diesem Aeußersten geführt wurde. Sein Geist mußte der Menschheit eine dem Leben und der Kraft der Alten verwandtere Entfaltung wünschen. Mit Sicherheit erfaßt er das Grundprincip der neueren Zeit; zugleich aber die Gefahren durchschauend, womit die für uns nothwendig gewordnen Staatsformen uns jederzeit bedrohen werden, verbannt er alle Einrichtungen, die diese Gefahr vermehren, und die ohnedies beschränktere äußere Sphäre des Menschen im neueren Staate auf eine jetzt nicht mehr erträgliche Weise verengern. — Es ist ein Gegenbild der antiken Welt, das Humboldt vor Augen hat; in diesem Sinne kann man seine Politik eine antike nennen,

ob sie schon im Grunde die allermodernste ist. Er selbst fühlte das deutlich und hat es kein Hehl. So erwiedert er denen, die den Erziehungsanstalten durch den Staat das Wort reden: „Man beruft sich auf Griechenland und Rom; aber eine genauere Kenntniß ihrer Verfassungen würde bald zeigen, wie unpassend diese Vergleichungen sind. Jene Staaten waren Republiken, ihre Anstalten dieser Art waren Stützen der freien Verfassung, welche den Bürger mit einem Enthusiasmus erfüllte, der den nachtheiligen Einfluß der Einschränkung der Privatfreiheit minder fühlen, und der Energie des Charakters minder schädlich werden ließ. Dann genossen sie auch übrigens einer größereren Freiheit als wir; und was sie aufopferten, opferten sie einer andern Thätigkeit, dem Antheil an der Regierung, auf. In unsern meistentheils [und in ihrem Fundament fast durchweg nothwendig] monarchischen Staaten ist das Alles ganz anders. Was die Alten von moralischen Mitteln anwenden mochten: Nationalerziehung, Religion, Sittengesetze, alles würde bei uns minder fruchten, und einen größeren Schaden bringen. Dann war auch das meiste, was man jetzt oft für Wirkung der Klugheit des Gesetzgebers hält, blos schon wirkliche, nur vielleicht wankende, und daher der Sanktion des Gesetzes bedürfende Volkssitte. Die Uebereinstimmung der Einrichtungen Lykurgs mit der Lebensart der meisten uncultivirten Nationen hat schon Ferguson meisterhaft gezeigt; und da höhere Cultur die Nation verfeinerte, erhielt sich auch in der That nicht mehr, als der Schatten jener Einrichtungen. Endlich steht, dünkt mich, das Menschengeschlecht jetzt auf einer Stufe der Cultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der Individuen höher empor schwingen kann; und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern, und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, jetzt schädlicher als ehemals.“ (I. 336—337).

Man kann diesen Worten völlig beistimmen, ohne doch zugleich alle Einrichtungen, die Humboldt im Auge hat, schlechtweg zu verbannen.

Wir können auch dem politischen Theile nicht in alle seine Einzelnheiten folgen, und begnügen uns mit einigen näheren Andeutungen. Humboldt verwirft jede auf positive Zwecke gerichtete Wirksamkeit des Staats, denn wo dieser auf den Charakter der Nation zu influiren suche, hemme er nur die individuelle Entwicklung, und bringe da Einförmigkeit hervor, wo die größte Mannigfaltigkeit zu wünschen sei. Denn der Staat achte nur auf die Resultate, nicht auf die Kraft und Bildung der Menschen. Deshalb liegt alle besondere Aufsicht desselben auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze &c., nach Humboldt's Ansicht, ganz außerhalb der Schranken seiner Thätigkeit. Auch sei die Gefahr des Sittenverderbnisses gar nicht so groß und dringend. Er giebt zu, daß die Freiheit manche Vergehen veranlasse, und dennoch behauptet er, daß, je müssiger, so zu sagen, der Staat sei, auch die Zahl der letzteren geringer sein werde. „Wäre es, vorzüglich in gegebenen Fällen, möglich, genau die Uebel aufzuzählen, welche Polizeieinrichtungen veranlassen, und welche sie verhüten; die Zahl der erstern würde allemal größer sein." (I. 334.) — Eben so erklärt er sich gegen die öffentliche d. h. vom Staate geleitete Erziehung, indem dadurch der Mensch dem Bürger geopfert und jener wohlthätige Streit verhindert werde, welchen der individuell Gebildete gegen die Lage führe, die der Staat ihm anweist — ein Streit, der bald den Einzelnen anders forme, bald die Verfassung des Staates verändere. Darum sei es ganz verkehrt, den Menschen von früh auf zum Bürger zu bilden. „Gewiß," sagt er, „ist es wohlthätig, wenn die Verhältnisse des Menschen und des Bürgers so viel als möglich zusammen fallen; aber es bleibt dies

doch nur alsdann, wenn das Verhältniß des Bürgers so wenig eigenthümliche Eigenschaften fordert, daß sich die natürliche Gestalt des Menschen, ohne etwas aufzuopfern, erhalten kann: gleichsam das Ziel, wohin alle Ideen, die ich in dieser Untersuchung zu entwickeln wage, allein hinstreben." Daher muß, nach seiner Meinung, die freieste, sowenig als möglich schon auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichtete Bildung des Menschen überall vorangehen. So gebildet trete er in den Staat, und die Verfassung des Staats möge sich dann gleichsam an ihm prüfen. Nur die Privaterziehung erhalte dem Menschen die Energie — die sogar, bei fehlerhafter bürgerlicher Einrichtung, an Größe zunehmen könne, während sie da, wo jene Fesseln von der ersten Jugend an drücken, sich fast nicht erheben und erhalten könne. Denn „jede öffentliche Erziehung, da immer der Geist der Regierung in ihr herrscht, giebt dem Menschen eine gewisse bürgerliche Form." Wolle man es der Regierung zur Pflicht machen, blos die eigne Entwicklung der Kräfte zu begünstigen, so sei das nicht ausführbar, da, was Einheit der Anordnung habe, auch allemal eine gewisse Einförmigkeit der Wirkung hervorbringe. Auch sei die Privaterziehung in freien Staaten lang nicht so schwierig, als man meine. „Unter freien Menschen gewinnen alle Gewerbe bessern Fortgang, blühen alle Künste schöner auf, erweitern sich alle Wissenschaften. Unter ihnen sind auch alle Familienbande enger: die Eltern eifriger bestrebt für ihre Kinder zu sorgen; und, bei höherem Wohlstande, auch vermögender, ihren Wünschen hierin zu folgen. Bei freien Menschen entsteht Nacheiferung; und es bilden sich bessere Erzieher, wo ihr Schicksal von dem Erfolg ihrer Arbeiten, als wo es von der Beförderung abhängt, die sie vom Staate zu erwarten haben. Es wird daher weder an sorgfältiger Familienerziehung, noch an Anstalten so nützlicher und nothwen-

diger gemeinschaftlicher Erziehung fehlen." (I. 341.) Nachlässigen Eltern könne man Vormünder setzen, dürftige unterstützen. — Nirgends giebt der Verfasser eine Einmischung des Staats in die Privatangelegenheiten der Bürger zu, als da, wo unmittelbar die Rechte des Einen durch den Andern gekränkt werden. Auch das Band der Ehe und der Geschlechtsverbindung, wie fest oder locker es zu knüpfen sei, solle kein Gesetz bestimmen, und der Staat nicht nur die Bande freier und weiter machen, sondern überhaupt von der Ehe seine ganze Wirksamkeit entfernen, und „dieselbe vielmehr der freien Willkühr der Individuen, und der von ihnen errichteten mannigfaltigen Verträge, sowohl überhaupt, als in ihren Modifikationen, gänzlich überlassen. (II. 262—3). Die Besorgniß, dadurch alle Familienverhältnisse zu stören, würde ihn, sagt er, — von Lokalumständen abgesehen — nicht abschrecken. „Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet; die Idee des äußeren Zwangs ist einem, allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniß, wie die Ehe, völlig fremdartig; und die Folgen zwingender Einrichtungen entsprechen der Absicht schlechterdings nicht." (II. 263). — Daß Humboldt den Krieg als nothwendiges Bildungsmittel für die noch nicht zur vollen innern Cultur gelangte Menschheit ansieht, wurde schon erwähnt. Dennoch ist er gegen die Bewaffnung im Frieden, gegen die stehenden Armeen, ja gegen die ganze Art der modernen Kriegführung, die, was der Krieg entwickeln solle, den persönlichen Muth und Heroismus, weit weniger hervortreten lasse und somit die heilsamen Folgen verringere. Der Verfasser spricht hier zu allen Nationen zugleich, denn die Nothwendigkeit, sich in den Angriffs- und Vertheidigungsmitteln den Nachbarn gleichzustellen, verkannte er gewiß nicht. Doch im Allgemeinen soll sich „der Staat aller positiven Einrichtungen

enthalten, die Nation zum Kriege zu bilden, oder ihnen, wenn sie denn, wie z. B. Waffenübungen der Bürger, schlechterdings nothwendig sind, eine solche Richtung geben, daß sie derselben nicht blos die Tapferkeit, Fertigkeit und Subordination eines Soldaten beibringen, sondern den Geist wahrer Krieger, oder vielmehr edler Bürger einhauchen, welche für ihr Vaterland zu fechten immer bereit sind." (I. 317.) — Ueberall erkennen wir Humboldt's Absicht, die Bürger vor jeder Abrichtung durch den Staat zu schützen. Dagegen macht er an die Form der Staatsgewalt durchaus keinen zu weit gehenden Anspruch. Er würdigt die monarchische Institution, doch versteht sich von selbst, daß sie, wenn sie irgend vollkommner sein soll, mit streng gesetzlichen Formen und mit wirksamen Antheil erwählter Bürger an der Gesetzgebung verbunden sein müsse. Auch, wo er die Verfassungen der alten mit den wirklichen oder möglichen unsrer Zeit vergleicht, ist er durchaus nicht befangen für jene. Die alten Verfassungen gaben ja dem Menschen eine bestimmte, wenn auch schöne, doch immer einseitige bürgerliche Form. Nach Humboldt aber ist es nicht gut, wenn eine Nation ausschließlich eine bestimmte Charakterbildung erhält; denn es fehlt dann an aller entgegenstrebenden Kraft, und mithin an allem Gleichgewicht. „Vielleicht", sagt er, „liegt sogar hierin auch ein Grund der häufigen Veränderungen der Verfassung der alten Staaten. Jede Verfassung wirkte so sehr auf den Nationalcharakter; dieser, bestimmt gebildet, artete aus, und brachte eine neue hervor." (I. 342.) Eine solche bestimmte Form wird in den neueren Staaten doch nicht hervorgebracht, wenn auch trotzdem Einförmigkeit und Verbürgerung genug. Doch schon diese Verminderung sieht Humboldt als ein nicht geringes Glück für die Bildung des Menschen und deshalb als eine Wohlthat monarchischer Verfassungen an. Für

diese ist nämlich eine so bestimmte Form der Bürger durchaus nicht Bedürfniß, denn der Bürger ist in monarchischen Verfassungen unendlich weniger zur Theilnahme an der Staatsgewalt oder zum Mitregieren berufen. „Es gehört," sagt Humboldt, „offenbar zu ihren, obgleich auch von manchen Nachtheilen begleiteten, Vorzügen, daß, da doch die Staatsverbindung immer nur als ein Mittel anzusehen ist, nicht so viel Kräfte der Individuen auf dies Mittel verwandt zu werden brauchen, als in Republiken." (I. 339.)

Unleugar athmet diese Theorie eine großartige Begeisterung für Recht und Freiheit des Menschen; viele werden, kleingeistig genug, hinzusetzen: eine eben so gefährliche. Wir unsern Theils glauben, daß Humboldt die innerste Wahrheit erfaßt, sie aber in der Theorie nur zu ausschließend verwendet hat. Manche werden sagen, die Theorie des bloßen Rechtsstaates sei nichts Neues, sondern schon von älteren Denkern gelehrt und namentlich von Kant zur Tagesordnung gemacht worden. Abgesehen aber, daß Kant auf seinem Wege auch wieder zur Anerkennung einer ausgedehnteren Wirksamkeit des Staates umlenkt, hat doch auch er, wie unseres Wissens, alle angesehenern Denker früherer und neuerer Zeit, selbst Rousseau nicht ausgenommen, mit dem Humboldt in der Begeisterung für Menschenrecht noch am nächsten zusammenkommt, immer nur die Gesellschaft und den Staat zum Mittelpunkt erhoben, und nicht die individuelle Freiheit. Die Neueren beherrscht durchaus eine gewisse Vergötterung des Gesammtlebens, besonders seitdem sie erkannt haben, daß sie so wenig Tüchtiges davon besitzen. Ihre ganze Richtung geht auf freie Verfassung des Staats, weil sie fühlen, wie viel sie einmal diesem von ihrer Privatfreiheit geopfert haben und an einer gründlicheren Aenderung des gesellschaftlichen Lebens verzweifeln. Auch die Capacitäten der französischen Revolutionszeit hofften auf diesem

Wege zu beglückenden Resultaten zu gelangen — und die unmittelbare Folge war, daß sie im Namen des Rechts der Mehrzahl, die Freiheit selbst, alle Verschiedenheit und Selbstbestimmung der Tyrannei eines kleinen Häufleins überantworteten und die Individualfreiheit, mehr als je, begruben. — Aber als solle auch der einsame Denker von einem Extrem nicht sofort auf die richtige Bahn gelangen, führte Humboldt das Princip, das er entgegenstellte, auf ein andres Extrem hinauf. Er selbst hatte, als er den Druck der ganzen Abhandlung vertagte, das Gefühl, daß er einzelnes in seinen Ideen noch länger zu bedenken habe, und dies weitere Bedenken hat ihn vielleicht, auch in der Theorie noch zu allgemeinerem Zugeständniß bewogen. So wie sie vorliegt, fordert sie Einschränkung, muß sie Widerspruch finden. Der Staat ist nur Mittel für die Zwecke des Menschen. Auch ist er nur für eine bestimmte Sphäre ein nothwendiges Mittel. Aber auch über diese Sphäre hinaus kann er, bis zu einem gewissen Punkt, ein zulässiges sein. Diesen Punkt zu bestimmen, darauf kommt es an. Es gibt Zwecke des Menschen, die sich durchaus nicht durch Zwang erreichen lassen, und zu deren Förderung sich der weltliche Charakter der Staatsgewalt nicht eignet. Da wird sich der Staat mit dem Oberaufsichtsrecht und einer negativen Einwirkung zu begnügen haben, sich aber jedweder positiven besser enthalten. Dagegen belegt es die Geschichte, daß die Einzelnen die Hülfe eines mit so wirksamer Gewalt ausgestatteten Dinges, wie die Staatsgewalt, weiter ansprechen, als Humboldt zugiebt. Auch wird sich der Einzelne nie in dem Grade, wie Humboldt meint, aller unfreiwilligen Bande entschlagen können, die die Mehrzahl und die von ihr ausgehende Sitte ihm auflegt. Die Sitte jedoch beachtet Humboldt in dieser Abhandlung zu wenig, wahrscheinlich, weil er sie, insofern sie

kein freiwilliges Band oder die sittliche Humanität selbst ist, als eben so arge Tyrannei verabscheute. Gewiß ist, daß sich die Sitte nie in so unbedingter Freiheit und Reinheit dargestellt oder erhalten hat. Es ist auch natürlich, ja nothwendig, daß der Mensch sich gegen ihre Mißbräuche erhebe. Dennoch wird es unmöglich sein, ihren Einfluß und gewisse von ihr ausgehende Anordnungen des Beisammenlebens ganz zu entbehren oder ganz zu verbannen. Mit der gänzlichen Verbannung gesetzlicher Einrichtungen, die nicht die Rechte des Einen gegen den Andern bestimmen, oder, was eben so viel sagen will, mit dem gänzlichen Aufhören einer gewissen Berechtigung der Mehrzahl über die Minderzahl würde das Stetige und Allgemeinere in der Gesellschaft ganz abhanden kommen und diese ohne Zweifel in Auflösung gerathen. Wer will denn die Staatsgewalt selbst in ihren Grenzen halten, wer sie aber auch schützen, wenn nicht zuletzt die überwiegende Zahl der Bürger? — Humboldt wird auch schwerlich nur bei seinen Freunden volle Zustimmung gefunden haben. Schon Dalberg, dem die Abhandlung doch zunächst gewidmet war, opponirte. „Er berechtigt den Staat", bemerkt Humboldt gegen Forster, „zu einer weit ausgebreitetern Wirksamkeit. Indeß will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenstand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunsch der Nation abwarten."

Können wir also den politischen Theil der Abhandlung nicht ganz von dem Vorwurfe einer gewissen Schwärmerei lossprechen, so müssen wir doch sogleich wieder das Wort für sie einlegen. Einmal ist sie eine sehr unschuldige; denn es wird nicht leicht eine Nation oder ein Herrscher auf den Gedanken kommen, der Theorie, so wie sie vorliegt, Raum zu geben. Dann konnte die dem Ganzen zu Grunde liegende

Wahrheit, nachdem sie so sehr aus den Begriffen der Menschen verdrängt worden, zuerst vielleicht nur durch so extreme Hingebung wieder erfaßt werden. Man hält auch dem Kranken gern das grellste Bild seines Zustandes und ein manchmal schwärmerisches der wieder zu erlangenden Gesundheit vor, um ihn nur einmal zu einer ernsten Kur zu bewegen. Endlich ist auch dieses Extrem gewiß nicht gefährlicher, als die Mißgriffe, die das entgegengesetzte Princip schon veranlaßt hat und noch häufiger veranlaßt haben würde, wenn nicht ein besserer Instinkt die Menschen von den meisten Extremen zurückhielte. Das Humboldt'sche ist sogar nicht so phantastisch wie die Extreme entgegengesetzter Art, die Idee des Platonischen Staats, der Staat der Jesuiten, die pädagogische Provinz des Dichters, und die Träume der Saint-Simonisten. In der Praxis schaden überhaupt die Extreme weniger, als die unter dem Schein größter Verständigkeit hinschleichenden Irrthümer und falschen Principien. — Im Interesse der Wissenschaft möchten wir wünschen, daß Humboldt die Idee nicht auf diese Spitze getrieben hättte. Wie oft wird das Beste übersehen, sobald es nicht in seiner vollkommenen Gestalt auftritt. Zum Theil ist es vielleicht daher zu erklären, daß diese Aufsätze zur Zeit ihres Erscheinens so wenig Einfluß erlangt haben. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß sie bisher in den Journalen, in denen sie erschienen, wie eingesargt lagen. Kein Wunder, wenn unsere Politiker und Staatswissenschaftslehrer die darin niedergelegten Ideen so ungenutzt ließen. — Von den neueren Denkern scheint Schleiermacher dieser Humboldt'schen Ansicht vom Staate noch am nächsten zu kommen, doch im hauptsächlichen Interesse der Religion. Auch Schiller, trotz seiner Begeisterung für das Leben in der Gattung, war manchmal in einer Stimmung, wo er wenigstens über den Staat nicht viel anders als Humboldt dachte. So schrieb er im

November 1788 an seine nachherige Schwägerin: „Ich glaube, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk; der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls (?); aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk (?); aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer (?) des Gedankens.“ 8) Doch mit diesen etwas grellen Worten lassen sich andere Aeußerungen Schiller's nicht wohl in Einklang bringen; vielmehr scheint er im Allgemeinen zum vollendeten Zustand der Menschheit die höchst mögliche Freiheit der Individuen bei des Staates höchster Vollkommenheit gefordert und somit beide coordinirt zu haben. Aber gerade in dieser Coordinirung liegt wieder noch das Schwankende, obschon so viel gewiß ist, daß Schiller dem Staate den Menschen wenigstens nicht opfern wollte. — Erwähnung verdient noch, daß, wenige Jahre später als Humboldt, ein zwar nicht berühmter, aber tüchtiger und geistvoller Denker, Pörschke in Königsberg, sich die Grundidee jener Aufsätze und zwar in gleicher Ausschließlichkeit aneignete, und sie in Schriften auszubreiten gedachte. 9) Ob und wie er es aber ausgeführt hat, ist mir gänzlich unbekannt.

Was aber die Ausführung anlangt, so war Humboldt weit entfernt, das, was er überhaupt oder in früherer Zeit als Theorie aufgestellt hatte, schlechtweg oder unmittelbar in

---

8) Fr. v. Wolzogen, a. a. O. I. 330.
9) Fichte's Leben und Briefwechsel, II. 367.

die Wirklichkeit setzen zu wollen. Dazu war er viel zu sehr auch von staatsmännischem Geiste beseelt. Viel zu sehr mit der Gabe ausgerüstet, die Dinge, wenn er sie für sich zurecht gelegt, auch von andrer Seite zu würdigen. So sagt er mitten in diesen Fragmenten einmal: „Bei diesem Tadel der stehenden Armeen sei mir die Erinnerung erlaubt, daß ich hier nicht weiter von ihnen rede, als mein gegenwärtiger Gesichtspunkt erfordert. Ihren großen, unbestrittenen Nutzen — wodurch sie dem Zuge das Gleichgewicht halten, mit dem sonst ihre Fehler sie, wie jedes irdische Wesen, unaufhaltbar zum Untergange dahin reißen würden — zu verkennen, sei fern von mir. Sie sind ein Theil des Ganzen, welches nicht Plane eitler menschlicher Vernunft, sondern die sichre Hand des Schicksals gebildet hat. — Wie sie in alles Andre, unserm Zeitalter Eigenthümliche, eingreifen; wie sie, mit diesem, die Schuld und das Verdienst des Guten und Bösen theilen, das uns auszeichnen mag: müßte das Gemälde schildern, welches uns, treffend und vollständig gezeichnet, der Vorwelt an die Seite zu stellen wagte." (I. 316.) Humboldt erkannte wohl, daß, wie man sich auch in der Theorie der Wirklichkeit entgegenstelle, man diese doch nur verändern kann, indem man sich ihr und besonders ihrem Fortschreiten mit gesundem Sinne anschließt, und den höchsten Principien nur da Platz verschafft, wo sie sich ungezwungen an jene Bewegungen knüpfen lassen. Nur allmählig wirken theoretische Ansichten auf die Gesinnungen, nur nach und nach bewegen diese die Welt. Wie tief, wie freisinnig und staatsklug zugleich hat Humboldt in dem Schreiben über die neue französische Constitution den Gang der Menschen- und Nationalentwicklung gezeigt! Warnt er denn nicht selbst vor nicht genug vorbereiteter Anwendung auch richtiger Theorieen? Wie sollten aber unsere Zeitgenossen, die so tief in den entgegengesetzten Verhältnissen

befangen sind, jetzt plötzlich so auf eignen Füßen stehen können, wie sie es nach Humboldt's Ansicht, selbst wenn wir diese auf ein richtiges Maß zurückführen, müßten. Wer gehen soll und nicht anders kann, dem läßt man billig die Krücke. Was wir nicht unmittelbar fördern können, müssen wir auf Umwegen zu erreichen suchen. Andrerseits bringt uns aber nichts so leicht von Einseitigkeiten der Theorie zurück, als der Eintritt in das praktische Leben selbst. Daher darf es uns nicht wundern, daß Humboldt, der in seinen Theoremen so weit gegangen war, alle vom Staat geleiteten Erziehungs- und Bildungsanstalten zu verwerfen, später, als Chef des Cultus und Unterrichts in Preußen, nur daran arbeitete, Schulen und Gymnasien zu wirklichen Erziehungsanstalten zu machen, und in der neu zu gründenden Universität Berlin eine Musteranstalt ihrer Art zu errichten, — dabei aber doch auch sein letztes Princip noch im Auge hatte, indem er gleichzeitig das Verbot unbedingt aufhob, das den Preußen den Besuch auswärtiger Schulen und Universitäten untersagt hatte. Er, der sich, vor der Entwicklung größerer Individualkraft, gewiß keine besonders glänzenden Resultate von einer freien Staatsverfassung versprach, schloß sich doch mit ganzer Seele dieser Bewegung an, sobald er erkannte, daß nur auf diesem Wege dem System der Bevormundung entgegengearbeitet und der Sinn für Recht und Freiheit verjüngt werden könne.

Sehr nahe liegt hier die Frage, welche Ansichten Humboldt schon in jener Zeit über den andern, gewöhnlich vorherrschend berücksichtigten Theil der innern Politik, nämlich über die Verfassungsform gehegt habe, und welche Stellung er hier zu der Wirklichkeit und den Bewegungen späterer Zeit einzunehmen vermochte. In den uns erhaltenen Stellen des Werks, das wir besprechen, ist dieser Gegenstand kaum berührt, doch können wir seine Ansichten über diesen Punkt

aus einzelnen fast gleichzeitigen Andeutungen und gelegentlichen Aeußerungen wohl ziemlich ergänzen. Sicher ist, daß Humboldt hier durchaus nichts Uebertriebenes forderte. Er würdigte die Veränderungen, die das Zusammenleben der Völker in größern Massen herbeigeführt hat und erkannte auch die Vorzüge der monarchischen Verfassungen an. Was die Form dieser Verfassung anlangt, so können wir bei einem Mann wie Humboldt voraussetzen, daß er der geschichtlichen Entwicklung nicht durch Feststellung unveränderlicher Normen entgegentrat. Bei dieser Entwicklung hängt ja das Meiste von dem Charakter, dem ganzen Leben und der äußern Lage der Nation ab. Deshalb vermag der philosophische Politiker nur höchst allgemeine und negative oder hypothetische Sätze aufzustellen. Dies thut auch Humboldt. So weist er zum Beispiel rein demokratische Ideen entschieden zurück. Schon an Kant war ihm ein manchmal zu grell durchblickender Demokratismus nicht nach seinem Geschmacke.[10]) Der Geist der Republik und Monarchie läßt sich nun einmal nicht vereinen, oder nur durch Institute, die die fortstrebende Menschheit eher zertrümmert, als aufrichtet. Wir haben gesehen, welchen Weg Humboldt einschlug, die Menschen vor dem gefährlichen Einfluß der Staatsgewalt möglichst zu schützen. Während er aber die Wirksamkeit derselben durchaus in engere Grenzen einschloß, zerstörte er dennoch den Charakter der Einherrschaft nicht, sondern erkannte vielmehr auch der monarchischen Staatsgewalt, in der ihr zustehenden Sphäre, größere Selbstständigkeit zu, als mit demokratischen Ansichten vereinbar ist. Aber auch diese Selbstständigkeit kann gar wohl mit Beschränkung und in constitutioneller Form bestehen, ja sie muß, früher oder später, diese Form

---

10) Siehe oben Seite 67.

annehmen, wenn sie nicht mit dem Freiheitsgeist der Einzelnen und Nationen einen Kampf auf Leben und Tod, d. h. einen sehr ungleichen Kampf bestehen will. Humboldt war weit entfernt, die unbeschränkte Regierung als eine irgend vervollkommnetere oder der Idee des Staats und den Rechten der Einzelnen entsprechende anzusehen. Wie alle Unbefangenen forderte er als Bedingung dessen: Theilung der gesetzgebenden Macht zwischen der Staatsgewalt und dem Volke, möglichste Oeffentlichkeit aller Regierungshandlungen, endlich Controle der Ausübung des Gesetzes durch die Regierten d. h. auch hier durch Repräsentanten derselben. Das Princip der Theilung der gesetzgebenden Macht besteht darin, daß von keinem beider Theile einseitig eine gesetzliche Neuerung oder Aenderung des Bestandes der Staatseinrichtung durchgesetzt werden könne. Es ist dies die Theorie der Gegenwirkung und Transaktion, die, so manche Streitfrage noch zu lösen sein mag, die Einsichtigen täglich mehr gewinnt und in Deutschland, trotz aller Hemmung von andrer Seite, schon einen urbaren Boden gefunden hat. — Wie dann diese Verfassung im Einzelnen durchgebildet werde, hängt von der fortschreitenden Individualentwicklung des Volkes ab; und hier wird es dann die Aufgabe des auf das Maß und Gewicht gegebener Zustände raisonnirenden Politikers, die Bedürfnisse eines Volkes in einem bestimmten Zeitalter recht scharf in's Auge zu fassen, wovon uns z. B. Dahlmann ein so tüchtiges Beispiel gegeben hat. — Ist es aber auch am Platze, die constitutionellen Formen bei einem Volke einzuführen, das, so vorbereitet und würdig es durch seine übrige Bildung sei, für das Gemeinleben wenig Sinn zeigt und gerade in diesem Punkt die Schwäche unserer neueren Cultur recht auffallend an den Tag legt? Wäre es z. B. bei den Deutschen vor der Jenaer Schlacht die rechte Zeit gewesen, dergleichen einzuführen? Auch Hum-

boldt würde dies bezweifelt haben. Als aber in dem heldenmüthigen Kampf gegen den auswärtigen Feind ein nationaler und politischer Sinn zu erwachen begann und man von vielen Seiten laut nach Verfassungsformen begehrte, da fühlte jeder Freiheitsliebende, daß etwas Dauerndes an diese Bewegung zu knüpfen, daß nur durch ein wahrhaft öffentliches Leben der kaum erweckte Sinn angefacht und fortdauernd gestärkt werden könne. Da war auch Humboldt von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, mit einstweiliger Ausnahme des so vielfältig zusammengesetzten und zu einem wesentlichen Theil auf außerdeutschen Grundlagen ruhenden Oesterreich, für alle deutschen Staaten die Aufnahme eines wirklich constitutionellen Lebens Pflicht und für Preußen zumal eine Nothwendigkeit sei. Wohl hätten früher diese Forderungen hinausgerückt werden können, wenn die Regierungen, wenigstens in den Theilen des Staatslebens, die ihre Existenz nicht berühren, sich selbst mehr Schranken gezogen und die Individual- und Communalfreiheit nach Kräften gefördert hätten. Es mochte auch, als nun einmal die Zeit erfüllet war, in einem Staate größere Schwierigkeit haben und etwas mehr Zeit und Vorbereitung kosten, jene Formen gesetzlich in's Leben zu rufen. Aber der Wille mußte da sein, das Ganze und nicht blos die Unterlagen wirklich zu fördern und zu geben; man durfte die Absicht nicht, wie gewisse Verhandlungen im englischen Parlament durch Vertagung auf ungewisse Zeit, gänzlich fallen lassen. — Man glaube jedoch nicht, daß Humboldt seine eigne, höchste Richtung aus dem Auge verlor, da er die Bestrebungen für constitutionelle Freiheit mit seinem ganzen Gewicht unterstützte. Auch jetzt war es die Wirkung auf die Individuen und die Nation, die er vorzugsweise im Sinn hatte. Er hatte nur die Grundrichtung nach dem dringenden Bedürfnisse unsrer Nationalität modificirt. Der Deutsche wird zur

allseitigern Entwicklung seiner Individualkraft nur gelangen, wenn er auch auf das gemeine Wesen den Sinn wendet. Da er nun so gewohnt ist, sich von dem Ganzen leiten zu lassen, kann sein Sinn dafür auch nur durch eigne Theilnahme an diesem Ganzen erfrischt werden. Ganz bestimmt drückt sich Humboldt hierüber in einem Schreiben vom Jahre 1819 aus, auf das wir später noch unser Auge richten. „Daß der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen," heißt es darin, „in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen, von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem, durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen Alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt." Das ist offenbar noch unser Humboldt von 1792. Er hat sich in seiner praktischen Richtung nur enger an das dringende Bedürfniß der Nation angeschlossen und sichtbarlich durch billige Zugeständnisse an das Allgemeine seine Individualtheorie vollendet.

Daß Humboldt schon in früherer Zeit die oben aufgestellten Grundzüge der Theorie der Wechselwirkung in seine Spekulation aufgenommen hatte, wollen wir, zu Beseitigung jedes Zweifels, näher belegen. Merkwürdig genug nämlich war es Gentz in seiner unbefangneren Zeit, der, in einem Aufsatze seiner deutschen Monatsschrift, Oktober 1795, S. 112—144, eben diese Theorie, schärfer als vielleicht irgend einer seiner Zeitgenossen deducirte und in ihren einzelnen Theilen untersuchte. „Jenseits der Theilung der Macht," sagte damals auch Gentz, „ist keine brauchbare Regierungs-

form mehr zu suchen.“ Nur einigen accessorischen Sätzen der Gentzischen Entwicklung stimmte Humboldt gewiß nicht bei, da sich der Verfasser hier schon wieder an das Vorbild eines bestimmten Staates, und zwar die englische Verfassung, gefangen gegeben hatte. So viel Bewundernswerthes das brittische Staatsgebäude bietet, kann es Humboldt doch gewiß nur insofern für musterhaft gehalten haben, als es die Thätigkeit der Staatsgewalt in möglichst enge Grenzen gewiesen. Dagegen hatte die Hauptentwicklung des Gentzischen Aufsatzes seinen Beifall. „Gentz“, schreibt er 13. Nov. 1795 an Schiller, „hat im Oktober seiner Monatsschrift einen äußerst braven, politischen Aufsatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduktion nicht wenig gefallen wird.“ Kaum brauchen wir zu wiederholen, daß in den übrigen Theilen der innern Politik Humboldt auch von der damaligen Anschauungsweise Gentzens himmelweit entfernt war. Denn in dieser wurde nie der Drang nach individueller Freiheit — der Wurzel wie dem Gipfel aller Freiheitsprincipien — heimisch. Auch sein einstmaliger Constitutionalismus war mehr ein dem Verstande abgenöthigtes, partielles Zugeständniß; es war auch nie ein absoluter, sondern nur englisch-aristokratischer. —

Noch haben wir weder von der Methode der Behandlung gesprochen, die in diesen Humboldt'schen Aufsätzen zu Tage tritt, noch von der äußern Form der Darstellung, welche darin waltet. Wir wollen auch wenig darüber sagen. Denn da dieselben Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, die diesen Abhandlungen nachzusagen wären, in allen philosophischen und wissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's fast gleichmäßig wiederkehren, so fassen wir diesen Gegenstand lieber an den Stellen ausführlicher zusammen, wo wir Humboldt's intellektuelles Vermögen überhaupt und insbesondere seine Forschungs- und Darstellungsgabe näher zu würdigen ganz

besonders veranlaßt sind. — Eine solche Veranlassung bietet uns z. B. gleich demnächst sein Verhältniß zu Schiller, einem Geiste, dem er so nahe verwandt und von dem er dennoch so sichtbar unterschieden ist. Beide Männer stehen zugleich in so ähnlicher Beziehung zu Kant, in Annährung und Entfernung. Dann werden wir finden, daß Humboldt da, wo er sich weder mit Schiller noch Kant parallelisiren läßt, nicht selten an Lessing erinnert. Manches hat er mit dem Geist seines Bruders, des Länder und Völker Ueberschauenden, gemein; Andres mahnt uns an Göthe's stille, auf einen Punkt concentrirte Betrachtung. Fassen wir dann das Ganze zusammen, so finden wir, auch in der Form und Methode, den Abdruck des eignen, unvergleichlichen Genius, dessen Grundzüge wir im Eingang dieses Buches zu charakterisiren versucht haben.

Schon aus diesen philosophisch-politischen Aufsätzen spricht der ganze Charakter Humboldt'scher Forschung und Darstellung, wie sie überhaupt zu dem Bedeutensten gehören, was er geschrieben. Es herrscht die kritisch-anthropologische Methode, die überall an die innerste Empfindung des eignen und an die sichersten Erfahrungen des Menschengeistes und der menschlichen Natur überhaupt anknüpft und selbst da, wo sie bis auf die höchsten Spitzen der Ideenwelt folgen muß, die Grenzen unseres Erkennens nicht überschreitet. Ueberall waltet der Adel und Drang seiner Natur: auch das Einzelste hebt er zum Allgemeinen empor, auch das Gewöhnliche veredelt sich in seiner Hand. Die Darstellung selbst ist nur der Abdruck seines Wesens, voll Seele, so tief eingrabend, manchmal wie auf Fittigen des Dichters getragen, und doch stets zur reinsten Klarheit emporarbeitend, nichts Künstliches und Geschraubtes, völlig gesund, das Zeugniß strengen Wahrheitsuchens an der Stirn tragend, und doch in der kühlsten Selbstentäußerung noch von der

Geistesfülle und der Empfindung der ganzen Individualität belebt — dabei auch der Ausdruck ein Spiegel dieses Charakters, die Seele mit leichter Hülle bedeckend, so willig in die Tiefe geleitend und doch so licht, so einfach, so ohne Schminke und Ueberredungsgier, daß wir uns von nichts gefesselt fühlen können als von der Wahrheit und dem eingebornen Reiz, der an der tiefen und einfachen Innigkeit seiner Worte haftet. Denn welchen Stoff er erfasse, den ideenvollsten oder den allertrockensten, immer durchdringt er ihn mit dem vollen Gehalt seines Wesens. Daher die große Gleichartigkeit in der Behandlung. Weder die Zeit, noch der Gegenstand übt Gewalt über ihn: es ist immer derselbe, den wir in allen Formen und Verhältnissen wieder finden. „Es zeigt sich darin" — sagt der vertraute Kenner dieses Geistes — „eine eigenthümliche Größe, die nicht aus intellektuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem von der Gegenwart nie beschränkten Sinn und aus den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt."[11])

Wenn der Gang der Entwicklung in diesen Aufsätzen von 1792 zuweilen etwas desultorisches hat, so liegt die Schuld davon in der Anlage des Ganzen, dessen Inconvenienz wir schon hervorgehoben. Manches würde in helleres Licht getreten sein, wenn es nicht hier, in einer politischen Schrift, zu kurz und episodisch hätte abgehandelt werden müssen. Hie und da ringt noch der Ausdruck mit der Bewältigung des Gedankens, was seinen Grund in der Schwierigkeit der Untersuchung, zuweilen aber auch in der noch nicht vollendeten Uebung des Verfassers hat, wobei wir jedoch nicht vergessen wollen, daß das Ganze die letzte Durchsicht und Feile noch nicht erhalten hatte.

---

11) Alexander v. Humboldt, in der Vorrede zu des Bruders Gesammelten Werken.

Aus dem vorigen Abschnitt ersahen wir, wie gründlich Humboldt die Schattenseite der modernen Cultur beurtheilte und auf welchem Wege er ihr aufzuhelfen versuchte; in diesem beschäftigt uns das Studium, das ihm am förderlichsten dünkte, diese Einsicht zu erhöhen und das Bild des allseitig entwickelten Menschen zu erfassen — das Studium des Alterthums und besonders der Griechen. Humboldt nahm durchweg ein reges Interesse an alterthümlichen, ja selbst uncultivirteren Zuständen, namentlich südlicher Völker, weil man bei ihnen meist ein kräftigeres Naturleben antrifft, als bei den neueren und nördlich gelegenen Nationen. Daher verweilte er schon mit besonderm Antheil unter Italienern und Spaniern; ja die Ueberreste des Baskischen Volkes reizten ihn noch zu vieljährigen Untersuchungen. Als er zuerst nach Italien zu gehen beabsichtete, erwartete er von dieser Reise und dem Studium der Italiener zugleich eine große Erweiterung seiner Menschenkenntniß. „So viel ich sie jetzt kenne," schrieb er (12. Okt. 1795), an Schiller, „muß sie mit und neben aller Cultur sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenn gleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser sein, als irgend eine andere Nation und daher äußerst zweckmäßig gewisse Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zurückgebliebener Schatten sein. Von dieser Seite greift sie so in Alles ein, was mich interessirt und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegen sehe." Rom selbst erschien ihm als der leibliche Inbegriff jener Vergangenheit, — die ihn am gewaltigsten fesselte. Rom hielt er wie dazu gemacht, die Bildungsgeschichte der Menschheit daran zu studiren. Am kräftigsten äußerte er sich noch

einmal darüber [1]) in seiner Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt, die er im Jahre 1839 schrieb. An dem Geiste des Alterthums, sagt er, mußte sich die neuere Bildung emporschlingen, um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzuwölben, — und zwar vor allem an dem Geiste der Griechen. „Denn was aus dem Alterthum herüber auf uns am innerlichsten und geistigsten wirkt, gehört dem griechischen Geist an, der, indem er gleich einer natürlichen Blüthe, aus dem Lande und Volke emporwuchs, wie vom Weltschicksal gestempelt erscheint, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen." Das alte Rom war nur eine Ergänzung des Hellenenthums, aber eine sehr wichtige und wesentliche. Denn „die griechische Bildung erhielt nicht blos in der römischen eine bewunderungswürdige Zugabe, sondern hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen." Auch „unsere heutige Bildung ruht in ihren wesentlichsten Punkten auf der Grundlage des Alterthums, Kunst und Wissenschaft auf Griechenland, Gesetze und Einrichtungen auf Rom, so viele Dinge, die uns im täglichen Leben umgeben, auf beiden. Kein uns bekanntes Zeitalter hat so, wie das unsrige, den bildenden Gegensatz eines früheren erfahren, das vollkommen geschichtlich ist, aber weil wir so viele Verknüpfungspunkte der Wirklichkeit theils nicht kennen, theils absichtlich übersehen, vor uns mehr als ein Werk der Einbildungskraft dasteht. Denn wir sehen offenbar das Alterthum idealischer an, als es war, und wir sollen es, da wir ja durch seine Form und Stellung zu uns getrieben werden, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das, auch uns umgebende Leben hinausgeht. Von diesem idealisch angeschauten Alterthum ist uns Rom als das sinnlich-

1) Ges. W. II. 327—9.

lebendige Bild stehen geblieben. Die Erklärung, wie jene, um sie kurz zu benennen, idealische Eigenthümlichkeit des Alterthums sich aus der historischen Wirklichkeit entwickelte, (da jene Wirkung doch auf keiner Täuschung beruht) ist die Geschichte schuldig, allein bis jetzt von keiner Geschichte Griechenlands irgend vollständig geleistet worden."

Den höchsten Genuß und die tiefste Belehrung schöpfte Humboldt aus dem Studium des griechischen Alterthums und der von ihm auf uns gekommenen Werke. Er sah darin nicht blos das Mittel für seine eigne Ausbildung, sondern er forschte an diesem Gegenbild zugleich den gebrechlichen Seiten unserer neueren Cultur nach. Auf die Cultur der Alten stützt sich, nach Humboldt's Ansicht, ein großer Theil unserer Einrichtungen und unserer Bildung. Dagegen haben wir unendlich viel gegen die Griechen verloren, was zur allseitigen Entwicklung ächter Menschheit unentbehrlich ist. Durch nichts so leicht aber als durch das Studium der Griechen können wir diese Einsicht erhöhen, und nicht nur unsere eigene Bildung vervollkommnen, sondern zugleich erkennen, was uns Neueren überhaupt abgeht, was wir eifrig erstreben müssen. Die Griechen waren ein Volk, das vor allen andern eine seltene Höhe der Cultur mit einem bewundernswerthen Grad ursprünglicher Menschheit, Kraft und Natürlichkeit vereinigte. Darin überragen sie alle neueren, namentlich die nördlichen Völker gewaltig, wenn diese auch zum Theil die Alten an Cultur überflügelt haben. Aber trotz dieser Cultur und gerade durch sie müssen wir früher oder später zu der Ueberzeugung kommen, daß die Menschheit, um sich wahrhaft ihrem Ideale zu nähern, auch jene natürlichen Kräfte wieder mehr zu entwickeln habe. Allerdings — und dies hat Humboldt gewiß nicht verkannt — werden wir in dieser Rücksicht nie auf die Stufe eines Volkes gelangen, das alle Vorzüge, nicht allein eines schö-

neren Himmels, sondern auch eines jugendlichen Weltalters und zwar im eminenten Maße genoß, so wie wir Neueren es auch in der Kunst als solcher gewiß nie bis zu griechischer Vollendung bringen werden. Mag es uns aber auch immerhin zum Trost dienen, daß wir uns in vielen Stücken der innern, rein geistigen Cultur den Griechen überlegen fühlen dürfen, und daß wir sogar in der Kunst durch Gehalt zu ersetzen vermochten, was uns in der Form unerreichbar blieb, mag sich vor allen der Deutsche rühmen, in den höchsten Kreisen der Wissenschaft und selbst der Kunst den Griechen noch am nächsten gekommen zu sein; dennoch — und dies ist das Gefühl der Besten unter uns — müssen auch wir, und vor allen wir, von der verlorenen Natur so viel als nur immer möglich wieder zu erlangen suchen, und wie wir schon in der Kunst unsre Vervollkommnung dem Anschluß an ein Vorbild verdanken, das, tiefer in der Natur wurzelnd, zu so schönen Formen gelangte, also auch unser volles Dasein im Wetteifer mit diesem Vorbilde ergänzen. In der Naturkraft und in der Formenschönheit liegt hauptsächlich das, was die Alten auszeichnet, was wir erst zu erringen suchen müssen. In der Kunst wurde uns dies leichter möglich: da wirken einzelne hervorragende Geister; die erkennen früher, was zur höhern Entwicklung Noth thut und schwingen sich mächtig über das Zeitalter. Solch einem Vorgang verdanken wir das Größte, was Göthe und Schiller errungen haben. Ueberhaupt konnte bei den Deutschen — da ihre innere Begabung sich durchaus schneller entwickelte — die Blüthe einer noch immer wundersam vollkräftigen Litteratur der eigentlichen Lebensentwicklung voraneilen, ja jene wurde, ob sie auch einerseits sichtbar genug das Produkt ihrer Zeit blieb, andrerseits auch ein Vorbild und gleichsam eine Vorentwicklung unseres lebendigen Daseins. Doch in diesem selbst wurde, was uns mangelt, was uns heben kann, bis jetzt viel schwächer

empfunden und langsamer begriffen. Wie Wenige nur erlangen ein Bewußtsein darüber, was das Alterthum war, wie viel wir ihm schon verdanken, wie unendlich mehr noch wir uns an ihm bilden sollten! Haben wir nicht vielmehr so manche Reaktion gegen den doch immer nur leisen Einfluß unserer classischen Studien erlebt? Dennoch haben wenigstens die vorzüglichsten Geister die Wahrheit, die hier angedeutet wird, vorausgegriffen und mehr oder minder klar empfunden, daß, unbeschadet der tieferen Innerlichkeit und freieren Selbstentwicklung, also des Grundprincipes, das, wenigstens in der Idee, die Neueren beherrscht, diese dennoch und gerade um ihr Ziel zu erreichen, so viel an ihnen ist, auch das wieder zu erlangen streben müssen, was die alte Welt in so hohem Grade voraus hat. Gleicht denn ein Individuum von so überwiegend geistiger Bildung und so wenig sinnlich natürlicher und urkräftiger Menschenart nicht mehr einem vollendeten Skelett als einem vollkommnen Menschen? Das fühlten fast alle großen, und vor allen die größten Geister unsrer Nation. Durch unsere ganze Litteratur geht ein mächtiger Zug nach der antiken Welt. Es gäbe ein denkwürdiges Werk, wenn man einmal unsere ausgezeichnetsten Köpfe lediglich unter diesen Gesichtspunkt vorüberführen wollte: einen Lessing, Winckelmann, Herder, Göthe, Voß, Heinse, Schiller, die Schlegel, besonders den jüngeren Bruder vor seiner katholischen Zeit, auch Schelling in seiner Jugend, Hölderlin, Hegel, Niebuhr, ohne der bloßen Alterhumsforscher vom Fach hier zu gedenken. Wer würde aber unter den Genannten nicht den sogleich vermissen, der dies Bedürfniß der Neueren vielleicht am tiefsten erkannt und gewiß am schärfsten ausgesprochen hat, ja der, wie Wenige seiner Landsleute, in der hohen und allseitigen Durchbildung seines Wesens und in der Tüchtigkeit seines Charakters den fruchtbringenden Einfluß antiker Studien

und Gesinnungen wie verkörpert darstellt. Humboldt's ganze Lebens- und Menschenansicht kräftigte sich an jener vergangenen, naturfrischen und doch so hoch gebildeten Welt; er senkte sich recht eigentlich in die so entgegengesetzten Zustände, um dann mit höheren Schätzen an die unsrigen heranzutreten; auch fand er fast nirgends diesen Hochgenuß als an den Ueberresten der Alten, das sinnige Anschauen jener Welt gewährte ihm eine Befriedigung wie die Mitwelt selten, und auch dann nur in Kunst und Wissenschaft. Von Humboldt, der ohnedies mehr im Reiche der Ideen lebte, kann man mit Recht sagen, daß er in die auf das Gegenwärtige und Nächste gerichtete Betrachtung nie ganz aufging, sondern die Dinge immer auch so ansah, wie sie sein würden, wenn die Kraft der Alten unser Dasein erhöhte, wenn der Strom, der die Dinge fortreißt, zugleich an jenen Ausgangspunkt wieder angelangt wäre, auf den wir mit ewiger Sehnsucht zurückblicken. Die Ideen waren ihm das Höchste; in der Geschichte und sofern er nicht handeln mußte, auch in der Gegenwart, spürte er hauptsächlich den Entwicklungsgesetzen nach; nur im Alterthum allein, das jene Ideenwelt, zwar auch beschränkt, doch am sichtbarsten verwirklicht hatte, konnte er, soweit ihm überhaupt möglich war, einem einzelnen Dasein anzugehören, sich wohl und gleichsam heimisch fühlen. —

Wir haben im Zusammenhange berichtet, was ihn bewog, das Geschäftsleben, in das er schon eingetreten war, wieder zu verlassen. Sogleich warf er sich mit vollem Eifer in die Studien, die er, um seine höchsten Absichten zu erreichen, erwählt hatte. So vergingen Jahre, in denen er sich beinahe ausschließend in die griechische Welt vertiefte. Aber ehe diese Zeit um war, sehen wir ihn schon zu einer unendlich tiefern Auffassung des Alterthums gelangt, als selbst die tüchtigsten Philologen jener Tage sich rühmen

konnten, so daß wir uns nicht wundern, wenn die Ergründung dieser Gesammtansicht, die eigentlich nur das beiläufige Ergebniß seines Studiums gewesen war, jetzt zum Theil selbst der Zweck dieser Studien wurde. Wie er auf diesen Weg gelangte, und was er zunächst dabei im Auge hatte, zeigt uns ein Brief,[2]) den er schon im Jahre 1792 an F. A. Wolf schrieb: „Es ist mir sehr wahrscheinlich", schrieb Humboldt damals, „daß ich die Weisheit haben werde, meine jetzige Lage nicht zu verändern, und wenn dies geschieht, daß das Alterthum, und vorzüglich das griechische, meine ausschließende Beschäftigung sein wird. Als Philologe von Métier kann ich nicht studiren, das hindert meine einmalige Erziehung und Bildung, und wenn ich gleich jetzt nach allen meinen Kräften und Hülfsmitteln nach Gründlichkeit, auch in grammatischen Kleinigkeiten, strebe, so bringt man es doch, wenn man so spät anfängt, nicht weit genug. Hingegen dünkt mich, hat mich meine Individualität auf einen Gesichtspunkt des Studiums der Alten geführt, der minder gemein ist. Es wird mir schwer werden, mich kurz darüber zu erklären, und ist doch das Resultat ungefähr folgendes: es giebt allen Studien und Ausbildungen des Menschen noch eine ganz eigene, welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, besser, stärker von dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum größern und edleren Menschen macht, wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen, und Reizbarkeit und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört. Diese Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, während sie in sehr hohem Grade unter den Griechen war. Sie nun kann, dünkt mich, nicht besser gefördert werden, als durch das Studium großer und gerade in dieser Rück-

---

2) Mitgetheilt von Körte, a. a. O. I. 181—82.

sicht bewunderungswürdiger Menschen, oder, um es mit Einem Worte zu sagen, durch das Studium der Griechen. Denn ich glaube durch viele Gründe, wovon einer der vorzüglichsten der ist, daß kein anderes Volk zugleich so viel Einfachheit und Natur mit so viel Cultur verband und keines zugleich so viel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck besaß, — ich glaube, sage ich, beweisen zu können, daß nicht blos vor allen modernen Völkern, sondern auch vor den Römern, die Griechen zu diesem Studium taugen. Das Studium der Griechen in dieser Rücksicht also und die Darstellung ihrer politischen, religiösen und häuslichen Lage in ihrer höchsten Wahrheit, wird mich für mich so lange beschäftigen, bis meine Aufmerksamkeit gewaltsam auf etwas anderes gelenkt wird, oder ich damit auf's Reine gekommen bin, wozu aber, meinen Forderungen an mich nach, schwerlich ein Leben hinreicht." — Aus diesen Schreiben geht hervor, daß Humboldt eben im Begriff war, sich ganz in den Gegenstand zu vertiefen und die ihm nachher geläufige Fundamentalbetrachtung über das Alterthum und das Studium desselben in ihrem ganzen Umfange hervorzuarbeiten. Er fuhr zwar Zeit seines Lebens fort, den Geist des Alterthums sich immer eindringender zu vergegenwärtigen; doch schon vor Ende dieses Jahres (1792) war, wie wir sogleich berühren werden, die Auffassung des Ganzen, namentlich in seiner Bedeutung für uns, in ihm zur Reife gediehen. Ohne Zweifel war Humboldt, als er an diese Studien ging, schon tüchtig für sie vorgeschult. Wie hätte er sonst in so kurzer Zeit einen so weiten Ueberblick gewinnen können? So bescheiden er, in obigem Briefe, von seinen blos philologischen Kenntnissen spricht, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß er es auch vor dieser Zeit darin schon sehr weit gebracht hatte. Er, der nachher das Gebiet der Sprachen in so ungeheurer Ausdehnung beherrschte, sollte sich nicht

schon früh in der griechischen festgesetzt haben? Beschäftigte ihn doch, wie wir bald sehen werden, um diese Zeit auch schon die Philosophie der Sprache! Wie soll man sich aber bei einem Manne von Humboldt's Solidität eine Richtung dieser Art ohne gründliche Kenntniß der alten und einiger neueren Sprachen nur denken können? Nein! Bei den Forderungen, die wir ihn durchweg an sich selbst machen sehen, kann man in den angeführten Worten nichts als die achtsame Bescheidenheit erkennen, mit der er dem eigentlichen Fachgelehrten, und besonders einem Wolf gegenüber, in dessen eigensten Gebiete, nicht als ebenbürtig angesehen sein wollte. Verhehlt es doch um dieselbe Zeit gegen Schiller keineswegs, daß er sich „des Griechischen hinlänglich Meister fühle," um den schwersten griechischen Dichter, den bis jetzt von Niemand ganz Bewältigten, in den Rhytmen der Urschrift zu übertragen! Dagegen ist es richtig, daß Humboldt, dem ja das Studium der Alten überhaupt nur als Mittel diente, eigentlich philologische Kenntniß nie, auch nur theilweis, zur Hauptaufgabe zu machen sich bewogen fühlen konnte. Allein je tiefer er den Geist und das Leben der Alten sich zu erfassen vornahm, desto weniger konnte er irgendwo bei einer nur äußerlichen Kenntniß stehen bleiben, sondern er mußte dann auch das ganze Gebiet dieser Wissenschaft, selbst bis in grammatische Kleinigkeiten, verfolgen. Denn in der Wissenschaft giebt es nichts, das an sich den Namen Kleinigkeit verdiente. Sehr entschieden sprach dies Humboldt selbst, schon im Jahre 1795, in einer kritischen Anzeige der Wolf'schen Odyssee [3]) mit den Worten aus: „Es ist schwer zu sagen, was denn eigentlich Kleinigkeit heißen solle? Für denjenigen, der sich gewöhnt hat, irgend ein Fach der Wissenschaften mit philosophischem Geist

3) Ges. Werke, I. 264—65.

zu studiren, hat kein Theil desselben eine abgesonderte Wichtigkeit, sondern jeder erhält dieselbe nur durch sein Verhältniß zum Ganzen. Nur durch den Gesichtspunkt auf's Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem scheinbar Geringfügigen, unterscheidet sich die geistvolle Behandlung von der pedantischen. Nun aber hängt in der Wissenschaft alles mit allem zusammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange studiren muß, so ist es schwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erschöpfend, sondern allenfalls nur bis zu einem gewissen beliebigen Grad studiren könne." So vertiefte sich auch Humboldt bei allem, was er sich einmal zur Aufgabe setzte, bis in die entlegensten oder scheinbar unbedeutenden Theile, und trieb jedes Studium, dessen er für seine Zwecke bedurfte, so, als wenn es an sich Zweck und Beruf seines Lebens wäre.

Schon am Anfang des nächsten Jahres (1793) sendete er Wolfen, von Auleben aus, eine Abhandlung über das Studium der Alten und vorzüglich der Griechen. Haben wir oben darauf hingewiesen, welche Wirkungen dieses Studium auf die Neueren überhaupt hervorbringen solle — wornach es uns trachten und zu ringen lehre — so machte sich Humboldt zur nächsten Aufgabe, es jedem Einzelnen zu seiner Selbstbildung anzuempfehlen und ihm alle möglichen Beweggründe dafür an die Hand zu geben. Die Paragraphen dieses Aufsatzes sollten in den künftigen Gesprächen mit Wolf geprüft werden und dann als Grundlage ihrer weiteren Studien dienen.[4]) Wir haben oben schon erwähnt, daß er die Arbeit auch Dalberg und Schillern zur Begutachtung mittheilte. Doch im eigentlichsten Sinne war sie Wolfen gewidmet. Denn dieser war, unter den Denkern und Alter-

4) Körte, a. a. O. I. 183.

thumsforschern jener Zeit[5]) der Einzige, der weder durch die überlieferte Werthschätzung dieser Studien, noch davon befriedigt wurde, daß man im Einzelnen, wie z. B. besonders damals von Seiten unsrer ersten Dichter, die Größe der Alten verehrte, ja ihr sichtbar nacheiferte, sondern der zugleich darauf ausging, das Alterthum tiefer in seinem Totalwerth, und bestimmter in seiner Wichtigkeit für uns zu erfassen. Er berührte daher Humboldt in diesen Studien am allernächsten. Da er aber diese Forschungen als Beruf trieb, so dachte er sogleich daran, ihre Ergebnisse auszubreiten, ja er steuerte auch dahin, eine Art Encyclopädie der Alterthumsstudien auf diese Grundansichten zu stützen, und so die Gesammtheit dieser Studien zur Einheit und Gliederung einer Wissenschaft zu erheben. Wolf erkannte ganz richtig, daß dies der einzige Weg sei, diese Studien den übrigen Forschungen und Strebungen unsrer Zeit ebenbürtig zu erhalten. Er wäre auch sonder Zweifel, ohne irgend eine bedeutendere Anregung, zu einer ähnlichen encyclopädischen Behandlung gekommen, wie er sie nachmals in der bekannten „Darstellung der Alterthumswissenschaft“ (in seinem und Buttmanns Museum, Berlin, 1807, B. I.) gegeben hat. Dagegen ist es wohl als gewiß anzunehmen, daß Wolf, ohne den anregenden Einfluß seines Freundes Humboldt, nicht leicht zu der tief philosophischen Grundansicht über das Alterthum und das Studium desselben gelangt sein würde, daß also dann der encyclopädischen Uebersicht zum Theil mindestens das rechte Fundament gefehlt hätte. Wolf hat dies auch mit edler Bescheidung anerkannt, und öffentlich ausgesprochen. Er citirt in der eben bezeichneten „Darstellung“ (S. 126—29, 133—37), zur näheren Begründung

5) Wenn man nicht Barthelemy ausnehmen will, der wenigstens mittelbar, durch Darstellung der griechischen Welt, dieselbe Richtung verfolgte.

seiner Sätze, zwei Bruchstücke aus der Feder eines Freundes, den er zwar nicht mit Namen nennt, aber so signalisirt, daß ihn jeder Kundige leicht errathen konnte. Es seien dies, fügt er bei, einige in einem Briefwechsel zerstreute Gedanken eines Gelehrten, wie man deren in unsern Zeiten höchst selten unter Männern seines Standes finde. Mit diesem habe er seit vielen Jahren gemeinsame Studien gepflegt. Diese Bruchstücke, die durch einen angenehmen Zufall [?] in seine Hand gekommen, seien zwar vom Jahre 1788. Doch gehe ihnen dadurch nichts von der „Neuheit" ab, die alles haben werde, „was der in Geschichte und Philosophie mit dem hellsten Blick und dem tiefsten Sinn forschende Verfasser dem Publikum allzu lange vorenthalte." Zugleich machte Wolf darauf aufmerksam, „wie viel er für diese Betrachtungen — die Gesammtauffassung des Alterthums — aus den mündlichen und schriftlichen Unterredungen eines solchen Freundes gelernt habe." Freilich vermochte auch gerade Wolf, wie nicht leicht ein Anderer, die Winke eines Humboldt zu verfolgen und somit auch das Fremde zu seinem Eigenthum zu machen. Wie viel Genuß und Belehrung konnte andrerseits Humboldt aus dem Umgang eines in dieser Sphäre wieder so selbstständig heimischen und ihn doch so nah berührenden Freundes schöpfen! Allerdings mag auch die gleichzeitige Richtung unserer großen Dichter und besonders noch die Tendenz eines Uebersetzers der Alten, wie Voß, die damaligen Forschungen Humboldt's gefördert haben; eine klare, allseitige Sympathie jedoch durfte er zunächst nur bei Wolf zu finden gewärtig sein. Demnach sind unstreitig diese Beiden als gemeinsame Begründer unserer neueren wissenschaftlichen Gesammtauffassung dieser Studien zu betrachten. Humboldt betrieb diese Forschungen zunächst nur zu seiner Selbstbildung oder für einen engeren Kreis; diesem jedoch theilte er die Ergebnisse auch aufs freigebigste mit;

besonders Wolfen, der allerdings auch ehrenhaft genug war, da, wo er die gemeinsamen Resultate dem Publikum vorlegte, auf den geistvollen Mitbegründer, ja, in gewissem Sinne, Urheber hinzuweisen. Die frühe Gemeinsamkeit dieser Studien und der Einklang ihrer Betrachtungsweise war auch der vorzüglichste Grund ihrer innigen, durch das ganze Leben fortdauernden Verbindung. Mit keinem andern unserer neuern großen Alterthumsforscher wurde Humboldt in gleichem Grade vertraut, wie mit Wolf, er ertrug selbst seine Schwächen, und würdigte auch da noch den seltnen Geist, der in ihm wohnte, wo Andere nur die Vermessenheit, die ihn groß, aber eben so oft auch unleidlich machte, im Auge behielten.

Da Humboldt's Aufsatz über die Griechen nicht gedruckt worden ist, so muß uns jetzt Wolf's Darstellung des Alterthums [6]) zum Theil auch für jenen als Ersatz dienen. Doch tritt vielleicht auch jener selbst noch ans Licht. Sollte er sich nicht auch unter Wolf's Papieren, nur etwa von dessen Hand geschrieben, auffinden lassen? [7]) Im Uebrigen müssen wir uns bis jetzt mit den Bruchstücken, die Wolf, gleichsam als Commentar seines Textes, aufgenommen hat, und die, seiner Aussage nach, vom J. 1788 herrühren sollen, begnügen. Diese letztere Angabe ist aber sicherlich ein Irrthum. Denn aus allem, was wir bisher mitgetheilt haben, geht unzweifelhaft hervor, daß Humboldt sich erst seit Anfang 1792 so gründlich in diese Studien vertiefte. Wir sind daher der Ansicht, daß diese Bruchstücke, falls sie nicht der Abhandlung über die Griechen selbst entnommen wurden, aus gleichzeitigen Briefen, vielleicht aus denen an Wolf herstammen müssen. Daß eine bestimmte Person darin angeredet wird, widerspricht

---

6) Ist auch einzeln abgedruckt erschienen: Leipzig, 1833.

7) Ist er vielleicht gar in dem Manuskript erhalten, das Dr. Körte in dem Verzeichniß von Wolf's litterarischem Nachlaß, a. a. O. II. S. 291, also aufführt: „Ueber das Studium des Alterthums, insonderheit des Griechischen.“ (25 Bll. 4 to.)

der Zulässigkeit der ersten Vermuthung noch nicht, denn die Abhandlung konnte gar wohl in der Form eines Schreibens an den Genossen dieser Studien gerichtet sein.

Es wurde schon bemerkt, daß Humboldt zunächst weniger beabsichtigt, die Wirkung des Alterthumsstudiums auf die neuere Menschheit überhaupt, sondern vielmehr die auf jeden Einzelnen unter den Neuern darzustellen und ihm dasselbe unter den verschiedensten Gesichtspunkten ans Herz zu legen. Der Erfolg ist am Ende derselbe; aber die Zusprache wird so wirksamer. Auch hier faßt Humboldt vor allem das Individuum ins Auge, die Hoffnungen für das Ganze, die noch dazu Vielen chimärisch dünken könnten, der Natur der Dinge überlassend.

Wolf machte es ebenso und mußte es wohl für seinen Zweck. Wie Humboldt betrachtet er das Studium der Griechen als das förderlichste Hülfsmittel für die Bildung des Menschen zu ächter und allseitiger Menschlichkeit. Beide Männer waren die Ersten, die diese Totalwirkung als den eigentlichen Zweck dieser Studien erkannten und diese Ansicht mit voller Schärfe und Klarheit entwickelten. Blicke man nur einmal auf Heyne, Wolf's unmittelbaren Vorgänger, zurück. Wenn dieser das Studium der Alten empfahl, hatte er vorzüglich das Poetische im Leben der Alten und den poetischen Geist der alten Dichter vor Augen. Gewiß war es schon ein Fortschritt, den Heyne that, indem er es bei diesem Studium besonders auf Bildung des Geschmacks, Veredlung des Gefühls, ja auf Vervollkommnung unsrer ganzen moralischen Natur abgesehen wissen wollte. Aber die Nothwendigkeit dieser Studien für alle nach höherer Menschenbildung Strebenden bleibt immer problematisch, so lange das Ziel, das hier erreicht werden soll, nur ein ästhetisches oder höchstens ästhetisch-moralisches ist. Es darf Einer des ästhetischen Organs nur ganz ermangeln so wird man ihm

schwerlich einreden, daß ihm diese Bildungsschule auch nur das Mindeste nützen werde. Zwar trug Heyne viel dazu bei, das Alterthum in weitere Kreise einzuführen, aber — er that noch immer viel zu wenig, dies Studium in seiner absoluten Nothwendigkeit für unsre moderne Cultur darzustellen. Erst Humboldt und Wolf gelang es, dies höchste Ziel der Alterthumsstudien in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. „Es ist," sagt Wolf, „dieses Ziel kein anderes als die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht." Kein niedrigerer Standpunkt als dieser kann allgemeine und wissenschaftliche Forschungen über das Alterthum begründen; kein geringerer ist hinreichend, um die Meinung derer zu berichtigen, die in der classischen Bildung nur einen Luxus oder ein bloßes Herkommen erkennen wollen. Erst so betrachtet, dürfen wir dem Studium der Alten den Ehrentitel Humanitätsstudium beilegen; erst so wird es — neben den Eindrücken, die unser religiöses Gefühl entwickeln — die höchste Bildungs- und Erziehungsschule der Menschheit.

Ist die Totalentwicklung seiner Kräfte in richtigem Verhältniß derselben gegeneinander die Aufgabe des Menschen, so kann ihm nicht leicht etwas so förderlich sein, als was ihn über seine Entwicklungsfähigkeit unterrichtet und zugleich zum werkthätigen Streben anspornt. Beides zu bewirken ist aber nichts so vermögend, als ein großes Vorbild, schon das eines Einzelnen, und noch weit mehr das einer großen allseitig entwickelten Nation. Ein solches Vorbild haben wir an den Griechen. Sie zeigen uns die ursprünglichen Kräfte und Richtungen des Menschen in möglichster Vollständigkeit entwickelt, sie stellen die Menschlichkeit am reinsten von innen heraus gebildet und am vielseitigsten gebildet dar.

Mit ihnen müssen wir uns vergleichen, wenn wir das Ziel unsrer Bestimmung, eine vollendete Erhöhung unsrer Geist-, Gemüths- und Lebenskräfte schärfer in's Auge fassen und unschwerer erreichen wollen. Während uns sonst das Meiste abschreckt, was uns zur Selbst-, was uns zur Menschenkenntniß führen soll, ist das Studium der Alten schon an sich ein Genuß, ja einer Reise vergleichbar, die uns an den wunderbarsten Welterscheinungen vorüberführt. Wie belohnend, wie schon an sich den Geschmack bildend ist der Weg durch die Werke, die das Alterthum hinterlassen. Aber nicht blos eine ästhetische, sondern eine viel allseitigere Wirkung macht schon die bloße Beschäftigung mit diesen Werken, denn sie schon setzt alle Seelenkräfte in gleichmäßigere Thätigkeit. „Um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig unsere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen. Hieraus entspringt aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geistescultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt." [8]) — Dringen wir aber dann in den Geist dieses Volkes ein, so begegnen wir einer Kraftentwicklung, wie sie kein andres in gleichem Grade erreichte. „Nur im alten Griechenlande," sagt ebenfalls Wolf, „findet sich, was wir anderswo fast überall

8) Worte Wolf's in der „Darstellung der Alterthumswissenschaft."

vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menschheit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen ungesucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst, zum Nachtheile Vieler, und unter sehr allgemeinen Aufopferungen, die freie Entwicklung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten, nach und nach einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daß sie unter ihren Ueberresten, neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft, zugleich die ersten bewunderungswürdigen Muster von idealen Spekulationen aufgestellt haben." — Bei aller Vielseitigkeit war doch in allem Griechischen Ein Geist vorherrschend; auch die Werke, die von ihnen herstammen, tragen in Gehalt und Form das Gepräge des Nationalcharakters. Bei keinem andern höher cultivirten Volke athmet Litteratur und Kunst so nationale Empfindungen, nirgends entwuchsen sie so aus nationaler Sitte; selbst die Wissenschaft war bei den Griechen von Vorstellungen und Ansichten des Volkes durchdrungen. Kein Volk schuf in solchem Grade original, denn mehr als alle höher gebildeten hatte es seine Cultur aus eigner innrer Kraft gewonnen. So erscheint uns bei den Griechen überall ein eigenthümlicher, naturkräftiger, vielseitiger und wahrhaft organischer Entwicklungszustand der Menschheit.

Das sind die Grundzüge der Humboldt-Wolf'schen Betrachtung, die dann der Erstere noch auf mannigfache Weise in ihre Tiefen verfolgt. Nach Humboldt's Ansicht soll man die Werke der Alten stets mit Hinsicht auf ihre Urheber, auf die ganze Nation, auf die Periode, der sie entstammen, ins Auge fassen. „Nur diese Betrachtungsart", sagt er in den bei Wolf mitgetheilten Bruchstücken, „kann zu wahrer philosophischer Kenntniß des Menschen führen, insofern sie uns nöthigt, den Zustand und die gänzliche Lage einer Nation zu erforschen und alle Seiten davon in ihrem großen Zusammenhange aufzufassen. Das Streben nach einer solchen Kenntniß (da Niemand eigentliche Vollendung derselben hoffen darf) kann man jedem Menschen als Menschen, in verschiedenen Graden der Intension und Extension unentbehrlich nennen, nicht nur dem handelnden, sondern auch dem mit Ideen beschäftigten, dem Historiker im weitesten Sinne des Wortes, dem Philosophen, dem Künstler, auch dem bloß Genießenden. Um von dem Manne im größern praktischen Leben zu reden, wenn er wirklich des höchsten Zweckes aller Moralität, der wachsenden Veredlung des Menschen, eingedenk ist, so wird er durch kein Studium besser belehrt, was er moralisch unternehmen dürfe, und politisch mit Erfolg unternehmen könne; so daß von dieser Seite sein Verstand geleitet wird. Aber auch sein Wille wird dadurch geleitet. Alle Unvollkommenheiten des Menschen lassen sich auf Mißverhältnisse seiner Kräfte zurückführen: indem nun jenes Studium ihm die Totalität zeigt, werden die Unvollkommenheiten gewissermaßen aufgehoben, und es erscheint zugleich die Nothwendigkeit ihres Entstehens und die Möglichkeit ihrer Ausgleichung, wodurch das seither einseitig betrachtete Individuum nach diesem Ueberblick gleichsam in eine höhere Classe versetzt wird."

„Von dem blos genießenden Menschen," fügte Hum-

boldt noch hinzu, „ließe sich eigentlich nichts sagen, da der Eigensinn des Genusses keine Regel annimmt. Aber ich setze mich hier in die Stelle, nicht gerade der edelsten Menschen, aber der Menschen in ihren edelsten Momenten. In diesen nun sind die vollkommensten Freuden diejenigen, welche man durch Selbstbetrachtung und durch Umgang in seinen mannigfachen Abstufungen empfängt. Je höher solche Freuden sind, desto eher sind sie zerstört ohne ein scharfes Auffassen des Seins unserer selbst und Anderer: aber dies ist nicht möglich ohne eindringendes Studium des Menschen überhaupt. Diesen Freuden an die Seite treten billig diejenigen, welche der ästhetische Genuß der Werke der Natur und der Kunst gewährt. Diese wirken vorzüglich durch Erregung der Empfindungen, welche von den äußeren Gestalten, wie von Symbolen, geweckt werden. Je mehr nun lebendige Ansichten möglicher menschlicher Empfindungen uns zu Gebote stehen, desto mehr äußerer Gestalten ist die Seele empfänglich. Selbst der sinnliche Genuß wird vervielfacht, erhöht und verfeinert, indem die Phantasie ihm das reiche Schauspiel seiner möglichen Mannigfaltigkeit nach der Verschiedenheit des Genießenden zugesellt, und indem sie dadurch gleichsam mehrere Individuen in uns vereinigt. Endlich mindert sich durch eine solche Ansicht das Gefühl auch des wirklichen Unglücks. Das Leiden, wie das Laster, ist, näher betrachtet, immer nur partiell; wer das Ganze vor Augen hat, sieht, wie es dort erhebt, wenn es hier niederschlägt."

„Lassen Sie mich jetzt," sagt Humboldt in dem zweiten vorhandenen Bruchstück, „nur einige von den Seiten berühren, wodurch die Griechen sich vor andern Völkern auszeichnen und die die genaueste Kenntniß ihrer Nationalität zu den schönsten Absichten unserer Studien wichtig machen. Ich möchte dahin zuerst den Reichthum an mannigfaltigen Formen rechnen, der sich in ihrer ganzen Cultur zeigte; womit eine

solche Ausbildung des Charakters verbunden ist, wie er in jeder Lage des Menschen da sein kann und da sein sollte, ohne Rücksicht auf individuelle Verschiedenheiten und veränderliche Verhältnisse. Der Mensch, den uns die griechischen Schriftsteller darstellen, ist doch aus lauter zugleich einfachen und großen und, von vielen Gesichtspunkten aus betrachtet, auch schönen Zügen zusammengesetzt. Besonders heilsam muß das Studium eines Charakters, wie der griechische, in einem Zeitalter wirken, wo durch unzählige Umstände die Aufmerksamkeit vielmehr auf Sachen als auf Menschen, mehr auf Massen von Menschen als auf Individuen, mehr auf äußern Werth und Nutzen als auf innern Gehalt und Genuß gerichtet ist, und wo hohe und mannigfache Cultur sehr weit von der ersten Einfachheit abgeführt hat. In solchen Zeiten muß es sehr heilsam sein, auf Nationen zurückzublicken, bei welchen dies alles beinahe gerade umgekehrt war."

Der Grieche in der Zeit, in der wir ihn zuerst vollständiger kennen lernen, stand noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur. Er strebte nur seine persönlichen Kräfte zu entwickeln. Sein ganzes Wesen war um so mehr in Thätigkeit vereint, als er vorzüglich durch Sinnlichkeit afficirt und von dieser am stärksten ergriffen wurde. Diese Sinnlichkeit gab ihm so große innere Beweglichkeit, aber es hing mit ihr auch noch eine andre glückliche Fortentwicklung zusammen. Humboldt beschreibt diese also: „Als die Nation sich noch nicht gänzlich aus dem Zustand der Rohheit herausgeholfen hatte, besaß sie schon ein ungemein feines Gefühl für jedes Schöne der Natur und der Kunst und einen richtigen Geschmack, nicht der Kritik, sondern der Empfindung; und wiederum, als sie schon das männliche Alter überschritten hatte, finden wir bei ihr noch ein treues Aufbewahren jenes ursprünglich einfachen Sinnes. Daher blieb auch immer bei den Griechen die Sorgfalt für die geistige Bildung

ungetrennt von der für die körperliche, und stets von Ideen der Schönheit geleitet. Bewundernswerth ist hier besonders die sehr allgemeine Verbreitung des Gefühls für Schönheit unter der ganzen Nation; und nichts kann für unsere Welt wichtiger sein, als ein Auffassen dieses charakteristischen Zuges. Denn keine Art der Ausbildung ist überhaupt unentbehrlicher als diese, da sie das ganze Wesen zusammenfaßt, und ihm die wahre Politur und den wahren Adel ertheilt; zumal bei uns, wo es eine so große Menge von Richtungen giebt, die geradezu von allem Geschmack und Schönheitsgefühle entfernen müssen.

„In den bessern Zeiten von Athen (und auf diesen Staat müssen wir, als auf den am höchsten gebildeten, auch am meisten zurück kommen) in Athen machte bei einer solchen Sinnesart die freie Verfassung selbst eine so vielseitige Ausbildung nothwendig. Das Volk, vor dem der Staatsmann auftrat, gab nicht blos der Natur und Stärke seiner Gründe nach; es sah auch auf die Form, auf das Organ, auf körperlichen Anstand: so blieb für jenen keine Seite übrig, die er ungestraft vernachlässigen durfte. Allein die Eigenschaften, nach denen er zu streben hatte, bezogen sich alle eigentlich auf rein menschliche und allgemeine Bildung, nicht auf die Cultur besonderer Talente und Kenntnisse. Dieselbigen Vorzüge, die den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmanne. So fuhr er, indem er an den öffentlichen Geschäften Theil nahm, nur fort, sich selbst höher auszubilden.“

Am Schlusse dieses Fragments räth Humboldt noch, nicht bei den Perioden der feinsten griechischen Ausbildung zu verweilen, sondern, gerade im Gegentheil, ganz vorzüglich bei den frühesten Perioden. „Denn in diesen liegen die fruchtbarsten Keime des eigentlich schönen Charakters der Griechen.“ Es sei von da aus um so belehrender zu ver-

folgen, wie er sich nach und nach veränderte und endlich ausartete.

Es war in dieser Zeit sogar Humboldt's ernstlicher Plan — nicht blos diese Hauptandeutungen — sondern geradezu „eine mit ausführlichen historischen Beweisen belegte Schilderung des griechischen Charakters“ zu liefern. Er erwähnt es noch gegen Schiller (27. Nov. 1795), daß er sich dies einmal vorgesetzt hatte. Doch deutet er zugleich an, daß er diesen Gegenstand wegen seines zu großen Umfangs schon so gut wie aufgegeben habe und sich jetzt auf eine Schilderung des dichterischen Geistes der Griechen zu beschränken gedenke, eine Arbeit, die jedoch ebenfalls nicht zur Ausführung kam. Es lag ihm einmal in jenen Jahren wenig daran, das, was er sich klar gemacht hatte, auch andern aufzuhellen. Wir müssen uns daher, in diesem Betreff mit den trefflichen Bruchstücken begnügen, die allerwärts in seinen Schriften zerstreut sind und, als unvergleichliche Winke, hoffentlich dem zukünftigen Darsteller des griechischen Geistes und Lebens nicht verloren gehen werden. Der Geist eines solchen Werks liegt in Humboldt's Andeutungen vorgezeichnet. Diesen erfasse man und dann wird, gestützt auf das was unsere Alterthumsforscher nach dem Erscheinen des Anacharsis ergründet haben, ein Werk zu Tage kommen, wie es Humboldt beabsichtete, selbst zu liefern aber durch andere Strebungen, und vor allem durch die immer vorwärts drängende Richtung seines Geistes auf das Reich der Ideen, abgehalten wurde.

Von den in Humboldt's Schriften zerstreuten Winken über den Geist und die Bedeutung des Griechenthums sei hier nur noch einer herausgehoben, der zwar aus spätrer Zeit herrührt, aber nicht nur alle seine bisher angeführten Alterthumsbetrachtungen, sondern zugleich die politisch-nationalen Ansichten, die wir im vorigen Abschnitt beleuchteten, auf höchst bemerkenswerthe Weise ergänzt. Humboldt unter-

schied nämlich die Ueberlieferungen, deren auch Griechenland von außen theilhaft wurde, von der ganz selbstständigen Weise, in der es sich dieselben zu eigen machte. Gerade in dieser Umbildung des Fremden liegt das Wunderbare seiner Erscheinung — in der „plötzlichen Entwicklung freier und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität." „Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung," setzte er hinzu, „und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, hat mir immer geschienen, daß, da den Griechen alles Große, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals dagewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniß alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit."[9]) Diese Worte finden sich in einer der merkwürdigsten Abhandlungen Humboldt's, und zwar aus dem Jahre 1820. Sie beweisen uns auf's unverkenntlichste, 1) wie sehr seine Anschauung der griechischen Welt mit allen seinen Ansichten und Ueberzeugungen verflochten war, und 2) daß er in seiner spätern, praktischen

---

9) Ges. Werke, I. 20.

Zeit dem Allgemeinen, sei es Gesellschaft, Staat oder Nation, angemessene Zugeständnisse gemacht hatte, ohne damit von dem Mittelpunkt seiner Betrachtung, in der das Leben, die Berechtigung und das Gedeihen der Individualkraft als Zweck alles Seins und aller menschlichen Einrichtungen feststeht, im Geringsten zu weichen. —

In dem Bisherigen haben wir den Kern aller Humboldt'schen Alterthumsbetrachtung und seiner Richtung dahin zusammengefaßt. Ehe wir nun auf die sonstigen Alterthumsbeschäftigungen und dahin einschlagenden Studien und Uebungen Humboldt's den Blick wenden, sei hier nur noch folgenden Bemerkungen Raum vergönnt. Viele werden zu der eben verkündeten Fruchtbarkeit des Studiums der Alten ungläubig den Kopf schütteln, und selbst, wenn wir Humboldt's eigne Ausbildung und die Tüchtigkeit seines Charakters als glänzenden Beleg entgegen halten wollen, doch immer noch einwerfen, dieser habe schon an sich solche Anlagen und Eigenschaften gehabt, auf die jenes Studium leicht bildend und vollendend einwirken konnte. Auf Tausende dagegen werde diese Schule, wie schon die Erfahrung hinlänglich beweise, geringen Erfolg haben. Nun etwas Wahrheit liegt allerdings in dieser Einwendung; doch läßt sich weit mehr für das Gegentheil anführen. Gewiß ist, daß immer eine gewisse Naturanlage, ein Grad von Vorbildung dazu gehört, um aus den Werken der Alten einen wahren Gewinn zu ziehen. Aber eben, weil „die Bäume doch nicht in den Himmel wachsen," ist es um so nöthiger, die Fähigen dringend auf diese höhere Bildungsquelle hinzuweisen, und ihnen bei rechter Zeit den wahren Werth dieser Studien an's Herz zu legen. Endlich ist ja auch zu hoffen, daß, wenn auch nur Wenige einen wahren Gewinn davon ziehen, nur Wenige sich zu allseitigerer Ausbildung anspornen lassen, diese Wenigen, schon

durch ihr bloßes Dasein, eine wohlthätige Rückwirkung auf Andre äußern werden. Dann thut es auch das Studium der Alten nicht allein. Wird einer z. B. körperlich gewandt, blos weil er die Classiker studirt? Wer nicht den Geist der Alten einzusaugen vermag, nicht ihren allseitigen Uebungen nacheifert, mit Einem Worte nicht, in gewissem Sinne, wie Einer der Alten zu leben trachtet, der hat dies Studium, wie so vieles Andre, mehr oder minder vergeblich getrieben. Endlich bedenke man doch, daß ja die unendlich größere Menge ohnehin mehr durch das Leben und Beispiel gefördert wird, als durch Studien. Für sie ist am meisten von den Formen und Einrichtungen zu hoffen, die unmittelbar oder mittelbar in's Leben zurückzurufen griechisch geschulten Geistern gelingen mag.

Denen aber, die die Vorzüge griechischer Bildung überhaupt bestreiten und die Forderung, ihr nachzustreben, nur als eine Ueberschwenglichkeit solcher ansehn, die von der Schönheit und Classicität der aus dem Alterthum erhaltnen Werke hingerissen worden, haben wir eigentlich gar nicht zu erwiedern. Sie mögen immer meinen, unsre besten Köpfe hätten das Alterthum überschätzt. Allerdings dringt namentlich deutscher Geist tiefer in das Reich der Ideen, und gewiß ruht unser Streben auf einem solideren sittlich religiösen Grunde — aber an Allseitigkeit der Kraftentwicklung, an Charakterform und ästhetischer Vollendung der ganzen Menschlichkeit überragt das Griechenthum dennoch alle übrigen, und besonders neueren Nationen in solchem Maße, daß es in dieser Hinsicht, trotz seiner graduellen Beschränktheit, gewiß als fruchtbarstes Vorbild dienen kann. Humboldt selbst überschätzte den Grad griechischer Bildung und Fähigkeit und das Wesen griechischer Einrichtungen keineswegs. Die Saatsformen der alten Welt stellt er an sich gar nicht einmal als Muster für die Neueren auf, und selbst in Kunst

und Dichtung erkennt er den Vorzug der Neuern, in Gehalt und Empfindung, entschieden an; aber im Allgemeinen verehrt er in der Kraftentwicklung jener Völker ein Vorbild, das, in seiner Totalität und Vollendung, am besten geeignet sei, das große Bruchstück moderner Bildung zu ergänzen und diese damit zu vollenden. — Wenn Humboldt sich bei Einzelheiten auch wohl zu allzu unbedingter Werthschätzung hätte verleiten lassen, wen würde dies an dem großen Griechenfreunde verwundern! Die Sprache schon übt manchmal einen verführerischen Reiz. So würden wir z. B. die attische Prosa, deren Einzigkeit und Vollendung kein Kundiger bezweifelt, doch nicht als so vollgültiges Muster hinstellen, wie es Humboldt wiederholt — auch in den Ges. W. I. 108—9 — thut. Denn so vollendet in ihr auch die Scheidung des poetischen und prosaischen Ausdrucks vollzogen sein mag, so dünkt uns doch, daß die Beweglichkeit und süße Geschwätzigkeit der Attiker eines Theils noch immer zu sehr unter dem Einfluß dichterischer Form stand und wie alles Dichterische mehr auf den schönen Schein als den reinen Ausdruck der Wahrheit abzielte, dann aber überhaupt zu sehr von dem Element einer den Athenienseru eigenthümlichen unaufhörlichen Dialektik und, wie Humboldt selbst bemerkt, Sophistik durchdrungen war. Es ist gewiß, daß die Griechen jener Zeit auch in der Prosa die Form über den Inhalt setzten. Daher wir bei aller Bewunderung für die Schönheit dieser Prosa, in ihr doch noch mehr den Beleg finden, was ein Volk, dem die Form so viel und in gewissem Sinne alles gilt, das aber sonst mit allseitigster Kraft und Fertigkeit gerüstet ist, selbst in ungebundner Rede zu erreichen vermag. Es versteht sich, daß wir, wenn von attischen Prosaikern die Rede, den Thucydides nicht speciel mitinbegriffen haben. Dieser steht ganz einzig da und kann in mehrfachem Betracht als derjenige angesehen werden, der den Charakter dieser Prosa zuerst durchbrochen.

Humboldt war es mit der Forderung, die er an die Mitlebenden und Neueren überhaupt stellte, voller Ernst. Er selbst blieb dem Studium der Alten bis an sein Ende treu, und setzte, um das Band ja nicht locker werden zu lassen, jene Uebungen, das Alterthum ins Deutsche zu übertragen, selbst unter den wichtigsten und drängendsten Staatsgeschäften fort. Sogar in den Tagen des Wiener Congresses feilte er an griechischen Chorgesängen, und erfüllte solche Aufgaben gleich der nächsten und nothwendigsten Pflicht. Selten fing er den Tag anders als mit Griechen oder Lateinern an. „Die Alten“ — schrieb er einst an Wolf — „verderben sonst einen Menschen von Grund aus.“ 10)

Mit Wolf pflog er auch einen regelmäßigen Briefwechsel, in welchem nicht nur die Ansicht über das Alterthum und die Encyclopädie der classischen Studien erörtert wurde, sondern alles, was der Eine trieb, auch die Theilnahme des Andern beschäftigte. Urtheile und Rathschläge gingen hin und wieder. Mit regstem Interesse begleitete Humboldt Wolf's Forschungen, und zwar nächst den encyclopädischen vor allen die über Homer, dann die Herausgabe der Homerischen Werke und die projectirte der Platonischen. Humboldt war der Erste, dem Wolf seine homerischen Untersuchungen mittheilte. „Der Gedanke über die Urheber der homerisch genannten Gedichte,“ erwiederte ihm Humboldt schon im Januar 1793, „beschäftigt mich in eben dem Grade mehr, als er dem Horizonte meiner Kenntnisse und Beurtheilung näher liegt.“ Er wolle, fügte er hinzu, jetzt den ganzen Homer hinter einander durchlesen, ohne sich zu präoccupiren, und, als hätte er blos einen solchen Gedanken gehört, auf seine Empfindungen merken. Diese werde er ihm dann en gros sagen. Das Détail könne er erst

---

10) Körte, a. a. O. II. 33.

Wolf's künftigen Détails hinzu oder entgegensetzen. Dies that er, als die Wolf'schen Prolegomena ad Homerum erschienen waren (1795.) Seine Briefe legen, wie uns Körte versichert,[11]) hinreichendes Zeugniß darüber ab. Aus dem, was uns bis jetzt von diesen mitgetheilt worden, geht schon hervor, daß Humboldt zwar die überlieferte Ansicht über den Verfasser der Ilias und Odyssee für erschüttert, die Untersuchung des Gegenstandes aber noch lange nicht für geschlossen ansah. So spricht er sich offen in einem Briefe an Wolf vom 20. September 1796 aus. Kurz zuvor hatte er Voß in Eutin einen Besuch gemacht und auch mit ihm über diesen Gegenstand gesprochen. Voß war gar nicht einig mit Wolf. Er glaubte, daß Homer wohl dennoch geschrieben habe, fand nirgends Fugen und hielt die Arbeit der Verbindung der einzelnen Gesänge für so schwierig, daß er der Meinung war, Wolf habe nur den Homer um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. „Ich hätte mich gern," sagt Humboldt, „mit ihm hierüber tief eingelassen. Allein theils ist es schwer, mit ihm zu streiten, da er so leicht schweigt, ohne überzeugt zu sein, und andern Theils muß ich auch sagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht so darliegt, daß sie sich durchstreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geschrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, sind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch so, daß sie nach individuellen Verschiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der Cardo rei liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verschiedenheiten des Stils, der Sprache u. s. f. sein sollen. Bei diesen, glaube ich, hätten Sie anfangen müssen; jetzt getraue ich mir zwar immer, den

11) Körte, a. a. O. I. 277.

Gegner bestreiten, nie aber ihn besiegen zu können." [12]) Bis zu einem solchen entschiedenen Sieg wird es aber auch schwerlich jemals irgend eine Ansicht über die Verfasser der Homerischen Gedichte bringen, wenn auch das noch als ausgemacht betrachtet werden kann, daß Ilias und Odyssee nicht zu einer Zeit und nicht von einem und demselben Dichter niedergeschrieben worden sind. — Voller Bewunderung äußert sich Humboldt über Wolf's Ausgabe des Homer, ja er heißt sie geradezu ein Ideal von Bearbeitung; man könne hier, meint er, den Ausdruck „Idee," gegen dessen Entweihung Kant so sehr eifere, platonice brauchen. Es sei in jeder Hinsicht ein großes Werk und müsse ein Canon alles Edirens werden. Nun werde es doch einmal einen Autor geben, den man bis auf grammatische Feinheiten hinunter citiren könne, ohne fürchten zu müssen, falsche Lesarten und Fehler statt Zeugen der Wahrheit zu finden. [13]) — Auch Wolf nahm an den Studien und Arbeiten seines verehrten Freundes nach Kräften Theil. So beschäftigte er sich wohl hauptsächlich um dessentwillen mit der Aeschyleischen Orestie und namentlich mit Agamemnon. Daß er von Humboldt auch zu specielleren Forschungen in dem Gebiete der philosophischen Grammatik angeregt worden, läßt sich, auch ohne nähere Belege, fast als gewiß annehmen. An Sinn dafür mangelte es ihm ohnehin nicht. War es doch Wolf, der schon 1788 die deutsche Uebersetzung des bekannten Werks von Harris: Hermes, oder philosophische Untersuchung über die allgemeine Grammatik, mit Anmerkung von seiner Hand begleitet, herausgab!

Es war natürlich, daß ein Mann, wie Humboldt, wenn er sich einmal so gründlich mit dem Studium der Alten beschäftigte, auch zu einzelnen specielleren Forschungen

12) Bei Varnhagen, a. a. O. IV. S. 311—12.
13) S. Körte, a. a. O. I. 276—77.

auf diesem Gebiete veranlaßt werden mußte und zwar hauptsächlich zu solchen, die die allgemeinere Richtung seines Geistes nahe genug berührten. Nun war ihm aber jederzeit nächst dem Forschen über die Natur und die Zwecke des Menschen und neben der Alterthumskenntniß nichts so wichtig als das Studium der Kunst, und zwar hauptsächlich der Dichtkunst, und das Studium der Sprache. So finden wir denn sein besonderes Augenmerk, auch schon in jenen Jahren, auf den Charakter der alten Poesie gerichtet und unter den Gattungen derselben wieder besonders auf die Lyrik. Diese Untersuchungen gingen bei ihm stets Hand in Hand mit der Totalauffassung des antiken Geistes auf der einen und mit ästhetischer Speculation und Kritik und vergleichendem Hinblick auf unsere Nationallitteratur auf der andern Seite. Es war für ihn eine Lieblingsaufgabe deutsche und griechische Sprache wie die Kunst und den Charakter beider Völker unaufhörlich zu parallelisiren. Mit diesem Triebe hingen auch seine Versuche zusammen, Musterstücke des griechischen Dichtergeistes in's Deutsche zu übertragen, indem er damit die Fähigkeit unsrer Sprache, sich bis zu griechischer Beweglichkeit und Kunst emporzuschwingen, gleichsam mit eigner Hand auf die Probe stellte, während ihm die Ueberwältigung solcher Aufgaben zugleich als Mittel diente, das eigne Sprach- und Darstellungsvermögen in immerwährender Uebung zu erhalten und zu immer höherer Vollkommenheit zu bilden.

So ist uns denn auch in Humboldt's Schriften und Briefen eine Reihe der trefflichsten Charakteristiken antiker Anschauungsweise und Kunst erhalten. Wir rechnen hieher besonders seine Einleitungen zu einzelnen Pindarischen Hymnen, die große Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon (1816) und die vielen herrlichen Stellen in seinem sprachphilosophischen Hauptwerk: „Ueber die Verschiedenheit des

menschlichen Sprachbaues" (Einleitung zur Kawi-Sprache, Berlin, 1836.) Ich will nur Einiges hervorheben, z. B. die Darstellung der antiken Begriffe Nemesis und Dike (Einl. z. Agamemnon), die Entwicklung der griechischen Göttergestalten (Ges. W. I. 217—30), und von den vielen unvergleichlichen Charakteristiken griechischer Dichtereigenthümlichkeit oder einzelner Werke nur die des Pindar (Ges. W. I. 297—98. 330—31), des Aeschylos und des Agamemnon insbesondere (in der Einleitung zu diesem), des Lukretius (Ges. W. I. 99—100), endlich folgende Stellen in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 225: über die Griechen, 253: Griechische Litteratur, 255: Römische Prosa, 239—40: über eben diese und über Tacitus, 250: über Aristoteles und Platon. Diese Stellen gehören zu dem Herrlichsten, was je über den Geist der Alten und ihre Sprache oder einzelne Schriftsteller und Werke gesagt worden.

Am meisten jedoch beschäftigten Humboldt die Dichter, vor allem Pindaros und Aeschylos — eine Vorliebe, die wirklich sehr charakteristisch, und in mehr als einem Betracht der zu gleichen ist, die er für Schiller's Dichtweise hegte. Pindar und Aeschylos sind die erhabensten unter den griechischen Dichtern, Schiller ist es unter den neueren. Beide Griechen, und namentlich Pindar, sind vorzugsweise spruchreich; sie mahnen, wie Vorläufer, an jene Mitwirkung der Intellektualität, die in Schiller's Dichtungen eine Art Culminationspunkt erreicht hat. Wie aus Schiller, spricht uns aus diesen Griechen ein sittlicher Adel und die Kräftigkeit eines Charakters an, der, im Bunde mit den übrigen Eigenschaften, die Wirkung ihrer dichterischen Kraft verdoppelt. Für Humboldt hatten jene Dichter auch noch andern Reiz. An ihnen besonders studirte er die alterthümlich kraftvolle Einfachheit der früheren Griechen. Die Fülle von Poesie,

die sich bei diesem Volk nachher in so vielfachen Formen und Gestalten offenbarte, wirkt bei diesen ältern Dichtern noch in zusammengedrängter Kraft, und um so stärker, da außerdem auch die den Griechen überhaupt eigenthümliche Verschmelzung plastischer und musikalischer Elemente vorzugsweis in ihrer Gewalt steht. Ueberhaupt schienen Humboldt die Lyriker und die lyrischen Bestandtheile des Drama am geeignetsten, die Elemente griechischer Kunst und das Charakteristische ihrer Composition aufzufinden. Auch deshalb widmete er nächst Pindarn dem Aeschylos besonderes Studium, weil bei diesem das Lyrische weit unvermittelter dem epischen Bestandtheile der Tragödie zur Seite tritt, statt durch innigere Vereinigung mit diesem das eigentlichst Dramatische hervorzubringen. Humboldt hielt jedoch überhaupt für unumgänglich nothwendig, den Chören der griechischen Dramatik ein besonderes Studium zu widmen, um die lyrische Poesie dieses Volkes in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es schien ihm daher wünschenswerth, daß diese Chorstücke vollständig gesammelt und, von deutschen metrischen Uebersetzungen begleitet, besonders herausgegeben würden. Dann erst werde sich sowohl ihre Verwandtschaft mit der übrigen Lyrik wie ihre Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit überschauen lassen, während sie jetzt nur zerstreut und mit einer auf das ganze Stück, dem sie einverleibt sind, getheilten Aufmerksamkeit gelesen zu werden pflegen. Humboldt hatte den Plan, mit der Zeit selbst einmal eine solche Sammlung zu veranstalten. Er spricht davon in der Einleitung, die er im J. 1793 der Uebersetzung eines Chors aus Aeschylos' Eumeniden voranstellte, von welcher gleich nachher die Rede sein wird. Der Plan war jedoch schon damals auf spätre Zeit hinausgeschoben und kam dann gar nicht zur Ausführung. Doch verdanken wir dem Interesse, das Humboldt gerade für diesen Theil der griechischen

Dichtkunst hatte, nicht nur die Uebertragung einzelner Stücke, die er zur Probe unternahm, sondern vielleicht sogar sein Hauptwerk in dieser Hinsicht, die Uebersetzung des ganzen Aeschyleischen Agamemnon. Denn in diesem wunderbar großartigen Stücke ragen wieder die prachtvollen Chöre über alles Andre empor.

Es gibt kein sichereres Mittel, sich ganz in den Geist eines Volkes oder seiner Sprache und Kunst zu senken, als der eigne und immer fortgesetzte Versuch, dessen Schriftsteller und namentlich Dichter, mit möglichster Treue in die Muttersprache zu übertragen. Humboldt lag diese Aufgabe nahe genug. Wir bemerkten schon, daß er daran zugleich die Verwandtschaft unserer Sprache und ihre Fähigkeit erproben und sein eignes Sprachvermögen in steter Uebung erhalten wollte. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß er auch seine eigne dichterische Mitgift daran erprobte. Denn war er auch nicht im Besitze eigentlich produktiver Dichterkraft, so loderte doch in ihm, wie mehr oder minder in jedem höher und allseitiger begabten Menschen, und nothwendig in jedem ächten Kritiker, eine eigne poetische Flamme, und zwar in ihm eine solche, die, fast zunehmend mit den Jahren, sich auch in selbstständigen lyrischen und elegischen Ergüssen Luft machte. Pindar und Aeschylos waren von den Griechen die seiner eigenen poetischen Stimmung wahlverwandtesten Geister. Auch das erklärt uns die Hingebung und Mühe, die er gerade diesen schwersten griechischen Classikern zuwendete. — Mit Pindar machte er gleich den Anfang. Wir haben früher gelesen, mit wieviel Selbstprüfung er an die ersten Versuche ging, wie er Schillern um seine Meinung ersuchte, und um zwei Stimmen zu haben, die zusammen das Urtheil ziemlich erschöpfen konnten, ohne Zweifel auch die Wolfische einholte, wie er es später auch bei den ersten Versuchen am Agamemnon thut. Bei

den Forderungen, die er an den Uebersetzer stellte, war es auch keine Kleinigkeit, sich gleich an solche Dichter zu wagen, zu einer Zeit, wo die Uebersetzungskunst unter den Deutschen in der ersten Entwicklung begriffen war, die Zeitmessung unsrer Sprache noch so sehr im Argen lag und endlich unsre Sprache selbst zu solcher Schmiegsamkeit noch gar nicht herangebildet war. Selbst Voß, der große Meister, hatte damals noch am Homer genug zu thun, und wagte sich erst viel später an schwerere Dichter. Bedenken wir dann, wie wenig vor den Arbeiten eines Hermann und Böckh, in Betreff der bei Pindar und Aeschylos so wichtigen Silbenmaße festgestellt und wie sehr damals noch der Text dieser Dichter in dieser Hinsicht und überhaupt verwahrlost war, so können wir Humboldt's Wagstück nicht genug bewundern. Er mußte Schritt vor Schritt die Bahn öffnen, die Gesetze finden; der Versuch mußte, wenn er gelang, für die nachherigen Forscher in diesem Gebiete eine wichtige Anregung und nach den Voß'schen Arbeiten gewiß die wichtigste werden. Es gelang Humboldt auch wirklich, in so weit es bisher überhaupt möglich war, den Pindar zu bewältigen. Denn ganz ist er es allerdings noch von keinem Uebersetzer. Die meisten Versuche fielen immer noch zu steif aus, oder sie verwässerten den Dichter. Es giebt sogar neuere Arbeiten, die, ohne Mithülfe des Urterts, gar nicht zu genießen sind. Von frühern Versuchen sind auch die einzelnen Herder-schen keineswegs zu verachten. Sie sind zwar eher Umdichtungen, als Uebersetzungen, aber dennoch wegen ihrer poetischen Frische und Klarheit verdienstlich. Doch fehlt dem Rhythmus der Schwung und die Kraft; der Uebersetzer ist auch von dem Versmaß des Originals ganz abgewichen und hat die strophische Abtheilung ganz verwischt. Humboldt's Uebersetzungen sind noch bis heute fast die einzigen, die, wie ein Mann vom Fach, sich erst kürzlich ausdrückte,

Dichtkunst hatte, nicht nur die Uebertragung einzelner Stücke, die er zur Probe unternahm, sondern vielleicht sogar sein Hauptwerk in dieser Hinsicht, die Uebersetzung des ganzen Aeschyleischen Agamemnon. Denn in diesem wunderbar großartigen Stücke ragen wieder die prachtvollen Chöre über alles Andre empor.

Es gibt kein sichereres Mittel, sich ganz in den Geist eines Volkes oder seiner Sprache und Kunst zu senken, als der eigne und immer fortgesetzte Versuch, dessen Schriftsteller und namentlich Dichter, mit möglichster Treue in die Muttersprache zu übertragen. Humboldt lag diese Aufgabe nahe genug. Wir bemerkten schon, daß er daran zugleich die Verwandtschaft unserer Sprache und ihre Fähigkeit erproben und sein eignes Sprachvermögen in steter Uebung erhalten wollte. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß er auch seine eigne dichterische Mitgift daran erprobte. Denn war er auch nicht im Besitze eigentlich produktiver Dichterkraft, so loderte doch in ihm, wie mehr oder minder in jedem höher und allseitiger begabten Menschen, und nothwendig in jedem ächten Kritiker, eine eigne poetische Flamme, und zwar in ihm eine solche, die, fast zunehmend mit den Jahren, sich auch in selbstständigen lyrischen und elegischen Ergüssen Luft machte. Pindar und Aeschylos waren von den Griechen die seiner eigenen poetischen Stimmung wahlverwandtesten Geister. Auch das erklärt uns die Hingebung und Mühe, die er gerade diesen schwersten griechischen Classikern zuwendete. — Mit Pindar machte er gleich den Anfang. Wir haben früher gelesen, mit wieviel Selbstprüfung er an die ersten Versuche ging, wie er Schillern um seine Meinung ersuchte, und um zwei Stimmen zu haben, die zusammen das Urtheil ziemlich erschöpfen konnten, ohne Zweifel auch die Wolfische einholte, wie er es später auch bei den ersten Versuchen am Agamemnon thut. Bei

den Forderungen, die er an den Uebersetzer stellte, war es auch keine Kleinigkeit, sich gleich an solche Dichter zu wagen, zu einer Zeit, wo die Uebersetzungskunst unter den Deutschen in der ersten Entwicklung begriffen war, die Zeitmessung unsrer Sprache noch so sehr im Argen lag und endlich unsre Sprache selbst zu solcher Schmiegsamkeit noch gar nicht herangebildet war. Selbst Voß, der große Meister, hatte damals noch am Homer genug zu thun, und wagte sich erst viel später an schwerere Dichter. Bedenken wir dann, wie wenig vor den Arbeiten eines Hermann und Böckh, in Betreff der bei Pindar und Aeschylos so wichtigen Silbenmaße festgestellt und wie sehr damals noch der Text dieser Dichter in dieser Hinsicht und überhaupt verwahrlost war, so können wir Humboldt's Wagstück nicht genug bewundern. Er mußte Schritt vor Schritt die Bahn öffnen, die Gesetze finden; der Versuch mußte, wenn er gelang, für die nachherigen Forscher in diesem Gebiete eine wichtige Anregung und nach den Voß'schen Arbeiten gewiß die wichtigste werden. Es gelang Humboldt auch wirklich, in so weit es bisher überhaupt möglich war, den Pindar zu bewältigen. Denn ganz ist er es allerdings noch von keinem Uebersetzer. Die meisten Versuche fielen immer noch zu steif aus, oder sie verwässerten den Dichter. Es giebt sogar neuere Arbeiten, die, ohne Mithülfe des Urterts, gar nicht zu genießen sind. Von frühern Versuchen sind auch die einzelnen Herder'schen keineswegs zu verachten. Sie sind zwar eher Umdichtungen, als Uebersetzungen, aber dennoch wegen ihrer poetischen Frische und Klarheit verdienstlich. Doch fehlt dem Rhythmus der Schwung und die Kraft; der Uebersetzer ist auch von dem Versmaß des Originals ganz abgewichen und hat die strophische Abtheilung ganz verwischt. Humboldt's Uebersetzungen sind noch bis heute fast die einzigen, die, wie ein Mann vom Fach, sich erst kürzlich ausdrückte,

macht Humboldt Forderungen, die zu befriedigen Manchem ganz unmöglich scheinen wird. Man müsse, sagt er, bei jeder Beurtheilung einer Uebersetzung zuerst davon ausgehen, daß das Uebersetzen an sich eine unlösbare Aufgabe sei, da die verschiedenen Sprachen nicht Synonyme auf gleiche Weise gebildeter Begriffe seien. Nur von demjenigen, der dies richtig verstehe, und davon durchdrungen sei, lasse sich eine gute Uebersetzung erwarten. „Jede Uebersetzung," fährt er fort, „kann nur eine Annäherung, nicht blos an die Schönheit, sondern auch an den Sinn des Originals sein. Für den, der die Sprache nicht weiß, bleibt sie nur das; demjenigen aber, der die Sprache kennt, muß sie mehr leisten. Er muß nämlich bei einer guten Uebersetzung zu erkennen im Stande sein, welches Wort im Text steht." (Ges. W. I. 136.) Aber nicht blos der Ausdruck soll mit dieser Treue wiedergegeben werden, sondern eben so der Rhythmus und das Silbenmaß des Originals. Eine Uebersetzung, die nicht auch dies erstrebt, giebt keinen vollständigen Begriff von dem Charakter der Urschrift, und namentlich eines Kunstwerks. Selbst bei Uebersetzungen indischer Lehrgedichte, wo es hinreichend scheinen könnte, nur den Inhalt mit möglichster Genauigkeit Wort für Wort wiederzugeben — da die Form an sich doch meist nicht von so großem Werthe ist — gab Humboldt dennoch die metrische Nachbildung nicht auf. Er würde zwar, sagt er selbst bei einer solchen Veranlassung, hier um der Genauigkeit des Ausdrucks Willen gänzlich auf das Metrum Verzicht geleistet haben, aber eine metrische, selbst weniger gelungene Uebersetzung gewähre doch immer einen anschaulicheren Begriff von dem Originale. Sie könne auch in unserer Sprache gerade an Treue gewinnen. „Der Uebersetzer wird durch den Rhythmus in eine, dem Original ähnliche Stimmung versetzt, die bindenden Gesetze der Silbenzahl und Silben-

länge machen schleppende prosaische Umschreibungen unmöglich, und schneiden die sonst leicht zu weit gehende Unschlüssigkeit über die Wahl der Ausdrücke auf eine wohlthätige Weise ab." (Ges. W. I. 35.) Am umfassendsten sprach sich Humboldt in der Einleitung zur Uebersetzung des Agamemnon über diesen Gegenstand aus, und hier vergaß er auch nicht des ersten Begründers dieser Principien mit gebührender Verehrung zu gedenken. Alle Werke von großer Originalität, sagt er, seien eigentlich unübersetzbar, wie viel mehr noch ein Werk von so eigenthümlicher Natur, wie der Agamemnon. Sehe man von den Ausdrücken ab, die bloß körperliche Gegenstände bezeichnen, so sei schon kein Wort einer Sprache vollkommen einem in der andern gleich. Jede Sprache drücke den Begriff etwas anders, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus. Daher biete jede Uebertragung nothwendig Verschiedenheit dar. Vergleiche man die besten, treuesten Uebersetzungen, so erstaune man, welche Verschiedenheit selbst da vorhanden sei, wo man Gleichheit und Einerleiheit zu erhalten suchte. Eine Uebersetzung werde sogar abweichender, je mühsamer sie nach Treue strebe; gerade weil sie jede feine Eigenthümlichkeit nachzuahmen trachte, und jeder Eigenthümlichkeit doch nur eine verschiedene gegenüberzustellen vermöge. „Dies darf indeß," fährt Humboldt fort, „vom Uebersetzen nicht abschrecken. Das Uebersetzen, und gerade der Dichter, ist vielmehr eine der nothwendigsten Arbeiten in einer Litteratur, theils um den nicht Sprachkundigen ihnen sonst ganz unbekannt bleibende Formen der Kunst und der Menschheit, wodurch jede Nation immer bedeutend gewinnt, zuzuführen, theils aber, und vorzüglich, zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache. Denn es ist die wunderbare Eigenschaft der Sprachen, daß

alle erst zu dem gewöhnlichen Gebrauche des Lebens hinreichen, dann aber durch den Geist der Nation, die sie bearbeitet, bis ins Unendliche hin zu einem höheren, und immer mannigfaltigeren gesteigert werden können. Es ist nicht zu kühn zu behaupten, daß in jeder, auch in den Mundarten sehr roher Völker, die wir nur nicht genug kennen, sich Alles, das Höchste und Tiefste, Stärkste und Zarteste ausdrücken läßt. Allein diese Töne schlummern, wie in einem ungespielten Instrument, bis die Nation sie hervorzulocken versteht. Alle Sprachformen sind Symbole. Diesen Symbolen kann ein höherer, tieferer, zarterer Sinn untergelegt werden, was nur dadurch geschieht, daß man sie in solchem denkt, ausspricht, empfängt und wiedergiebt, und so wird die Sprache, ohne eigentlich merkbare Veränderung, zu einem höheren Sinne gesteigert, zu einem mannigfaltiger sich darstellenden ausgedehnt. Wie sich aber der Sinn der Sprache erweitert, so erweitert sich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dies Beispiel anzuführen, nicht die deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die griechischen Silbenmaße nachahmt, und wie vieles hat sich nicht in der Nation, gar nicht blos in dem gelehrten Theile derselben, sondern in ihrer Masse, bis auf Frauen und Kinder, verbreitet, dadurch entwickelt, daß die Griechen in ächter und unverstellter Form wirklich zur Nationallektüre geworden sind? Es ist nicht zu sagen, wieviel Verdienst um die deutsche Nation durch die erste gelungne Behandlung der antiken Silbenmaße Klopstock, wie noch weit mehr Voß gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klassische Alterthum in die deutsche Sprache eingeführt hat. Eine mächtigere und wohlthätigere Einwirkung auf die Nationalbildung ist in einer schon hoch cultivirten Zeit kaum denkbar, und sie gehört ihm allein an. Denn er hat, was nur durch diese mit dem Talente

verbundene Beharrlichkeit des Charakters möglich war, die denselben Gegenstand unermüdet von neuem bearbeitete, die feste, wenn gleich allerdings noch der Verbesserung fähige Form erfunden, in der nun, so lange deutsch gesprochen wird, allein die Alten deutsch wieder gegeben werden können, und wer eine wahre Form erschafft, der ist der Dauer seiner Arbeit gewiß, da hingegen auch das genialischte Werk, als einzelne Erscheinung, ohne eine solche Form, ohne Folgen für das Fortgehen auf demselben Wege bleibt. Soll aber das Uebersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht, oder was sie doch anders besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue. Diese Treue muß auf den wahren Charakter des Originals, nicht mit Verlassung jenes, auf seine Zufälligkeiten gerichtet sein, so wie überhaupt jede gute Uebersetzung von einfacher und anspruchloser Liebe zum Original, und daraus entspringendem Studium ausgehen, und in sie zurückkehren muß. Mit dieser Ansicht ist freilich nothwendig verbunden, daß die Uebersetzung eine gewisse Farbe der Fremdheit an sich trägt, aber die Grenze, wo dies ein nicht abzuleugnender Fehler wird, ist hier sehr leicht zu ziehen. Solange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, daß er seinem Original nicht gewachsen ist." Wenn man dagegen aus ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen auch das Fremde vermeiden wolle, so zerstöre man alles Uebersetzen, und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation. Daher komme es, daß durch die französischen Uebersetzungen auch nicht das Mindeste des antiken Geistes von den Werken der Alten auf die Nation übergegangen, ja auch nicht einmal das nationelle Verstehen derselben — denn von einzelnen Gelehrten ist hier

nicht die Rede — dadurch im Geringsten gefördert worden sei. Der wahre Uebersetzer müsse sich möglichst schlicht an den Ausdruck des Textes halten. Das Unvermögen, die eigenthümlichen Schönheiten des Originals zu erreichen, führe gar zu leicht dahin, ihm fremden Schmuck zu leihen, woraus im Ganzen eine abweichende Farbe, und ein verschiedener Ton entsteht. Vor Undeutschheit und Dunkelheit habe man sich zu hüten, allein in dieser letztern Rücksicht müsse man keine ungerechten, und höhere Vorzüge verhindernde Forderungen machen. Eine Uebersetzung kann und soll kein Commentar sein. Sie darf sogar Dunkelheiten enthalten, wo sie im Original liegen. Da Klarheit hineinzutragen, heiße den Charakter der Urschrift verstellen. Man muß sich nothwendig in die Stimmung des Dichters, seines Zeitalters und der von ihm redend eingeführten Personen hineindenken; dann tritt oft eine hohe Klarheit an die Stelle der Dunkelheit. Einen Theil dieser Aufmerksamkeit muß man auch der Uebersetzung schenken, und nicht verlangen, daß das, was in der Ursprache riesenhaft und ungewöhnlich ist, in der Uebertragung leicht und augenblicklich faßlich sein solle. Immer aber bleiben Leichtigkeit und Klarheit Vorzüge, die ein Uebersetzer am schwersten, und nie durch Mühe erringt, sondern meist nur einer ersten glücklichen Eingebung verdankt. — Die reine und richtige Nachbildung des Versmaßes ist, nach Humboldt's Ausdruck, die Grundlage jeder anderen Schönheit. Kein Uebersetzer könne in der Sorgfalt dafür zu weit gehen. Der Rhythmus, wie er in den griechischen Dichtern, vorzüglich den dramatischen, waltet, ist eine Welt für sich, auch abgesondert vom Gedanken, und von der von Melodie begleiteten Musik. „Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemüthes dar, ehe es sich in Worte ergießt, oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist.“ Die Griechen sind das einzige Volk, dem

wahrhafter Rhythmus eigen war, und dies ist, nach Humboldt's Erachten, das, was sie am schärfsten charakterisirt. Was wir davon bei andern Nationen antreffen, sei nur ein schwacher Nachhall. Durch die Fähigkeit einer Sprache aber zu rhythmischer Vollendung werde zugleich das intellektuelle, ja sogar das moralische und politische Schicksal der Nation in hohem Grade bestimmt. „Hierin war den Griechen das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will. Die deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen.“ Denn er ist der Erhöhung fähig; und deßhalb dürfe der Uebersetzer, auch wenn er auf Seiten der Natürlichkeit gewinnen könne, sich doch keine rhythmischen Freiheiten erlauben. Nur so wandle er auf einer Bahn, auf der er hoffen könne, glücklichere Nachfolger zu haben. „Denn Uebersetzungen sind doch mehr Arbeiten, welche den Zustand der Sprache in einem gegebenen Zeitpunkt, wie an einem bleibenden Maßstab, prüfen, bestimmen, und auf ihn einwirken sollen, und die immer von neuem wiederholt werden müssen — als dauernde Werke.“

Zu so vollendeter Schärfe führte Humboldt die Theorie der Uebersetzungskunst, so selbstständig und eigenthümlich entwickelte er die Principien, die allerdings J. H. Voß zuerst begründet hat und die mit dessen Ansicht auch im Wesentlichen ganz übereinstimmen. Eben so scharf sind die Sätze, die Humboldt (in derselben Einleitung) über die Behandlung der Silbenmaße und die deutsche Zeitmessung, auch hier auf Voß'ens Wege eigenthümlich fortschreitend, aufstellt. Diese Grundsätze sind zum Theil strenger, und auch richtiger als die von Voß. Ueberhaupt huldigte er

keineswegs unbedingt den Maximen desselben, namentlich in der Praxis. So räumte er z. B. Vieles ein, was A. W. Schlegel in seiner bekannten Recension des Voß'schen Homer rügte. Manches war ihm aus der Seele geschrieben. Aber vieles hielt er auch wieder für übertrieben und den Ton, den sich der junge Recensent gegen einen Voß erlaubte, hie und da für muthwillig.[16]) Humboldt selbst tadelte viel an dem, was sich Voß, als Uebersetzer, in Behandlung der deutschen Sprache herausnahm, wie auch die großen Härten in seinen eignen Gedichten. So las er, wie er an Schiller schreibt (14. Sept. 1795), einige Gesänge der Voß'schen Odyssee einmal nur in Rücksicht auf Sprachneuerungen durch. Für jedes Capitel der Grammatik, sagt er, könne man Abweichungen von der Regel darin finden. Sprachverbesserungen seien gewiß unentbehrlich, aber man müsse die rechte Grenze im Neuern zu finden wissen. Das habe ihn veranlaßt, jetzt selbst viel über diese Grenzen nachzudenken. Man müsse, davon sei er überzeugt, besonders auf die Eigenthümlichkeit der Sprache, die man vor sich habe, achten. Der Uebersetzer müsse daher am sparsamsten mit Sprachverbesserungen sein, da er seine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, sondern nach einer bestimmten anderen Sprache umändere. Es würde daher, nach seiner Meinung, zuvörderst nothwendig sein, die Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Sprache so genau und zugleich so ausführlich anzugeben, daß es möglich würde, darnach einzelne empirische Regeln für die Sprachverbesserung herzuleiten. Er selbst aber sehe noch nicht ein, wie dahin zu gelangen sei. Ehe man aber dahin gekommen, würden diejenigen, die für und wider Voß streiten, allerdings „bald beide Recht, bald Unrecht

16) Brief an Wolf, vom 20. Sept. 1796. Bei Varnhagen, a. a. O. IV. 313.

haben." — So sehr Humboldt im Allgemeinen den Voß'schen Principien der Uebersetzungskunst beistimmte, so hielt er die Art, wie dieser sie selbst anwendete, und die ganze Manier seines Uebersetzens durchaus nicht für eine vollgültig musterhafte. Diese Manier hat zu wenig Geschmeidigkeit, sie behandelt alles beinahe über einen Leisten, und verräth oft zu wenig Kunstsinn. In dieser Hinsicht hat z. B. A. W. Schlegel den großen Vorgänger wirklich übertroffen. Ja Humboldt rühmte wegen ähnlicher Vorzüge auch eine Göthe'sche Uebertragung des Homerischen Hymnus an Apollo (in Schiller's Horen von 1795 befindlich) [17]) an welcher sonst in Rücksicht auf Rhythmus und Versbau Manches auszusetzen war. „Göthe's Hymnus," schreibt er an Schiller (30. Okt. 1795), „ist stellenweise sehr schön übersetzt, und es ist artig, eine von der Voß'schen so ganz abgehende Manier zu sehen." Humboldt's eigne Arbeiten sind ganz frei von der doch wieder beschränkten und etwas gewaltthätigen Behandlungsart, in welche der geniale Begründer der Uebersetzungskunst sich von Jahr zu Jahr mehr einspann, der darin wieder recht die Schranken der menschlichen Natur Kund gab: im Besitz der vollkommensten Principien, und von dem eifrigsten Streben beseelt, vermochte er doch nicht das Vollendete zu leisten. So konnten es ihm die ausgezeichnetsten seiner Nachfolger in größerer Beweglichkeit, natürlicherer Deutschheit und einer dem Genius der Urschriften treueren und selbst genialeren Behandlung zuvor thun. Welche Mühe und wie viel Nachdenken aber Humboldt daran wendete, in der Theorie und Anwendung zu solcher Musterhaftigkeit durchzudringen, dafür werden wir noch später beim Agamemnon einen glänzenden Beleg anführen. Hätte er sich nicht gerade die schwierigsten Auf-

---

17) Warum fehlt sie noch immer in Göthe's Werken?

gaben gesetzt, so würde er gewiß das Höchste, was zu seiner Zeit möglich war, gegeben haben. Aber auch so gehört das, was er gegeben, zu dem Werthvollsten und Bedeutendsten, was Deutschland in diesem Gebiete geleistet hat.

Schon das Studium der griechischen Sprache fesselte Humboldt mit unversiegbarem Reiz. Sie erschien ihm als die vollendetste aller Sprachen, als eine Art Ideal. Den Griechen, sagt er in einem Sonette, entbrannte des Geistes heilige Flamme „tonreich, wie keinem andern Volk hienieden". Daß sich die geschichtlichen Ueberlieferungen in dem glücklichen Geist dieses Volks von selbst zum Stoffe der Kunst gestalteten, hielt er hauptsächlich für eine Wirkung der in ihrem ersten Ursprung dichterischen Sprache, die als schöne Form jede Materie sich unterwerfe. Von einer andern Seite preist er sie in einer Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen (1822): „In dem künstlichen Periodenbau dieser Sprache," sagt er da, „bildet die Stellung der grammatischen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes das die Wirkung der Ideen verstärkt und in sich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ungefähr ebenso, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Gestalten selbst, aus den bloßen Umrissen ihrer Gruppen wohlthätige Formen hervorgehen. In der Sprache aber ist dies nicht blos eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt."

Das Studium dieser Sprache war es auch, was ihn recht eigentlich zur philosophischen Ergründung der Gram-

matik und der Natur und Entstehung der Sprache überhaupt leitete. Schon am 20. Nov. 1795 schreibt er Schillern: „Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten." Es war auch in jeder Hinsicht auf diesem Gebiete so gut wie nichts vorgearbeitet. Den Sprachforschern früherer Zeit fehlte der spekulative Sinn und von den ältern Philosophen hatten wenige die Sprache auch nur berührt. Und auch diese, ein Locke, Leibnitz, die Sensualisten Condillac, Harris und Lambert — wie wenig Haltbares hatten sie zu Tage gefördert! Humboldt, dessen Nachdenken so tief auf den Zusammenhang des Sinnlichen und Nichtsinnlichen gerichtet war, und der damit einen solchen Sinn für alles Sprachliche verband, mußte bald erkennen, daß in der Sprache eine konkrete Einheit jener Faktoren gegeben sei; das Studium des Gegenstandes mußte ihn nothwendig immer mehr anreizen; er mußte sich in das ganze Gebiet der positiven und vergleichenden Sprachkunde versenken, um in seinem höhern Alter selbst der Schöpfer der Philosophie der Sprache zu werden.

Zum Schluß hätten wir nur noch den Gewinn anzudeuten, den Humboldt aus dem Studium des Alterthums für seine ästhetische Ausbildung zog. Doch nur anzudeuten, denn die Darstellung der ästhetischen Richtung, die er durch die bisherigen Studien und durch stete Vergleichung der Alten und Neuern gewonnen hatte, gehört dem folgenden Buche an. Das Studium der Alten wirkte um so fruchtbarer auf seine Kunsteinsicht, weil er dabei stets auch die deutsche Sprache und Litteratur mit im Auge behielt. Es war ihm wie angeboren, beide unablässig mit einander zu vergleichen. In

der deutschen Sprache, die er so innig liebte und verehrte, sah er jederzeit das dem Griechischen verwandteste Idiom, ja selbst die Bürgschaft einer großen nationalen Zukunft. Ein Söhnlein, das ihm im Jan. 1800 mitten in Spanien geboren wurde, preist er in einem dichterischen Zuruf, schon in der Wiege glücklich, daß ihm das Geschick durch die Geburt befähigt habe, die Höhen und Tiefen der Menschheit gründlicher zu durchschauen.

„Denn die Sprache Teutonien's ist's, die, geschmeidiger Bildung,
„Einst dir des ahnenden Geists Erstlingsgedanken erschließt;
„Sie, die von eigenem Stamm entsprossen, und kräftig und edel,
„Näher des Griechen Flug rauschende Fittige schwingt.
„Wenig wird noch erkannt das Volk, das still und bescheiden,
„Aber tieferen Ernsts kühnere Bahnen sich bricht;
„Doch sie kommt die vergeltende Zeit, schon winkt sie nicht fern mehr,
„Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.
„Nicht mit Waffen wird es, nicht kämpfen in blutigen Kriegen,
„Sichrer herrschet durchs Wort, edler sein schaffender Geist.
„Wie in den Tagen des Herbsts die Sonne, von Nebel umschleiert,
„Durch den verhüllenden Flor einzelne Strahlen erst schießt;
„Aber kräftiger bald zertheilt sie die fliehenden Wolken,
„Und auf die freudige Flur gießt sie das flammende Licht." 18)

So war er auch unablässig bemüht, nicht blos den Charakter der griechischen Kunst, sondern zugleich das Wesen der neuern Dichtung, und besonders der deutschen, zu erfassen. Je mehr die Alten seine ästhetische Einsicht förderten, je weniger übersah er das großartige Streben seiner Landsleute. Jetzt nun, da er durch seine Studien so gekräftigt war, führte ihn das Geschick unmittelbar an die Seite jener Dichter, die, im Begriff, durch Wettkampf mit den Alten sich dem Kunstideal zu nähern und die angeborne Fähigkeit durch theoretische Einsicht zu vollenden, eines Genossen kaum

18) Ges. W. I. 382.

entbehren konnten, welcher die Kenntniß der Alten vom Grund aus geschöpft hatte und nicht schon von vornherein in modernen Vorstellungen befangen war. Wie oft hatte Humboldt an andern Zeitgenossen, an Herder, Woltmann, selbst an A. W. Schlegel eine moderne und oberflächliche Auffassung des Antiken zu rügen! An Göthe's und Schiller's Seite gehörte ein Geist, der eben so viel Kenntniß jener Vorwelt als Mitgefühl für die neuere Kunst, eben so selbstständige Bildung als Hingebung an die edelsten Bestrebungen Andrer besaß. Da Lessing todt war, genügte kein Anderer als Humboldt. Er allein griff mit ganzer Seele in das Streben dieser Männer ein; er förderte sie durch Kritik und Spekulation. Im Bunde dieser Drei wurde, theils durch tiefere Ergründung der Natur der menschlichen Einbildungskraft und der möglichen Wirkungen auf diese, hauptsächlich aber durch vergleichende Kritik der antiken und modernen Dichtung, unsre neuere Philosophie der Kunst begründet.



Drittes Buch.

Innigster Verkehr mit Schiller und Göthe und Theilnahme an ihrem Wirken.

1794 bis 1798.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen,
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend strömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wann zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundschaftsnähe mir das Schicksal rückte,
Da Bande, von der Liebe süß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

Mit solcher Begeisterung feiert Humboldt noch in späten Jahren das Andenken an jene herrliche Zeit, die er, umgeben von häuslichen Freuden und der Alles mitempfindenden Gefährtin, meisten Theils zu Jena, in der unmittelbaren Nähe unsrer großen Dichter und im ununterbrochnen Ideentausch mit ihnen zubrachte. Das Sonett führt die Ueberschrift: „Morgen des Glückes" (Ges. W. II. 364). Es bezieht sich zum Theil schon auf die Periode, die im vorigen Buch an uns vorübergegangen, mehr aber noch und allseitiger auf die, in welche wir jetzt eintreten, wo der Umgang mit Schiller ganz innig wird und der mit Göthe sich dazu gesellt, wo unser

Freund an dem Wirken dieser Männer den vertrautesten und ehrendsten Antheil nehmen durfte und dadurch eines der wichtigsten Glieder jener Weimar-Jenaischen Epoche wurde, d. h. jenes denkwürdigen Zusammenlebens so vieler bedeutenden Geister auf dem engen Raume von ein paar kleinen Städten, das den Mittagsglanz unsrer Dichtung und die schöne Jugendzeit unsrer Wissenschaft in sich faßt. Weimar war der Vereinigungspunkt unsrer classischen Poesie — auch Schiller nahm endlich da seinen Wohnsitz, und hier war es, wo er vom Wallenstein ab jene Reihe Meisterwerke schuf, die ihn uns Allen und namentlich unsrer Bühne so unvergeßlich machen. Als Humboldt 1794 nach Jena ging, lebte Schiller noch als Professor an dieser Universität, zwar als Lehrer wenig thätig, aber in sich desto ergriffener von dem philosophischen Geiste, der an diesem Orte damals seine Stätte gefunden hatte. Zunächst war es der Geist des großen Königsbergers, der dort den mächtigsten Einfluß erlangt hatte: von hier breitete er sich, wie von einem Mittelpunkt, weithin über Deutschland aus. Bald aber wurde das Kant'sche System von neuen Richtungen, die aus seinem Schooße emporstiegen, zurückgedrängt, und an demselben Orte, wo es eine Zeit lang die alleinige Herrschaft gehabt hatte, erlebten Fichte's System und die Naturphilosophie ihre Geburtswehen, ja auch Hegel begann wenige Zeit nachher da seine Laufbahn. Wie Weimar, steht auch Jena, in seiner Art einzig da, und wenn ihm in mancher das spätere Berlin verglichen werden kann, so stellt sich doch gerade in diesem Vergleich die wesentliche Unterschiedenheit zu Tage. Jena erscheint uns im Gegensatz zu der Capitale des deutschen Nordens wie der Jüngling gegenüber dem Manne. Es repräsentirt das jugendliche Alter des deutschen Denkens mit allen seinen Mängeln und Vorzügen, während an der späteren Schöpfung schon das gereiftere Wesen der Forschung und Wissenschaft, freilich aber auch ihre Ueberreife und

Blasirtheit, und namentlich eine weit größere Uniformität der Richtung unverkennbar ist. In der Musenstadt an der Saale gährten die verschiedensten Bestrebungen und Ideen neben einander, alle Grundrichtungen des spekulativen Geistes waren vertreten; während der spätere Centralpunkt — mit Ausnahme etwa der ersten Jahre nach der Stiftung der Hochschule — so vielseitig nicht war und sich meist noch mehr für den Mittelpunkt ausgab als er es in der Wirklichkeit sein konnte. Wie hoch man aber auch die Bedeutung des letzteren Ortes für die spätere Zeit anschlagen möge, so bleibt doch unbestritten, daß dieser nur an die Stelle des früheren getreten ist, dabei aber jenen Reiz des frischen Blühens und Werdens der Wissenschaft entbehren muß, ohne seinerseits durch eine genugsam befriedigende Erhebung der Spekulation diesen Mangel schon zu ersetzen. — Hiezu kam noch, daß die philosophische Bewegung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit der Vollendung unsrer classischen Dichtung parallel ging, und schon mit dieser, ungleich mehr aber mit der neu auftauchenden romantischen Schule — die schon den Rückgang von jener Höhe einleitet, — in engem Zusammenhange stand — ein Verhältniß, welches namentlich der Philosophie immer eine erhöhte Bedeutung giebt. Stand doch schon einer unsrer größten Dichter mit der Spekulation in so inniger Berührung! Jetzt kam aber die eben genannte neue Schule, die, bei geringerer Produktionskraft und überhaupt abhängiger von gelehrter Doktrin, einer Stütze, wie sie die neuere Philosophie bot, fast bedurfte. In der That, diese neue Schule nahm recht eigentlich von Jena ihren Ausgang; kaum hatte das Fegefeuer, das unsre großen Dichter in den Xenien angezündet, die Atmosphäre der Litteratur gereinigt, daß Aller Augen sich leichter auf das Aechte und Große wenden konnten, so pflanzten an demselben Orte die Herausgeber des Athenäums eine neue Sturmfahne auf und wütheten noch weit ärger gegen

die unpoetischen Tendenzen der ältern Poesie und den Ungeschmack der Massen. Auch das steigerte den Ruf dieser Stadt; alle Blicke waren auf diesen Mittelpunkt Deutschlands gerichtet. Beinahe Alles, was sich in der Litteratur hervorthat, besonders aber, was der neuen Richtung verwandt war, eilte an die Ilm und Saale, um von den Meistern der Kunst oder den Führern der neuen Schule, oder von Beiden, sich gleichsam den Ritterschlag zu holen. Das war denn ein unaufhörliches Rumoren und ein Reiben zwischen Alt und Neu, wie es auf so engem Raume, in den Ringmauern so kleiner Orte und in der unmittelbaren Nähe eines fürstlichen Hofes vielleicht nie, wenigstens in dieser Art nicht erlebt worden. Es war für das geistige Leben ein prächtiger Moment. Westlich und südlich gab es Stürme ganz andrer Art, Stürme, gegen die der litterarische, der philosophische Kampf selbst den Kleingeistern wie ein Spiel, wenn auch als gefährliches, erscheinen mochte, während Andere den ganzen Ernst dieser Kämpfe erkannten und sich an ihnen, wie an den glänzenden Schöpfungen in ihrem Geleit, labten nach dem tumultuarischen Getöse französischer Umwälzung und dem Kriege, der auf eine Weile, freilich noch nicht für das ganze Deutschland, vorübergegangen war. Die Machthaber hatten, glücklicher Weise, an Anderes zu denken! Wie manches Reinmenschliche durfte damals zur Sprache kommen, ohne gefährlich zu scheinen, wie mancher Uebermuth selbst sich umtummeln, ohne, wenigstens in den Augen der meisten Regierungen, als staats- oder sittengefährlich zu gelten. Und wenn etwa Chursachsen einen kühnen Denker und Sprecher wie Fichte von der benachbarten Hochschule vertrieb, so wurde diesem alsbald und zwar damals von der preußischen Regierung und in Berlin selbst ein Asyl gewährt. Ein reges Geisterleben fordert Freiheit, nicht blos Schutz und Pflege; es fordert Fürsten von dem offnen, hellen Sinn des unvergleichlichen

Carl August oder — bürgerliche Zustände, die einen Schirm solcher Art entbehrlich machen.

In solchem Glanze stand Weimar und Jena um und seit der Mitte der neunziger Jahre da, vor allem aber glänzend in dem Besitz eines Dichterpaares, das, ursprünglich so verschieden geartet, sich zum Staunen der Zeitgenossen vereinigte, um gemeinsam den Gipfelpunkt der Dichtung zu erklimmen. Neben diesen Geistern und einem solchen Bunde trat auch das Größte in Schatten, was in ihren Umgebungen, sei es von Alters her oder neuauftauchend, leuchten wollte. Hat uns überhaupt bisher nichts so volle Früchte abgeworfen, als unsre Dichtung, so konnte hinwiederum in ihrem Bereiche mit Göthe und Schiller weder das, was die älteren Dichter geleistet hatten, noch was die neue Schule hervorbrachte, in Vergleich treten. Die Letztere zumal war, mit wenig Ausnahmen, mehr kritisch als produktiv; sie erweiterte zwar die betretnen Pfade in der Theorie und Praxis, aber sie verflüchtigte auch das Gewonnene und stellte bei all' ihrem Streben, die Phantasie aus den Ketten der Philisterhaftigkeit und unpoetischer Tendenzen zu befreien, doch viel weniger selbst etwas Großes und Vollendetes zu Tage, als daß sie dazu beitrug, das vor ihr Errungene und Beste zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Der Hauptgewinn fiel wieder Göthe'n und — dies beabsichtete man freilich nicht — demnächst Schillern zu. Bleibt es nun überhaupt wohl das höchste Verdienst der Romantiker: den Sinn für die Kunst unter den Deutschen außerordentlich gehoben zu haben, so kann dagegen die Thatsache kaum noch bestritten werden, daß sie selbst das Wirken und Schaffen jener großen Geister unmittelbar fortzusetzen nicht im Stande waren, ja daß sie einen Fortgang solcher Art im Allgemeinen weit mehr abbrachen als förderten. Zum Glück — dürfen wir hinzusetzen — huldigten wenigstens einzelne

Genien, zwar ihren Anregungen, aber nicht, oder nicht immer ihrem Beispiel. Auf solche Weise, nämlich durch Rückkehr zu den gedrungeneren Formen unsrer classischen Dichter, gelang es vor Allen Uhland und in spätrer Zeit, auch Tieck, dem Hauptdichter der romantischen Periode, uns noch Früchte zu bieten, die dem Besten, was unsre alten Meister schufen, wahrhaft ergänzend, und zum Theil sogar wetteifernd, sich anreihen. Was sonst unsre poetische Literatur neuerer Zeit aufweisen mochte, besonders die überwuchernde, blos subjektive oder Tendenz-Lyrik, steht nur allzusehr unter dem Einfluß der neueren Schule, und so sehr es auf der einen Seite Zeugniß von der angebornen dichterischen Natur unsres Volks ablegt, einer Begabung, die zu keiner Zeit ganz versiegte und gegenwärtig sich auf der Höhe einer großen Errungenschaft und sehr verfeinerter Technik ergehen kann, zeigt es auf der andern doch gar wenig schöpferische Kraft oder wahrhaften Fortschritt in der Kunst.

Ich habe hier nicht ohne Absicht die Einwirkung der romantischen Schule hervorgehoben und einen Blick auf die Fortentwicklung unsrer Dichtung geworfen. Hat es nämlich mit der letztern die eben angedeutete Bewandtniß — und wer läugnet dies noch als etwa Einer oder der Andere, der sich selbst als Dichter versucht haben will — dann haben wir um so triftigere Gründe, unverwandt an jene großen Dichter hinaufzublicken und auf ihre Principe und Maximen zu achten, dann dürfen wir besonders diejenigen Männer als sichere Leitsterne zum Höheren betrachten, die jene Häupter selbst am unverrücktesten im Auge behielten; die in ihrer ganzen Anschauungsweise am innigsten mit ihnen, und zwar mit beiden verwachsen sind und nächst den eignen Werken Göthe's und Schiller's als die lebendigste Tradition jener Weimar-Jenaischen Periode gelten können. Nun — ein

solcher Führer kann uns Humboldt sein und in manchem Betracht er ganz allein. Nicht deshalb, weil er, wie so viele Andere, sich auch nach Jena begab und in einer Zeit, wo er ohnedies nur geistigen Beschäftigungen lebte, den regsten Antheil an den dortigen Bewegungen nahm. Das würde ihn noch nicht vor so Vielen auszeichnen, deren Name in jenen Tagen weit öfter und lauter gehört wurde, als der seine. Aber je stiller und für Viele unscheinsamer seine Mitwirkung war, desto tiefer und bedeutender war sie in der Wirklichkeit. Er — und kein Andrer in diesem Grade — genoß die Freundschaft Schiller's und Göthe's zugleich; er nahm an ihrem Streben, gerade in der erstern Zeit ihrer folgenreichen Vereinigung, den vertrautesten und wirksamsten Antheil; er förderte ihre Arbeiten durch Theorie und Kritik und half, durch seine Mitwirkung, die Principien der Kunst auf jene Höhe führen, auf der wir uns, was die Theorie anlangt, im Wesentlichen noch heute befinden. Humboldt's Leben und Denken, insofern es der Kunst angehörte, haftete ohne Unterlaß an den Erinnerungen jener Zeit; er wahrte ihnen die treueste Hingebung und fühlte sich noch kurz vor seinem Ende mehrmals gedrungen, sie auch öffentlich zu erneuern. Die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller nebst der herrlichen Einleitung, die er hinzu fügte, dann die Worte, die er, gleich nach Göthe's Tode, an die Kunstversammlung zu Berlin richtete, sind uns dafür die unzweideutigsten Belege. Dabei spricht sich zugleich wenigstens mittelbar die Anerkennung des Werthes aus, den er auf die einstmalige Verbindung mit diesen Geistern legte; in dem Sonett, das wir an die Spitze dieses Buches gestellt, äußert sich dieses Gefühl wahrhaft begeistert; und auch im vertraulichen Gespräch hielt er es nicht zurück, „daß er sich jener Zeit selig wisse.“ Dagegen hat er es, mit löblicher Bescheidenheit, den Nachkommenden überlassen, von seiner

Theilnahme an dem Wirken jener großen Dichter zu sprechen. Als er seine Correspondenz mit Schiller veröffentlichte, erfüllte er nur eine Pietät gegen diesen; und nicht ein Wort von ihm deutet ein Selbstgefühl an, das sich doch, ohne anmaßend zu sein, recht wohl hätte blicken lassen können.

Erst mit dem Erscheinen dieses Briefwechsels wurde der Schleier über das Verhältniß gelüftet, in welchem Humboldt zu unsern Dichtern, und zwar vorzüglich zu Schiller, gestanden. Vordem lagen nur einzelne Winke darüber vor, und auch diese wurden meist nur von Kundigen verstanden, und gar oft ganz übersehen. Solche Winke fanden sich z. B. in Körner's (des Vaters) Notizen über Schiller's Leben, an manchen Stellen von Göthe's Werken seit der Ausgabe letzter Hand, und am reichlichsten in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, der aber in dieser Rücksicht allerdings erst durch das Erscheinen der eben besprochenen Correspondenz die volle Aufklärung finden konnte. Der Körner'sche Lebensabriß enthielt schon einige Stellen aus Schillers Briefen an Humboldt, doch ohne daß der Letztere namhaft gemacht wurde. Im Jahr 1830 gab uns Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, eine ausführlichere Biographie des Dichters, gestützt zwar auf Körner, aber aus Familienpapieren und ihren eignen Erinnerungen reichlich vermehrt. Auch hier wurde Humboldt's und seines Verhältnisses zu Schiller in Ehren gedacht. Dann aber, und noch in demselben Jahre, erschien der Briefwechsel zwischen Schiller und unserm Humboldt selbst, von diesem mit der schon mehrgenannten Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung begleitet, (Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung). So ist denn endlich auch hier, wie fast über das ganze Gebiet unsrer neuern Litteraturgeschichte, durch die Mittheilung von Briefen bedeutender Notabilitäten und voll-

ständiger Briefwechsel derselben — Mittheilungen, deren wir uns besonders seit Mitte der zwanziger Jahre zu erfreuen hatten — ein erwünschtes Licht aufgegangen. In der That, vor dieser Zeit war es kaum möglich, eine irgend zureichende Geschichte der Schiller-Göthe'schen Zeit zu entwerfen. Denn erst jetzt ist uns vergönnt, auch in die Werkstätte jener großen Künstler zu schauen. Waren doch vorher oft die interessantesten Nebenumstände oder wirksamsten Einflüsse völlig unbekannt. Wie Wenige z. B. gab es, die auch nur von Hörensagen einige Kenntniß von unsers Humboldt's Theilnahme an den Bestrebungen jener Männer bekommen hatten? Er war mit Schiller sehr befreundet, sagte man, lebte einige Zeit in dessen Nähe zu Jena, und schrieb einst ein Werk über Göthe's Hermann und Dorothea — das war etwa Alles, was selbst Gebildetere wußten, und das Werk über Hermann hatten auch von diesen nur die Wenigsten gelesen.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt war aber auch in andrer Hinsicht eine besonders anziehende und hervorragende Erscheinung. Bei allem Gewinn, den uns die Veröffentlichung so vieler Briefschaften brachte, läßt sich doch auch nicht verkennen, daß unsre Litteratur gar viel Spreu in sich aufnehmen mußte, um in Besitz der gehaltreichern Materialien zu gelangen. Man hat zuletzt selbst von geringen Geistern das Geringfügige nicht vorenthalten und wie es immer geht, das Interesse ausgebeutet, das die Zeitgenossen für diese Publikationen an den Tag legten. Dagegen ist die Correspondenz zwischen Schiller und Humboldt unter der Masse dieser neuerdings zum Druck gekommenen Sammlungen gewiß eine der gewichtigsten; ja, im Verhältniß zu ihrem Umfang, vielleicht die gehaltvollste von allen. Von den Briefwechseln historisch-politischen Inhalts können wir hier ohnehin absehen. Welche litterarische Correspondenz

überragte aber die hier in Rede stehende, sei es an Tiefe des Gehalts oder nach Bedeutung der Urheber, wenn wir die eine ausnehmen, vor der freilich eine jede die Segel streichen müßte — nämlich den Briefwechsel Schiller's und Göthe's, da für diesen schon die Bedeutung des Verhältnisses den Ausschlag gäbe, wenn auch der Inhalt an sich so unvergleichlich nicht wäre. Trotzdem steht die Schiller-Humboldt'sche Sammlung nicht zu sehr hinter dieser zurück, ja wir dürfen kecklich behaupten, daß sie fast eine gleich tiefe und noch dazu eine unausgesetztere Wirkung auf den Leser hervorbringt. Diese fortwährende Spannkraft erklärt sich zur Genüge aus der Individualität beider Briefsteller, und namentlich, wenn es hier erlaubt ist so zu sagen, des Wortführers unter ihnen. Wir können auch hier eine Vergleichung mit dem oben genannten Werke wagen. Wenn in diesem Göthe mehr als Gegenstand, denn als Mitredender erscheint und deshalb der kritischere Geist Schillers in gewissem Sinne vorwiegt, so erscheint in dem zweiten gerade umgekehrt Schiller mehr als Objekt, und es tritt dem forschenden, aber zugleich schöpferischen und besonders in diesem Moment den Uebergang zu neuer Dichterthätigkeit suchenden Genius hier ein andrer sinnender Denker gegenüber, dem es beschieden ist, jenen in dieser Krisis zu fördern und in der Gewißheit seines Berufs zu bestärken. Allerdings kann selbst in dieser Lage der kritische Geist eines Schiller sich nicht so leidend als Objekt darbieten, wie etwa Göthe; Schiller läßt sich nicht blos „seine Träume auslegen;" nein, selbst mit dem, der ihn in der eignen Ueberzeugung bestärkt, ihm mit den sinnverwandtesten Ideen entgegeneilt, kämpft er noch um Nebensätze und Nüancen, hält, oft länger als gut ist, an ihnen fest, und erscheint selbst im Augenblick, wo er entwaffnet wird, noch als Sieger. Darin lag aber gerade ein Reiz, eine Aufforderung für Humboldt. In der That, diesem

ergeht es fast eben so wie Schillern gegenüber von Göthe. Indem er sich bemüht, den Geist des mächtigen Genossen in seiner Tiefe zu erfassen, wird er zu einem doppelten Aufgebot aller seiner Kräfte genöthigt. Daher denn der Gedankenschwung und alle Liebenswürdigkeit, die Humboldt Freunden zu spenden vermochte, in diesen Briefen an Schiller ganz vornehmlich zu Tage treten. — Um aber die volle Bedeutung zu würdigen, die dieser Briefwechsel für unsre Litteraturgeschichte anzusprechen hat, müssen wir noch besonders den Zeitabschnitt ins Auge fassen, in welchem dieser Verkehr zwischen beiden Männern Statt hatte. Er fällt hauptsächlich in die Jahre 1794 bis 1797. Gerade dieser Zeitraum, so drückt sich Humboldt selbst darüber aus, war ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schiller's. „Er beschloß den langen Abschnitt, wo er seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit eben so vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat.“ Welcher Einsichtige würde diesen Worten nicht beistimmen! Es war die Zeit, wo Schiller, schon eine Reihe Jahre in den Banden der Spekulation festgehalten, dem Drange, zu neuer dichterischer Thätigkeit überzugehen, kaum länger widerstehen konnte, die Zeit, wo er schon anfing, in der Spekulation selbst sich den Weg in die Praxis zu bahnen. Auch hatte ihn schon die gewaltige Natur Göthe's im Tiefsten ergriffen; beinahe sich selbst vergessend, hatte er sich in das Anschauen dieser Natur versenkt. Um so sehnsüchtiger regt sich das Verlangen, die Nebel der Spekulation zu zerstreuen und in das sonnige Gebiet der Kunst zurückzutreten. Aber er kann sich auch

jetzt seiner Natur noch nicht entschlagen: er bedarf der spekulativen Ueberzeugung, denn erst auf dem Boden einer gewissen theoretischen Vollendung wächst ihm der Muth, zur Ausübung in einem höhern Style zu schreiten. Wie er es angreifen soll, das erfaßt er nicht instinktmäßig, nicht aus dem bloßen Vorbild anderer Künstler, sondern durch mühsame Selbstorientirung und theoretisches Studium der Kunst. Mitten in dieser Periode ward er manchmal völlig zweifelhaft an seinem Dichterberufe; die Vergleichung mit Göthe, die er jetzt anstellte, drückte ihn noch; er mußte erst zur Gewißheit kommen, daß etwas in ihm sei, das er nur vollkommener zu entwickeln nöthig habe, um sich einem solchen Meister gegenüber nicht durchaus im Nachtheil zu befinden, sondern selbst mit ihm wetteifern zu können. Hiezu mußte er aber wieder erst die klare Einsicht erlangen, in welchen Zweigen der Dichtkunst sein Naturell sich am höchsten zu entfalten vermöge. In allen diesen Beziehungen nun fand er bei Humboldt die prüfende und ermuthigende Zusprache, die er nur wünschen konnte, ja wir sehen, daß der gleichzeitige Verkehr mit diesem und mit Göthe wesentlich dahin wirkt, den baldigen und glücklichen Ausgang dieser Krisis in ihm zu beschleunigen. — Daher schon die hohe Bedeutung, die dieser Briefwechsel mit Schiller einnimmt, daher auch die Anerkennung, die ihm selbst von Solchen zu Theil wird, die den Einfluß Humboldt's an und für sich mehr als gefährlich für Schiller denn als wohlthuend ansehen wollen. Sonderbarer Weise ist Letzteres gerade den neueren Biographen dieses Dichters begegnet. Dennoch räumt z. B. Gustav Schwab, in seinem sonst überhaupt recht schätzenswerthen „Leben Schiller's" (S. 495) vor allem andern ein, daß dieser Briefwechsel die vollständigste und ausführlichste Nachricht von des Dichters innerem Leben in den Jahren 1795 u. 1796 enthalte. „Die überwiegende Mehrzahl der Briefe," setzt er dann hinzu, „ist

von Humboldt; aber man erfährt auch so unendlich viel und Wesentliches über den Poeten, über sein Forschen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er sich beschaut hat, und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, Humboldt's nicht nur hochgebildeter, sondern auch seinem dichtenden Freunde verwandter, in die philosophischen Tiefen der Poesie eindringender, den Dichter, den er bewundert, studirender Geist ist."

Es ist nur zu beklagen, daß eine ziemliche Zahl der Briefe für uns verloren gegangen ist. „Die gegenwärtige Sammlung", sagt Humboldt selbst darüber in seiner Vorerinnerung, „enthält alle von uns noch vorhandenen Briefe, einige ganz uninteressante ausgenommen. Es fehlt aber doch eine gute Anzahl; Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schiller'schen an mich ist auf dem Landsitz, wo ich dies schreibe [zu Tegel], in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen." Es wurde schon bemerkt, daß der bedeutendste Theil dieses Briefwechsels in die Jahre 1795 und 1796 fällt. Vor- und nachher lebten sie einige Zeit im engsten persönlichen Umgang. Dann aber war Humboldt meist im Ausland und der Briefwechsel nicht mehr so ununterbrochen. Im Wesen jedoch blieben sie sich immer nah, und selbst der frühe Tod des Einen löste nichts an der Gemeinschaft, die sich in jenem Zusammenleben und Ideenaustausch begründet hatte. Wie mannigfach die Gelegenheit war, die sich Humboldt darbot, seine Kunsteinsicht zu steigern; wie abweichend ferner der Charakter sein mochte, der in unsrer spätern Litteratur vorherrschend ward, so ließ sich doch Jener durch alles dies die Grundüberzeugungen nicht erschüttern, die er mit Schiller erfaßt, und durch nichts die Liebe verringern, die er diesem gewidmet hatte. Vielmehr, wie er dem Lebenden in jener entscheidenden Epoche fördernd und geleitend zur

Seite gegangen war und gleichsam Hebammendienst geleistet hatte, so erfüllte er nach dem Tode desselben den schönen Beruf, ungeirrt von den ästhetischen Einseitigkeiten der Zeitgenossen, seinen großen Freund zu hegen und, gleichsam als Vertreter, in unserer Wissenschaft zu überleben. In der That, die Urtheile, die Humboldt in seinen Briefen und der Vorerinnerung zu dieser Sammlung niederlegt hat, können als Fundament jeder unparteiischeren wissenschaftlichen Ansicht über Schiller betrachtet werden. Daher denn auch diejenigen, die diesen Dichter neuerdings auch ästhetisch unbefangner zu würdigen wissen, oft schlechtweg an Humboldt's Stimme anzuknüpfen nicht ermangelt haben.

Vor der Hand muß uns diese Correspondenz so wie die Schiller-Göthe'sche zum Theil auch als Ersatz für die dritte in diesem Cyclus dienen — nämlich für die zwischen Humboldt und Göthe, von welcher bis jetzt leider nur einzelne Bruchstücke, namentlich eine Schilderung des Monserrat in Spanien, eine Stelle über Rom, und ein Brief Göthe's über den Abschluß seines Faust, zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Ohne Zweifel wird auch dieser Briefwechsel uns nun bald vollständig zu Gut kommen und unsre Einsicht in das Verhältniß dieser Geister mannigfach ergänzen. Aber wohl nur ergänzen; denn die nächste und innigste Verbindung unseres Humboldt blieb doch die mit Schiller; das persönliche Verhältniß mit diesem war für beide Theile noch erfolgreicher, als das des Erstern mit Göthe; und was seine Ansichten über diesen betrifft, so hat Humboldt dieselben schon in früher Zeit in einem eignen Werke niedergelegt und kurz vor seinem Tode noch wiederholt bekräftigt. Wie viel werthvolle Details und unschätzbare Mittheilungen wir von der letztern Seite also auch noch zu hoffen haben, das Wesentlichste davon liegt doch zu Tage, bevor diese Quelle geöffnet worden.

Schiller und Göthe haben das Verdienst dieses Genossen

und seine Stellung zu ihnen gar wohl anerkannt, wovon sich hinlängliche Belege in ihren Briefen und Werken finden. Doch darauf kommen wir noch näher zu sprechen. Fragen wir aber nach dem Gewinn, den die Nachkommenden, unsre Ästhetiker, Kritiker und Litteratur-Geschichtschreiber, aus Humboldt's ästhetischen Schriften und besonders dem eben besprochnen Briefwechsel gezogen, oder nach der Weise, wie sie dessen Stellung zu unsren Dichtern gewürdigt haben, so bleibt uns hier fast eben so viel noch zu wünschen, als in der Beurtheilung dieser Dichter selbst, ihres gegenseitigen Einflusses und ihres gemeinschaftlichen Wirkens. Es konnte auch nicht anders sein. So lange die Kritik nicht beide Dichter nach ihrem Werthe zu schätzen weiß, muß unseres Humboldt's Stellung nothwendig unbequem sein. So wie man auf Schiller gern vornehm herabgesehen und in langen Abhandlungen über Poesie, sogar über dramatische Poesie, seinen Namen nicht einmal genannt hat, ganz so hat man von dem Humboldt'schen Briefwechsel so viel als thunlich Umgang genommen. Von denen besonders, die den neuern philosophischen Schulen angehören, wissen ohnehin die Meisten mit den ästhetisch-kritischen Schriften beider Männer wenig anzufangen. Nicht blos das ist ihnen ein Anstoß, was darin noch an Kant's Anschauungsweise und Kantische Formeln erinnert, sondern mehr noch die Natürlichkeit des Denkens und Darstellens, die beide Männer so vortheilhaft auszeichnet. — An einer ganz genügenden Schilderung der Litteraturepoche von 1794 bis 1805 fehlt es uns überhaupt, und doch kann erst in einem Werke dieser Art die Stellung aller einzelnen wirkenden Geister in das hellste Licht gebracht werden. Die verdienstvollen Vorarbeiten für eine solche Leistung zu verkennen, sei weit von uns, so wie wir auch gewiß nicht in Abrede stellen, daß durch Einzelne, die jene Aufgabe theilweise oder auch nur andeutend berührten, schon manches geschehen, die Bedeutung der Haupt-

und der Nebenfiguren gründlicher zu beleuchten. Was Humboldt betrifft, so waren insonders die Biographen und Commentatoren Schiller's zu einer nähern Beachtung seines Wirkens wohl gezwungen, und wir finden daher bei den ausgezeichnetsten von ihnen, wie Hoffmeister und Schwab, und bei Götzinger („Deutsche Dichter"), seiner wohl gedacht und seine Stimme, wenn auch nicht bei Allen ganz so, wie wir es erwarten, berücksichtigt. Von Schwab ist schon die Rede gewesen. Aber auch Hoffmeister — dessen Leben und Geistesentwicklung Schiller's (1838—1842) sonst so ungemeine Forderungen befriedigt — behandelt den Geist, der, vor ihm, sich am tiefsten in den Genius jenes Dichters versenkt hatte, nicht mit der Gunst, die er verdiente, oder gab wenigstens erst in den letzten Heften einer, wie es scheint, anerkennenderen Stimmung Raum.

Nun haben wir aber dessen zu gedenken, der von Allen, die sich mit dieser Litteratur-Epoche beschäftigten, die Stellung unsres Humboldt am schärfsten erfaßt hat. Dies ist Gervinus in seiner jüngst erschienenen „Neueren Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen" (1841—42), den letzten Theilen eines Werks, wie wir auf diesem Gebiet uns früher keines ähnlichen rühmen konnten, das einen wahren Fortschritt begründet, und auch da, wo wir den Verfasser in die gehörigen Schranken zurückweisen möchten, unsre Beachtung erheischt. Würde der Verfasser, unbeschadet des kritischen Sinns, es über sich gewonnen haben, besonders da, wo er sich ganz überlegenen und classisch entwickelten Genien oder den einzelnen vollgültigen Schöpfungen solcher Geister gegenüber befindet, nicht eine so entschiedne Censormiene anzunehmen und hätte er gleich auf dem Titel seines Werks auch den culturgeschichtlichen Standpunkt bezeichnet, von dem aus er sich nun einmal und wir glauben, mit Fug und Recht, vorgesetzt hat, die Entwicklung unsrer Litteratur zu verfolgen,

so würde er seinen großen Zweck noch vollständiger erreicht haben. Aber auch ohne diese Vollendung bleibt es ein originelles, großes und, wie wir hoffen, fruchtbares Werk. Daß der Verfasser mit Vorliebe bei einzelnen Männern verweilt, daß er sich so oft als thunlich auf diese beruft, ist ein Vorzug des Werks, und spricht auch da noch für den Charakter des Urhebers, wo diese Vorliebe wirklich zu weit getrieben oder am unrechten Fleck geäußert wird. Ohne Zweifel hat Gervinus die Hauptfiguren unsrer neuern Litteratur und ihre Stellung zu einander mit einer Umsichtigkeit und Schärfe beleuchtet, wie vor ihm Keiner — und das Rechte im Ganzen getroffen, wenn man auch im Einzelnen noch oft ein Gewicht wegnehmen, oder zulegen muß, und das vollendete Maß da noch immer am schmerzlichsten vermißt, wo man es am sehnlichsten erreicht wünschte. Gewiß mit Recht vindicirt er Schillern seine Ehrenstelle neben Göthe, doch dieses löbliche Streben verführt ihn wieder, Letzteren auf eine manchmal unerträgliche Weise zu hofmeistern. Zwar erklärt auch er ihn mehr als einmal für den größten Dichtergenius der neuern Zeit; nichts desto weniger behandelt er ihn mit solcher Ungunst, daß wir darüber ebenso zu klagen als uns andrerseits über eine Kritik zu freuen haben, die von den blinden Bewunderern Göthe's so oft vergessen wird. — Immer aber bleibt, was Gervinus in der Beurtheilung beider Männer geleistet, schon eine sehr bedeutende Gabe. Besonders glücklich erscheint er da, wo er sich vorzugsweise als Geschichtsschreiber zeigen kann, in der Beleuchtung der Zeitlage und Umgebungen dieser hervorragenden Geister, und in Gruppirung des Zusammengehörenden. So hat er insonders Humboldt scharf ins Auge gefaßt und sein Eingreifen in die große Epoche deutscher Dichtung mit besondrer Liebe verfolgt. Mit sichrer Hand greift er ihn aus der übrigen Menge heraus und rückt ihn

unmittelbar an Schiller und Göthe hinan. Humboldt gehört überhaupt zu den Wenigen, die er, so oft es möglich, als leuchtende Vorbilder hinstellt, die er selbst als seine Lehrer und Führer angiebt. Gleich in der Einleitung seines größeren Werkes — Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen, I. 11 — gab er die Erklärung ab, daß er auf kein Lehrbuch zu verweisen wisse, worin die Ansichten über das Schöne und die Dichtkunst zusammengefaßt seien, die ihm in dieser Geschichtsdarstellung zur Richtschnur gedient hätten. Nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt ꝛc., könne er nennen. Lessing und namentlich dessen Dramaturgie betrachtet er als Grundlage, auf der dann „Göthe, Schiller und Humboldt ihre ästhetischen Theorien ausbildeten.“ (Neuere Gesch. I. 354.) An mehreren Stellen hebt er hervor, wie viel Schiller Humboldt verdankte; er sagt aber auch, daß dieser sich an den Abhandlungen des Ersteren, vor allen an der über naive und sentimentalische Dichtkunst, zu seinen „ästhetischen Versuchen“ ermuthigt habe. „Auch auf die artistisch-physiologischen Arbeiten Humboldt's wirkten die Ansichten hinüber, in denen sich diese verwandten Naturen begegneten.“ (I. 436) Allerwärts weist er auf den engen Zusammenhang Humboldt'scher Kunsttheorie und Kritik mit den Ansichten, Briefen und Werken Schiller's und Göthe's hin. Irgendwo [1]) nennt er die ästhetische Kritik desselben überhaupt eine der schönsten Früchte, die der Verkehr dieser Dichter getragen. Wer Humboldt's verschiedene Winke und Aufsätze in diesem Gebiete kenne, werde sowohl in Schiller's Schriften wie im Briefwechsel Schiller's und Göthe's auf die Quelle von manchen seiner Ideen, auf die Andeutung manches von ihm

---

1) Gervinus: über den Göthischen Briefwechsel, Leipzig 1836, S. 129.

Ausgeführten gerathen. Die ebengenannten „ästhetischen Versuche“, die sich an Hermann und Dorothea anlehnen, und die Einleitung, die Humboldt seinem Briefwechsel mit Schiller voranstellt, erklärt er (N. G. II. 472) für „die beiden schönsten Denkmale, die unsern beiden großen Dichtern mit gleicher und parteiloser Liebe gesetzt worden.“ An ersterem Werke bewundert er, wie auch Schiller, die Uebereinstimmung der Humboldt'schen mehr metaphysischen Betrachtungen mit den für den Künstlergebrauch eingerichteten Maximen Göthe's. Zwar bewegt sich Humboldt mehr in Schiller's Art, aber mit dem Unterschiede, daß er als eifriger Hellenist dem realistischen Standpunkt Göthe's näher steht; dabei aber wieder viel bereiter als Göthe ist, die moderne Kunstleistung neben der antiken gelten zu lassen. Gerade durch den Mangel eigentlich produktiven Talents, war es Humboldt möglich, ein Genie in der Gabe ungetrübter Empfänglichkeit zu werden. Jenen schaffenden Geistern gegenüber war dies allerdings nur einseitiger Vorzug, aber doch eine Superiorität, die sogar Schiller, selbst ein ausgezeichneter Kritiker, zugestand.

Diesen Stimmen über das Schiller-Göthe-Humboldt'sche Zusammenwirken schließt sich so eben noch die eines vorzüglich berufenen Sprechers an, die Stimme eines Mannes, der sich ganz eingelebt hat in die Weimarischen Erinnerungen, der Humboldt persönlich kannte und über sein Verhältniß zu Göthe als Augenzeuge sprechen kann — Friedrich von Müller nämlich, in einem Aufsatz über die ersten Bände von Humboldt's gesammelten Werken.[2]). Er faßt insonders das Verhältniß zu den beiden Dichtern ins Auge und theilt gelegentlich einige Bruchstücke aus dem Göthe-Humboldt'schen Briefwechsel mit, eine Gabe, die doppelt erfreulich, da wir

---

2) Neue Jenaische Litteraturzeitung, 1. u. 3. Jan. 1843.

sie wohl als Vorläufer des baldigen Erscheinens der ganzen Sammlung ansehen dürfen.

Jetzt wollen wir, zum Theil gestützt auf diese Vorgänger, Humboldt's Theilnahme an dieser großen Litteraturepoche mehr ins Einzelne verfolgen, vor allem aber seine Verbindung und Wahlverwandtschaft mit Schiller in nähere Betrachtung ziehen, um für die nachherigen einzelnen Berührungen eine allgemeinere Grundlage zu gewinnen.

Schiller und Humboldt waren ursprünglich verwandte Naturen. Theilweise in ihren Anlagen, mehr noch in ihren Charakteren, besonders aber in der ganzen Richtung ihres Geistes — stehen Beide einander unendlich näher, als Göthen, der in gewissem Sinne der Gegensatz Beider, das Objekt ihrer Betrachtung, der gemeinschaftliche Anziehungspunkt war. Dieser genialen, instinktmäßig wirkenden, nur künstlerisch strebsamen Natur gegenüber erscheinen Humboldt und Schiller beinahe wie Eine Person; und dennoch, näher betrachtet, sind auch sie wieder sehr bestimmt zu unterscheidende Individuen. Jeder von ihnen bewahrt, bei größter Annäherung, seine Eigenthümlichkeit; und nicht blos da, wo die Fähigkeit sie schied, sondern selbst wo sie die größte Gemeinschaftlichkeit bewirkte, läßt sich die Eigenart eines Jeden leicht erkennen. „Wenn Schiller und Humboldt zu abstrakter Reflexion, zu streng philosophischer Begründung ihrer Ideen weit mehr hinneigten als Göthe und sich darin gleicher waren, so unterschieden sie sich doch wesentlich durch das energische Pathos des einen und die leidenschaftlose Ruhe, fast anscheinende Kälte des andern.“ 1) Neben dem Geiste der Reflexion war Schillern eine mächtige poetische

1) Fr. v. Müller, a. a. O.

Ader zu Theil worden; ihn drängte es jederzeit, das was er aus dem Schacht des Gedankens emporhob, alsbald auch in dichterische Form und Gestalten zu schmelzen. Humboldt dagegen, obwohl keineswegs aller poetischen Mitgift baar, war doch so überwiegend auf die Kraft des Gedankens gewiesen, daß erstere nur wie eine rein persönliche und gemüthliche Zugabe erscheint. Schiller ringt, den Denker im Dichter aufgehen zu lassen; Humboldt versenkt sich mit den Jahren immer tiefer in die Spekulation, in die unendliche Breite der Wissenschaft. Nur nebenher regt sich in ihm das Bedürfniß, die innersten Gefühle und Gedanken in dichterischer Unmittelbarkeit auszusprechen, aber er thut dies zur bloßen Selbstbefriedigung; ausnahmsweise, um einen Vertrauten seines Herzens mit dem Ausdruck solcher Empfindung zu überraschen, meist aber, die Erzeugnisse solcher Stunden wie Kinder der Liebe verheimlichend. Wenn Schiller seine Denkernatur auf den Boden der Kunst zu verpflanzen strebt, behält sie dennoch, auch wo sie selbstständig wirkt, mitsammt der Größe und Energie, stets jenen eigenthümlich selbstherrschenden und großartig individuellen Charakter, der sie im Ganzen so bewunderungswürdig als im Einzelnen schroff und manchmal einseitig macht. Man kann ganz und gar nicht behaupten, daß Schiller, als er sich anscheinend ganz der poetischen Praxis hingab, im Allgemeinen gegen die Welt der Erscheinung nachgiebiger, oder etwa indifferent gegen die Welt des Gedankens, gegen das Gesetz geworden wäre. Was er nachgab, gab er nur, so viel ihm möglich, der Welt des Dichters, den reinen Gesetzen des poetischen Schaffens, dem Dichtercharakter, man könnte sagen, der Eigenthümlichkeit und den angeborenen Vorzügen seines Freundes Göthe nach, doch keineswegs änderte er damit seine Weltbetrachtung und Beurtheilung überhaupt. Humboldt dagegen verband von vorn herein mit seiner einseitigern

Fähigkeit auch die größere Hingebung und Bildsamkeit, die gewöhnlich sie begleiten. Nicht daß er die höchsten Principien, daß er das Ideal geopfert hätte, nein, an dieser Welt der Ideen hielt er fest wie Schiller, allein er bereicherte und vollendete sie unablässig aus der tiefern und breitern Anschauung der Wirklichkeit, er verknüpfte mit dem Streben nach oben einen vielseitigeren Blick nach allen Seiten; neben der entschiedenen Willensstärke genoß und übte er die Gabe reinster Empfänglichkeit. Eine umfassendere Kenntniß der Natur und vielseitiger und großer Menschheitszustände, vor allem der antiken Welt, nicht weniger das Studium der classischen Dichtung näherte Humboldt, den Idealisten, der realistischen Weltbetrachtung Göthe's. So stehen Humboldt und Schiller sich wie der Forscher dem Dichter gegenüber, wie das unendlich reiche und vielseitige Individuum dem vorzugsweis großen und idealischen, wie der heut beschaulich grübelnde, morgen lebenskräftige, hier tapfer kämpfende, dort unerschöpflich humane Geist dem immer auf ein Höchstes gewandten, immer thatkräftigen und, mitten in Reflexion und Kritik sogar, immer gleich energischen Genius. Lenken wir aber zugleich den Blick auf die Verbindung Beider mit Göthe hin, dann erscheint Göthe als der Dichter und Humboldt als der Forscher und Kritiker par excellence, Schiller aber auf der einen Seite zwar wie eine Art Mischling aus Beiden, auf der andern jedoch als die seltenste und erhabenste Erscheinung unter Allen.

Humboldt's eigenthümliches Naturell, d. h., den gebornen Kritiker, hat Schiller mit einer Schärfe charakterisirt, die kaum noch etwas hinzuzufügen übrig läßt. Humboldt klagte in einem Briefe über die Schwierigkeiten, mit denen er damals noch zu kämpfen hatte, so oft er die Masse der Ansichten und Ideen zu einem bestimmten Zweck verarbeiten wollte. „Ich bin überzeugt," entgegnete ihm Schiller (25. December

1795), „was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende, und der zuvoreilende Einfluß der Kritik über die Erfindung, welche für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subjekt wird Ihnen zu schnell Objekt, und doch muß Alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjektive Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer anderen Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffs-Menschen, Wissern und Spekulatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Produktion, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, dessen beide bei Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eigenen Versuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem produktiven Gemüth die Kritik ꝛc. ꝛc. nur ein Mittel ist."

Wie richtig dies Urtheil Schiller's war, geht aus den Leistungen des Beurtheilten glänzend hervor. In Humboldt war eine solche Bildungsmasse vereinigt, eine solche Feinheit des Urtheils und ein solcher Umfang des Genusses entwickelt, daß, wenn diese Gaben nur flüssig gemacht werden konnten, nothwendig die außerordentliche Reife der Forschung und Kritik an den Tag kommen mußte, die wir an ihm in so hohem Grade bewundern. Es ist hier nicht etwa von blos

ästhetischem Urtheil die Rede, darin allein ist er vielleicht von Einzelnen sogar übertroffen worden. Was ihn zu dem großen Kritiker machte, das ist die Tiefe und der Umfang seines Urtheils, nicht die Sicherheit in einem Einzelgebiet. Es ist der Geist einer wahrhaft universellen Kritik, der überall hervorleuchtet, der auch seine Kunstansichten beherrscht. Vergleiche man ihn einmal mit denen, die außer ihm sich insonders als kritische Geister hervorgethan haben. Lessing's Größe beruht zu einem nicht geringen Theil auf einer ähnlichen Universalität des Geistes, und wenn er diese auch nicht in dem Grade besessen, wie etwa Humboldt, so überragt er doch ebenso gewiß diesen wie alle Anderen in der Art, wie er seinen Besitz zu gebrauchen vermochte, vor allem an Schärfe und Genialität. Scharf und geistvoll ist auch Schiller, der Kritiker, und Humboldt an Genius überlegen; auch seine Weltbetrachtung, sein Streben ist in hohem Grade universell, aber nicht seine Bildung überhaupt. Denn hier überflügelte der schöpferische Drang bei weitem den Umfang des Wissens, wie die Schnelle und Kühnheit der Auffassung die Ruhe, den Grad der Empfänglichkeit. Wie er, als Dichter, „der Natur, ehe sie vollkommen auf ihn einwirkt, schon selbstthätig entgegeneilt" und daher meist etwas Höheres oder Niederes giebt, als die Wahrheit und Wirklichkeit, ebenso geht er, als Kritiker, gewöhnlich zu streng von dem, allerdings großartigen, aber zu allgemeinen Ideal aus, das ihn beseelt, und stellt dann Individuen und Produktionen unter Maßstäbe, die, dem Princip nach vielleicht die höchsten, in ihrer Unbedingtheit aber oft die härtesten und ungerechtesten sind. Dies ist namentlich vor seiner Befreundung mit Göthe's Geiste der Fall. Göthen selbst mögen wir nicht unter den hervorragenden Kritikern aufführen. Dazu war sein Geist zu schöpferisch auf einer, zu hingebend und beschaulich auf der andern Seite. Daß er dennoch auch in

Kritik und Urtheil Ungemeines und zum Theil besonders Musterhaftes geleistet — wie sollte dies von einem so vielseitig Gebildeten und Begabten anders zu erwarten sein? Zu den ersten Kritikern aber müssen wir A. W. Schlegel rechnen, den nicht blos Geist und feiner Geschmack auszeichnet, sondern zugleich Besonnenheit und Ruhe. Irrt er dennoch, so geschieht es bei ihm, nicht, wie bei Schiller, von idealischer Abstraktion aus, sondern durch die, den Romantikern überhaupt eigne, allzu ausschließliche Kunstbetrachtung. Daher bei so viel Umblick im Ganzen, oft die größte Unbilligkeit gegen Einzelne, und selbst gegen wahrhaft große Geister; daher z. B. das gewöhnliche Herabsehen auf Schiller, der doch oft genug auch da unsere Bewunderung noch herausfordert, wo seine Dichtungen vor dem strengen Künstlerforum nicht hinreichend zu rechtfertigen sein mögen. Wir sehen hier ganz von der Parteilichkeit ab, die sich in diese Urtheile mischte. Die Bildung dieses Kritikers war im Allgemeinen eine zu ästhetisch-litterarische. So universell sie auf dem Gebiete der schönen Künste daherschreitet, so wenig darf sie sich mit der Geistes-Universalität eines Lessing oder Schiller oder Humboldt messen. Ja, diese durchgängige Beziehung auf Kunst und künstlerische Ueberlieferungen verleitete die Romantiker überhaupt und selbst den genannten Kritiker, den nüchternsten unter ihnen, hie und da auch zu starker Einseitigkeit, namentlich dann, wenn ein Dichter oder ein Dichtwerk mit bloßen Kunstorganen nicht zu umfassen war. — Von dieser Klippe war Humboldt weit entfernt. Möglich eher, daß ihn die Tiefe geistigen Gehalts zuweilen über den Kunstwerth einer Dichtung täuschte. Dies begegnet ihm namentlich bei didaktischen Dichtungen, und im Einzelnen in Beurtheilung Schillers. Vergessen wir aber nicht, daß er manche gewiß zu unbedingte Aussprüche und Belobungen in den Briefen an Schiller selbst nieder-

legte, daß es zum großen Theil Eindrücke des ersten Moments waren, daß er die eiskalte Natur, für die ihn so Viele gehalten, in der That gewesen sein müßte, wenn ihn das tägliche Emporsteigen eines solchen Freundes immer in den Grenzen kühlen Urtheilens gelassen hätte. Dann theilte er ja auch so viele, darunter freilich auch einzelne unhaltbare Principien mit Schiller. Beide hatten mit den Schranken der Kant'schen Philosophie zu ringen, einzelne Formeln aus dieser Schule machten ihnen ihr Leben lang zu schaffen. Dagegen dankten sie dem spekulativen Boden, von dem sie ausgingen, auch die Tiefe und Festigkeit, die ihre Kunstansichten gewannen. Die reifsten Aufsätze Schiller's, an denen in gewissem Sinne auch Humboldt und Göthe Theil hatten — waren ja doch das Fundament, auf dem die Gebrüder Schlegel standen. Jenen Geistern fiel die Arbeit zu, den starren Kantianismus zu durchbrechen; für die Schlegel war es dann leicht, einige Reste zu beseitigen und das schon Errungene für praktische Zwecke zu verwenden. Ihre Kritik und Theorie war in diesem Punkt wieder näher an Lessing's Art. Wenn dieser sich noch nicht in die spekulative Aesthetik vertieft hatte, fußten die Schlegel schon auf den Resultaten Kant's und Schiller's und bereiteten, wie Schiller, wie Göthe, wie Humboldt, spätern Philosophen den Weg.

Von andrer Seite betrachtet, steht der Lessing'schen Kritik Niemand so nahe als unser Humboldt. Die Kälte seiner Betrachtungsweise, die Art, die Dinge von verschiedenen Seiten anzusehen, vor allem aber die Uneingenommenheit und Vorurtheilslosigkeit, die Geistesfreiheit, mit einem Worte, wo wären sie, mit solchem Ernst und solcher Würde gepaart, zu finden, als bei ihnen. Wenn Lessing, was Schärfe und Genialität des Blicks anlangt, unbedingt die Palme zusteht, so ging dafür Humboldt in Vielseitigkeit, Empfänglichkeit und reinem Forschungsgeiste gewiß auch über

Lessing hinaus, und wenn jener seiner Zeit unendlich stärkere Impulse gegeben, so hat dieser mit der Fülle des eigenen Geistes die reichen Schätze einer fortgeschrittenen Bildung und Wissenschaft vereinen können. Eine minder strahlende, aber, leise und unbemerkt, tief erwärmende und befruchtende Sonne deutscher Bildung.

Nicht blos als Kritiker, sondern als Geist überhaupt, stand Humboldt unter seinen Zeitgenossen doch immer Schillern am nächsten. Schon haben wir der Gegensätze in diesen verwandten Geistern gedacht; jetzt wollen wir die Gemeinschaft ihres Wesens und ihres Bildungsganges, den Einfluß den sie auf einander hatten und namentlich Humboldt's Beurtheilung des Schiller'schen Geistes überhaupt betrachten.

Es ist ein seltener Fall, daß zwei Männer die in ihren Gaben sowohl als auch in ihrer Stellung zur Welt sehr verschieden erscheinen, im Innersten ihres Wesens so viel Wahlverwandtschaft haben, wie Schiller und W. von Humboldt. Es ist Ein Grundzug in ihnen: sie leben Beide im Reiche der Ideen, und diese Ideenwelt ist im Wesentlichen eine und dieselbe; denn Beide richten ihr Augenmerk nicht sowohl auf das rein Uebersinnliche und Geistige, sondern vorherrschend auf den Einschlag der geistig-sinnlichen Natur, oder, um es schlechtweg zu sagen, auf das ewig Menschliche. Aus dieser Richtung ihres Geistes erklärt es sich, warum Beide nicht im eigentlich religiösen Gebiete heimisch waren, während sie für das Idealische so begeistert sind, wie es nur immer ein eigentlich religiöses Individuum sein kann. Bei Schillern spricht diese Begeisterung unablässig: sie ist nicht nur der Mittelpunkt seines eignen Strebens, er will sie auch in den Andern erwecken. Dieser apostolische Trieb, dieses Pathos ist Humboldt nicht eigen, und wie sehr er in der Ideenwelt seine Heimath gefunden hat, so erscheint er doch überall mehr im glücklichen Besitz und im Genusse dieses

Gutes, als daß wir jenes Ringen oder diesen Lehrtrieb wahrnähmen, wie bei Schiller. Wo er wirkt, geschieht es mehr durch seine bloße Erscheinung, oder durch den Ausdruck einer rein persönlichen Begeisterung, die aber auf den feinen Sinn vielleicht doppelt wirkt, weil sie so keusch im Ausdruck ist, weil sie so wenig wirken zu wollen scheint. Aber wie sehr auch dieses persönliche Verhalten zum Ideal diese Männer unterscheidet, wie anders diese Richtung bei dem ringenden und apostolischen Schiller, dem vorherrschenden Charakter, zu Tage tritt, als bei dem Geist, der, als solcher, mehr der stillen Forschung obliegt, mehr das ruhige Suchen der Wahrheit zeigt, mehr im beschaulichen Genuß der Erkenntniß lebt — so erkennen wir doch den gleichen Grundzug in ihrem Leben und ihren Schriften. Auch ihre Schriften tragen bei aller Verschiedenheit der Behandlung eine ganz unverkennbare Wahlverwandtschaft an sich. Friedr. v. Müller sagt sehr schön: „Der tiefe Ernst, die ruhig besonnene Auffassungsweise der Welt und ihrer Erscheinungen, der ewig rege Forschungstrieb nach allem Wissenswürdigen, der Humboldt auszeichnet, verbunden gleichwohl mit lebhafter Empfänglichkeit und entschiedener Vorliebe für die Schönheit der Form, spiegeln sich in jedem seiner Werke wieder. Früh gereift zum Mann und mit einem angebornen Gleichmaß für alle Lebensverhältnisse ausgestattet, weiß er in jeder Lage, in die wechselndes Geschick ihn versetzt, Einfachheit, Mäßigung und innere Ruhe zu bewahren. So auch in seinen Schriften; er vermeidet jedes Extrem, jede leidenschaftliche Aeußerungsweise, ihm stehen die reizendsten Farben zu Gebot, aber er verwendet sie nur sparsam, der Gedanke, die Idee ist ihm alles; er spricht ihn erst gemessen aus, dann verfolgt er ihn bis zu seinem ersten Keim, entwickelt ihn nach allen Richtungen und webt nun aus Idee und Reflexion ein scharfsinniges Ganze kunstfertig zusammen.

Er bohrt sich — wenn der Ausdruck erlaubt ist — gleichsam in seinen Stoff hinein, zerlegt ihn in die zartesten Fasern und belebt ihn dann wieder durch die Kraft seines Verstandes und seiner Phantasie zum organischen Gebilde. Man möchte zuweilen fragen, ob er nicht zu weit aushole, unähnlich hierin Göthe, dessen frischeres Naturell ihn vielmehr hinzog, den Gedanken rasch zu umkleiden und sofort bildlich vor die Anschauung hinzustellen. Mit Schiller dagegen ist Humboldt's Darstellung weit verwandter, und beide liebten es, den abstrakten Gedanken wie einen Brillant zu behandeln, den sie nach allen Seiten auf's feinste zu schleifen wußten." — In Beiden herrscht der Geist der Reflexion, in Beiden ist er auf dieselben höchsten Regionen gerichtet, bei Beiden ist er mit dem tiefsten Interesse für das Schöne verknüpft, Adel und Würde, im vertrauten Umgang mit jener höhern Welt und dem Bereiche des Schönen in seltnem Maße entwickelt, zeichnet sie vor dem größten Theil ihrer Zeitgenossen aus. Bis in die Darstellungsweise Beider drückt sich der verwandte Charakter — ihr idealischer Sinn — ab. Allerdings nehmen Humboldt's Schriften nicht den hohen Flug der Schiller'schen Abhandlungen, sie sind aber, wie schon eine andre Stimme sagte, „ebenfalls gar wohl befiedert, und haben den Vorzug einer weniger durch die Schule beschränkten, festen Begründung." Die Entwicklungs- und Darstellungsart unseres Humboldt hat lang nicht den Glanz und die Genialität der Schiller'schen Schreibart; sie ist aber auch nicht so rapid und manchmal durchfahrend und desulturisch, wie diese, ja es hieße den verwandten Geist in den Darstellungen Beider sehr unglücklich bezeichnen, wenn man, wie es Fr. Jakobi einmal in einem Briefe an Humboldt (14. April 1796) that, sagen würde, der Styl des Letztern habe etwas von jener Schiller'schen abglänzenden Glätte, wie sie in philosophischen Vorträgen nicht zu billigen

sei. Nein! die Verwandtschaft Beider liegt doch unendlich mehr in dem Gehalt ihrer Werke und der Richtung des Geistes, als in der Darstellung, die bei Humboldt einfacher und stiller ist, die den Unterschied des ruhigen Forschers und des produktiven Geistes am auffälligsten macht, die an Kraft und Fülle zurückbleiben muß, sich aber dafür gerade von dem eben gerügten Fehler des Schiller'schen Genius fern hält.

Ergiebiger ist es, ihre gemeinschaftliche Ideenrichtung weiter zu verfolgen. Diese geht, wie schon bemerkt wurde, besonders auf die Erkenntniß der geistig- und sinnlichen Natur des Menschen und auf die praktische Verwendung dieser Erkenntniß. Es war dies zu allen Zeiten eine der Hauptaufgaben des philosophirenden Genius, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aber ward sie das vorherrschende Problem. Was die Analysis erstrebte, war auch der wesentlichste Gegenstand unsrer Dichtung. Die Verjüngung und Belebung Deutschlands, auch in socialer und politischer Hinsicht, hängt noch heute innig mit der Lösung dieser Fragen zusammen, und die Entwicklung dieser geistigen Krisis wirkt auf das übrige Europa, während wir von den thatkräftigen Nachbarn endlich auch zur entschiedenen Fortbildung der Wirklichkeit auf den Grund dieser Einsicht ermuntert werden. Kant war es, welcher der deutschen Spekulation die Richtung gab, Schiller aber, um dessen Besitz die Philosophie und die Dichtung stritten, war, schon vor der Bekanntschaft mit Kant's System, auf einer Bahn begriffen, wo sich sein Geist nothwendig mit dem dieses großen Denkers begegnen mußte. Denselben Geisteszug finden wir bei Humboldt. Schiller und Humboldt vertieften sich aber nur in die Kant'sche Philosophie, um alsbald die Schranken derselben, und zwar gerade in der Richtung, die wir hier im Auge haben, zu durchbrechen. Wir haben die Stellung Beider zu Kant schon zum Theil (S. 57—69 und

S. 175—77) besprochen. Hier haben wir nicht sowohl von ihrer Verwandtschaft mit Kant, als von ihrer eigenthümlich gemeinsamen Ueberschreitung des Systems in der eben berührten Richtung zu reden. Kant hat das fragliche Problem in bewundernswerther Tiefe ergriffen und mit einer Schärfe, wie wohl Niemand vor ihm, behandelt; doch das Ergebniß, zu dem er gelangte, war nur geeignet, die Menschheit an ihre Würde zu erinnern, nicht aber ihr den ganzen Gehalt ihres Wesens zum Bewußtsein zu bringen und die wahre Versöhnung des Gegensatzes in ihr anzuregen. Die beiden Principien des menschlichen Wesens, Sinnliches und Sittliches, Neigung und Pflicht, stellte er als zwei unversöhnliche Feinde einander gegenüber und zerriß, was die Natur verbunden hat, um harmonisch mit einander zu wirken zur Darstellung der vollendeten Menschheit. Mit diesem moralischen Rigorismus hing auch die ästhetische Nüchternheit der Kant'schen Lehre zusammen, welche die sinnlichen und gemüthlichen Eigenschaften unserer Natur, Empfindung und Leidenschaften und daher auch die mögliche Einwirkung auf solche, also eigentlich die wirksamste Seite des Schönen gar nicht nach Gebühr berücksichtigt. Aber Kant hatte den Weg gebahnt, indem er die Gegensätze scharf von einander schied und die moralische Würde des Menschen wie die intellektuelle Seite der Kunst, zwar einseitig, aber in ihrer Tiefe erfaßte. Die andere Seite zu entwickeln, war die Aufgabe seiner Nachfolger, und hier finden wir Schiller und Humboldt in erster Reihe. Es galt das Verbindungsglied des Sittlichen und Sinnlichen zu finden — das humane Princip, welches uneigennützig zum Edlen, Guten und Wahren führt; das in den edlern Naturen die freie Harmonie hervorbringt, die mehr durch Instinkt, als durch Mühe und Kampf, erzeugt wird. In demselben Princip wurzelt auch die geistige Schönheit, die Anmuth, d. i. die Erscheinung dieser eigenthümlich

menschlichen, edlen Natur. Diese Humanität ist das eigentliche Element Schiller's, seines Dichtens und Denkens. Mit der erhabenen Ansicht Kant's trug er zugleich seine eigene, menschlichere, in die weitesten Kreise; er predigte sie lehrend und dichtend, durch ihn vor allen wurde sie Eigenthum der Nation. Nicht, daß er wissenschaftlich betrachtet, dieses humane Princip vollkommen entwickelt hätte, aber der Impuls war gegeben, der auch zur theoretischen Vollendung führt. Eben diese Versöhnung des Geistigen und Sinnlichen arbeitet auch in Humboldt, und schon in seinen frühesten Abhandlungen, zu Tage. Dies gemeinsame Streben ist es vorzüglich, was ihn mit Schiller verkettet, und wenn dieser den Ruhm davongetragen, diese Anschauungsweise so ausgebreitet zu haben, so hat jener sie doch ohne Zweifel mehr in ihre Tiefe verfolgt, ja zuletzt in einer neuen Disciplin, in der Philosophie der Sprache, ein wissenschaftliches Fundament in dieser Richtung begründet. Schiller drang, seiner Natur gemäß, vorzüglich auf die sittlichen und ästhetischen Folgerungen los; Humboldt der contemplativere Geist, suchte die Totalität der Menschennatur durchaus zu ergründen, er mußte tiefer in das Gebiet der Anthropologie eindringen; auch die Naturseite des Geistes mehr in seinen Gesichtskreis ziehen und die Resultate alsdann nicht sowohl in die Sphäre des Sittlichen besonders, sondern in alle Gebiete der praktischen Philosophie und auch in das praktischste, in die Politik, verfolgen. Es ist ein Fehlschuß, den Humboldt von seiner Natur auf die seines verewigten Freundes machte, wenn er sich verwundert, daß Schiller bei seinen Raisonnements über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht einmal der Sprache erwähne, in welcher sich doch gerade die zwiefache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbole verschmolzen ausprâge. [2]) Allerdings würde Schiller, wenn ihn dieser

2) Vorerinnerung zum Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 38 u. f.

Gegenstand — „die entschieden primitivste Emanation der menschlichen Natur" — ergriffen hätte, von einzelnen mangelhaften Ansichten über den Ursprung der menschlichen Entwicklung zurückgekommen sein. Allein gerade dieses Gebiet konnte den schaffenden Genius nicht anziehen, es konnte auch für seinen apostolischen Trieb keinen Gegenstand und kein Hülfsmittel bieten. Um die Sprache zum Objekt des Denkens zu machen, mußte man ein nicht eigentlich produktiver, und so außerordentlich receptiver Geist sein, eine Forschernatur wie Humboldt. Daher ist es auch kein Wunder, daß Humboldt tiefer in die Geheimnisse eindringt, die die Natur des Menschen darbietet, als Schiller, der die Lösung oft mehr divinirte, die Wahrheit gleichsam als Postulat ergriff. Dennoch aber waren sie einander in dieser Grundrichtung so nahe, wie es bei solcher Verschiedenheit des geistigen Berufs nur gedacht werden kann. Auch das begründet keinen wesentlichen Unterschied, daß Schiller in seinen Dichtungen und Untersuchungen die erhabene Seite und die menschlich humane neben einander entwickelt, Humboldt dagegen mehr die völlige Identität des Geistes und der Sinnenwelt zu erfassen sucht. Denn trotzdem führen Beide die Erscheinungen auf ihren rein menschlichen Grund zurück. Mag dann Schiller mehr für das sittliche Ideal begeistern, während Humboldt im weiten Reiche der Ideen wohnt, so zeigt es doch nur die verschiedenen Aufgaben, die diese innerlich verbündeten Geister, ihrer individuellen Natur gemäß, zu erfüllen hatten.

Am meisten schwinden die unterscheidenden Merkmale Beider auf demjenigen Gebiete der Speculation, zu welchem sie auf gleiche Weise hingezogen wurden — auf dem ästhetischen. Hier fallen auch ihre Forschungen am auffallendsten zusammen, hier begegnen sie sich in ihren merkwürdigsten Sympathien, und der Durchbruch, den sie hier aus den Fesseln des Kant'schen Systems fanden, ist so gleichmäßig,

daß man nicht leicht bestimmen möchte, was sie darin ihrem eignen Geistesgange oder ihren gemeinsamen Untersuchungen dankten. Vertiefen sie sich dann auch in verschiedene Zweige dieses Gebiets, so scheint es fast, als hätten sie sich nur in die Arbeit getheilt. So ergänzt Einer die Forschung des Andern. — Kant hatte nur die rein intellektuelle Seite des Schönheitsbegriffs erfaßt und damit die philosophische Aesthetik überhaupt eröffnet, aber den reellen Inhalt des Begriffs, den eigentlichen Grund des allgemeinen Wohlgefallens, das das Schöne erregt, und die reinkünstlerische Absicht, die jedem schönen Organismus zu Grunde liegen muß, um diese nothwendige Wirkung hervorzubringen, dieses höchste Kriterium wußte Kant noch nicht zu finden, und eben deshalb nicht, weil er den Geist und die Natur schroff auseinander hielt, und die Totalität unsers Wesens nicht erfaßte. Denn damit entging ihm die Kenntniß der möglichen und nothwendigen Wirkungen auf dieses Wesen, die Kenntniß des letzten Zweckes aller Kunst. Dennoch barg schon die Richtung dieses Weisen auch das Ziel; er fühlte, daß in dem Schönen der Vereinigungspunkt dieser Gegensätze gegeben sei, wenn er auch diese Einheit vorerst nur als die Auflösung widersprechender Kategorien des Denkens zu charakterisiren vermochte. Damit war noch kein objektives und somit praktisches Gesetz des Urtheils ermittelt. Mit dem ausgesprochenen Willen nun, dieses Gesetz zu erfassen, schritt Schiller, von Kant aus, zu eignen ästhetischen Forschungen. Der gleiche Instinkt führte Humboldt zu tieferer Erfassung der Natur des Schönen. Zwar finden wir Beide noch in einzelnen irrthümlichen Vorstellungen befangen, Vorstellungen, die ihnen gar nicht allein aus dem Kant'schen Standpunkt überkommen sind, sondern die zum Theil aus ihrer gemeinsamen Eigenthümlichkeit und aus der Wechselwirkung Beider entsprangen, dennoch gelang es ihnen, den Grund der neuern

Kunstphilosophie zu legen. Die spätere Philosophie hat diese Erbschaft genutzt, ohne viel nach den eigentlichen Urhebern zu fragen, meist sogar, ohne sie zu kennen. Erst Hegel hat das große Verdienst unsers Schiller um die philosophische Aesthetik offen anerkannt; [3]) dessen Genossen aber, den Verfasser der „ästhetischen Versuche," erwähnt er nicht einmal. Es heißt aber Schillern wieder zu viel Ehre anthun, wenn man ihn zum alleinigen Begründer dieses Fortschritts macht. Wie viel verdankte Schiller seinerseits der sichern Anschauung und den Künstlergedanken Göthe's, welche man nur auf den spekulativen Grund zurückzuführen brauchte, um recht in die Tiefe der Wahrheit zu gelangen; wie willig erkennt er andrerseits das Verdienst und die Selbstständigkeit seines philosophirenden Freundes an! Als ihm Humboldt die „ästhetischen Versuche" (über Herrmann und Dorothea) im Manuskript gesendet hatte, erklärte er offen: „Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunstrichter und Theoretiker, nicht viel vorgearbeitet." Wer, wie Humboldt, schon im vierundzwanzigsten Jahre und lange vor dem Erscheinen der betreffenden Abhandlungen seines Freundes Schiller so tief in den Mittelpunkt dieser Materie drang, wie wir es oben (z. B. S. 179) gesehen haben, der war nicht blos der Nachfolger, sondern selbst Genosse Schiller's. Anders verhält es sich schon mit den Gebrüder Schlegeln. Auch sie bereicherten nachmals die Theorie des Schönen, ihnen aber war die Grundlage, auf welcher sie fußten, allerdings durch Schiller gegeben.

Mittelst der Gesetze der Phantasie, in specifischer Art auf die Totalität der menschlichen Natur zu wirken und so das rein Menschliche in uns zu entwickeln — ist die Auf-

3) Aesthetik, B. 1. S. 80—82.

gabe aller Kunst. Auf demselben psychologischen Wege also, den Kant sie geleitet, gelangten jene Männer zu dem objektiven Geschmackskriterium, das Kant nicht für möglich gehalten hatte. „Die Kunst,“ sagt Humboldt (Aesthetische Versuche. S. 8) „ist die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen; und dieser ihr einfachster Begriff ist zugleich auch ihr höchster.“ Auf diesen höchsten Begriffen arbeiten alle Ansichten dieser Männer über das Schöne hin; mit ihnen war die Schranke des Kantianismus durchbrochen; auch manche einseitige Formel, an der sie selbst noch fest hielten, um einzelnen, hoch idealischen, aber zu abstrakt erfaßten Lieblingsrichtungen zu genügen, war in ihrer Grundanschauung schon überwunden, und verlor noch an Einfluß, je mehr Beide sich in den Göthe'schen Dichtergenius versenkten. — Was die Entwicklung und Verbreitung dieser ästhetischen Theorien anlangt, so haben wir schon anerkannt, daß Schiller das Meiste zu ihrem Siege beigetragen. Auch hat er besonders um einen Theil der Aesthetik, um die Lehre vom Erhabenen und was zunächst damit zusammenfällt, das Tragische, sich unleugbar große Verdienste erworben. Humboldt dagegen nahm, wie wir sehen werden, mehr die generische Bedeutung des Schönen überhaupt ins Auge und ihm fiel daher ganz naturgemäß die Entwicklung des Epischen zu, welches ja überhaupt dem reinsten Gattungsbegriff des Schönen am nächsten steht. Daher ist auch Humboldt's Forschen auf das allgemeine Wesen der Kunst umfassender eingegangen, als Schiller, und er hat das Gebiet des Epischen noch gründlicher erschöpft, als jener das der Tragödie.

Während sie auf solche Weise das Reich des Schönen theoretisch unter sich getheilt hatten, hingen sie doch in ihren ästhetischen Lieblingsrichtungen wieder ganz zusammen, und gerade in diesen Sympathien lag zum Theil der Hauptgrund

dessen, was in ihrer Theorie und Kritik verfehlt ist. Humboldt theilte ganz die Vorliebe für das Didaktische sowohl als für die Ideendichtung, die in Schiller eine so neue und glänzende Verkörperung gefunden; er theilte ferner die Vorliebe für das Erhabene, gleichfalls ein vorherrschendes Element der Schiller'schen Dichtung; endlich theilte er die Sympathie für das, in Folge der Uebermacht des Ideenvermögens und der Richtung aufs Erhabene, der Schiller'schen Muse besonders eigenthümliche Streben, den Erzeugnissen der Phantasie den Charakter der reinsten Gesetzmäßigkeit d. h. der Freiheit von allem Zufälligen und Willkührlichen, in Inhalt sowohl als Form, zu geben. Obwohl in diesem Streben ein höchstes Kunstideal bezeichnet ist, wird es doch auf der andern Seite leicht die gefährlichste Klippe für ein Dichtervermögen, das so eng an die Intellektualität geknüpft ist, und aus ihr so vorwiegend seine Nahrung zieht, wie das Schiller'sche. Gar leicht verführt eine so ideale Richtung zu größeren Verirrungen und Mißgriffen, als je einem minder hochstrebenden, aber wahrhaft poetischen Natur- und Künstlersinn drohen — sobald nämlich die Bedingung alles Poetischen, die Anschaulichkeit der Darstellung, dabei Gefahr leidet oder die Kraft des dichterischen Gestaltens dem Fluge des Gedankens nicht gleichen Schritt halten kann. Gar leicht führt die Spekulation, die auf ein solches Ziel gerichtet ist, dann noch zu theoretischen Irrthümern und falschen Maximen. Diesen Klippen ist auch Schiller's Dichtung, so wie seine und seines Freundes Theorie, nicht entgangen. Ein großes Glück daher war es, daß sie mit diesem idealen Sinne doch ein so offenes Organ für das Reich des einfach Schönen verbanden, daß der Eine von ihnen von dem Kunstgeiste der Griechen, in dem er das höchste Muster erkannte, jederzeit auch an das erste Gebot alles dichterischen Schaffens gemahnt wurde und diese

Mahnung unwillkührlich auf den andern übertrug, endlich daß ihnen die Nähe des größten aller neueren Dichter, in dessen Anschauen sie sich versenken, an dessen noch frischem Quell sich laben konnten, ein eindringliches Gegengewicht gegen die Gefahren bot, die ihnen der hohe Flug ihres eigenen Genius bereitete. War es doch Göthe, der, ohne Anregung und Beispiel ganz aus eigenem Triebe die Bahn einer höheren Idealität und hoher Gesetzmäßigkeit eingeschlagen und Beides, in wie hohem Grade, auch erreicht hatte! Auch Schiller hatte, schon im Don Carlos, einem ähnlichen Triebe gehuldigt; aber erst Göthe's mächtiger Vorgang in seinen italienischen Werken, vor allem Iphigenie, rief Schiller's höchste Entwicklung hervor und erst der persönliche Umgang mit jenem zeitigte Schiller's individuelle Vollendung. So hat auch Humboldt die Sache angesehen. Als Göthe seinen Briefwechsel mit Schiller herausgab, sprach er gegen Zelter die Meinung aus, daß diese Sammlung ein willkommenes Geschenk für die Welt sei, woraus die Entstehung von Schiller's bessern Werken anschaulich werde und wie er sich an Göthen heraufgebildet habe. [4]) Dennoch haben Schiller und Humboldt diese Einflüsse ihres Naturells nie ganz überwunden. So sehr sie auch mit den Jahren in ihrer Kunsteinsicht fortschritten — und wir brauchen nicht zu wiederholen, welche Stellung sie in dieser Hinsicht unter den Deutschen einnehmen! — gewisse einseitige Maximen gingen ihnen ihr ganzes Leben nach. Bei unserm Humboldt zeigen sich diese Einwirkungen namentlich, so oft er mit didaktischen und symbolischen Dichtungen zu thun hat. So scheint es, als habe der Eindruck der Schiller'schen Poesie ihn nie zu einem ganz entschiedenen Einblick in ihre Mängel gelangen lassen, wiewohl er auch so der Wahrheit oft ziem-

---

4) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, unterm 26. Juli 1826.

lich nahe kommt. In späten Jahren wirkte sogar die philosophische Dichtung der Indier, nicht blos der Gehalt, sondern selbst die Form, gewaltig auf Humboldt, und wenn er endlich, kurz vor seinem Tode noch sagen kann, Göthe sei gleich groß in seinen frühesten und spätesten Werken, so scheint er, auch hier von der Richtung auf den Gedanken verführt, zuletzt die Ausgeburten einer reichen aber schon vertrockneten Phantasie und eines zu spät und zu greisenhaft entwickelten eigentlichen Reflexionsvermögens mit den großen Dichterwerken in Vergleichung zu stellen, die lieber gar keine als eine solche Fortsetzung wünschen ließen. — Nicht daß er das wahrhaft Schöne nicht erkannt und gewürdigt hätte! Es gab wenig so kunstsinnige Deutsche, wie ihn. Allein das, was ihn, als Menschen und Geist, in so hohem Grade auszeichnet — die Richtung auf die Welt der Ideen, war eine Klippe für sein Kunsturtheil. Er überschätzte den ästhetischen Werth mancher Dichterwerke, wenn sie nach jener Richtung mächtig bewegten, oder was z. B. die vollendeten Schiller'schen Poesien wirklich thun, das Gebiet der Poesie selbst zu erweitern schienen. Unleugbar ist es, und aus der hier besprochenen Richtung Humboldt's auch hinlänglich erklärt, daß und warum er den Mangel, der an der Dichtungsweise seines großen Freundes fast immer haften blieb, nie ganz eingestand, und einzelne von dessen Dichtungen von Seiten ihres künstlerischen Werths sehr überschätzte. Dafür war er es aber auch, der den tiefern Werth dieses Dichters zu einer Zeit schon zu würdigen und selbst vor der Wissenschaft geltend zu machen wußte, wo eine einseitig ästhetische Kritik fast nur an seiner Schattenseite verweilte und oft genug vornehm auf ihn heruntersah. Wir können durchaus nicht alles unterschreiben, was Humboldt über Schiller, im Ganzen und im Einzelnen, sagt; wir müssen einen guten Theil der ästhetischen Einwürfe gegen dessen Dichtungsart sowohl als

gegen einzelne seiner Dichtungen gelten lassen, wir dürfen auch zugestehen, daß Humboldt sich die Ursache des Mangelhaften in Schiller nie ganz klar gemacht oder nie deutlich ausgesprochen hat; allein andrerseits ist ihm auch das Verdienst nicht abzusprechen, daß er, früher und vollständiger und umfassender, als irgend einer seiner Zeitgenossen, die großartigen Eigenschaften desselben sich klar gemacht, und auf sie, auf das was jene Mängel vergütet, hingewiesen hat. Was Göthe instinktmäßig anerkannte, und bei jedem Anlaß wiederholte, das suchte Humboldt kritisch zu erklären — nämlich die Macht, die Schiller's Dichtergenius, trotz seiner Mängel, ausübt, die alle Unbefangeneren gewahr werden, die die ganze Nation bekräftigt hat — eine Macht, die nicht verkannt werden dürfte, und wenn sie eine noch größere Ausnahme von der gewöhnlichen Regel sein sollte, als sie es in der Wirklichkeit ist.

Man könnte sagen; Humboldt's Beurtheilung des Schiller'schen Dichtergenius hat fast dieselben Verdienste und dieselben Mängel wie dieser selbst. Sie ist groß und von entschiednem Werth in der Darstellung des dichterischen Geistes und der Großartigkeit und Fülle seiner subjektiven Begabung; sie ist unklar und manchmal geradezu verfehlt in Betreff der rein ästhetischen Form. Wir können dies nicht anders veranschaulichen, als indem wir Humboldt's Aussprüche mit unserer eigenen Ansicht über den großen Dichter zusammenstellen — einer Ansicht, die im Grunde nicht neu und am umfassendsten von Hoffmeister entwickelt worden,[5]) die aber noch von mancher Seite näher beleuchtet und je nach der Verschiedenheit des betrachtenden Individuums, eigenthümlich erfaßt werden kann. Wir werden

5) Namentlich im 3ten Theile seines Werks: Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke, S. 234—252.

uns mit Ausnahme einiger andern besonders wichtigen Stellen in Humboldt's Briefen und Werken, vorzüglich auf die Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller stützen, weil hier der Gegenstand am ausführlichsten behandelt ist und weil darin nicht eine Aeußerung des Augenblicks, der seine Macht doch auch auf den besonnensten Denker und Kritiker äußert, sondern die Frucht eines lebenslänglichen Nachdenkens geboten ist.

Wer über Schiller nachdenkt, wird unwillkührlich auch zu Göthe geführt, wie man sich des Erstern erinnern muß, um sich die Eigenthümlichkeit des Andern recht klar zu machen. Ungeachtet ihrer specifisch verschiedenen Dichtergröße, ergänzen sie einander, nicht blos durch ihre Wirkung auf die Cultur unserer Nation und des Zeitalters, sondern auch durch die entgegengesetzten Richtungen ihres dichterischen Vermögens. Dennoch weist auch dieser Gegensatz auf eine gewisse Einheit, das unterschiedene Gewicht auf eine gewisse Gleichheit zurück, denn sonst würde die gleich große Wirkung, die ihre Werke auf die unbefangensten Gemüther äußern, so unerklärlich sein, wie die Wechselbeziehung, in welche sie für uns treten, so oft wir den Einen oder den Andern gründlich erfassen wollen. — Immerhin mag Schiller mehr auf die Jugend, die Frauen und das Volk im weitern Sinne wirken, Göthe mehr auf Lebenserfahrene, auf Männer und auf künstlerische Geister — es giebt doch eine große Classe von Menschen, die wenn schon meist mit einiger Vorliebe für den Einen oder Andern, Beide würdigen und genießen. Auch ist die Entwicklung dieser Fähigkeit ein wahres Bedürfniß unsrer Bildung; jeder Antrieb hiezu eine Wohlthat für uns, ein Verdienst. Wenn irgend Jemand, so kann uns Humboldt darin als Vorbild und Wegweiser dienen. Denn wer hat größere, unparteiischere Empfänglichkeit in diesem Punkte besessen, als er? In dem Sonett was wir

oben gelesen, spricht er diesen ungetheilten Enthusiasmus mit wahrer Entzückung aus; er that es aber auch in Prosa, und bei jedwedem Anlaß. Göthe und Schiller sind ihm strahlverwandte Zwillingssterne. Wo er von dem Einen spricht, kommt er alsbald auch zu dem Andern. Im J. 1830 nahm er aus dem erschienenen dritten Theil von Göthe's italienischer Reise Veranlassung, auch die Eigenthümlichkeit dieses Dichters noch einmal zu charakterisiren, doch auch da gedenkt er seines Schiller. Ist es ja doch nicht diese oder jene Eigenschaft und Manier, nicht dieser oder jener Grad der Anschaulichkeit und Gesetzmäßigkeit der Darstellung, was einzig und allein die Wirkung erklären kann, die ein Dichter auf uns macht. Sie wird doch allemal auch auf etwas Innerlichem beruhen, „auf dem Drang der Seele, den Mächten des Busens, die der Außenwelt nicht zu bedürfen scheinen, der Welt der Gedanken und Empfindungen." „Ich brauche," sagt Humboldt bei eben diesem Anlaß, „keine der Stellen- und Gedichte Göthe's nahmhaft zu machen, in welchen dies vorzugsweise lebendig ist. Sie haben alle in unserem Inneren oft wiedergeklungen. Was wäre das Leben, ohne die Begleitung der Dichter, deren edles Vorrecht es ist, ihren Aussprüchen ein solches Gepräge zu ertheilen, daß sie bei allen Vorfällen des Tages in uns zurückkehren, unbedeutenderen einen sinnvollen Gehalt geben, bei den bedeutendsten aber der Wirklichkeit entrücken, bald in tiefe Wehmuth versenken, bald auf einen Gipfel tröstender Beruhigung erheben? Wer verdankt nicht auch in dieser Art Göthen und Schillern, die beide, wie verschieden in sich, gleiche Macht auf das Gemüth ausüben, unendlich viel?" [6]) Diese Macht kann so gleich sein, bei sonst so großer Verschiedenheit Beider, weil alles

---

6) Werke, II. 233–34.

Dichterische einem und demselben Urquell entströmt! Im innersten Kern des Wesens liegt die verwandte Ader aller Dichter, die diesen Namen im höchsten Sinne verdienen; in dem Maße dieser Urkraft ruht der Grad dieser Verwandtschaft; selbst das Streben, diesen innern Drang auf die reinste und höchste Art zu manifestiren — gesellt sich nur als zufälligeres, alsdann aber, wie gerade bei Göthe und Schiller, doppelt inniges Vereinigungsband hinzu. Es thut auch gar nichts, daß diese, so zu sagen, innere Poesie bei diesem auf das Erhabene, bei Jenem auf das Schöne gerichtet ist. Gelingt es nämlich Beiden, für ihre individuelle Geistesstimmung den gehörigsten Ausdruck zu finden, was in der Regel auch eine ziemlich gleiche Darstellungskraft voraussetzt, so wird die Wirkung Beider am Ende gleich stark sein. Selbst wenn der Eine in der Fähigkeit seine innere Welt in anschaulichen und individuellen Darstellungen zu offenbaren, weit hinter dem Andern zurückbliebe, so wird er, trotzdem daß er damit in der Bedingung alles künstlerischen Hervorbringens und, absolut genommen, in der Dichterfähigkeit zurücksteht, Jenen doch in der Wirkung wieder einholen, wenn er die Größe seines Subjekts und seines innern Vermögens in dem Grade zu verstärken vermochte, als ihm die objektive Fähigkeit des künstlerischen Schaffens mangelt. Damit ist gar nicht gesagt, daß er einer großen Fähigkeit des anschaulichen Gestaltens überhaupt entbehren könne. Denn diese ist und bleibt die Grundbedingung alles dichterischen Hervorbringens und das erste Kriterium aller künstlerischen Leistung. Auch wird der eigentliche Kunstwerth und die spezielle Kunstwirkung der Leistungen zweier in solcher Art unterschiedenen Dichter, d. h. die absolute Dichtergröße, nie die gleiche sein. Und dennoch kann ihre Totalwirkung die gleiche sein, sobad es jener, auf der einen und noch dazu entscheidendsten Seite

geringeren Kraft wirklich gelungen ist, den innern Besitz unendlich zu steigern und die Darstellungskraft noch so viel als möglich zu bilden. Nie wohl ist Beides einem Geiste, der in diesem Falle war, so gelungen, als Schillern. Daß er in diesem Falle war, spricht auch Hoffmeister, der liebevolle Biograph des Dichters, deutlich aus: „Schiller," sagt er, „näherte sich der reinen Form poetischer Darstellung, ohne sie vollkommen zu erreichen, und hierin, also gerade im Wesen der Dichtung, behauptet Göthe einen entschiedenen Vorzug, welcher allein schon, wenn man beide Männer nur als Dichter vergleicht, bei weitem alles aufwiegt, was Schiller sonst vor Göthe voraus hat." 7) Daß ihn trotzdem die Welt, wie Schiller selbst sich in seinen muthvollsten Augenblicken versprach, Göthen nicht unterordnet, sondern im gewissen Sinne gleichstellt, dies verdankt er dem unablässigen Ringen, seine angeborene großartige Natur im außerordentlichsten Grade zu entwickeln, zugleich aber auch sein ursprüngliches Dichtervermögen zur möglichsten Reinheit zu heben. Nur einem vorzüglich aufs Erhabene gerichteten Dichter wird es möglich werden, seine Fähigkeit so zu steigern. Die Wirkung des Erhabenen ist ohnehin sicherer und allgemeiner. Durch die Stimmung die er mittheilt, kann er die Mängel seiner Darstellung leichter bedecken, um so sicherer, je mehr er jenen innern leidenschaftlichen Drang geistig und sittlich veredelt hat und jemehr er die Begeisterung, die ihn erfüllt, unmittelbar dem Gedicht einzuhauchen und auf den Leser überzuleiten im Stande ist. Ein gewisser Grad von Begeisterung waltet in jedem Dichtwerk; sie wird auch in jedem stellenweise stärker hervortreten; doch im vollendeten schönen Kunstwerk wird sie das Ganze nur leise durchdringen, nur mittelbar — durch die schöne Gestaltung, wieder

---

7) Hoffmeister, a. a. O. III. 242—43.

erwecken. Es kann allerdings auch zum Fehler werden, wenn der Dichter, auch da, wo man ihn selbst zu vernehmen berechtigt ist, nicht aus seinem Versteck hervor will, oder wenn er in solchem Falle, eine zu kühle Begeisterung an den Tag legt. Dagegen wird der erhabene Dichter die Wirkung seiner Kunst verdoppeln, je stärker seine innere Begeisterung ist, je unmittelbarer er sie walten läßt. Er wird damit manchen Verstoß vergessen machen. Allein er wird auch so sich des Maßes nicht begeben dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen will, zu pathetisch und tumultarisch zu werden. Je mehr er aber durch sein Subjekt den Ausschlag geben muß, desto mehr wird er streben, diesem den reichsten Gehalt und die höchste Würde zu verschaffen, und indem er diese Würde und diesen Gehalt dichterisch offenbart, gleichsam das Gebiet der Kunst selbst zu erweitern, das er in den strengen Grenzen ganz auszufüllen doch nicht so befähigt sein würde. In diesem Bezuge hat Schiller das Unglaubliche geleistet, freilich von der ganz eigenen Naturanlage unterstützt, die ihn instinktmäßig auf diesen Weg führte, bevor er der Nothwendigkeit desselben sich bewußt war. Der Denker, der Dichter, der Mensch stritten sich in ihm. Daher die Tiefe, der Schwung, der Adel, die Idealität, die auch schon in seinem rohesten Auftreten auf die spätere Entwicklung hindeuten. Es ist nicht eine einzelne Eigenschaft, es sind alle zusammen, die ihm diese individuelle Größe, seiner Dichtung diese Macht verleihen. Damit hängen auch näher oder entfernter die einzelnen Richtungen seines Geistes wie seines Dichtervermögens zusammen, die er vor Göthe voraus hatte. Im Wesentlichsten der Kunst aber, in der Anschaulichkeit der Darstellung und Individualisirung, blieb er dennoch hinter Göthen zurück oder erreichte ihn hierin nur in einnzelnen Momenten. Da er aber so vieles dazu brachte, was Göthe

nicht hat, freilich aber auch zum guten Theil nicht bedurfte, so konnte er sich mit Recht vorhersagen, daß die Rechnung sich ziemlich heben werde. Ja, betrachtet man sie in ihrer Totalwirkung und ihre einzelnen Kunstleistungen nach dieser, so muß man sagen: sie hebt sich wirklich. Nur, wenn man streng die Dichtergröße ins Auge faßt, dann sinkt die Waage doch etwas zu Gunsten des genialeren Genossen, dem die Natur gegeben, was Jener kaum und mit Mühe und Anstrengung erreicht.

Humboldt nun faßte an unserm Schiller vorzüglich den Denker-Dichter auf; er signalisirt ihn namentlich als den Dichter, dessen Geistesanlage offenbar dahin gegangen, Dichtung und Philosophie, von einander getrennt, als unvollständig zu betrachten, der in seine Dichtung immer den höchsten Flug des Gedankens verwebte, und es nicht scheute, sie in seine äußersten Tiefen zu senken, und dem, „wenn man behaupten könnte, daß er nicht das Höchste in der Dichtung erreicht hätte, gewiß nichts entgegengestanden, als daß er nach etwas noch Höherem gestrebt und wirklich Unvereinbares habe vereinigen wollen.“[8]) Diese Stelle enthält so ziemlich den Kern seiner Ansicht über Schiller, somit den Keim dessen, was er nachher in der Vorerinnerung weiter entwickelt hat. Diese Ansicht ist auch an sich begründet, sie fordert uns aber doch gleich zu einem Einwurf heraus. Daß Schiller Unvereinbares erstrebte, erklärt allein die Mängel seiner Dichtart nicht, sondern diese müssen wir zum großen Theil aus seinem Dichtervermögen selbst herleiten. Die Richtung auf den Stoff des Gedankens entschuldigt nämlich den Mangel der anschaulichen Gestaltung nur so weit, als es auch dem größeren Dichtervermögen nicht gelungen sein würde, ihm diese zu geben. Daß dieses aber in vielen

8) Ges. Werke, I. 101–2.

Fällen möglich war, hat er selbst am besten durch Beispiele bewiesen, in denen auch er solche Aufgaben mit größerem Glücke bewältigt hat. Die geringere Fähigkeit anschaulichen Gestaltens aber, die wir Schillern nachsagen, hat Humboldt, wie wir gleich sehen werden, nie zugestehen wollen, und darin liegt sein Irrthum, die Ueberschätzung der ästhetischen Form des Dichters. Desto glücklicher erfaßt er den Charakter desselben überhaupt. „Schiller's Dichtergenie," sagt er (Vorerinn. S. 9—11) „kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entschiednen großen Naturkraft... Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schiller's besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete.

in der Zeit seines innigsten Verkehrs mit Humboldt, geschaffen, würden wir diese missen wollen, selbst wenn wir uns sagen müßten, daß die Richtung, die in ihnen waltet, immer nachtheilig auf seine übrigen Dichtungen gewirkt hat? Diese Richtung lag in Schiller's innerster Natur, sie kam nur eben in jenen Jahren (1795—97) zur glänzendsten dichterischen Offenbarung. Vielleicht war es sogar wohlthätig für Schiller's Muse, daß sie so auf einmal sich in dieser Richtung entladen konnte. Dann hätte die Anregung Humboldt's auch in diesem Betracht ihren Nutzen getragen. Als er sich aber anschickte, die Balladen zu dichten und im Wallenstein vorzuschreiten, dann war es allerdings günstiger, daß Humboldt's theoretischer Genius etwas zurücktrat und Göthe's Einwirkung dominirte. Schon hatte er an diesen didaktisch poetischen Vorübungen seine Kräfte gestählt und sein Selbstvertrauen wieder gewonnen. Mit Humboldt's Beifall war ihm der der Nation gesichert, selbst wenn es ihm nicht in dem Grade gelungen sein würde, auch mit Göthe zu wetteifern, als es ihm in der That noch gelungen ist. Wäre es ihm aber nicht gelungen, hätte, was bei Schiller's in so hohem Maße souverainem Geiste sich gar nicht denken läßt, Humboldt's vorangegangener Einfluß das Zustandekommen eines Wallenstein und Tell verhindert — dann hätten wir allerdings unendlich Großes entbehren müssen, und doch dürften wir nicht übersehen: daß Schiller ein ganz vollendeter Dramatiker nie werden konnte. Ein Ideendichter aber wie er — mag immer die Gattung eine Anomalie sein — wird vielleicht in keiner Zeit und bei keiner Nation wieder geboren werden. Hätte man also selbst dann Ursache, Humboldt's Einfluß für nachtheilig zu halten?

Nein! Göthe's drückendes Vorbild und künstlerischer Einfluß waren Schillern so unentbehrlich als der ermuthigende Zuspruch und die kritische Genossenschaft eines Humboldt.

Schwab stellt die Sache in zu drastischen Gegensatz, er sieht Humboldt mehr von Seiten einiger Befangenheiten, als seiner allgemeinen, auch ästhetischen Fähigkeit und steht in seiner Auffassung Schiller's doch manchmal noch zu sehr unter dem Einfluß der Kritik der romantischen Schule. Ich stimme zwar in die Grundprinzipien ein, in denen Schwab's Urtheil wurzelt; der verehrte Biograph Schiller's wird sie auch in den oben entwickelten Ansichten wieder erkennen; aber ich gestehe auch, daß ich ein größeres Gewicht auf Schiller's philosophische Dichtung lege und mir darum und im Ganzen ein viel günstigeres Bild von Humboldt's Einwirken auf den Dichter mache. Schwab scheint auch mit seiner eigenen Auffassungsweise in Widerspruch zu gerathen, wenn er (S. 494) selbst hervorhebt, daß Schiller diese schwierige Bahn der philosophischen Selbstorientirung durchlaufen mußte, weil er zum Nationaldichter bestimmt war, „zum Dichter eines Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Einseitigkeit von dem Poeten, der nach seinem Herzen sein, den es bewundern und lieben sollte, recht eigentlich verlangte", wenn er ferner hinzufügt, daß Göthe diesen Bildungsgang unseres Dichters zum lauteren Schönen zu lenken bestimmt gewesen, aber nicht zu früh habe abbrechen dürfen, Humboldt ihm aber wie vom Geschick beigegeben worden, ihn so lange in dieser Richtung zu erhalten, als es nöthig war, um den Denkerdichter zu vollenden.

Endlich scheint man auch nicht in die Wagschaale zu legen, daß Humboldt schon in dieser Periode mit manchen Einseitigkeiten Schiller's nicht einverständig war, und zwar gerade in dem wichtigen Capitel über die Natur der naiven und sentimentalen Dichtung; daß man schon in dieser Periode den Einfluß der irrigen Vorstellungen, die er mit Schiller theilte, selten spürt, so oft er nicht eben Ideendichtungen oder

die Poesie seines Freundes zu würdigen hatte, und daß in denselben Jahren, wo Schiller sich von den unfruchtbaren Engen seiner Spekulation weit abwandte und sich völlig der Dichtung hingab, ohne jedoch der Nachwirkungen jener Philosopheme sich ganz entäußern zu können, Humboldt sich ebenfalls von den frühern Fesseln befreite und, fortschreitend auf der theoretischen Bahn, die ihm zugewiesen war, in seinen ästhetischen Versuchen ein Werk zu Stande brachte, das noch heute als ein wahres Handbuch der Philosophie der Kunst betrachtet werden kann. In dem Verkehr mit Schiller war er zu dieser Leistung herangewachsen; der Dichtung Göthe's gegenüber, und der Einwirkung des mächtigen Genossen entrückt, der ihn in manchem Vorurtheil bestärkt hatte, vollendete er nun, was er gemeinsam mit Diesem erstrebt hatte, doch in den Jahren ihres engsten Beisammenseins noch nicht ganz erfassen konnte. Die ästhetischen Versuche sind Humboldt's entscheidende That auf diesem Gebiete. Da ist keine Anschmiegung an eine ihn persönlich anmuthende Manier, sondern die kühle Hingebung an das Höchste, was die Dichtkunst unserer Tage geleistet, entfernt jedes trübende Element und leitet den kunstsinnigen Forscher unmittelbar zu den reinsten Principien. Schiller selbst hat, wie wir sehen werden, das Verdienst dieser That höchlich erkannt und von dem ästhetisch kritischen Beruf unseres Humboldt noch aufs günstigste geurtheilt, als er schon längst auf seine eignen spekulativen Versuche manchmal zu geringschätzig herabsah. Sagt er doch in der Zeit noch, da er sich schon so hoch in Göthe's Schule herangebildet, und eben den Tell gedichtet hatte, er habe noch immer Humboldt am liebsten als den Richter und Rathgeber vor Augen, der er in der Wirklichkeit so oft gewesen. Ein Wort, das damals in Schiller's Munde unmöglich gewesen, hätte er Humboldt nicht zu gut auch von der Seite kennen gelernt, wo er ihm nicht mit den wahlverwandten

Maximen, sondern mit dem universellsten Sinn für Schönheit und Kunst gegenüberstand.

Ueberdies, dünkt uns, hat man noch besonders in Anschlag zu bringen, welchen Werth für Schiller eine Bildungsmasse, wie sie Humboldt ihm darstellte, haben mußte. Philosophie und Kunst, Alterthum und Neuzeit, von welcher Fülle waren sie in diesem Geiste vereinigt! Wie konnte an den Materialien und Kenntnissen eines solchen Freundes der schaffende Genius sich ergänzen! Was wollte es heißen, zur Zeit, wo es diesem solcher Ernst war, sein eigenes Vermögen an Göthe und den Alten zu bilden, auf der einen Seite das Vorbild selbst, auf der andern einen Mann zu haben, der alle Blüthen des Alterthums gepflückt, alle Schätze der classischen Kunst in sich gesammelt hatte, einen Mann, der die schönen Formen des Antiken bis ins Einzelne studirt hatte und diese Schönheit auch in technischer Vollendung erreicht sehen wollte. An den schwierigsten Produkten Schiller'scher Ideendichtung einzelne Unvollkommenheiten aufsuchen, Verbesserungen andeuten, auf Vollendung des Rhythmus und Reimes dringen, das konnte, Schillern gegenüber, nur, wer in solchem Grade Geist und Kenner zugleich war, mit solcher Sicherheit dem Gedanken folgen, mit solchem Takt die sprachliche Hülle beurtheilen und mit solcher Kenntniß griechischer Kunstvollendung entgegnen konnte. Wie mancher Flecken in den genialen Dichtungen des Freundes wurde durch Humboldt's Einrede getilgt! Wie viel verdankten Schiller und Göthe, gerade in ihrem Wettkampfe mit der alten Kunst, den sinnigen Darstellungen, die Humboldt von dem Geiste der letzteren entwarf! Wie viel trug er dazu bei, daß die Werke Beider einer wahrhaft classischen Form näher rückten, bis in die kleinsten Außenseiten vollendet wurden. Göthe'n half er an Hermann und Dorothea feilen; als Schiller sich zuerst im elegischen Versmaß versuchte, kamen Humboldt's feine

Bemerkungen ihm sehr zu Statten. Er theilte damals diesem die meisten seiner Gedichte vor dem Druck zur Durchsicht mit. „Wie sehr danke ich Ihnen," schreibt er dem Freunde unterm 7. September 1795, „daß Sie mir in Rücksicht auf Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann." Kurz darnach, als ihn die Xenien beschäftigten, gab er Humboldt (1. Febr. 1796) in seinem und in Göthe's Namen das Versprechen, daß er für eine große Correktheit, auch in der Prosodie, sorgen werde. Diesmal hielt man zwar nicht ganz Wort; aber Beide behielten Humboldt's Bemerkungen sorglich im Auge, auch als er nicht mehr in ihrer unmittelbaren Nähe verweilte. Eine Vorlesung der Göthe'schen Helena (im zweiten Faust) erregte bei Schiller Aufmerksamkeit für den Trimeter, er wünschte gelegentlich auch etwas in dieser Versart zu machen, wie er auch kurz darnach in der Johanna wirklich that. Doch fühlte er, daß es nöthig sei, sich etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, nur um so weit zu kommen, daß er in die griechische Metrik eine Einsicht erhalte. „Ich hoffe," schreibt er an Göthe, „wenn Humboldt hieher kommt, dadurch eher etwas zu profitiren." (26. Sept. 1800). Inzwischen bittet er sich von Göthen Bücher aus, die ihm das Studium der Originale erleichtern könnten. Göthe sendet ihm auch, was er zu diesem Zwecke brauchbar hält, meint aber, er werde sich wenig daran erbauen. Das Stoffartige jeder Sprache sowie die Verstandesformen stünden so weit von der Produktion ab, daß man gleich, sobald man nur hinblicke, einen so großen Umweg vor sich sehe, daß man zufrieden sei, wenn man sich nur wieder heraus finden könne. In der Arbeit, die ihn eben beschäftige, gehe er nur nach allgemeinen Eindrücken. „Es muß jemand wie Humboldt den

Weg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nöthige zu überliefern. Ich wenigstens will warten, bis er kommt und hoffe auch alsdann nur wenig für meinen Zweck." (G. an S., 28. Sept.) [11]) Doch fällt ihm noch bei, daß er einen Aufsatz von Humboldt über den Trimeter habe. Den sendet er Schillern, und legt auch einen Theil der Humboldt'schen Uebersetzung des Agamemnon bei. Beides werde einigermaßen seinen Wünschen entgegen kommen. (Ebendas., 30. Sept.) Diese Mittheilung war Schillern ganz willkommen; er hofft allerlei aus Humboldt's Arbeit zu lernen, nachdem er mit Hermann's (des berühmten Philologen) Werk über die griechische Metrik noch nicht zurecht zu kommen vermocht hatte. (S. an G., 1. Okt.) —

Von Paris aus brachten Humboldt's Briefe gewichtvolle Beurtheilungen des französischen Schauspiels, die nicht allein Göthe'n eine andre Anschauung der Sache beibrachten, sondern, was wir weit höher anschlagen als die Uebersetzungen aus Voltaire, zu denen sich Göthe dadurch ermuntert fühlte, gewiß auch auf Schiller's dramatische Schöpfungen keinen unbedeutenden Einfluß hatten. Wie überhaupt beide Dichter Humboldt's Theilnahme und Einfluß ansahen, darüber ist gar kein Zweifel möglich, und es werden uns auch noch die unzweideutigsten Erklärungen begegnen.

Nach all dem können wir auf den Umstand, daß Humboldt in seiner Kunstansicht manche Irrthümer oder Befangenheit mit Schiller theilte, ja diesen in der Zeit ihres ununterbrochenen Umgangs in solchen Ansichten bestärkte, durchaus kein so großes Gewicht legen. Die Lichtseite dieses

11) Doch zog er andre Male desto mehr Nutzen von der persönlichen Belehrung so verläßiger Männer. Auch Riemer (Mittheilungen über Göthe, Berlin, 1841, I. S. 200) sagt: „So ward er in wenigen Tagen, ja Stunden, durch Humboldt, Voß u. s. w. mehr gefördert als durch einsames Studium."

Verhältnisses erscheint uns viel bedeutender; Schiller war viel zu selbstständig, um sich von irgend einem fremden Einfluß und gar einem theoretischen hinreißen zu lassen, viel zu eigenmächtig, um nicht auch das Ueberkommene auf individuelle, manchmal vielleicht gewaltthätige, Weise zu gebrauchen. Zwar wird jetzt, wo so viele Zeugnisse vorliegen, Niemand mehr bezweifeln, wie einzig und alles überwiegend und unentbehrlich Göthe's Einwirken auf Schiller gewesen sei. Humboldt hätte aber doch auch seine eigne Mission an Schiller's Seite gehabt, wenn er auch weiter zu nichts gedient hätte, als — was auch Hoffmeister ihm zuerkennt — ihn auf Göthe's Einfluß vorbereitet zu haben. „In der Schule Humboldt's", sagt dieser Biograph, „wurde er erst für den Umgang Göthe's reif." 12)

Dagegen räumen wir unumwunden ein, daß es mit den einzelnen Ausstellungen, die Schwab und besonders Hoffmeister an Humboldt's Urtheilen machen, zum großen Theil seine Richtigkeit hat. Es ist gewiß, daß derselbe oft nur bei der Lichtseite Schiller'scher Dichtungen verweilt. Auch über dessen historische Arbeiten urtheilt er, nach unserer Ansicht, viel zu günstig. Zwar hat er auch hier das Großartige der Schiller'schen Composition treffend erfaßt, 13) allein er übersieht dabei, was dem Geschäft des Geschichtschreibers störend in den Weg trat. Dies Störende war der Dichtergeist und besonders der dramatische Dichtergeist. Sagt er doch selbst einmal, daß die Geschichte nur ein Magazin für seine Phantasie sei und daß die Gegenstände sich gefallen lassen müßten, was sie unter seinen Händen würden." 14) — Auch da finden wir die Einrede neuerer Beurtheiler begründet,

12) Hoffmeister a. a. O., III. 5.
13) Vorerinnerung zum Briefw. mit Schiller, S. 55. ff.
14) Leben Schillers, von Fr. v. Wolzogen, I. 341.

wo Humboldt den rein lyrischen Klängen Schiller's eine eben so große Anerkennung spendet als den lyrisch-didaktischen. „Das blos Rührende, Schmelzende, einfach Beschreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anschauung und dem Gefühle genommene Gattung der Dichtung findet sich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla eine Geisterstimme, an Emma, die Erwartung u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wieder zu geben scheinen, und in denen man Schiller's intellektuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem sanften Widerschein erkennt.“ [15]) Von mehreren der hier genannten Gedichte kann man allerdings sagen, daß sie zu dem Besten gehören, was Schillern im Gebiete der reinen Lyrik und im Ausdruck bloßer Empfindungen gelungen ist, und es ist ein sehr treffendes Wort von Hoffmeister, wenn er einzelne solcher Stücke wie mit Absicht in Göthe's Manier gedichtet ansieht, so z. B. die Begegnung. Und dennoch können wir nicht in dieses allgemeine Urtheil Humboldt's einstimmen. Den meisten dieser Dichtungen ist doch ein Beigeschmack gegeben, der ihren reflexiven Ursprung verräth; dem einfachen Gefühle ist oft die Blässe des Gedankens angekränkelt und es fehlt der natürliche, ungekünstelte Erguß, dessen die deutsche Dichtung nun einmal mächtig ist. Den allgemeinsten Beifall aber findet Humboldt, wenn er von den gelungensten lyrisch-didaktischen Erzeugnissen der Schiller'schen Muse mit wahrer Entzückung spricht, wie namentlich von der Glocke. Nur scheint es nicht ganz an seinem Platze, wenn er sein Urtheil über diese gleich an obige Stelle anreiht, da dieses gewiß tief empfundene, hochlyrische Erzeugniß für das vorher

15) Vorerinn. S. 67.

Behauptete doch gleichfalls nicht als zulänglicher Beweis dienen kann. An sich betrachtet aber ist es eine herrliche Stelle. „Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies," sagt Humboldt, „enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt, und dies Alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt." [16]) — Getheilt ist die Ansicht über die Reihe der spätern Tragödien Schillers nach dem Wallenstein, selbst unter denen, die sich die Mängel der Schiller'schen Muse nicht verhehlen. Erst der Tell vereinigt wieder fast alle Stimmen für sich und auch über das dramatische Verdienst der Maria Stuart herrscht größere Uebereinstimmung. Humboldt hebt aber an allen nur die Lichtseite hervor, indem er sagt: „Was seine spätern dramatischen Werke vorzugsweise auszeichnet, ist erstlich ein sorgfältigeres und richtiger verstandenes Streben nach einem Ganzen der Kunstform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenstände, durch die sie in eine größere und reichere Weltbetrachtung treten, und höhere Ideen sich an sie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Prosaischen durch einen reineren Schwung des Poetischen in

16) A. a. O., S 67—68.

Darstellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten ist der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunst in ihnen gesteigert, und indem die lebendige poetische Form den Stoff vollkommener durchdringt, wird dieser wieder auch in höherem Sinne Natur." 17) Die glänzendste Bethätigung dieses Strebens sieht auch Humboldt im Wallenstein, und mit Recht, setzt aber dann hinzu: „Die auf Wallenstein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete. . . Daher sind seine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talents, sondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtig eingesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst." Gewiß zeigt sich in jedem dieser Stücke der nach Hohem und Neuem ringende Dichter, und doch sind sie, mit Ausnahme des Tell, etwas über einen Leisten gearbeitet und lassen, bei aller Verschiedenheit, den Eindruck von etwas Manierirtem zurück, den man aus ihrer innern und äußern Beschaffenheit herleiten kann. Die innere Beschaffenheit fließt ohne Zweifel aus dem großartigen Streben des Dichters, den Stoff ganz aus dem prosaischen Bereiche emporzuheben. Dies aber war gerade für seinen Dichtergeist die gefährlichste Klippe. In den frühern Stücken liegt die Idealität mit der wirklichen Welt wenigstens in Kampf und im Wallenstein hat die letztere sogar den breitern Boden gewonnen; in diesem spätern Dramen dagegen, namentlich in der Jungfrau und der Braut von Messina, protestirt die Reflexion nicht mehr aus mehreren oder einzelnen Gestalten gegen den Unrath der Wirklichkeit, — wo dann der geschilderte Gegensatz auch den idealen Figuren, z. B. einem Posa, wenigstens den Schein einer gewissen Wahrheit und Lebenswirklichkeit zuwirft — sondern die alles beherrschende und durchdringende

17) A. a. O., S. 79–82.

Das

die sich

Gedankes,

macht,

der Lehrer selbst

der Art, die er

bei der Richtung

darum zu thun

dieser inneren

Streben

eigentlich,

noch nicht

wollen,

hohem Grade

können

d
st
g
g
ai
T
ke.
so
di
ge
wi
G
A
dei
dei
ein
dra
Uel
Lich
tisch
fält
Ga
Geg
Wel
knüp
faisch

sich als Dramatiker nicht genug bemächtigt, gelangt in diesen Schiller'schen Produktionen zu einer allzu heftigen, manchmal tumultuarischen Gewalt. — Es ist sonderbar, daß Humboldt von diesen Gebrechen so wenig spürte, daß er so ganz von dem erhabenen Flug des Freundes ergriffen wird. Dürfen wir aber nicht dem Denker-Genossen etwas zu Gut halten, was sich noch jetzt und wahrscheinlich immer in unsrem Volke und unserer Jugend behaupten wird! Sogar das, was er über die Braut von Messina sagt, und zwar gleich, nachdem er sie aus Schiller's Händen bekommen, ist wie Vielen unsrer besten Deutschen recht aus der Seele geschrieben. „In Rücksicht der strengen Form," schrieb er Schillern von Rom aus, 22. Okt. 1803, „kann sich keines Ihrer Stücke mit der Braut messen. In ihr ist alles poetisch, Alles folgt streng auf einander, und es ist überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks." Dann setzt er seine abweichende Ansicht, aber nur über die Behandlung des Chors, auseinander und schließt endlich: „Ueber die Höhe in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das hohe künstlerische Verdienst, die reine Kunstform werden nur Wenige fühlen; aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyrischen Partieen, dies innige Verweben Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann Niemand entgehen, selbst die Einfachheit der Behandlung muß wenigstens Vielen fühlbar sein. Was ich indeß wünschte, wäre, daß Sie mit diesen neuen Forderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieses Stücks, mit Recht an Sich machen können, bald wieder einen in sich mächtigen, schon durch seinen Umfang mühsam zu bändigenden Stoff, wenn nicht so groß, wie Wallenstein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünstlerische Theil des Publikums wird zwischen der Braut

und diesen Stücken, das läßt sich voraus sehen, Vergleichungen anstellen und den letzteren in jeder Rücksicht den Vorzug geben, schon darum, weil sie, neben der künstlerischen Wirkung, auch einer anderen durch ihren bloßen Stoff fähig sind. Eine gewisse Wahrheit liegt aber diesen Urtheilen, wenn man sie wirklich fällt, zum Grunde. Es ist noch ein anderer Unterschied zwischen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunstform, und es giebt hier eine Verbindung, die ich im hohen Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stückes ist das schon sichtbar. Ueberall geht Reflerion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heitern Sonnenlichte zu verschmähen scheinen, die sie aber unparteiisch gestanden, auf diese Weise nicht kannten. Es ist wirklich auch noch mehr. Freilich scheint es an sich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darstellung der reinen Kunstform an seinem Gegenstande erreicht, wie viel oder wenig man an Stoff in das Gemälde aufnimmt, und wie weit man den Gegenstand auszeichnet. Aber es versetzt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt sich bewegt, und wenn nicht blos die großen Partieen der Menschheit, wenn auch feine Charakternüancen erscheinen. Es ist unendlich bewundernswürdig, und ich habe es eigen studirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder so fest charakterisirt haben, daß jeder nur auf seine Weise die Zuschauer afficiren kann, ebenso die Mutter und [?] Beatrice. Es ist das der höchste Gipfel der Kunst und die höchste Weisheit des Künstlers, nicht über die Forderungen seines Zweckes hinauszugehen; und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengesetzten Gattung Meister ist, in dem, sieht man, ist das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es ist vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunstsinn, der Charakterschilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragischen

Wirkung beizumessen, als ihr, eigentlich genommen, gebührt. Eins indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir sind einmal ein reflectirendes und sentimentales Geschlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener, wir beschäftigen einmal die Sinne minder als den Verstand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unsere Weise gerührt zu werden, einen durch Verstand und Gefühl mannichfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Insofern läßt sich alles sogenannte Romantische, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunst ist allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausschließend angehörig. Allein die Kunst ist auch nur eine Art, in der der Mensch sich und die Welt sinnlich idealisirt, sie ist mehr als Einer Ausführung fähig, und das Verschiedenartigste kann sich in ihr wie in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den paradoxen Ausdruck verzeihen, das Romantische einer Ausführung in ächt antiker Kunstform fähig seyn? und sollte darin nicht für uns das Höchste bestehen? Wenigstens scheint unleugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächtesten Kunst keineswegs gleichgültig ist, das Ideale, dessen im Gegensatz gegen das Chimärische und Phantastische, auch Sie in Ihrer Einleitung [zu der Braut v. M.] erwähnen. Sie werden finden, daß ich zu sehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künstlerischen Natur ist das zu verzeihen, und nur durch Hinüber- und Herüberschwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müssen Sie nicht glauben, daß ich meinte, es fehle Ihrem Stücke an der Realität, die ein Kunstwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen ist, einen Stoff, für den nichts im Gemüth des Lesers vorbereitet ist, der nicht einmal auf einem schon die Seele füllenden Grunde erscheint, der ferner an sich sogar künstlich ist und bei minder guter

Behandlung hätte spielend aussehen können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verschaffen. Alles in diesem Werk besteht nur durch die dichterische Form und bedarf nichts außer ihr."

Man sieht, Humboldt empfand einen gewissen Mangel und wollte sich doch nicht eingestehen, daß es einer sei. Allein er überzeugt uns auch nicht von der Untadelhaftigkeit des Werks, sein Urtheil strauchelte an derselben Klippe, die sich um diese Zeit nicht etwa blos Schillern, sondern auch Göthen (in der Eugenia) gefährlich erwies — nämlich der Begriff und die Behandlung des Symbolischen in der Dichtkunst. Das Symbolisiren erschien jetzt besonders Schiller'n immer mehr als ein Hauptmittel, um alles Prosaische im Bereiche der Kunst zu tilgen, und auch Göthe fühlte sich, bei der Abnahme seiner produktiven Kräfte, mehr und mehr in diese Richtung gezogen. Das Symbolische war von jeher ein wichtiges Element der Dichtung, besonders der dramatischen Dichtung. Allein es ist ein großer Unterschied, ob es nur in einzelnen Gestalten und einzelnen Momenten hervortritt oder in allen; ob es aus einem wahrhaft individuellen Leben ersteht, oder nur ein Schein des Individuellen zur kärglichen Begleitung überworfen ist. Anfangs begnügte sich Schiller bei symbolischen „Behelfen", nach und nach ward diese Richtung herrschend. Für Schiller eine neue Gefahr. Er hatte sehr Recht, wenn er in den Gestalten der attischen Bühne etwas Typisches fand, wenn es auch nicht geschickt sein möchte, mit Schiller zu sagen, es seien nur Masken, was die griechische Tragödie vorführe. Diese Alten wurzelten so tief im Gebiete des Anschaulichen und lebendig Individuellen, daß sie, ohne Gefahr, nach dem Symbolischen trachten konnten. Eine feinere Nüancirung der Charaktere, wie sie in der innerlicheren Richtung der Neueren liegt, war ohnehin nicht ihre Sache. Dagegen die Neueren, ohnehin

mehr aufs Ideelle gerichtet, in diesem Streben das Poetische zu steigern, es am ersten verlieren können, zuerst durch falsche Anwendung des Symbolischen, endlich durch Allegorie. Zu welchen Ungestalten hat es die neuere Romantik und die spätre Göthe'sche Dichtung gebracht! Dagegen Hermann und Dorothea und zum großen Theil Wilhelm Tell als wahre Muster einer zugleich symbolischen und individuellen Darstellung dienen können. Wenn Humboldt aber in der Braut von Messina gleichfalls eine so musterhafte Anwendung des Symbolischen und solche Kunstvollendung fand, so war das abermals ein Irrthum, zu dem ihn die Richtung auf den Gedanken und das Generelle in der Kunst führte.

Auffallend ist es ferner, daß ein so tiefer Kenner griechischer Kunst, wie H. an der Schicksalsidee, wie sie dieses Stück durchweht, keinen Anstand nahm, da bekanntlich doch das Fatum der griechischen Tragödie viel innerlicher in die Charaktere und Handlungen der Betroffenen verflochten ist, vielmehr aus diesen hervorgeht, als in diesem Schiller'schen Stücke. Ich erinnere mich nicht, bei H. eine Stelle gefunden zu haben, die ein Verkennen der Schicksalsidee in den alten Tragikern bewiese, überhaupt pflegt er, und zwar mit Recht, weniger das Walten und Eingreifen des Schicksals als die Größe und Kraft im Ertragen desselben als das die Idee der Griechen und ihre Tragik Beherrschende anzusehen; ja diese Richtung der Alten gehört seinem eigensten Ideenkreise, ich möchte sagen, seinem Charakter an. Wir werden dies besonders gegen sein Lebensende bemerklich hervortreten sehen. Was mag ihn also so nachgiebig gegen Schiller's Auffassung gemacht haben, wenn nicht die Macht, die dieser Dichter so oft auf ihn ausübte? Auch hier scheint uns H. gefangen, hingerissen. Dagegen können wir abermals nicht in die Ansicht der neuern Biographen des

Dichters [19]) einstimmen, wenn diese so weit gehen, Humboldt namentlich dafür, wie Schiller zuerst im Wallenstein die Schicksalsidee ergriff, verantwortlich zu machen, oder wenigstens bedauern, daß dieser jenem Einfluß noch so viel gefolgt sei und sich nicht ganz dem Göthe'schen hingegeben habe. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, daß H., der, gerade als Schiller recht ernstlich an Wallenstein ging (Winter 1796—97), sich noch einmal längere Zeit in Jena aufhielt, einen ansehnlichen Einfluß, auf die Conception dieses Werks gehabt, und eben so wenig zu bezweifeln, daß er es war, der Schillern die Richtung auf die Schicksalsidee geben half, wenigstens so weit sie diesem die eigne Kenntniß der alten Dichter nicht von selbst zugeführt hatte. Allein — dieser Einfluß war doch nicht von der Art, daß wir annehmen dürften, Schiller würde nicht durch seinen eignen Genius zu einer ähnlichen Behandlung und Auffassung der Schicksalsidee geleitet worden sein. Auch ist es doch auffallend, daß sie nicht im Wallenstein, sondern — lange nach Humboldt's Abgang aus Deutschland — erst in der Braut auf solch eine Spitze getrieben worden. Auch scheint es mir gar nicht, als wenn die Schicksalsidee dem Schiller'schen Genius, besonders auf seiner damaligen Entwicklungsstufe, so fern gelegen, wie Hoffmeister, oder daß eben diese Idee dem Süjet (Wallenstein) so fremdartig gewesen, wie Schwab meint, der geradezu behauptet, „dieses Schicksal sei nur in das Thema hineingekünstelt.“ So würde also überhaupt die Frage noch nicht als erledigt zu betrachten seyn, inwiefern Schiller bei der Behandlung des Wallenstein wirklich auf einen Irrweg gerathen, wenn es auch wahr ist, was ich nicht leugne, daß sämmtliche Personen des Stücks ein zu klares Bewußtsein vom Schicksal haben und überhaupt

19) Hoffmeister, a. a. O., IV. S. 12. 30; Schwab, a. a. O., S. 637—38.

zu viel davon gesprochen und darüber reflektirt wird. Wäre aber Schillers Auffassung des Schicksals wirklich auch hier verfehlt, so hieße es selbst dann dem genialen Dichter wie dem kundigen Freunde Unrecht thun, wenn man dem Einflusse des Letztern, ohne weitere Belege, die Schuld des Mißgriffs aufbürden wollte.

Wie in dieser unbedingten Belobung der Braut von Messina, so wird man in Humboldt's Urtheilen über Schiller's lyrische und lyrisch-philosophische Dichtungen namentlich des Jahres 1795, oft dieselbe Befangenheit antreffen, und bald bemerken, daß sie hier wie dort aus einer und derselben Quelle fließt. Unstreitig war es die Macht des Schiller'schen Geistes, die ihn in den theoretischen Irrthum desselben einzustimmen veranlaßte. Schiller's damaliges Bestreben ging hauptsächlich dahin, in seiner Dichtung Ideen auszusprechen, die ihn erfüllten, und durch den geistigen Gehalt der Poesie überhaupt einen nie da gewesenen Schwung zu geben. Das lag einmal in seiner Natur, darin liegt seine Größe und seine Schwäche als Poet. Denn selbst wo er Empfindungen ausdrücken will, strebt er nach gleicher Idealität, und weiß sie nicht besser als durch eine gewisse Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu gewinnen, die er durch sittlichen Affekt belebt. Alles Individuelle und Lokale soll getilgt, soll zum Allgemeinen erhoben werden; auch die Form soll den Charakter der Nothwendigkeit empfangen, indem alles, mit logischer Folge, aus dem Gedanken der Dichtung hervorgeht und dieser Spiritus Rektor die ganze Darstellung in straffer Unterthänigkeit hält. Aus der Ideendichtung geht dieses Bestreben fast nothwendig hervor, hier wird es zum Theil auch glänzende Ergebnisse zu Tage bringen. Desto unstatthafter beweist sich das so gefaßte Princip, sobald es sich um Poesie in ihrer reinsten Art und Gattung handelt, und vorzüglich dann, wenn die innere

Welt des Gefühls und die mit ihr verschlungnen Bilder der Phantasie, also das, was die eigentliche Seele der Poesie ist, ans Licht gebracht werden sollen. Hier war es Schillern beinahe unmöglich, den innern Zustand, getrennt von der Betrachtung dieses Zustandes und ohne Beziehung auf sein Ideenvermögen, in individueller Wahrheit darzustellen.

„Hieraus," sagt Hoffmeister,[20]) „entspringen einige der Vorzüge und alle Mängel der Schiller'schen Lyrik überhaupt. In Betreff ihrer Verstandesform in hohem Grade vollendet, läßt nur ihre ästhetische Gestalt einiges zu wünschen übrig. Es zeigt sich in ihr die größte Bestimmtheit, aber es ist doch mehr die Bestimmtheit des deutlichen Denkens, als die der individuellen Anschauung. Alle Gedichte sind bewunderungswürdig durch ihre Einheit, den Zusammenhang ihrer Theile, die strenge Ausscheidung alles Fremdartigen, und besitzen in so fern allerdings den Anstrich einer — wie Humboldt sich ausdrückt — Nothwendigkeit athmenden (!) Form."[21]) Aber den logisch so vollkommen gestalteten Gedichten fehlen häufig die Eigenschaften, durch welche sie eine leicht faßliche Gestalt für die Phantasie werden. Mag der Verstand die Form dieser Gedichte auch als nothwendig beurtheilen, so treten sie doch nicht als etwas Wirkliches nahe genug an die Einbildungskraft." — Am auffallendsten zeigte sich die Unzulänglichkeit jener Theorie, als Schiller, mitten im Stadium seiner Ideendichtung, sich einmal bewogen fand, die eigensten Empfindungen auszusprechen wie er es that, als er die Ideale dichtete. Weder Schiller noch Humboldt wußten, wie wir nachher sehen werden, dieses Gedicht, in welchem sich ein konkreter Gehalt so charakteristisch

---

20) A. a. O., Th. III. S. 244.

21) Und zwar in der Vorerinnerung zum Briefwechsel S. 56; — ein schlagendes Zeugniß, daß Humboldt sich Zeit seines Lebens nicht von diesem Irrthum losreißen konnte. So oft er von Schiller spricht, kommt er auch zum Vorschein. G. S.

darstellt, mit ihrer Verallgemeinerungstheorie zu vereinigen, in welcher sie die reine Form suchten. Es war Beiden zu individuell wahr, und doch spürten sie den poetischen Athem, der hier weht, und der uns noch lebendiger ergreifen würde, wenn das Gefühl darin, nicht noch immer zu sehr ins Reflektirte und Begriffsmäßige gezogen, und hierdurch künstlich geworden wäre. Göthe bemerkte gleich, daß hier eine Befreiung der Schiller'schen Muse angekündigt sei und gab diesem Gedicht vor allen gleichzeitigen Erzeugnissen derselben den Vorzug. Ganz mit Recht, insofern er die übrigen Gedichte nicht als Erzeugnisse bloßer Ideendichtung beurtheilt.

Doch bleibt uns auch hier noch etwas zu Gunsten des Schiller'schen Strebens und der Theorie seines Freundes zu sagen übrig. Unleugbar liegt eine Richtung auf eine gewisse Allgemeinheit des Gehalts und eine Art Nothwendigkeit der Form in allen Dichtern, deren Sinn und Geistesrichtung aufs Erhabene geht; unleugbar dankt auch Schiller's Dichtweise diesem Streben einen großen Theil jener Macht und Würde, die uns so oft die Unvollkommenheit der Manier vergessen läßt. — So wie er den Werth des Individuellen erfaßte, hob er sich riesenstark aus den Banden, die ihn gefesselt hielten. Und wenn er sich dem falschen Princip nie ganz entwinden konnte, ja durch die oben besprochene Richtung aufs Symbolische sogar zu neuen Fehlgriffen verleitet werden sollte, so bleibt doch das Streben selbst etwas Großartiges, wie denn Schiller überhaupt am verehrungswürdigsten erscheint, wenn man die Intentionen seines Geistes ins Auge faßt, und wie nicht zu verkennen ist, daß das Architektonische seiner Dichtung, der Umriß, der Wille so oft zur Bewunderung hinreißt, wenn die Durchführung, die Vegetation, wenn es vergönnt ist so zu sagen, nicht in solcher Fülle und Schönheit eingegeben ist, und vollendet wie die Hoheit des Ganzen es verdiente. Wie groß ist Schiller, wenn er ein

fremdes Kunstwerk beurtheilt, namentlich in spätren Jahren. Wie glücklich zeigt er die Mängel in der Composition des W. Meister, er, der entfernt nicht vermögend gewesen wäre, diese Composition in einer ähnlichen Vollendung auszuführen. Der Mangel, den dies andeutet, lag einmal in seiner Natur, er hat denselben auf staunenswerthe Weise überwunden, aber nie völlig. Gewiß aber ist, daß er ein Höchstes ahnte und wollte und daß wir nur zu beklagen haben, daß das Glück es ihm nicht erreichen ließ. Auf demselben Wege war Humboldt. Die Größe des Strebens entzückt seinen ideali- schen Geist, und hingerissen von dem verwandten Genius verliert er ganz den Boden, auf dem er die Dichtung sonst heimisch weiß, und bewundert fast ohne Einschränkung eine Dichtweise, die wohl nur in dem gemischten Reiche der Ideendichtung ganz an ihrem Platze, da aber auch in ge- wissem Grade eine Nothwendigkeit ist.

So viel im Allgemeinen über das interessante Verhält- niß dieser Männer. Die Fragen, welche hier berührt werden mußten, gehören zu den wichtigsten unserer Kunsttheorie und Kritik. Schiller selbst, in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, war der erste, der sie gründlich ins Auge faßte, aber noch heute, scheint mir, sind die strei- tigen Punkte nicht erledigt. Es war nicht daran zu denken, den Gegenstand auf diesen Blättern auch nur so weit, als es meine Kraft erlaubte, zu erschöpfen. Hier konnte der Zweck nur der sein, durch einen allgemeinen Umriß für die folgenden Einzelheiten eine Grundlage zu gewinnen und den Leser auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus wir den Verhandlungen dieser Geister folgen können, ohne sie durch Beistimmung oder Einrede öfter unterbrechen zu müssen. Vielleicht dient dieses Vorwort auch dazu, über Gegenstände die unsere Theorie und Kritik verschiedentlich schon für gelöst ansehen möchte, erneuerte Untersuchungen anzuregen. — Das

Vorangestellte wird auch hinreichen, Humboldt als Kunstkritiker zu charakterisiren. Seine Verhandlungen mit Schiller, endlich seine Beurtheilung des Göthe'schen Dichtergenius, werden das bisher Gesagte theils beweisen, theils ergänzen. Auf seine Kunsttheorie, die Methode sowohl als die Ergebnisse zurückzublicken, giebt uns sein Hauptwerk, die „ästhetischen Versuche", letzlich Anlaß.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelheiten des Schiller-Humboldt'schen Briefwechsel in diese Erinnerungen einzurahmen. Nur das Wichtigste wollen wir entheben, und dann auf diese offen liegende Quelle für Humboldt's Leben und Wirken einen Jeden hinweisen, der etwa versäumt hätte, sich daran zu bilden und zu laben. Vieles, insonders die Mittheilungen Schiller's, aber auch viele Aeußerungen und Urtheile Humboldt's mögen für die Lebensbeschreibung und Beurtheilung des Einen unentbehrlich sein, während sie nicht gerade wesentlich sind, um den Andern zu charakterisiren. Ueberhaupt wird man den Briefwechsel selbst zur Hand nehmen müssen, wenn man einerseits in die Werkstatt des Dichters treten, andrerseits den kritischen Geist seines Freundes und den Einfluß desselben in seinem ganzen Umfange, den Menschen Humboldt in seiner herrlichsten Erscheinung kennen lernen will.

Endlich werden einige Aufsätze, die Humboldt für die Horen liefert, uns Gelegenheit geben, noch eine spezielle Richtung zu berühren, in der seine Forschung und Denkweise abermals der Schiller'schen besonders nahe steht, nämlich in Betrachtung und Ergründung der Geschlechter und in der Verherrlichung des weiblichen insbesondere.

Einfacher sind die Verhältnisse unseres Humboldt zu dem andern großen Dichter, zu — Göthe. Daß er ihm

schon persönlich bekannt war, bevor er 1794 nach Jena kam, daran ist nicht zu zweifeln, ebenso gewiß aber ist es, daß er demselben erst nach dieser Zeit, und durch Schiller, vertraulich nahe gekommen. Göthe sagt auch selbst, zur Zeit da der Schluß des W. Meister und die Xenien durch ganz Deutschland rumorten, in einem Briefe an Schiller, (12. Nov. 1795): man müsse die allgemeine Aufmerksamkeit für das Resultat nehmen und sich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einsicht endlich am reinsten nähere. „So habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchst erquicklich ist.“

Wenn dieses Verhältniß auch nicht in dem Grade innig werden konnte, als das oben besprochene mit Schiller, so ist es doch eines der vertrautesten unter denen, die Göthe in den reiferen Jahren seines Lebens pflegte, und es hat ein langes Leben hindurch bestanden. Ja, wir dürfen dieses Band um so höher anschlagen, als es nicht durch ein specielles Bedürfniß geknüpft wurde, wie das Göthe's mit Meyer oder Zelter, und weil der jüngere Freund, dem er sich zuneigt, hier ein geistig ebenbürtiger und Kunstkenner und Kritiker obenein ist. Solche Genossen hat das Glück Göthen nur wenige gegönnt. Merck war einer, dann Herder, endlich Schiller und nächst ihm Humboldt und zum Theil, wenn auch mehr aus der Ferne, der ebengenannte Körner. Alle Antworten und Einwürfe, die Göthe von seinen übrigen Freunden erhielt, als er ihnen den Wilhelm Meister zugesendet, erschienen unerfreulich und keineswegs förderlich. „Wilhelm von Humboldt's Theilnahme,“ sagt er bei dieser Gelegenheit,[1]) „war indeß fruchtbarer, aus seinen

1) In den Tag- und Jahresheften: Werke, Ausg. letzter Hand, S. 50 und S. 46 ff. Ich citire, aus guten Gründen, noch immer diese Ausgabe von Göthe's Werken.

Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte." Da er unmittelbar hinzufügt, Schiller's Theilnahme nenne er zuletzt, sie sei die innigste und höchste gewesen, so geht schon aus dieser Zusammenstellung hervor, daß es nicht das Lob aus ihrem Munde ist, was ihn zu solcher Auszeichnung Beider bewegt; denn Schiller's Briefe über diesen Roman enthalten, bei der höchsten Begeisterung für dessen Urheber, zugleich die schärfste Kritik, die ein so außerordentliches und doch nicht ganz vollendetes Werk nur erfahren konnte.

Da wir den Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch nicht besitzen, so bleiben uns hier nur einzelne Stellen beizufügen, wo Göthe des Letzteren oder beider Brüder rühmend gedenkt. „Daß Lessing, Winkelmann und Kant," sagt er einmal zu Eckermann,[2]) „älter waren, als ich, und die beiden ersteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden." In einem Aufsatz, der die Aufschrift führt: Einwirkung der neuern Philosophie spricht Göthe erst von Kant und Herder, dann von Schiller und dessen Einwirkung, dann von den Unterhaltungen mit Niethammer, und fährt dann fort: „Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig

2) Gespräche. Erste Ausgabe. I. 220—21.

3) Werke, B. L. Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen, S. 54—55.

dankbar zu entwickeln sein, wenn mir vergönnt wäre, jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen."

Solche Andeutungen hat Göthe denn auch mehrmals in den Tages- und Jahresheften gegeben, im Ganzen jedoch spärlich, und er kommt darin mehr auf Natur-, Erd- und Sprachkunde und eine gemeinschaftliche Thätigkeit in diesen Fächern zu sprechen, als auf Philosophie und dergleichen. So notirt er im Jahr 1794: „Alexander von Humboldt längst erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeine der Naturwissenschaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Interesse nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forschen und Unterricht." [4]) Und (1795) setzt er hinzu: er sei von der bildenden Kunst ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt worden, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen seien. Göthe denkt aber an dieser Stelle abermals des Endes von 1794 wo Alexander von H. mit seinem Bruder in Jena zusammentraf, obschon er vielleicht im nächsten Jahre die Freunde wieder besuchte. „Sie nahmen beiderseits," fährt G. fort, „in diesem Augenblicke an Naturwissenschaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mitzutheilen." [5]) Sie forderten ihn dringend auf, seine Ideen zu Papier zu bringen, was Göthe auch sogleich befolgte, indem er an Max Jacobi (den Sohn des Philosophen, der um diese Zeit in Jena studirte) das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre diktirte. Dadurch gewann er einen Anhaltpunkt für weitere Forschung. Fast mit den-

4) Werke, Th. 31. S. 33.
5) Ebendas., S. 45—46.

selben Worten gedenkt er, in den Nachträgen zur Osteologie, der damaligen Zusprache jener Brüder. „So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich solle das in Schriften verfassen, was mir in Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte.[6]) Wie Humboldt mit Schiller spekulirt, so geht er mit Göthe und seinem Bruder Alexander auf Naturbeobachtung ein, und fördert auch da durch Theilnahme und Interesse.

Nochmals kommt Göthe auf den Antheil beider Humboldt, da er (Frühjahr 1797) das reiche Leben, das damals in Jena vereint war, hervorhebt. „Die Universität Jena," sagt er in den Tages- und Jahresheften (B. 31. S. 72), „stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen und glücklichen Umständen wäre der treusten und lebhaftesten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darstellung der Wissenschaftslehre im philosophischen Journal. Woltmann hatte sich interessant gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache. Mein osteologischer Typus von 1795 gab nun Veranlassung die öffentliche Sammlung so wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen." Göthe schematisirte jetzt die Metamorphose der Insekten und Alexander von Humboldt belehrt die Freunde durch galvanische Versuche, die er anstellte. Auch hier spricht Göthe mehr vom Naturwissenschaftlichen, wir werden aber

6) Ebendas., B. 55. S. 175–76.

auch sehen, welche anderweite Berührungspunkte er mit dem ältern Humboldt hatte.

Göthe hatte ganz Recht zu behaupten, daß Jena um 1797 einen gewissen Höhepunkt des Glanzes erreicht hatte, der vom J. 1794 bis in die ersten des neuen Jahrhunderts auf diesem Orte haftete, 1797 bis etwa 99 aber am höchsten stand. Seit 1796 waren auch die Schlegel da, die Xenien brachten die heftigste Bewegung hervor, und wenn die Humboldt's 1797 auf Reisen gingen, so trat 1798 der junge Schelling auf, auch Tiek kam zum Besuch, das Athenäum, das Organ der neu auftauchenden poetischen Schule, überbot noch den Lärm, bis es mit Schiller's Uebersiedelung nach Weimar und der Entfernung der Gebrüder Schlegel in Jena allmählig stiller wurde. Seit den Vorstellungen des Wallenstein war es Weimar, wohin aller Augen sich richteten.

So viel vorläufig über Humboldt's Verhältniß zu Göthe. Von seiner Ansicht über den Dichter, dessen Laufbahn und Wirken haben wir mehr als einmal zu handeln, denn zu wiederholten Malen hat er der Welt das unzweideutigste Bekenntniß darüber abgelegt, über den Lebenden sowohl als über den Todten.

Wenig erfahren wir von Humboldt's Verkehr mit den andern Geistern, die nächst Göthe und Schiller das Meiste zu dem Rufe des Weimarischen Lebens beitrugen — von Wieland und Herder. Daß er auch sie kannte, ist nicht zu zweifeln. Wie hätte sich Humboldt so etwas entgehen lassen — namentlich einen Mann, der so vielseitiges Interesse bot, wie Herder, der nach so vielen Seiten anregend und Impuls gebend wirkte und dessen Name nicht vergehen kann, wie sehr auch Wissenschaft und Kritik späterer Zeit seine Behandlungsweise überflügeln mag. In seiner Humanitätsrichtung war der ganze Charakter der Zeit ausgesprochen, er war gleich-

sam der Bannerträger in den Schlachten, in denen Göthe und Schiller und die ihnen Aehnlichsten nachhaltige Siege erfochten. Und wie berührten einzelne Richtungen dieses Mannes gerade Humboldt! Wie nah lag diesem das Gebiet, das Herder in den Ideen anbahnte, noch mehr das, was Herder über den Ursprung der Sprache aufgestellt und auf Hamanns Wege, über die Sprache selbst, zwar noch sehr unzureichend aber doch auch hier vorbereitend, philosophirte. Freilich konnte er gerade in so unangebauten Feldern noch am meisten glänzen, wenn auch einem Geist wie Humboldt schon damals die schwache Seite solcher Versuche nicht verborgen bleiben mochte, und wenn es ihn wie Alle, die Kant's Verdienste hoch hielten, höchlich an Herder verdrießen mußte, daß er zuletzt diesen großen Denker mit solchen unzureichenden Waffen und noch dazu plump und angeberisch bekämpfen mochte. — In den Briefen an Schiller spricht Humboldt mehrmals und sehr treffend von Herders Leistungen. Was er als Dichter spendete, erschien ihm keineswegs groß und gewaltig, im Allgemeinen aber artig und besonders durch seine Zartheit erfreulich. In Herders Dichtungen herrscht ein vorwiegend didaktisch-parabolisches Element, das in mancher Hinsicht an die Schiller'sche Ideendichtung streift. So fand auch Herder sich namentlich von Schiller's „Tanz" angezogen — eine Wahl, die Humboldt sehr charakteristisch findet. In diesem Gedicht, sagt er, sei eine bei Herder oft wiederkehrende Idee dargestellt, und auch der Vortrag, ein Gleichniß, das zu einer kurzen Anwendung führt, sei ganz in Herder's Manier. „Hätte das Gedicht nicht," setzt er hinzu, „eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, so hätte ich es ohne Anstoß für ein Herder'sches nehmen können." Das ist sehr wahr, nur möchte ich den Vorzug nicht so sehr in die Grazie setzen. Was auch dieses Gedicht charakterisirt, ist vielmehr die Kraft

der Ideen, die Kraft und ein gewisser Glanz der Darstellung. Eines der bekanntesten Herder'schen Gedichte, Parthenope, fand H. ganz Herderisch, voll seiner Vorzüge, aber auch seiner Unarten. „Das Stück hat im Ganzen einen schönen, ergreifenden Gang, und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch so viel Mystisches und ein so durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß mancher leicht daran irre werden kann." Einiges war ihm ganz unverständlich. Als es gedruckt war, wollte es ihm doch etwas besser scheinen. — Desgleichen mißfiel ihm die allzufreie Art mit der Herder die antiken Sylbenmaße, z. B. das alcäische, behandelt, wodurch alle Kraft verloren gehe. Am meisten bewährt sich sein Dichtertalent in den Epigrammen und auch Humboldt findet ihn da besonders zart und griechisch, und selten matt. Doch kann er auch hier nicht umhin, eine Vergleichung derselben mit Schiller's gleichzeitigen Stücken dieser Art anzustellen. So trefflich die ersteren großentheils seien, vermißt er doch etwas, was die Schiller'schen auszeichnet. „Fast nirgends ist der Gehalt so gediegen, die Diktion so rund und kurz, das Ganze so stark und vollendet." Gewiß, aber eben diese Schwere des Gehalts und Straffheit der Form macht, daß sie nicht die Zartheit und Lieblichkeit haben, die in den Herder'schen athmet. — Auch den Forscher und Kritiker zu beurtheilen, findet Humboldt in den Briefen an Schiller Veranlassung, und was er sagt, ist schlagend. Zu Schillers Horen von 1795 lieferte Herder den Aufsatz: „Homer ein Günstling der Zeit," worin er ganz nah an die Ideen rührt, die in den kurz zuvor erschienenen Prolegomenen F. A. Wolf's entwickelt worden waren. „Die Herder'sche Arbeit," schreibt Humboldt, „habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Sie ist zierlich und hie und da genialisch geschrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder an dem Leser vorüberschweben, und ist ein sehr guter Horenaufsatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt

zurück. Nirgends ist Bestimmtheit, und so wenig ich in dieser Sache ein Fremdling bin, so kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen klaren Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfasser hat, wie er mir doch zu meinen scheint, und was eigentlich ein Rhapsode und noch mehr eine Rhapsodenschule war. Im Ganzen ist mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht." Was ihn am meisten zum Nachdenken reizte, ihm den Aufsatz ordentlich werth machte, war das, was Herder über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Humboldt findet es wahr und bedauert nur, daß der Verfasser so kurz dabei verweilt. „Daß Herder," sagt er zuletzt, „Wolf's nur so gedenkt, daß Niemand sehen kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herder'schen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts sein. Durch Wolf's Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit." Wolf trat auch gleich darnach mit einer sehr bittern Erklärung gegen den damals noch ungenannten Verfasser dieses Horenaufsatzes hervor, worin er sich, in seiner Art, leidenschaftlich und gereizt bewies. Schillern war der Vorfall unangenehm, da er ein ungünstiges Licht auf sein Journal werfen konnte. Nicht weniger unangenehm war er Humboldt, aber, ohne der Freundschaft etwas zu vergeben, spricht er sich unparteiisch über beide Theile aus. Wolf's Angriff sei ihm unbegreiflich. Je weniger Gewicht der Aufsatz, seiner Behauptung nach, habe, desto geringer sei die Gefahr gewesen. Freilich habe Herder viele Blößen gegeben, manche Unwissenheit an den Tag gelegt und einen viel zu wenig festen, ernsten Gang genommen. Dagegen hätte Wolf die großen Vorzüge einer so geistvollen Arbeit nicht übersehen sollen. Allein Herder und Wolf, schließt er,

sind einmal incompatible Naturen. — Viel entschiedener noch drückt Humboldt seine Zufriedenheit über den kurz darnach, gleichfalls in den Horen mitgetheilten Aufsatz: „Homer und Ossian" von Herder aus. „Es ist ihm sehr gut gelungen, die Nebelgestalt des caledonischen Lyrikers gegen das heitere Licht der ionischen Epopöe zu stellen, und ich wüßte nichts, was über eine solche Vergleichung noch zu sagen übrig bliebe. Die Diktion ist höchst angemessen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich schön. Selbst die kleinen subjektiven Züge, die einem Herder'schen Aufsatz selten mangeln, findet man hier doch nur sparsam, und sie stören wenigstens nicht den Eindruck des Ganzen." — Daß Humboldt diesen Mann auch persönlich kannte, und genügend mit ihm verkehrte, geht, auch ohne weiteres Zeugniß, aus dem hervor, was er, in der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller (S. 13—15) über Herder's Gesprächsweise mittheilt. „Nie vielleicht," sagt er, „hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstand herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über, man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselseitigkeit des Gesprächs." Gerade

diese war ein Hauptvorzug des Schiller'schen Sprechens, mit dem er Herder's zusammenstellt. Diese Darstellung Humboldt's ist sehr charakteristisch, denn sie zeigt uns zugleich, warum Herder in Schriften oft unzureichend erschien, wo er als Sprecher in hohem Grade glänzte.

Hauptsächlich um mit Schiller an Einem Orte zu leben, ging Humboldt, mit sammt seiner Familie, im Frühjahr 1794 nach Jena.[1]) Schiller kam erst einige Wochen später (im Mai) aus seinem Geburtslande zurück, wo er längere Zeit sich aufgehalten hatte. Wir haben daher Muse noch der andern Geister zu gedenken, mit denen H. in dem damaligen Jena näheren oder entferntern Verkehr pflog, oder denen er nachher in Schiller's Hause begegnete.

Die philosophische Facultät bot natürlich das Hauptinteresse dar. Alle ausgezeichneteren Köpfe gehörten der Kant'schen Schule an oder schritten von ihr aus weiter. Vor allem leuchtet Fichte's Name hervor. Dann lehrte Niethammer. Auch Hofrath Schütz, der Philologe, und der Jurist Hufeland, waren Kantianer. Aber auch sonst war Geist und Leben in reicher Fülle vorhanden. Hier der Geschichtschreiber Woltmann, der noch dazu in den verschiedensten Fächern glänzen wollte, dort der Sprach- und Alterthumskundige Professor Ilgen, die Theologen Griesbach und Paulus, der Naturforscher und Mediciner nicht zu vergessen, mit denen H. theils durch eigne Studien, theils durch seinen Bruder und durch Göthe in Berührung kam, wie mit Batsch, Loder u. A. Hofrath Stark und Rath Hufeland,

---

1) Briefwechsel zwischen Sch. und H., S. 7. Diese Hauptquelle citire ich jetzt nur in wichtigern Fällen. Wo keine andre genannt ist, wird man den Beleg dort zu suchen haben und finden.

die berühmten Aerzte, kamen als solche in Humboldt's Haus. Sophie Mereau, die Dichterin, damals noch Gattin des Professors dieses Namens, wußte ästhetische Interessen in ihrem Kreise zu hegen, so daß von der trockensten Forschung bis zum heitersten Kunstgenuß fast keine Richtung zu denken ist, die in dem kleinen Orte nicht einen regsamen Vertreter gehabt hätte. Fast an jeder konnte der universelle Geist eines Humboldt Theil nehmen, von allen Seiten suchte er sich zu bereichern und während er, als Sechsundzwanzigjähriger, mit den Häuptern der Wissenschaft verkehrte und mit den Ersten und an Jahren Vorgeschrittenen auf dem Fuße der Gleichheit umging, war er jugendlich genug, so bald er nur Geist spürte, mit dem Geringsten der Jünglinge, deren in so großer Zahl aus allen Gegenden Deutschlands nach dem berühmten Musensitze strömten, anmuthige und vertrauliche Gespräche zu pflegen.

Mit Schütz verband ihn die Vorliebe für Aeschylos, den dieser herausgab und Humboldt ins Deutsche zu übertragen versuchte. Dann liefert H. auch Beiträge für die Jenaische allgemeine Literaturzeitung, damals das erste kritische Institut in Deutschland. Dies gute Verhältniß zu Schütz dauerte auch über ihr dortiges Leben hinaus.[2]) — Der junge dreiundzwanzigjährige Woltmann war geistreich genug, auch H. Interesse zu gewähren. Aber dieser behandelte ihn stets mit einer gewissen Ironie, und sah ihn, der als Dichter, als Kunstrichter und als Darsteller der Geschichte des Alterthums excelliren wollte, in keinem dieser Fächer für voll an. Man spürte bald, daß er eigentlich ein Nachahmer Schiller's und im Fache der neuern Geschichte wirklich kein ungeschickter Nachfolger desselben sein werde. Als Aesthetiker findet H. ihn schwach, als Kritiker süßlich, affektirt und gedankenleer,

2) Chr. Gottfr. Schütz, in den Zeitgenossen, B. 4. 3—4 H. (Leipzig, 1832.) S. 26.

als Dichter meist abscheulich, und in seinem Collegium: Quellen der Geschichte, sprach er über die Alten wie Humboldt meint, mit vieler modernen Selbstgefälligkeit. Anfangs wußte er sich auch Schillern und Göthen interessant zu machen, bald aber zeigte sich, daß er, bei allem Geist, immer eine eitle und schwächliche Rolle spielen werde.

Von größerer Bedeutung war der Umgang mit Fichte und Riethammern, die damals gemeinschaftlich wirkten. Zu dem philosophischen Journal, das sie seit 1795 herausgaben, luden sie auch Humboldt ein, sie führten auch seinen Namen in der ersten Anzeige ihres Unternehmens unter den Mitarbeitern auf,[3]) doch hat er, soviel man weiß, keinen Beitrag zu diesem Journal geliefert. — Wie Woltmann, trat auch Fichte in diesem Frühjahr seine Stelle in Jena an; er entwickelte jetzt die Fundamente der Wissenschaftslehre. Humboldt und Schiller hielten sich ziemlich in gleicher Annäherung und Entfernung von ihr. Beide konnten sich mit dieser Ueberschreitung des Kant'schen Systems nicht vereinen, wenn schon H. den großen Denker noch mehr beachtet zu haben scheint als Schiller und auch im Leben in läßlicherem Verhältniß mit ihm blieb, als dieser. Das geht aber aus allen Zeugnissen hervor, daß Fichte, dieser edle und hochstrebende Mann, ein äußerst unverträglicher, ja bis zur Bizarrerie selbstbewußter, und eigenwilliger Charakter war. Auch die Verbesserungssucht will ihre Gränze. Was in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung Deutschlands von unberechenbarer Wirkung war, erschien in gewöhnlicheren Zeitläuften fast als Carrikatur. Nicht leicht hatten zwei Männer so viel Verwandtes, wie Schiller und Fichte, zumal in ihrer sittlichen Begeisterung. Aber während Schiller dabei auch die volle Humanität zu erfassen

3) Intelligenz-Bl. der A. L. Z., 3. Jan. 1795.

weiß und die Strenge des Urtheils mit hoher Selbstverleugnung verbindet, herrscht bei Fichte ein moralischer Rigorismus und ein Geltendmachen des Ich, die uns noch seine Werke oft verbittern, die aber im Leben noch viel unerfreulicher wirken mußten. Eben daraus floß auch der reformatorische Ungestüm, der erst in seinen letzten Lebensjahren den erwünschten Boden fand, im gewöhnlicheren Lauf der Dinge aber ihn in unablässige Händel verwickelte. Humboldten entging es nicht. Einmal meldet er Schillern, er habe mit Fichten sehr Interessantes gesprochen, und zwar über Schiller selbst und sein philosophisches Talent, und theilt ihm Fichte's Worte und selbst die Art der Betonung mit. „Sie kennen seine Manier," setzt H. einfach hinzu. Ein andermal schreibt Humboldt: an dem Weltverbesserer (einem Epigramm von Schiller) habe Freund F. etwas zum Vorschmack, bis die Romanze fertig sei. Unter der letztern zielt er wohl auf Schillers treffendes Spottgedicht: „die Weltweisen." Fichte's späteres großartiges nationales Wirken hat H. gewiß in seinem ganzen Werthe erkannt, wie er ihm auch in andrer Hinsicht noch ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, indem er sein Verdienst um die deutsche philosophische Diktion heraushob und bei dieser Gelegenheit sagte: eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit finde sich, nach den Griechen, bei Deutschen, einzeln bei Kant, besonders aber in Fichte's und Schelling's Schriften;[4]) wo aber, meiner Ansicht nach, das Wort „Schönheit", wenigstens auf Fichte, nicht zu passen scheint. — Humboldt stand bei Fichte in großer Achtung. Fichte ließ sich durch ihn bei Fr. Jacobi einführen;[5]) an Reinhold, der über die Unverständlichkeit der Wissenschaftslehre Klage geführt, schrieb er

4) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

5) Jacobi's auserlesener Briefwechsel, II. 183. 215. Fichte's Leben und litt. Briefwechsel, vom Sohne, Th. II. (1831) S. 180. 183.

(2. Juli 1795), seine Lehre komme wieder Andern, z. B. Schillern, v. Humboldt, mehreren seiner Zuhörer verständlicher vor, als nicht leicht ein andres philosophisches Buch. [6]) Nur einige Monate später gerieth er mit Schiller in Streit, Schiller wollte in einer Arbeit, die Fichte für die Horen eingesendet, eine Nachahmung oder Parodie seiner Briefe über ästhetische Erziehung finden und forderte eine Aenderung der Stelle. Fichte vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf und berief sich auf Göthe's und Humboldt's Ausspruch, was wenigstens eine äußerliche Verständigung mit Schiller herbeiführte. [7]).

Ein viel zutraulicheres Verhältniß verband Humboldt mit Ilgen, dem nachmaligen berühmten Rector von Schulpforte. Mit ihm konnte er sich im Gebiet der Sprache und Alterthumswissenschaft, selbst der Philosophie der Sprache ergehen. Ilgen war auch ein guter Gesellschafter und sah gern Freunde bei sich. Schiller und Fichte waren ihm zugethan und aus dem Munde der Wittwe Ilgen's wissen wir, daß auch die Gebrüder Humboldt gar manche Stunde in diesem Hause verlebten. Sie ließ uns zugleich das damalige Leben in Jena von einer andern Seite schauen, nämlich von der der äußeren Erscheinung, und führte auch Humboldt von dieser Seite vor Augen. Es war, sagte die Genannte, [8]) um die äußere Eleganz der dortigen Geister, Göthe und Woltmann [9]) ausgenommen, schlecht bestellt, und

6) Fichte's Leben, II. 230.

7) Ebendas., S. 316—18. Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, I. 174, 179—80.

8) Bei Laube, in dessen Modernen Charakteristiken (1835), Th. I. S. 366 ff. Wir hören nämlich aus guter Quelle, daß der Verfasser einen Theil seiner Mittheilungen der Unterhaltung mit dieser Augenzeugin verdankt. Das Uebrige ruht auf zu vagen Gerüchten.

9) Auch bei Göthe wollte es mit der Eleganz nicht viel sagen, obwohl er in seiner Stellung schon etwas mehr thun mußte. Woltmann aber galt allgemein, freilich nicht blos des Aeußern wegen, für einen Gecken.

weiß und die Strenge des Urtheils mit hoher Selbstverleugnung verbindet, herrscht bei Fichte ein moralischer Rigorismus und ein Geltendmachen des Ich, die uns noch seine Werke oft verbittern, die aber im Leben noch viel unerfreulicher wirken mußten. Eben daraus floß auch der reformatorische Ungestüm, der erst in seinen letzten Lebensjahren den erwünschten Boden fand, im gewöhnlicheren Lauf der Dinge aber ihn in unablässige Händel verwickelte. Humboldten entging es nicht. Einmal meldet er Schillern, er habe mit Fichten sehr Interessantes gesprochen, und zwar über Schiller selbst und sein philosophisches Talent, und theilt ihm Fichte's Worte und selbst die Art der Betonung mit. „Sie kennen seine Manier," setzt H. einfach hinzu. Ein andermal schreibt Humboldt: an dem Weltverbesserer (einem Epigramm von Schiller) habe Freund F. etwas zum Vorschmack, bis die Romanze fertig sei. Unter der letztern zielt er wohl auf Schillers treffendes Spottgedicht: „die Weltweisen." Fichte's späteres großartiges nationales Wirken hat H. gewiß in seinem ganzen Werthe erkannt, wie er ihm auch in andrer Hinsicht noch ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, indem er sein Verdienst um die deutsche philosophische Diktion heraushob und bei dieser Gelegenheit sagte: eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit finde sich, nach den Griechen, bei Deutschen, einzeln bei Kant, besonders aber in Fichte's und Schelling's Schriften;[4]) wo aber, meiner Ansicht nach, das Wort „Schönheit", wenigstens auf Fichte, nicht zu passen scheint. — Humboldt stand bei Fichte in großer Achtung. Fichte ließ sich durch ihn bei Fr. Jacobi einführen;[5]) an Reinhold, der über die Unverständlichkeit der Wissenschaftslehre Klage geführt, schrieb er

---

4) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

5) Jacobi's auserlesener Briefwechsel, II. 183
Leben und litt. Briefwechsel, vom Sohne, Th. II. (1

(2. Juli 1795), seine Lehre komme wieder Andern, z. B. Schillern, v. Humboldt, mehreren seiner Zuhörer verständlicher vor, als nicht leicht ein andres philosophisches Buch.[6]) Nur einige Monate später gerieth er mit Schiller in Streit. Schiller wollte in einer Arbeit, die Fichte für die Horen eingesendet, eine Nachahmung oder Parodie seiner Briefe über ästhetische Erziehung finden und forderte eine Aenderung der Stelle. Fichte vertheidigte sich gegen diesen Vorwurf und berief sich auf Göthe's und Humboldt's Ausspruch, was wenigstens eine äußerliche Verständigung mit Schiller herbeiführte.[7]).

Ein viel zutraulicheres Verhältniß verband Humboldt mit Ilgen, dem nachmaligen berühmten Rector von Schulpforte. Mit ihm konnte er sich im Gebiet der Sprache und Alterthumswissenschaft, selbst der Philosophie der Sprache ergehen. Ilgen war auch ein guter Gesellschafter und sah gern Freunde bei sich. Schiller und Fichte waren ihm zugethan und aus dem Munde der Wittwe Ilgen's wissen wir, daß auch die Gebrüder Humboldt gar manche Stunde in diesem Hause verlebten. Sie ließ uns zugleich das damalige Leben in Jena von einer andern Seite schauen, nämlich von der der äußeren Erscheinung, und führte auch Humboldt von dieser Seite vor Augen. Es war, sagte die Genannte,[8]) um die äußere Eleganz der dortigen Geister, Göthe und Woltmann[9]) ausgenommen, schlecht bestellt, und

6) Fichte's Leben, II. 230.

7) Ebendas., S. 316—18. Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, I. 174, 179—80.

8) Bei Laube, in dessen Modernen Charakteristiken (1835), Th. I. S. 366 ff. Wir hören nämlich aus guter Quelle, daß der Verfasser einen Theil seiner Mittheilungen der Unterhaltung mit dieser Augenzeugin verdankt. Das Uebrige ruht auf zu vagen Gerüchten.

9) Auch bei Göthe wollte es mit der Eleganz nicht viel sagen, obwohl er in seiner Stellung schon etwas mehr thun mußte. Woltmann aber galt allgemein, freilich nicht blos des Aeußern wegen, für einen Gecken.

Humboldt machte keine Ausnahme. Doch war er besorgt für seinen Anzug, was er jedesmal, wenn er bei Ilgen speiste, bethätigt haben soll, indem er, wenn die Tafel aufgehoben wurde und die Männer sich zum Kaffee in ein andres Zimmer begaben, regelmäßig sich entfernte, den Rock zu wechseln, weil er sein Staatskleid vor Ilgen's Tabacksrauch retten wollte. Humboldt habe das Rauchen gehaßt. Das Staatskleid selbst sei aber sehr unscheinbar gewesen und er sei zu Ilgen's Rauchwolken in einem Kleide zurückgekehrt, „das ein reputirlicher Barbier unserer jetzigen Tage verschmäht haben würde." Gern versetzen wir uns in das einfachere Leben jener Zeit zurück, wo des Geistigen so viel geboten und genossen wurde, daß man nach Weiterem nicht viel fragte, und der innere Gehalt so viel mehr wog als die äußere Ueberkleidung.

Im Mai (1794) kehrte Schiller mit den Seinigen aus Schwaben zurück. Für ihn hatte Jena durch Humboldt's Ansiedelung einen großen Reiz gewonnen. Welch eine Quelle der Bildung, der Anregung, der Erheiterung und des Genusses, so ganz im Sinne Schiller's, war die Nähe dieses Freundes! Nunmehr knüpfte sich zwischen beiden Familien ein Band für das ganze Leben. Denn auch Schiller's Gattin fand in Frau von Humboldt ihre Jugendfreundin wieder. „Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Schiller's Frau," sagt ein Augenzeuge,[1]) „war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß

1) (Göriß:) Jena zur Zeit Schiller's, im Morgenblatt 1837 Nr. 86. S. 342.

einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller sicherte." Und Schiller's Schwägerin sagt: die innige Verbindung mit diesen lieben und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen war eine der schönen Lebensblüthen, die das Geschick uns darbot.

Am Markt, gerade gegenüber von Schiller's Wohnung, hatte Humboldt die seinige aufgeschlagen.[2]) „Wir sahen uns täglich zweimal", sagt er, „vorzüglich aber des Abends allein und meistentheils bis tief in die Nacht hinein." Da erging man sich in philosophischen und ästhetischen Gesprächen, von deren Umfang und Bedeutung wir uns jetzt aus dem Briefwechsel dieser Männer wohl einen Begriff machen können. Es wurden Gegenstände verhandelt, die in das innerste Leben Beider eingriffen. Häufig gingen diese Unterredungen von der Poesie des klassischen Alterthums aus, wo dann besonders Humboldt seine Schätze aufschließen konnte, und gerade diese Unterredungen, und was daran sich knüpfte, halfen die ästhetisch-philosophische Krisis beschleunigen, von der wir oben gehandelt haben. So reifte Schiller für den Umgang mit Göthe heran, der bald darnach beginnen sollte.

Wer den damaligen Unterhaltungen dieser Männer hätte beiwohnen[3]) und uns die schönsten Momente überliefern können! Wie lüstern macht uns das Wenige, was ein Freund des Humboldt'schen Hauses, Wilhelm von Burgsdorf, der sie in Jena besuchte, darüber an Rahel nach Berlin schrieb. Dieser Besuch fällt zwar in die Epoche des zweiten Humboldt'schen Aufenthalts zu Jena. Er charakterisirt aber dieses

2) Schiller schreibt es an Jacobi, 25. Jan. 1795. S. Jacobi's Briefwechsel, II. 196.

3) Die Frauen und einzelne intime Freunde des Hauses waren meist, oft auch jüngere Männer zugegen. Leider war kein Eckermann unter ihnen.

Zusammenleben mit Schiller durchaus. „Humboldt's", schreibt Burgsdorf[4]), „sind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel Werth, Schiller so zu sehen. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätigkeit, das Denken und Dichten [nämlich Beides 1796!] ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, insofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. Humboldt ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an, und spricht von allem, doch sehr bald auf seine Art. Ich spreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abstrakt, so spiele ich mit dem Bauspiel, kurz alles hat glücklicherweise eine recht häusliche Tournüre genommen [wie sie B. in Jena zu finden nicht erwartet haben mochte]. Humboldt ist hier in seiner vollkommensten Assiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller ist er ohne allen Zwang, und mitunter eben so komisch, als wir ihn nur je gesehen haben. Denken Sie sich dabei, wie interessant er ist, wenn er, statt der Lust die Sachen kurz abzuthun und zu frivolisiren, die beständige Lust hat sie auszusprechen, — wenn er, statt in dem Andern irgend etwas anderes, als wovon gerade die Rede ist, zu bekämpfen, — nur bei der Sache selbst bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen, — wie sonst im Denken, — um die Wahrheit selbst zu thun ist; ich meine, wenn er zu dem Andern immer spricht, wie zu seinem eigenen Verstande, wenn er nicht seine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchsetzt."

---

4) In einem Brief vom 21. Nov. 1796, mitgetheilt von Varnhagen, Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, I. 113—16.

Von Schiller's Größe im Gespräch hat Humboldt selbst eine Schilderung hinterlassen.[5]) Schiller, sagt er, erschien für das Gespräch ganz eigentlich geboren. Von dem geringfügigsten Gegenstand aus, den der Zufall an die Hand gab, leitete er die Unterredung zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, nach wenigen Zwischenreden sah man sich in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Dabei behandelte er den Gedanken immer als ein gemeinsam zu gewinnendes Resultat, er schien immer des Mitredenden zu bedürfen, und ließ ihn nie müßig werden, während es doch meist seine Idee war, die zu Tage gefördert wurde. Wenigstens leitete er die Richtung des Gedankens, und wußte durch alle Abschweifungen eine Unterredung zu ihrem Ziele zu führen; denn er ruhte nicht, bis er bei diesem angelangt war. — Humboldt vergleicht sogar die höchsten Momente dieser Gespräche mit den gehaltvollsten Erzeugnissen seiner Muse. Das Reich der Schatten schien ihm ein treues Abbild des persönlichen Schiller. „Jetzt," schrieb er nach dem Empfang des Gedichts, „jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt." Derselbe Ernst, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth, und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden überirdischen Natur, in Eins zu verbinden, leuchte auch aus dem Gedicht hervor. So begeistert spricht Humboldt von Schiller's Gesprächen. Er selbst, der Mitredende, hat leider Niemand gefunden, der seinen Antheil, sein Ringen mit dem großen Genossen recht nach dem Leben gezeichnet hätte.

---

5) In der Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller, S. 13—15.

Wie ihre Briefe, so zeugten ihre Unterhaltungen für die Wahlverwandtschaft ihrer Naturen, wodurch aber nicht ausgeschlossen war, daß sich auch mancher Unterschied der Meinung, mancher Gegenstand des Streites hervorthat, was nur dazu diente, ihre Ansichten zu schärfen und höherer Klarheit entgegen zu führen. Mußte doch der so anders vorgebildete, so vielseitige, in so glücklichen Verhältnissen aufgewachsene Humboldt manches Ding ganz anders anschauen, als Schiller, der großentheils seinem Genie und seiner Willenskraft dankte, was er besaß, oder errungen hatte. Hier dient ein Beispiel für viele. Man erzählt uns,[6]) daß Schiller und Humboldt eine ganz verschiedene Meinung über den Muth hatten, und darüber stritten. Humboldt behauptete nämlich, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern blos ein Werk der Nerven sei, also nichts Willkührliches, sondern blos Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne.

Der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war ohne Zweifel das, was Schiller's Geist in dieser wichtigen Epoche beschäftigte. Nach einer längeren Unterbrechung seiner Arbeiten kehrte dieser jetzt mit doppelt regem Streben nach Thätigkeit nach dem durch Humboldt für ihn so verschönten Musensitze an der Saale zurück. Der Umgang mit diesem, sowie der bald darauf beginnende mit Göthe, trugen nicht wenig dazu bei, seine geistige Lebendigkeit zu erhöhen. Die Dichtung lag zwar immer noch in der Ferne. Dagegen war er, nach mehrjährigen Forschungen, so weit vorgeschritten, um in so

6) Göritz, a. a. O.

anregender Umgebung und so fördernden Gesprächen schneller zu einem gewissen Abschluß seiner theoretischen Bestrebungen zu gelangen. Mit jedem Tage näherte er sich der letzten großen Produktionsepoche. Die „Briefe über ästhetische Erziehung" waren angefangen; er arbeitete sie im Laufe des Jahres aus und bahnte sich damit wie mit den nächstfolgenden Abhandlungen den Weg zur Praxis, wie zu der innigeren Verbindung mit Göthe. Schon in „Anmuth und Würde" waren die Gegenstände verhandelt, die in diesen Briefen ein breiteres und tieferes Fundament bekommen. Es baut sich in Beiden die Philosophie und Aesthetik unsers Dichters auf, eine Philosophie, die man, der starren Sittenlehre Kant's gegenüber, ästhetisch nennen könnte, und eine Aesthetik, in der die Anmuth und Schönheit ihre Stelle neben dem Erhabenen einnimmt, und worin durch Ableitung der ästhetischen Wirkungen aus den Gesetzen der Einbildungskraft, d. h. aus den möglichen und nothwendigen Wirkungen auf diese, die Ergründung eines objektiven Kriteriums des Schönen angebahnt wird. Der Endpunkt, auf welchen alles bezogen wird, ist die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte. Hierdurch gelang es, die Engen des Kant'schen Systems zu erweitern und die sittlichen und ästhetischen Probleme auf eine bis dahin noch nicht dagewesene Stufe der Wahrheit zu führen. „Niemals vorher", sagt H., „sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war damit unendlich viel, nicht blos für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen." Kunst und Dichtung waren als dasjenige dargestellt, woran der Mensch erst zum Bewußtsein der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. Ueber den Begriff der Schönheit, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln,

also über die Grundlagen aller Kunst, sowie über die Kunst selbst, enthalten diese Arbeiten, nach Humboldt's Ausspruch, alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich sein werde, hinauszugehen. In diesem ganzen Gebiet möchte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht bis zu den in diesen Abhandlungen aufgestellten Principien hinaufführen lassen werde.[7])

Die Wichtigkeit dieser Abhandlungen, für die Welt sowohl als für den Verfasser selbst, ist anerkannt, und, ohne die Mängel zu verschweigen, von Hoffmeister auf das würdigste beleuchtet worden. Uns interessirt aber hier vorzüglich der Antheil und Einfluß, der unserm Humboldt dabei zufiel. Dieser Einfluß ist entschieden. Im anregenden Umgang mit dem verwandten Genius vermochte Schiller die Probleme die ihn noch immer beschäftigten, leichter und schneller zu bewältigen. Dies will noch mehr sagen, wenn man bedenkt, daß er diese theoretische Durchbildung erlangt haben mußte, ehe es ihm möglich ward, zu neuer Schöpferthätigkeit überzugehen. Die Ideen, welche die Grundlage seines intellektuellen Strebens ausmachten, mit denen sein poetisches Schaffen unauflöslich verschwistert war, mußten, da sie einmal Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens geworden, bis zu ihren Endpunkten hin rein ausgesponnen vor ihm liegen. Bis dahin konnte er nichts anderes ergreifen. Daß er früher dahin kam, dazu wirkte der Verkehr mit Humboldt bedeutend mit. — Auch sonst mag[8]) der mitphilosophirende Freund auf die Ueberarbeitung und den Ausbau der „Briefe über ästhetische Erziehung" manchen fördernden Einfluß gehabt haben, wie denn eben so gewiß Humboldt's Aufsätze für die „Horen" unter Schiller's Obhut gediehen, und die

7) Briefwechsel zw. Sch. u. W. v. H., Vorerinn. S. 26. 27.
8) Auch nach Hoffmeister's Ansicht, a. a. O., III. 23.

ästhetisch-philosophischen Leistungen Beider, wie sie nachmals zu Tage gefördert worden, überhaupt, nächst dem Genius der Urheber, zu einem großen Theil der bildenden Gemeinschaft zu danken sind, in der sie damals sowohl unter sich, als kurz darauf auch mit Göthe lebten.'

Denn auch dieses Glück sollte noch hinzukommen — der Umgang mit Göthe. Die nächste Veranlassung dazu gaben die Horen, ein Unternehmen, das Schiller mit dem jungen Buchhändler Cotta in Tübingen projektirt hatte, und das in Jena zur Ausführung kommen sollte.

Durch die Vereinigung der ersten schaffenden und denkenden Köpfe Deutschlands und durch eine ununterbrochene Reihenfolge werthvoller Leistungen dieser Männer in Vers und Prosa sollten die Horen ein bis dahin nicht gesehenes Zeugniß unsrer litterarischen Cultur und noch ein Steigerungsmittel derselben abgeben. Schiller war der Mann, an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen, aber die Zeitläufte waren zu hinderlich, das Publikum zu unempfänglich, der gediegenen Mitarbeiter und ihrer Beiträge zu wenig, um das Journal länger als einige Jahre flott zu halten. Auch entspricht nur der erste Jahrgang (von 1795) und der Anfang des folgenden dem beabsichteten Zwecke.

Wie hätte man fortdauernde Anstrengung auf ein Unternehmen wenden sollen, das das Glück so wenig begünstigte? Der Anfang aber war wirklich großartig, wenn es auch nur Wenige waren, die mit ihren Beiträgen den Ausschlag gaben.

Bald nach seiner Rückkehr aus Schwaben verband sich Schiller zu diesem Zweck mit einigen Jenaer Genossen, dann wandte er sich zuerst an Göthe, hierauf an Kant und Herder, endlich schickte er nach allen Weltgegenden Einladungen an

die angesehensten oder geeigneten Männer. Bald konnte er sich auf das Gewicht der Namen berufen, die ihren Beitritt erklärt hatten. Die Einladung, die er (30. Sept. 1794) an Hofrath Schütz, den Herausgeber der Litteraturzeitung, ergehen ließ, sagt schon: „In Weimar sind Göthe und Herder, hier in Jena Hr. v. Humboldt, Fichte und Woltmann als Mitarbeiter und Mitbeurtheiler beigetreten.“ Dem fügt er die Liste der Uebrigen an, die ihre Theilnahme bis dahin zugesagt hatten. Am 10. December konnte er mit einer Liste von 25 großentheils bedeutenden Namen — darunter die ersten Dichter und Schriftsteller jener Zeit — vor das Publikum treten.

Humboldt's Antheil an den Horen war, wie wir eben hörten, ein sehr bedeutender; Schiller legt auf ihn auch noch bei andern Anlässen besonderes Gewicht. In seinem ersten Schreiben an Göthe (13. Juni 1794) spricht er im Namen der schon Verbundenen. Beiliegendes Blatt, sagt er, enthalte den Wunsch einer ihn unbegränzt hochschätzenden Gesellschaft, die in Rede stehende Zeitschrift mit seinen Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter ihnen sein könne. Mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen sie sich allen Bedingungen, unter welchen er seinen Beitritt, der für das Ganze entscheidend sei, zusagen wolle. In Jena hätten die HH. Fichte, Woltmann und Humboldt sich zur Herausgabe der Zeitschrift vereinigt und ihr gemeinsamer Wunsch sei es, daß Göthe diesem engern Ausschusse beitreten möge, von dem wenigstens immer Einige die einlaufenden Manuskripte begutachten sollten. — Auch an Kant schrieb Schiller (selbigen Tags) im Namen dieses engern Vereins, mit ähnlichen Ausdrücken der Verehrung, wenn schon nicht mit gleichem Verlangen nach einer so engen Verbindung, wie an Göthe. Auch in dem Briefe an Jacobi (24. August) hob er besonders die Namen Göthe, Herder,

Garve, Engel, Fichte, beide Humboldt als Theilnehmer hervor. Humboldt war auch selbst thätig, Schiller's Aufforderungen zu unterstützen und mehrere seiner Bekannten zur Theilnahme zu bewegen. Er wandte sich auch an Jacobi, der ihm zusagte und wiederholt versprach. Auch Alexander von Humboldt wurde herangezogen; Engel mag von unserm H. bewogen worden sein und von Gentz wissen wir, daß er auf dessen und Schiller's Aufforderung geschichtliche Darstellungen für die Horen versprach und sein Augenmerk auf das Leben der Maria Stuart warf, welches jedoch erst erschien, als die Horen schon zu Ende gegangen waren. — Von Humboldt selbst nahm Schiller zwei größere Aufsätze gleich in die ersten Hefte des Journals auf, welche außerdem nur Beiträge von dem Herausgeber, Göthe, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Professor Meyer enthielten!

Göthe erklärte auf die an ihn ergangene Einladung, er werde mit Freuden und ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Eine sehr interessante Unterhaltung verspreche es schon, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen habe, um aus dieser Zeitschrift, in Gehalt und Form, etwas Ausgezeichnetes zu machen. Damit empfiehlt er sich Schillern und seinen geschätzten Mitarbeitern aufs Beste. Kurz darnach kam er selbst nach Jena, und bei dieser Gelegenheit wurde der Grund des Bundes mit Schiller gelegt, an dem unser Humboldt in so hohem Grade Theil nehmen durfte, und bei dessen Erwähnung er noch im Jahr 1830 sagt, daß Beide durch diese Freundschaft, „in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht hätten."

Auch die Horenangelegenheiten wurden während der Anwesenheit Göthe's durchgesprochen und das Verfahren, das man hierbei beobachten wollte, festgestellt. Göthe war es, der, wahrscheinlich um sich der Verantwortlichkeit zu entziehen und zugleich den Geschäftsgang zu vereinfachen, das entscheidende Gewicht immer mehr in Schiller's alleinige Hände leitete, so daß, als überdies Zwistigkeiten mit Fichte eintraten, eigentlich nur Göthe, Herder und Humboldt noch über wichtigere Artikel zu Rathe gezogen wurden. Zuletzt trat auch Herder mehr und mehr zurück, so daß Schillern zuletzt nur Göthe und, wenn er in der Nähe war, Humboldt, als berathende Freunde, zur Seite standen.

So ward dieses Unternehmen eingeleitet. Schiller's, Göthe's, Herder's Beiträge gaben den Schwung; unter den übrigen Arbeiten gehören die unseres Humboldt bei weitem zu den gehaltvollsten und besten. Sie stehen den ästhetischen Briefen seines großen Freundes würdig zur Seite.

Noch in andrer Weise wünschte Schiller Freund Humboldt im Interesse der Horen zu betheiligen. Er verabredete nämlich mit dem Herausgeber der allgemeinen Litteraturzeitung, daß in diesem wichtigen Organe alle Vierteljahr eine Recension der Horen und zwar von Mitarbeitern der letztern und auf Unkosten ihres Verlegers geliefert werden solle und schlug Schütz vor, die Recensionen zwischen ihnen beiden, Herrn v. Humboldt, Fichten und Körnern zu vertheilen.[1]) Das war eine etwas grobe Machination, um das liebe Publikum zur Theilnahme zu zwingen. Der Plan zerschlug sich wieder, die Litteraturzeitung lieferte, außer einer allgemeinen Begrüßung, nur eine einzige eigentliche Beurtheilung

1) Vergl. Schiller's und Göthe's Briefwechsel, I. S. 46—47. 80. 89. 105—6. 282. 283. 285. 288; Schiller an Humb., 4. Jan. u. 9. Jan. 1796; und besonders: Christian Gottfr. Schütz, Darstellung seines Lebens, von Fr. K. J. Schütz, II. 419—22.

der Horen und zwar nur der poetischen Beiträge in den neun ersten Stücken. Diese, namentlich über die Beiträge Göthe's und Schiller's hochinteressante Besprechung war von A. W. Schlegel.

Von dem oben erwähnten Aufenthalt Göthe's in Jena (Juli 1794) begann auch für H. die nähere Bekanntschaft mit dem großen Dichter. Empfehlen Sie mich in Ihrem Cirkel, schreibt dieser schon 25. Juli an Schiller. „Unvermuthet wird es mir zur Pflicht, mit nach Dessau zu gehen und ich entbehre dadurch ein baldiges Wiedersehen meiner Jenaischen Freunde." Inzwischen rückten Schiller und Göthe sich durch Briefwechsel näher. Im September lud Göthe Schillern zum ersten Mal in sein Haus nach Weimar ein, eben als dieser damit umging, Göthen einen Aufenthalt in seinem Hause anzubieten. Denn er war eben ganz allein, selbst die Gattin war verreist. „Außer Humboldt sehe ich selten jemand, und seit langer Zeit kommt keine Metaphysik über meine Schwelle." [1]) Er ging jedoch auf Göthe's freundliche Aufforderung ein und da dieser noch nachträglich beigefügt hatte: „Vielleicht besucht uns Herr v. Humboldt einmal, vielleicht gehe ich mit Ihnen zurück" (10. Sept.), so begleitete H. Schillern bei diesem ersten Besuche nach Weimar. „Herr von Humboldt", schreibt Schiller, „den Ihre Einladung sehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben." H. ging jedoch alsbald nach Jena zurück, die sich erst nähernden Geister dem ungestörtesten Verkehr überlassend.

Von jetzt an begrüßt Göthe fast in jedem seiner Briefe an Schiller „Humboldt und die Damen" oder „die Frauen

1) Sch. an G. 7. Sept.

und Humboldt", und Humboldt läßt diese Grüße in seinem und der Seinen Namen „freundschaftlich" erwiedern. Kein Anderer stand den beiden Dichtern so nahe. Es knüpfte sich auch alsbald ein Briefwechsel mit Göthe an, der fast vierzig Jahre, von nah und fern, fortgesetzt wurde. Da die Bekanntmachung dieser Correspondenz noch zu erwarten steht, so müssen wir hier vorerst mit den Winken fürlieb nehmen, die in Schiller's und Göthe's Briefen zerstreut sind. 2)

Von Zeit zu Zeit besuchte nun Göthe die Jenaischen Freunde und Humboldt wiederholt seine Gegenbesuche in Weimar. Im November begleitete er den Bruder, der in Jena gewesen war und nach Frankfurt abreiste, bis Weimar. „Herr von Humboldt", schreibt G. 27 Nov. an Sch., „ist neulich zu einer ästhetisch-kritischen Session gekommen; ich weiß nicht wie sie ihn unterhalten hat." „Herr von Humboldt", antwortete Sch., „der sich Ihnen aufs beste empfiehlt, ist noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein solches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn sie wieder auf einige Tage hieher kommen, keine Ruhe lassen werden, bis Sie auch eine solche Sitzung mit uns halten." — Im Jänner traf Göthe wieder einmal in Jena ein. Am 18. März schreibt er: „Herr von Humboldt wird recht fleißig gewesen sein; ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar sehr natürliche, doch interessante Präparate zurechtgelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen." Den April brachte Göthe fast ganz bei den Jenaer Freunden zu; im Mai ward er durch einen Besuch Humboldt's aufs

2) Wo in diesen Briefen der so oft wiederkehrende Name Humboldt ohne weitere Bezeichnung vorkömmt, ist, einige wenige Fälle ausgenommen, die leicht zu erkennen sind, stets unser Humboldt gemeint.

angenehmste überrascht; im Juni kommt er abermals nach Jena und H. geleitete ihn nach Weimar zurück.

Die Arbeiten, die Göthe zu den Horen lieferte, oder sonst unter der Feder hatte, sandte er den Freunden im Manuskript zu. So (5. Dez. 1794) die Unterhaltungen der Ausgewanderten fürs erste Horenstück. Er habe daran gethan, was die Zeit erlaubte. Schiller oder Humboldt sehe es ja vielleicht noch einmal durch. Dann sendete er den Wilhelm Meister, dessen letzte Bearbeitung ihn in diesen Jahren beschäftigt. Schon auf die Lektüre des ersten Buchs schreibt Schiller (9. Dez.): „Herr von Humboldt hat sich recht daran gelabt und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle." Und Göthe antwortet am 10.: „Da ich nebst der Ihrigen auch Hrn. v. Humboldt's Stimme habe, werde ich desto fleißiger und unverdrossener fortarbeiten." In den ersten Tagen des neuen Jahres übersendet er den Freunden Exemplare vom ersten Bande des Romans, „das zweite Exemplar für Humboldts." Und so später auch die folgenden Theile. Doch sendete er die nächsten Bücher schon im Manuskript an Schiller, so das dritte, und am 11. Febr. das vierte, mit der Bitte, anzustreichen, was ihm bedenklich vorkomme. „Herrn v. Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Helden und seine Gesellschaft." Die Freunde waren entzückt; Schiller machte, nebst wenigen Randzeichen, nur eine wichtigere Bemerkung, bei Gelegenheit des Geldgeschenks, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält und annimmt. Ihm däuchte — und so schien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältnisse zwischen den Betheiligten ein solches Geschenk und durch fremde Hand nicht angeboten und nicht angenommen werden dürfe. Schiller machte zugleich einen Vorschlag zu einer leichten Veränderung. Göthe erklärte, diesen Desideriis hoffe

er abhelfen zu können und bei dieser Gelegenheit noch manches Gute im Ganzen zu wirken. Und sendet dann im Juni auch den Anfang des fünften Buches im Manuskript an die Freunde, welcher Schillern in den höchsten Enthusiasmus versetzte. Humboldt las den Schluß davon erst in Berlin. „Das fünfte Buch", schreibt er (31. Aug. 1795) nach dem ersten Eindruck an Schiller, „ist sehr interessant und ganz im Geiste seiner Vorgänger. Indeß ist der Knoten mit der Person, in deren Armen Meister sich fühlte, doch noch mehr blos zerhauen, als es, dünkt mich, sogar fürs erste noch erlaubt war. Meisters Einschlafen ist nicht natürlich."

Da wir einmal dieses zwar als Ganzes nicht vollkommene, aber trotzdem herrliche Göthe'sche Werk berührten, wird es am Platz sein, die Zeitfolge zu unterbrechen und auch die spätern Urtheile anzureihen, die H. darüber fällt. Wir müssen uns freilich auf zerstreute Aeußerungen stützen, da der Humboldt-Göthe'sche Briefwechsel leider nicht vorliegt. Ueber H.'s Ansicht können wir jedoch nicht zweifelhaft sein. Schiller meldete ihm, er führe Göthen gar Manches über den Meister zu Herzen und dieser nehme es sehr gut auf. Humboldt erwiedert, von diesem Werke, wenn es auch freilich bei einem solchen Umfange, in einigen Stücken werde mangelhaft sein müssen, verspreche er sich sehr viel. (25. Aug. 1795.) Die Bekenntnisse der schönen Seele erregten ihm hohes Interesse, er bewunderte die Treue und Natur der Schilderung, die tiefen psychologischen Blicke und die große Bekanntschaft, die Göthe auch mit dieser Seite der menschlichen Seele bewiesen. [3]) Die Art der Schwärmerei, die in diesem Individuum gezeichnet ist, widere ihn in allen ihren Metamorphosen immer auf gleiche Weise an — was ihm ein Beweis von der großen Kunst sei, mit der G. den

3) In dem Briefe an Sch. vom 31. Aug. 1795.

Charakter soutenirt habe. Gerade dieser Charakter sei der beste für diesen Stoff gewesen, und es scheine ihm ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet seien. „Vorzüglich ist dies am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romancharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu verwickeln, und so nie die Kraft hat, die geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände giebt.“ Ueber den Unterschied von Roman und Drama hätte sich Göthe, nach seiner Ansicht, ausführlicher oder bestimmter erklären sollen. Die Gegensätze, die er aufstelle, seien nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht so contrastirend von einander geschieden, daß sie nicht noch sollten leicht verwechselt werden können.[4])

Die interessanteste Diskussion eröffnete sich aber, als eben der Schluß der Lehrjahre erschienen war, doppelt interessant, weil auch Schiller und Körner brieflich daran Theil nehmen. Es fällt in die Zeit, da Humboldt eben wieder zu längerem Aufenthalt in Jena anlangte (Novbr. 1796.) Es handelte sich um die Zulänglichkeit des Hauptcharakters in jenem Romane. Körner war es, der in einem an Schiller gerichteten, ganz diesem Romane gewidmeten Schreiben [5]) die Erörterung veranlaßte. Körner's Urtheil sprach unbedingt zu Gunsten des Hauptcharakters. Dagegen nun erhob sich Humboldt, ohne deßhalb geringer von dem Werke selbst zu denken. Man hatte ihm Körner's Brief mitgetheilt und er sprach seine Meinung unmittelbar gegen Göthe aus. Dieser war auch über Humboldts Schreiben hocherfreut, und sendete das Votum sofort (26. Nov.) an Schiller, mit den Worten: „Es ist doch tröstlich, solche

4) Gleichfalls an Schiller geschrieben (4. Dez.)

5) Schiller theilte es 1797 in den Horen mit.

theilnehmende Freunde und Nachbarn zu haben: aus meinem eigenen Kreise ist mir noch nichts dergleichen zugekommen."[6]) Hierauf folgte ein Brief von Schiller (28. Nov.), ebenfalls an Göthe gerichtet. Dieser sucht sich zwischen die beiden Kritiker zu stellen, kommt aber zuletzt wohl auf das ungünstigste Resultat. Humboldt's Erinnerungen gegen Körner's Brief schienen ihm, sagt er nicht unbedeutend, obgleich er, was Meisters Charakter betreffe, auf der entgegengesetzten Seite zu weit gehe. Körner habe dagegen diesen Charakter zu sehr als eigentlichen Helden des Romans betrachtet; der Titel und das alte Herkommen, in jedem Roman rc. einen Helden haben zu müssen, habe ihn verführt. Wilhelm sei zwar die nothwendigste aber nicht die wichtigste Person. Dies sei eben eine Eigenthümlichkeit dieses Romans, daß er keine solche wichtigste Person brauche. Die Dinge um Meister stellen die Energien dar; er nur die Bildsamkeit. Humboldt dagegen sei gegen diesen Charakter auch viel zu ungerecht, und er begreife nicht, wie H. die Aufgabe des Romans wirklich für gelöst halten könne, wenn Meister das besinnungs- und gehaltlose Geschöpf wäre, wofür er ihn erkläre. Wenn nicht wirklich die Menschheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meister hervorgerufen und ins Spiel gesetzt sei, so sei der Roman nicht fertig, und wenn Meister dazu überhaupt nicht fähig sei, hätte G. diesen Charakter nicht wählen dürfen. Es sei allerdings ein Uebelstand für den Roman, daß er, in der Person des Meister, mit so einem Mittelding zwischen Individualität und Idealität schließe. Ohne entschiedene Individualität und Bestimmtheit versage er uns die nächste Befriedigung, die wir fordern,

6) So sagte er auch noch später zu Eckermann (I. 121), daß er unter den früheren Gleichzeitigen „kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen wisse, dem er durchaus recht gewesen wäre."

und da er nur dem Vermögen nach ideal sei, so verspreche er zwar eine höhere und die höchste Befriedigung, aber wir müssen ihm diese auf eine ferne Zukunft creditiren.

Humboldt dachte also mindestens eben so ungünstig über die Persönlichkeit des Helden, aber er wollte das Werk als Ganzes nicht nach der bessern oder geringeren Qualität desselben beurtheilt wissen, wenn diese nur, wie er überzeugt war, zureicht, der Idee des Romans und seinem Gesammtorganismus als Hebel zu dienen. Sehen wir hier gar nicht auf die sonstigen Gebrechen des Romans und namentlich die zu abstechende Composition der letzten Bücher, so möchten wir uns in Betreff des Hauptcharakters auf Humboldt's Seite stellen und die Schiller'sche Betrachtungsweise hier für etwas zu abstrakt ansehen. Wäre die Composition des letzten Theils nicht so gedrängt und übereilt worden, dann würde wohl auch die Erfüllung der Hoffnungen, die Meister noch immer mehr erweckt als realisirt, durch seine Verbindung mit Natalien weit mehr verbürgt erscheinen. So aber, wie der Dichter den Helden entlassen, können wir es Humboldt nicht verdenken, wenn er ihn für noch zu schwankend ansieht, um als ein solcher Repräsentant der Bildung gelten zu dürfen, für den ihn Körner nimmt. Die Idee dieser Bildung liegt in der Totalität des Werks, in Meister selbst aber mehr die Fähigkeit und Wahrscheinlichkeit, sie zu erreichen.

Von Humboldt's eigenen Arbeiten während dieser Zeit haben wir zuerst die Beurtheilung von Jacobi's Woldemar zu nennen, die in der Allgemeinen Litteraturzeitung (1794, Nr. 315—17) erschien, und jetzt im ersten Bande seiner gesammelten Werke (S. 185—214) zu lesen ist. Dieser sehr gehaltvolle Aufsatz berührt die interessantesten Probleme der Psychologie und Ethik, und er behauptet seinen

Werth auch abgesehen von dem vielleicht zu günstig beurtheilten Werke. Der philosophische Theil der Recension ist freilich bedeutender als der kunstrichterliche. Dies ist aber auch natürlich, da der Werth des Buches weit mehr im Gehalt, als in der ästhetischen Form ruht, und jenen zu beleuchten, die freundliche Absicht des Beurtheilers war.

In der Einleitung entwickelt er gleich die treffendsten Ansichten über philosophische Systeme überhaupt, über das Verhältniß der Urheber zu diesen Systemen und die möglichen Arten die Geschichte der Philosophie zu behandeln. Auch in diesem Aufsatz zeigt sich der Kantianer, aber der freie Kantianer, der noch kein vollendetes System kennt und auf Jacobi's Ansichten um so leichter einzugehen vermag, als es sich diesmal lediglich um praktische Philosophie handelt. Die Darstellung des Entwicklungsgangs in diesem Romane ist eben so gelungen, wie die Darlegung der Principien der praktischen Philosophie des Verfassers. Nach unsrer Ansicht ist freilich die Charakteristik, die H. von den Figuren des Jacobischen Werkes giebt, gelungener als diese Figuren selbst; und zu leugnen ist nicht, daß er auch hier eine Darstellung, weil sie ihm psychologisch genügt und auch sonst hohes Interesse erregt, für poetisch befriedigender ansieht, als sie in der That ist. Sonst enthält die Darlegung ungemein viel Herrliches, namentlich über Liebe, Sinnlichkeit, auch über H.'s Lieblingsthema, die Eigenthümlichkeit der Geschlechter, und manches Bruchstück tiefsinniger Lebensphilosophie. Am wichtigsten jedoch erscheint mir das, was ihn befreit von jedem starren Kantianismus zeigt. So stellt er die Tugend als das Höchste dar, die nicht mehr Kampf, sondern Gewöhnung ist, und nimmt, wie Jacobi, einen rein menschlichen Instinkt an, auf dem alle Tugend zuletzt beruhe — einen Trieb nach innerer und äußerer Uebereinstimmung, aus dem sich unter anderem der nothwendige

Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Tugend streng beweisen lassen werde. Er zeigt uns damit, daß der Kantianismus das in sich aufnehmen könne und müsse, was Jacobi einseitig besaß, was ihn auszeichnet. Die Annahme des eben berührten Instinkts liege zwar schon in dem rechtverstandenen Moralsystem der kritischen Philosophie. Jacobi mache aber, auf seinem Wege, die Verbindung zwischen dem Moralgesetze und der wirklichen Natur des Menschen einleuchtender und gebe dadurch „zur Aufbauung einer von allen Seiten genügenden Philosophie die trefflichsten Winke." „Die neuere Philosophie," sagt H., „hat zu sehr durch fremde Hand verknüpft, was, seiner Natur nach, schon verschwistert ist. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des sittlichen Gefühls, und seiner Wirksamkeit in dem ganzen Wesen des Menschen, das streng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gut gestimmten Menschen selbst so laut spricht." Doch findet er Jacobis Ansichten weder hier, noch in seinen philosophischen Abhandlungen, zur Genüge entwickelt; dazu fehlt es an strenger Analysis und folgerechter Entwicklung der Begriffe, kurz an der Strenge des Systems, die man von ihm immer noch zu fordern hatte, und zu der er in der That nie gelangt ist.

Der schwächere Theil des H.'schen Aufsatzes ist die ästhetische Beurtheilung Woldemars, der Darstellung sowohl als der dargestellten Verhältnisse. Es entgeht ihm allerdings nicht, daß dem Verfasser die Charaktere doch nur als Vehikel dienen, seine Moralbegriffe zu entwickeln. Es streift auch an dem Vorwurf einer gewissen Unnatürlichkeit der dargestellten Verhältnisse, und bestärkt uns, auch ohne es zu wollen, in der Vermuthung, daß der Verfasser Schuld ist, wenn wir zu den vorgeführten Charakteren und Situationen keinen rechten Glauben fassen. Denn, H. mag noch so

Treffliches sagen, nicht die Wahl, sondern die Behandlung, entscheidet meist die poetische Wahrscheinlichkeit. Humboldt bemerkt auch die beunruhigende Spannung, die die Hauptcharaktere hervorbringen, das Selbstgeschaffene in ihren Leiden, und billigt auch die Auflösung des Ganzen nicht. Allein er bemüht sich, die volle Weiblichkeit Henriettens zu beweisen, was ihm nicht gelingt, und gesteht überhaupt nicht ein, daß das Werk mehr das Erzeugniß mühsamer Reflexion und Absicht, als des dichterischen und schaffenden Genius ist.

Wir dürfen wohl behaupten, daß dieser Aufsatz zum Theil dem Antheil seine Entstehung dankt, den die Persönlichkeit Jacobi's H. eingeflößt hatte. Er sendete auch denselben Jacobi'n schon im Manuscript zu, und dieser war, wie seine Antwort zeigt,[1]) höchst erfreut, und im Ganzen recht befriedigt davon. Auch Göthe, dem Woldemar dedicirt war, freute sich über dieses Urtheil. „Danken Sie", schreibt er an Schiller (1. Okt. 1794), „Herrn v. Humboldt für die Recension des Woldemar; ich habe sie so eben mit dem größten Antheil gelesen."

Sehr interessant ist, jetzt zu lesen, wie diese Recension gleich nach ihrem Erscheinen, von zwei jüngeren Köpfen aufgefaßt wurde, von einem in Jena studirenden Mediciner, David Veit, und von dessen Freundin Rahel in Berlin, die wie wir wissen, auch mit Humboldt gut bekannt war. Auch Veit lernte H. in Jena kennen. Er empfahl diese „prächtige" Recension seiner Freundin; sie sei wirklich ein Kunstwerk. Nebenher werden sie aus dieser Recension beurtheilen können, „wie viel Einheit H. in seine Studien zu bringen wisse, wie sehr er — gleich Andern — Lieblingsideen habe, und wie wenig das gründliche Nachdenken durch

---

1) Brief an Humboldt vom 2. Sept. 1794, in Fr. Jacobi's auserl. Briefwechsel. II. 173—81.

ein mehr eitles als gerechtes Streben nach Vielseitigkeit verloren habe."[2]) Rahel hatte die Recension schon gelesen, ehe dieser Brief anlangte. Man habe sie für zu schwer ausgeschrieen; schrieb sie dem jungen Freunde; sie habe sie aber sehr verständlich gefunden, und bewundere sie im höchsten Grade. Sie sei weit genialer als Woldemar selbst, denn sie leiste alles, was der Beurtheiler leisten solle, Jacobi dagegen gebe nicht, was er solle, er gebe nur die Hülle eines Systems, nicht Charaktere, die es von selbst finden ließen, nicht die Darstellung eines lebendigen aus der Natur gegriffenen Exempels. Das Werk komme ihr vor, wie eine Skizze zur Recension. Rahel empört die Unnatur und Gespreiztheit der Jacobi'schen Figuren. Nur diese, nicht äußere Umstände brächten die Verlegenheiten dieser Personen hervor. Die Heloise, oder Werther, oder Tasso hätte H. vornehmen sollen, dann würde man das Vergnügen haben, zwei Genie's zu gleicher Zeit zu bewundern und eines das andere bewundern zu sehen. Humboldt's eigne Entwicklungen fand sie kostbar, und die Urtheile über ihn unbegreiflich. „Für einen außerordentlich philosophischen Kopf ließen Sie Humboldt immer gelten, und rühmten ihn, und erhoben ihn! aber die Menschenkenntniß wollten Sie ihm absprechen. Hat er denn nie mit Ihnen gesprochen, wie er in dieser Recension geschrieben hat? oder haben Sie ihn total nicht verstanden! Sonst müßten Sie sich ja tief vor dieser Menschenkenntniß gebeugt haben." Denn mit dieser und mit seinem philosophischen Geiste, habe er in dieser wunderbaren Recension bestimmt, was Menschenkenntniß sei, und sie als eine Kunst zergliedert und festgesetzt. — Veit fand dies Urtheil so gründ-

2) Diese ganze Correspondenz (von Nov. u. Dez. 1794) findet sich in Varnhagen von Ense's Bildnißgalerie aus Rahel's Umgang :c. I. 42—47, und in Rahel's Briefen vom 15—17ten Nov. u. 10. Dez. desselben Jahres.

lich und originell, daß er dem, den er allein für würdig hielt, davon Kenntniß zu nehmen, das Geeignetste daraus vorlas — unserm Humboldt selbst. „Er hat sich nicht gewundert," schreibt Veit an Rahel, „aber unendlich gefreut; er hat mir eingestanden, daß er noch kein so richtiges Urtheil weder über den Woldemar, noch über seine Recension gehört habe; er giebt Ihnen in allem Recht. . . Von dem Urtheil über die Matthisson'sche Recension hat er nichts zu lesen bekommen; er ist von Schiller und allem Schiller'schen so bezaubert, daß ich diese Seite gar nicht berühre. — Besonders lieb war es ihm, daß Sie die Einleitung nicht schwer fanden; Brinckmann und Gentz, sagte er, hätten dieses Geschrei in Berlin erhoben; und er begreife besonders Gentz gar nicht.'' Rahel begriff wieder dieses Zugeständniß nicht. Hat er denn über Woldemar eingestimmt, fragte sie nochmals; dann habe er ja der ganzen Welt Sand in die Augen gestreut. Keineswegs, aber die Einwürfe, die er gewiß auch in Jena zu hören bekommen, mochten ihm fühlbar gemacht haben, daß er das Werk doch allzu freundlich betrachtet habe.

Im folgenden Jahre gab Fr. Schlegel eine Beurtheilung des Woldemar, die, gerade im Gegensatz der Humboldt'schen, das Peinliche dieses Werks, die Unnatur der Verhältnisse und den Egoismus des Helden, in wirklich übertriebener Weise, heraushob.[3]) Den 22. Nov. 1796 kündigt Schiller Göthen einen Besuch unsres Humboldt an und fügt dann bei: „Er wird Ihnen auch von einer Recension des jungen Schlegel's über Woldemar und von einem fulminanten grünen Brief Jacobi's über diese Recension erzählen, was Sie sehr belustigen wird. Es steht auch schon etwas über

3) Sie findet sich auch in A. W. und Fr. Schlegel's Charakteristiken und Kritiken. Königsberg, 1801. I. 1—46.

unsere Xenien in diesem Briefe.“ Es scheint also, daß es H. nicht anfocht, auch die Schattenseite dieses Buches beleuchtet zu sehen, und daß die Vorliebe für Jacobi sich etwas gekühlt hatte. Es findet sich auch von einem Briefwechsel zwischen Beiden in spätern Jahren keine Spur.

Von Beziehungen und Begegnissen während des fernern Aufenthalts zu Jena (1794 – 95) läßt sich Folgendes anmerken: H.'s Bruder, Alexander, kam ein- oder zweimal zum Besuch dahin. Da waren denn galvanische und anatomische Untersuchungen an der Tagesordnung, und auch der ältere Bruder nahm daran Theil. Wie sich Göthe, in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten, durch Beide angeregt fühlte, darüber haben wir ihn selbst gehört. — Alexander unternahm im J. 1795 eine Reise durch die Alpen und Oberitalien, von der er erst im folgenden Jahre heimkehrte.

Das Verhältniß zu Schiller brachte Wilhelm v. H. sehr bald auch in nähere Berührung mit denen, die Schillern innig verbunden waren, oder sich in Jena seines näheren Umgangs erfreuten. Vor allem mit dem Apellationsrath Körner in Dresden. H. lernte ihn vielleicht schon im Sommer 1794 persönlich kennen, und zwar in Weißenfels, wo Schiller eine Zusammenkunft mit Körnern hatte. Bald waren Humboldt und Körner auch in Briefwechsel; denn wie hätten diese nächsten Freunde und Rathgeber unseres Schiller nicht auch für einander ein großes Interesse fassen sollen! Dazu war Körner derselben philosophischen Richtung zugethan, und ein feiner Kunstrichter, der sich sogar noch weniger als H. von der genialen Kraft des Dichters fortreißen ließ.

Im Herbst 1794 kam auch ein jüngerer Landsmann Schiller's, Friedrich Hölderlin, nach Jena, und blieb

bis ins nächste Jahr daselbst. Ein herrlicher Dichtergeist, der leider unter unseligem Geschick so früh verstummte. Schiller nahm sich des jungen Mannes, der ihm geistig so verwandt war, den er erweckt hatte, sehr an und sah ihn viel in seinem Hause. Humboldt gedenkt seiner nur bei Gelegenheit des Schiller'schen Musenalmanachs für 1796, wo er von einem seiner Gedichte (Der Gott der Jugend) rühmt, daß es ein sehr schönes Sylbenmaaß habe, und von einem andern, das bei Seite gelegt wurde, sagt, es scheine ihm, obgleich es nicht ohne poetisches Verdienst sei, doch im Ganzen matt und erinnere so sehr an die Götter Griechenlands, eine Erinnerung, die ihm sehr nachtheilig sei. Allerdings hatte sich dieses große Talent noch nicht in voller Eigenthümlichkeit entwickelt. — Eine durch Geist und Charakter ausgezeichnete Frau, Charlotte von Kalb, in deren Hause Hölderlin kurz zuvor gewesen und die jetzt wieder in Weimar lebte, kam um dieselbe Zeit auch oft nach Jena, den von ihr hochverehrten Schiller und ihren Schützling Hölderlin zu sehen. Daß sie auch Humboldt kennen lernte, ist nicht zu zweifeln.

Von den jungen Männern, die Humboldt damals bekannt wurden, nannten wir David Veit, einen sehr begabten Kopf, der sein nachheriges Leben in Hamburg, als praktischer Arzt, verbrachte. Seine oben citirte Correspondenz mit Rahel läßt auch auf Humboldt und den Umgang mit ihm noch mehrere Blicke fallen. Am 21. Okt. 94 schreibt er: „Bei Humboldt genieße ich alle mögliche Freundschaft und gute Aufnahme. . . . Heute fragte er mich nach Ihnen. Ich. Es ist die Einzige, mit der ich in einer suivirten Correspondenz stehe. H. Es ist auch die Einzige, mit der ich in Berlin gerne umgegangen bin; ich wüßte sonst niemand; sie ist erstaunend gescheidt und witzig. Grüßen Sie sie doch ja meinetwegen, und sagen Sie ihr, daß ich

wirklich recht oft an sie denke; hören Sie? vergessen Sie nicht! — Alles wörtlich." Und 3. Nov. schreibt er wieder: „Ich bitte mir Ihr Urtheil über Humboldt aus. Ich werde nur von Menschen betrogen, die mir kleine Anvertrauungen machen, und dafür größere, und endlich große erlangen. Von Leuten dieses Verstandes, dieser Feinheit und Bemühung, sich überall durch eine edle Art, aber doch nothwendig zu machen, verspreche ich mir das Vergnügen, welches aus dem Nachdenken und der Mühe entspringt, nicht Freundschaft." Rahel antwortet (16. Nov.): Näheres wisse sie nichts über H. „Wenn ich sagte, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf ihn, so meint' ich, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf sich und das Verhältniß, das zwischen Ihnen beiden sein kann, und sein Sie immer fein, zurückhaltend, artig (im Systemsinne, lieber Jünger), und was er sich erlaubt (im Urtheil hauptsächlich), erlauben Sie sich nicht." Diesmal sei es zu „sorgliche Freundschaft" gewesen, was aus ihr gesprochen. Dann berührte sie Schiller's Recension der Matthisson'schen Gedichte.[1]) Sie wisse selbst, daß sie Hr. v. Humboldt so sehr gut fand, und die eine Idee so besonders, „daß der Mensch dahin zurückkommen müsse, aber nicht stehen bleiben, von wo aus ihn die Natur schickt." Alles das habe sie nur noch auffässiger gegen jene Recension gemacht. — Vorher (10. Nov.) klagt Veit über den Gesellschaftston, der in Jena herrsche, den Mangel alles feinern Gesprächs und wahren Witzes. „Nür bei Humboldt exercire ich mich noch; für den und seine Frau habe ich freilich nicht Aufmerksamkeit und Lebensart genug." . . „Gestern", fährt er fort, „habe ich Schiller zum erstenmal gesehen; ich finde Humboldt's Urtheil sehr wahr: Göthe hat mehr ein allgemein schönes Männergesicht; Schiller nur Eine Art

1) Sie war erst vor kurzem erschienen.

davon, und die Art, die sich mit dem Angenehmen sehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren." Noch folgende Stelle entlehne ich Veit's Briefen und zwar dem vom 1. Dez.: „Als ich neulich", schreibt er, „mit Humboldt spazieren ging (ungefähr zu der Zeit, da ich Ihnen zum erstenmal die Matthisson'sche Recension erwähnte), sagte ich ihm bei Gelegenheit: „„Erinnern Sie sich wohl noch des Laokoon, Herr von Humboldt? Die Hauptideen werden Sie darin finden; und vieles Uebrige in Maimon."" Er kannte das Letztere nicht, und erinnerte sich des Erstern nicht mehr, war aber überzeugt, daß Lessing diese Stücke höchstens berührt habe; er weiß, daß Schiller den Lessing sehr studirt hat, und den Maimon unendlich hochhält. Es ist über Schiller hier gar nicht zu reden."

Unter den eignen Arbeiten Humboldt's aus dieser Epoche nehmen zwei Aufsätze, die er für Schiller's Horen lieferte, den ersten Rang ein: I. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, (Horen, 1795 St. 2. S. 99—132. Ges. W. B. IV. S. 270—301) und II. Ueber männliche und weibliche Form (Horen, 1795, St. 3. S. 80—103; St. 4. S. 14—40. Ges. W. B. I. S. 215—61). Sie entstanden in der zweiten Hälfte des Jahres 1794, also zur Zeit des regsten Ideentausches mit Schiller. Sie sind aber durchaus sein Eigenthum, ja eine Art Mittelpunkt seiner Ideenwelt. Denn, obwohl er auch hier sich mit Schiller berührt, und seine Ideen mannigfach im Umgang mit ihm geklärt haben mag, so ließe sich doch eher nachweisen, daß Schiller durch Humboldt angeregt worden sei, seinen Genius anhaltender diesem Gegenstande zuzuwenden. Auch verfolgte ihn Schiller nirgends in solche Tiefe, wie H., er bemächtigt

sich desselben nicht als Forscher im strengen Sinne, aber in einer Reihe lyrischer, lyrisch-didaktischer und epigrammatischer Gedichte, z. B. „Würde der Frauen", „die Geschlechter", „Tugend des Weibes", „die schönste Erscheinung", „Forum des Weibes", „Weibliches Urtheil", „das weibliche Ideal", rc. — die sämmtlich in die Jahre 1795 und 96, also in die Epoche des nächsten und nächstvergangenen Umgangs mit Humboldt fallen — in diesen Gedichten pflückt Schiller gleichsam die Blüthen ab, die diese Gefilde tragen, und durchschlingt sie mit dem Immergrün seiner Muse, während Humboldt in die Tiefe hinabsteigt und das lautere Erz aus dem Schacht des Gedankens holt. Die Verehrung der Weiblichkeit, die begeisterte Darstellung derselben lag unmittelbar in Schiller's Wesen, ja sie war dem ganzen Kreise eigen, in dem er sich schon länger bewegte,[1] aber zu manchem genialen Blick, den er in das Verhältniß der Geschlechter warf, würde er ohne die Anregung desjenigen, der diese Probleme zu einem speziellen Studium gemacht, nicht so leicht gelangt sein. Auch hier theilten sich gleichsam die Rollen zwischen Humboldt, dem eigentlichen Forscher, und den beiden Dichtern, von denen der eine, als intellektueller und idealischer, sich in allgemeiner Verherrlichung oder in Darstellung einer idealisch abstrakten Weiblichkeit (Thecla, Johanna) manifestirt, der Andere aber die Schönheit und Herrlichkeit des Geschlechts in den unendlichen Formen der Erscheinung, von der höchsten Natürlichkeit bis zur reinsten Idealität, zur unmittelbaren Darstellung bringt.

Die Forschungen, denen diese Aufsätze gewidmet sind, schlingen sich durch Humboldt's ganzes Leben fort, sie verknüpfen sich mit allen Richtungen und Gebieten, auf denen

---

1) Professor Fischenich in Bonn, auch ein Freund Schiller's, hatte (schon 1792) vor, ein Werk über die Frauen zu schreiben.

er in verschiedenen Zeitabschnitten weilte; in der Periode aber, in der wir jetzt stehen, dominiren sie beinahe und schließen sich nur an rein ästhetische an. Wenn in den frühesten Jahren eine politische Richtung überwog, welche Impulse für's ganze Leben nachließ, wenn in den Jahren, wo er von den öffentlichen Geschäften ausruht, die Tendenz seines Forschens (in der Ergründung des Entwicklungsganges der Sprache des Menschen) eine historisch-intellektuelle wurde, so müssen wir die vorherrschende Richtung seiner mittlern Forschensperiode die anthropologisch-ästhetische nennen. Gerade für diese Richtung war ihm auch die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften fast unentbehrlich, und er versäumte auch die günstigen Gelegenheiten nicht, die sich ihm, wie kaum einem Andern, auch für dieses Gebiet des Wissens darboten. Denn es galt, im ganzen Reiche der organischen Natur den Erscheinungen nachzuspüren, die bei dem Menschen nur in höherer Form wiederkehren, und vielleicht da Licht zu finden, wo noch kein geistigeres Wesen die gewöhnlichen körperlichen Funktionen verdunkelt. Auch in diese Region folgte H., mit immer reger Neugier, mit Forschung und Grübeln, in derselben Absicht, wie nachher bei Entzifferung des Sprachgeistes, nämlich um in den Geheimnissen der Geschlechtsverbindung den Zusammenhang der geistigen und sinnlichen Natur in seiner Tiefe zu erfassen.

Eine eigentliche Darlegung des von H. in diesen Aufsätzen entwickelten Ideenganges würde die uns gesteckten Gränzen übersteigen, und von dem Reichthum der darin niedergelegten Schätze nur einen schwachen Begriff geben. Sie gehören zu dem Interessantesten, was H. niedergeschrieben hat, und dienen für die Richtung und den Standpunkt seines Geistes, die ich in dem Vorangehenden zu charakterisiren versuchte, als zureichender Beleg. Hier zeigt er sich durchaus als ganz origineller Denker; Gegenstand und Behandlung

sind eigenthümlich und neu. Wir würden diese Aufsätze eher nach als vor der Naturphilosophie entstanden glauben, gäbe uns nicht die Gesundheit und Frische der Behandlung, die größere Klarheit, und die analytische Methode Merkzeichen genug, daß diese Aufsätze, trotz der tiefen Versenkung in das Reich der Empirie, noch vor dem Wendepunkt der neuern Philosophie verfaßt sein möchten. Dagegen ist es allerdings merkwürdig, wie jene Gegensätze und Gegenwirkungen, die durch das All der ganzen Natur reichen, die Analogien des geistigen und körperlichen Daseins, und mehr dergleichen Wahrnehmungen, durch welche eine nachfolgende Spekulation solches Aufsehen erregte, womit sie einen solchen Umschwung hervorbrachte, schon in diesen Abhandlungen zu einem großen Theil, aber in aller Stille, zu Tage treten. H. erkennt auch Vorgänger an und spricht bescheiden von dem, was „die neuere philosophische Naturkunde“ schon geleistet habe, worunter er damals nichts verstehen konnte, als die Arbeiten Einheimischer und Fremder seit Linné und Büffon und die Erklärungsversuche, die die großen in dem letzten Decennium gemachten naturwissenschaftlichen Entdeckungen hervorgerufen hatten. Still, wie diese Aufsätze in die Welt traten, wirkten sie auch nur, und der Tumult, den der geniale Schöpfer der Naturphilosophie erregte, mußte sich erst wieder gelegt haben, damit es besonnenen Forschern, wie z. B. Burdach, gelingen konnte, ohne Aufgeben neuer Bereicherungen, an die glückliche Bahn der Nachfolger und Erweiterer des Kant'schen Systems wieder anzuknüpfen.

Die zweite dieser Abhandlungen führt von der Anthropologie unmittelbar in die Aesthetik hinüber. „So wie sich beide Geschlechter zum Ideal reiner und geschlechtloser Menschheit, so verhält sich auch ihre beiderseitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden ist die Menschheit ausgedrückt, denn jedes stellt die beiden, in ihr vereinten Naturen

dar; nur daß in jedem eine dieser beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben so kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrscht nur ein Bestandtheil derselben, ohne jedoch den andern auszuschließen. . . . Wie in der veredelten Menschheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung, und die Stimme des Affekts als der Ausdruck des vernünftigen Willens erscheint, so erscheint in der hohen Schönheit die Gesetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Gesetzes... Wie die Menschheit specificirt ist, so wird es auch jederzeit die Schönheit sein." In jeder wirklichen Erscheinung des Menschlichen und Schönen wird ein Geschlechtscharakter vorherrschen, größere Bestimmtheit der Formen oder größere Naturfreiheit des Stoffs. Um aber schön zu sein, muß jede dieser Erscheinungen beide Vorzüge in sich vereinen, und nur das Uebergewicht des Einen unterscheidet sie vom Ideal. „Denn erhaben über den Kampf, in dem alles Wirkliche durch seine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterscheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, so wie das Ideal der Menschheit, das vollkommenste Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauschen in freiem Spiel ihre gegenseitigen Funktionen aus." So war Humboldt von einer ganz andern Entwicklung aus zu dem Begriff des Schönen gelangt, den Schiller in den ästhetischen Briefen aufgestellt hatte. Beider Forschungen hoben und trugen sich wechselseitig. — Den ästhetischen Theil zu rechter Klarheit zu bringen, hatte H. den guten Gedanken, an den Gestalten der griechischen Götterwelt einen gewissen Stufengang der Entwicklung des Schönen nachzuweisen, indem er an einer jeden zeigt, wie ihre individuelle Schönheit in der größern Betheiligung des Geschlechtscharakters oder in der Annäherung an

das geschlechtslose Ideal, der höchste Grad der Schönheit aber in der möglichsten Verschmelzung der Geschlechtscharaktere, zumal männlicher Kraft und Bestimmtheit mit weiblicher Anmuth, ruhe. Diese Entwicklung ist an sich ein Musterstück eindringender und schöner Darstellung.

Die zweite Abhandlung citirte bald nach ihrem Erscheinen Fr. Schlegel mit großer Anerkennung; über die erste schrieb Fr. Jacobi voll Bewunderung an den Verfasser [1]). Nur den Eingang fand er, nicht ohne Grund, zu abstrakt, und meinte, die Menge großer und herrlicher Ideen, wovon die Abhandlung überfließe, hätte so gestellt werden können, daß das Thema mehr aus ihnen, als sie aus dem Thema hervorgegangen wären. Humboldt selbst hegte noch wenig Hoffnung, mit seinen Ansichten durchzudringen, und er fühlte dies nie stärker, als nach der Lektüre des Schiller'schen Gedichts: „die Würde der Frauen." „Mir war es", schreibt er darnach an Schiller (11. Sept. 1795), „ein in der That unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemessenen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt, ist doch nur so ein Hin- und Herschwatzen, etwas so Todtes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Vollendung, Leben, eigene Organisation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dies habe ich lange nicht so sehr, als hier, gefühlt." Darauf entgegnete Schiller (5. Okt.): „Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geschlecht endlich noch ganz current und als wissenschaftliche Münze ausgeprägt werden, sobald Sie nur noch eine ausführlichere Darstellung daran wenden. Diese ist

1) 14. April 1795, in Jacobi's Briefw. II. 219—22.

allerdings noch nöthig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über „Würde der Frauen“, und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liegt.“

Ueber den Aufsatz über männliche und weibliche Form hat jüngst Fr. v. Müller [2]) ein bedeutendes Wort gesagt, womit wir den Abschnitt beschließen. „Als Humboldt diesen Aufsatz schrieb, hatte er noch nicht Italien gesehen, kannte mithin die Antike nur aus Abgüssen und viele der reizendsten Kunstgebilde des Alterthums gar nicht. Um so bewunderuswerther ist der sichere und scharfe Blick, mit welchem er die Grundformen classischer Götter und Heroengestalten erfaßt und unserm geistigen Auge vorüberführt, um so unverkennbarer die glückliche Anlage seiner Natur, die Urtypen des Schönen klar und rein in sich aufzunehmen, in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit zu ahnen und zu erforschen. Ganz gleichzeitig erschienen in den Horen Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Nirgends tritt die innige Verwandtschaft des Ideenganges beider Schriftsteller entschiedener hervor. Sie scheinen — möchte man sagen — im Glanze [?] der Diktion, in poetisch-reizender Umkleidung der abstraktesten philosophischen Ideen um die Palme mit einander zu ringen. Nicht leicht hat Humboldt's Sprachgewandtheit sich anmuthiger entwickelt, nicht leicht den schwierigen Stoff siegreicher bezwungen und alles Abstruse, Trockene glücklicher vermieden als eben in diesem Aufsatze, dem wir in Rücksicht auf Klarheit und Anschaulichkeit allerdings vor jenen theilweise auf allzu fein und dialektisch ausgesponnenen Ideen beruhenden Briefen den Preis — dürften wir uns anmaßen ihn auszutheilen — zusprechen möchten.“

2) In der Neuen Jenaischen Litteraturzeitung, 1—2. Jan. 1843.

Noch lieferte Humboldt eine Anzeige der kleinern Ausgabe der Odyssee von F. A. Wolf (Halle, 1794) für die Allgemeine Litteraturzeitung (16. Juni 1795; jetzt in den Ges. W. B. 1. S. 262—70). Es war eine öffentliche Anerkennung, die er den Verdiensten Wolf's um die Herstellung des Homerischen Textes darbrachte. Wir haben schon früher (S. 216—17) die Stelle ausgezogen, wo er sich über die Bedeutung auch der geringsten Detailforschung ausspricht, wenn sie nur überhaupt mit Geist betrieben werde. Wie oft, fügt er hinzu, werde man durch anscheinende Spitzfindigkeiten gerade auf die Dinge geleitet, die man jetzt so oft im Munde führe, auf Sprachphilosophie, Geist des Zeitalters u. s. f., über die es freilich bequemer sei, oberflächlich zu räsonniren, als gründliche historische Untersuchungen anzustellen [1]).

Im Mai 1795, gleich nach beendigtem Drucke der Prolegomena ad Homerum, besuchte Wolf diesen Vertrauten seines Geistes in Jena. Humboldt hatte auch Göthe schon veranlaßt, das merkwürdige Buch zu lesen. Göthe, bei seiner Neigung zum homerischen Epos, faßte großes Interesse dafür und lernte Wolf bei dieser Gelegenheit persönlich kennen, der von nun an sich diesem bedeutenden Geisterkreis anschloß [2]). Humboldt war hocherfreut über den „göttlichen Besuch" dieses Freundes.

Wie sehr H. für das Wohl seiner Freunde besorgt war, zeigt sich recht, als Wolf (1796) schwankte, ob er einen Ruf nach Leyden annehmen solle oder nicht. H., der Sache selbst durchaus abgeneigt, führte dem Freunde alle möglichen Mo-

---

1) Man vergl. damit den interessanten Brief von Humboldt an Wolf, v. 3. Juni 95, bei Varnhagen von Ense, Denkw. B. 4. S. 307—10.

2) S. Humboldt's eben bezeichneten Brief an Wolf; Körte, Wolf's Leben u. Studien, I. 277; Göthe's Werke, B. 31. S. 46.

mente der Ueberlegung zu Herzen und schrieb unter andern: „Die Entscheidung der Sache ist, dünkt mich, sehr einfach, und kommt Alles auf Einen Punkt an: ist Holland in der Lage, daß Sie auf eine ungestörte Thätigkeit und auf einen ruhigen Genuß Ihrer unverkürzten Einkünfte zählen können oder nicht? — Ist das Erstere, so ist keine Wahl. Die Stelle ist zu vortheilhaft, die Muse selbst, die sie verspricht, zu reizend und die Nähe wahrhaft wichtiger Bibliotheken zu einladend, als daß Sie anstehen sollten, das Anerbieten mit offenen Armen anzunehmen. — Ruhnkenius beruhigt Sie hierüber sehr; allein dieser ist bekanntlich, wie die meisten dortigen Gelehrten, ein Patriot und sieht die Revolution vielleicht aus Parteigeist mit zu günstigen Augen an. — Ueber das, was ich für die Wissenschaft wünschen soll, bin ich in hohem Grade zweifelhaft. Auf der Einen Seite ist es ein reizender Gedanke, daß Sie in der Nähe von Hülfsmitteln sein sollen, mit denen schon so mittelmäßige Menschen, wie z. B. Brunck, oder doch so langsame wie die Holländer, so viel geleistet haben. Auf alle Fälle, glaube ich, müssen Sie sich, mein lieber, theurer Freund, einer Divinations-Gabe anvertrauen, die Sie ja sonst so gut begleitet.“ [3]) — Wolf entschied sich, in Halle zu bleiben.

Im Juni 1795 verließen Humboldt's Jena in der Absicht, nach einem kurzen Aufenthalt zu Tegel, im Oktober wieder zurückzukehren. H. traf aber seine Mutter sehr krank an und hauptsächlich darum konnte er sich diesen Winter nicht und erst im Herbst des nächsten Jahres in die ihm so werth gewordenen Jenaischen Verhältnisse zurückbegeben.

Für Humboldt wie für die Freunde war diese lange

3) Körte, a. a. O. I. 314—15.

Trennung schmerzlich. „Humboldt", schreibt Schiller (2. Okt. 1795) an Göthe, „kommt diesen Winter nicht mehr, welches mir sehr unangenehm ist." Und an Humboldt schreibt er: „Ihre längere Abwesenheit beklagt Göthe sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf ihr Hiersein im Winter gefreut." Am schmerzlichsten war es H., von Schiller so lange getrennt zu sein, hauptsächlich dann, wenn er um dessen Befinden Sorge tragen mußte. Wie willkommen, meinte er dann, würde es Schillern sein, täglich ein paar Stunden zu verplaudern. So aber habe er, wenn Göthe nicht da sei, schlechterdings Niemand. Das bringt H. sogar auf den Gedanken, Schiller solle sich lieber in Weimar ansiedeln, um mit Göthe leben, und in Herder's und Anderer Umgang einige Erholung genießen zu können. Fast in jedem Brief spricht H. seine Sehnsucht nach Schiller's Umgang, oft mit der innigsten Wehmuth, aus. Mehr als je fühlte er, daß seine eigne Thätigkeit fremder Erweckung, Nahrung und Unterhaltung bedürfe. „Ich habe mich", schreibt er (4. Aug. 95), „so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu." Immer mehr fühle ich, wie sie Beide zum Umgang mit einander geschaffen seien, und wie, ohne ihn, aller seiner Beschäftigung Leben und Kraft fehle. Und auch Schiller vermißt seinen Freund nicht weniger.

In diesen Zeitraum fällt daher der wichtigste Theil des Briefwechsels mit Schiller; der in Jena begonnene Ideentausch ward schriftlich fortgesetzt, so daß diese Trennung der Freunde für uns zum Gewinn wird. Jedes Blatt ihrer nunmehrigen Correspondenz gewährt ein Zeugniß dieser einzigen Verbindung, nirgends findet sich Leere, alles reizt und

ergreift den empfänglichen Leser. Wie herrlich ist es, diese Geister in solcher Vertraulichkeit zu finden, wie zeigt sich Humboldt's Liebenswürdigkeit und wahrhafter Adel, wie fühlen wir uns angeheimelt, wenn er seine und der Gattin Grüße an Lolo beifügt oder wenn er dem kleinen Carl sagen läßt, wie oft Li (seine Tochter Caroline) von ihm spreche. Dieser Briefwechsel war Beiden der einzige Ersatz in der Trennung, ja oft die einzige Communikation, in der sie mit der Außenwelt standen.

Dazu kam noch ein besonderer Anlaß, ununterbrochene Correspondenz zu unterhalten, nämlich der erste Schiller'sche Musenalmanach, der im Herbst 1795, unter H.'s Obhut, in Berlin gedruckt ward, und die gleichzeitige endliche Rückkehr Schiller's zur Dichtung. Dieser sendet nun dem begierigen Freunde die neuesten Erzeugnisse seiner Muse, theils zur Aufnahme in den Almanach, hauptsächlich aber, um sein Votum darüber zu vernehmen. H. ordnete die Gedichte, die Schiller, zum Theil ohne die Verfasser zu bezeichnen, für den Almanach übersendete, und überwachte den Druck, so weit es in der Entfernung von mehr als einer Meile von Berlin möglich war. „Wie beruhigt es mich", schreibt Schiller, „daß ich dies Geschäft in Ihren Händen weiß." Fast alle ihm zugehenden Gedichte beurtheilte H. bei diesem Anlaß kurz und tüchtig und bewährte dabei zugleich die Sicherheit seines Urtheils, indem er die anonymen Arbeiten, namentlich Schiller's und Herder's, auf der Stelle erkennt und Beide, die sich damals nahe genug berührten, kaum einmal verwechselt. So werden, außer diesen, auch Göthe und Hölderlin, Matthisson und Kosegarten, die Mereau und selbst die geringsten Dichter beiläufig beurtheilt, wobei wir im Allgemeinen seine Nachsicht auch gegen die allergeringsten bemerkbar finden, obschon er bei dem Meisten, was die neuern jüngern Dichter hervorbrachten, zu fragen sich gedrungen

sah, ob es ihnen denn nicht selbst Langeweile mache, so gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

Aber auch sonst wußte er seine Entfernung von den Freunden in ihrem Interesse zu nützen. Nicht nur daß er seine Berliner Bekannten, Engel, Göcking, Ramler, Gentz &c. zur Theilnahme an Schiller's Unternehmungen warb, oder zur Thätigkeit für sie anspornte, erfreute er Schiller wie Göthe auch dadurch, daß er ihnen die Urtheile, deren ihm, bei seinen Besuchen in Berlin, über einzelne ihrer Arbeiten, über die Horen und den Almanach überhaupt, unaufhörlich zuströmten, zur Ergötzlichkeit oder Belehrung, referirte.

Und damit wenigstens die andern Freunde des Schiller'schen Umgangs mit Bequemlichkeit genießen könnten, stellte er Göthen und Körnern für ihre Besuche in Jena seine dortige Wohnung zur Verfügung.

In Tegel führte er mit den Seinen ein sehr einsames und durch Krankheiten vielfach gestörtes Leben. Seine eigne Gesundheit war schon in Jena nicht so rüstig wie früher, nun besserte es sich zwar, aber bald ward er von einem Augenübel befallen, das ihm sogar das Lesen erschwerte. Die alte Humboldt erholte sich nur auf kurze Zeit und gab zu keiner dauernden Hoffnung Raum. Bald mußte er auf ein ander Gut seiner Mutter reisen, und dringende Geschäfte besorgen. Auch Frau von Humboldt war nicht selten unpaß, und wieder ein andermal galt es einen schnellen Ritt, um den Arzt, Dr. Marcus Herz in Berlin, zu consultiren und dann zum Krankenbett des Knaben zurückzueilen.

Obwohl er übrigens fast ohne gesellschaftliche Existenz war, nur selten Besuch empfing und manchmal in sechs Wochen nicht nach Berlin kam, war er doch durch die be-

zeichneten Störungen und durch seine Stimmung überhaupt, besonders in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Tegel, fast zu jeder Arbeit im strengen Sinne unfähig. Zum Niederschreiben kam er ohnehin schwer, ja er schämte sich ordentlich, so wenig für die Horen liefern und Schillern, wenn es an Manuskript fehlte, nicht einen Theil der Last abnehmen zu können, obschon gerade dieses räsonnirende Fach zur Genüge in den Horen vertreten war und diese schweren Aufsätze überhaupt die Leser mehr zurückschreckten als anzogen. Man werde, sagte er sich dann zum Trost, seinen Produktionen schwerlich zu viel Geschmack abgewinnen, und dies mache ihn auch kälter für Dinge, die, wie er sich bescheiden ausdrückt, doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen, als große wissenschaftliche Erweiterungen seien. Schiller ließ diese Einwendungen nicht immer gelten. „In der That, liebster Freund," schrieb er 7. Dez., „rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit behaftet, auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas *mehr Historisches* von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität in Schranken halten und auf der anderen Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen." Was ihm Schiller ein andermal auf solche Bekenntnisse erwiederte, haben wir schon früher (S. 280 bis 81) mitzutheilen gehabt.

Welche Fülle von Geist legte Humboldt, gerade in

dieser Zeit, in den Briefen an Schiller nieder! Einer regeren Thätigkeit für die übrige Welt stellte sich bei ihm vieles in den Weg: die Ungeneigtheit, seine Gedanken so vielen andern auszuspinnen, eine Ueberfülle von Ideen und am Ende ein gewisses Zagen, wenn er bedachte, wie ganz anders es wirke, wenn eine Dichterkraft, wie Schiller, sich solcher Ideenmasse bemächtige. Am meisten hielt ihn sein unablässiges Studiren ab. Die Lektüre griechischer Dichter, um diese Zeit besonders Aristophanes, wechselte mit dem Studium physiologischer und naturhistorischer Schriften. Er selbst fühlte manchmal, daß ihm der Müßiggang wohlthue, sei es in geselligen Zerstreuungen oder im Genusse der Landluft, weil er dann desto freier in allen Ideen herumschweifen konnte. Und es ergreift uns eine beinahe schmerzliche Bewunderung, wenn wir ihn alsbald (28. Sept. 95) wieder an Schiller schreiben sehen, er sei in den letzten Wochen wieder ungemein fleißig gewesen und bringe den größten Theil des Tages an seinem Schreibtisch zu. „Ich weiß nicht," sagt er, „durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Muth habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind doch meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrsamkeit auszuschweifen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus Einem Gesichtspunkte, und niemals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angehen. Dies vorausgesetzt, kann ich kaum der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch

scheint doch einmal da zu sein, Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen, und hat mich nur oft leider irre geführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung gestraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergessen, daß Jedes festhält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf, Gottlob! gefahrloser."

So kam es denn, daß er, im Verhältniß zu seiner Kraft, immer wenig producirte, und besonders in jenen Jahren, wie er selbst sagt, zwar immer reich an Plänen war, aber arm an Ausführungen. Seine Pläne und Arbeiten in diesem Zeitabschnitt betrachten wir unten näher, hier haben wir es nur mit den allgemeinen Umrissen seines damaligen Lebens zu thun.

Die Einsamkeit seines Tegeler Aufenthalts wurde noch am öftersten durch den Besuch von Gentz unterbrochen, „der ihm ein angenehmer Umgang war". — Da die Mutter, um ärztlicher Hülfe näher zu sein, im December in die Stadt gezogen war, ging H. im Anfang des folgenden Jahres auch dahin, und kehrte wohl erst nach dem Carneval aufs Land zurück. In Berlin verschlang ihn der Strudel der Welt, er hatte so viele alte Bekannte, durch seine Gattin knüpfte sich manches neue Verhältniß, selbst Rahel, eine langjährige Freundin, fühlte sich durch sie, die ihr fremd war, ihm näher und verwandter.

Schon jetzt lag eine größere Reise nach Italien in H.'s nächsten Lebensplanen. Doch vor dem Frühjahr 1797

war an die Ausführung derselben nicht zu denken. Er dachte erst einige Zeit bei seinem Schwiegervater in Burgörner zuzubringen; dann wollte er noch einen längern Aufenthalt in Jena nehmen. „Es ist mein Plan, nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten." (Br. an Sch., 23. Okt. 95.)

Ob er das Frühjahr und den größten Theil des Sommers in Tegel oder in der Stadt lebte, ob Alexander, den er erwartete, ihn besuchte, ist nicht klar. Den 24ten Juni schreibt Schiller an Göthe: H's. Mutter werde bald sterben und das halte ihn wahrscheinlich in Berlin fest.

Ehe wir uns jedoch der abermaligen Rast in Jena nähern, müssen wir ausführlicher von den Verhandlungen die er in der so eben geschilderten Epoche mit Schiller pflog, ferner von den Plänen und Arbeiten sprechen, die ihn während eben dieser Zeit beschäftigt hatten.

„Ich bin begierig zu sehen," schrieb Humboldt (4. Aug.[1]), „wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen, und giebt bei genauer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genie's. . . . . Beide so verschiedene Richtungen entspringen aus einer Quelle in Ihnen, und das Charakteristische Ihres Geistes ist es gerade, daß er beide besitzt, aber auch schlechterdings nicht Eine allein besitzen könnte. Wo ich sonst etwas Aehnliches kenne, ist es der

---

1) 1795. Alle diese Verhandlungen gehören, wo nichts weiter bemerkt ist, in dieses Jahr.

Dichter, der philosophirt, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas Anderes, als was man gewöhnlich antrifft. . . . Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poesie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System, entgegensteht." Was den Dichter und Philosophen sonst ganz trennt, der große Unterschied der vollständigen Individualität und der Wahrheit der Idee, ist, nach H.'s Meinung, für Schiller gleichsam aufgehoben. Er erfasse das Nothwendige, aber zugleich individuell; dies setze aber eine ungeheure Selbstthätigkeit in ihm voraus. Denn je eminenter die Geisteskraft sei, desto mehr vermöge sie sich auf das Nothwendige zu richten. Darum glaube er auch so fest an den Wallenstein und an das vollkommenste Gelingen der höchsten poetischen Versuche. Doch da gerathe er in eine ordentliche psychologische Auseinandersetzung, daß er nur wünschen müsse, es möge auch für diesen Brief Schiller's Ausspruch gelten: „daß sie sich verstünden, wo sie sonst Niemand verstehe."

Schiller ließ nunmehr den begierigen Freund nicht lange warten, denn bald langte in Tegel ein größeres und kleineres Gedicht desselben nach dem andern an und versetzte den Freund in immer neues Entzücken. Das Jahr der Ideendichtung war angebrochen. Kurz nach einander erschienen, neben einer großen Zahl Epigramme, die Macht des Gesanges, der Tanz, Natur und Schule, das Reich der Schatten, die Ideale, die Würde der Frauen u. s. w. und endlich der Spaziergang. H. bewundert, charakterisirt sie alle; am kleinsten Epigramme weist er den ideellen Gehalt, an größeren Gedichten die bewunderungswürdige Durchführung des Gedankens nach; oft

erfreut er sich, Schiller's eigenste, oft die ihnen gemeinsamen Ideen so herrlich gefaßt zu erblicken. Wie hätte H., seiner ganzen Naturanlage nach, nicht gerade von diesen Erzeugnissen des Schiller'schen Genius entzückt sein sollen, welche großentheils auch solche Leser am gewaltigsten ergreifen, die sonst dieser Gattung weniger zugethan sind. Denn, wenn je, so ist es Schillern in den besten dieser Stücke, wie schon früher in den Künstlern gelungen, nicht etwa blos eine Lehre mit poetischem Schmuck zu umkleiden, sondern wirklich dichtend zu philosophiren, und philosophirend zu dichten und in dieser merkwürdigen Verbindung alles, was die Dichtkunst andrer Zeiten und Völker in dieser Richtung geleistet hatte, in Schatten zu stellen. Mag die Gattung an sich etwas Anomales sein! Wer so groß darin erscheint, wie Schiller, stellt sich auch damit den größten und normalsten Dichtern an die Seite; er wird auf die denkendsten, edelsten Geister eine Wirkung haben, so groß und manchmal größer, als die lauterste Dichtung. Humboldt hat vollkommen Recht, gerade in diesen Poesien etwas Außerordentliches zu finden, die die meisten Kunstrichter mehr nur als Uebergang und Vorübung gelten lassen. Er erkannte mit Recht darin eine Erweiterung der Kunst.

Freilich sah er, fortgerissen von der Macht Schiller'scher Dichtung und bestochen von der Hoheit des Styls und dem tiefen Gehalt, auch das minder Gelungene oft für vollkommen an; eine störende Mischung der Bilder frappirt ihn nicht; eine weit zu unanschauliche Darstellung gewährt ihm das reinste Vergnügen, da er ja, der Eingeweihte und Hochgebildete, sie rasch sich anzueignen und wahrhaft zu genießen vermag; endlich stempelt er sogar die Eigenheiten dieser intellektuellen Dichtung zu Normen des Schiller'schen Dichtergenius überhaupt und gefällt sich mit Schiller in Theoremen, bei welchen das eigentlichst Poetische gar nicht bestehen könnte.

Dennoch behalten auch diese Humboldt'schen Beurtheilungen und Charakteristiken, einmal als solche, die Schiller selbst zu lesen erhielt, dann als Zeugnisse des ihm wahlverwandtesten Geistes, ganz unschätzbaren Werth, wie denn auch diejenigen, welche sich nach ihm am tiefsten in Schiller's Genius versenkten,[2]) nicht verabsäumt haben, die Aussprüche dieses edlen Geistes am gehörigen Orte zu nutzen. Bedenken wir ferner, wie sehr unser Schiller, bei seinen damaligen Forderungen an sich und der Zaghaftigkeit, mit der er die Dichterbahn von neuem betrat, der Ermunterung bedurfte, so steigen diese ermuthigenden Zusprüche eines befreundeten Geistes noch höher in unsern Augen. Diese ermuthigende Wirkung hatten sie in der That. „Ihre Briefe, lieber Freund," schreibt Schiller (21. Aug. 95) „sind mir ein rechter Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dienten sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann."

Wir lauschen, in diesem Briefwechsel, gleichsam den Geburtswehen des Dichters; ein ganzer Cyclus herrlicher Werke entsteht vor unsern Augen. Unter den ersten Gedichten war es vorzüglich die Macht des Gesanges, die Humboldt, und mit Recht, zu hoher Bewunderung hinriß. Wir vergessen die Fehler vor der Gewalt dieser Dichtung, in der man wirklich gleichsam ein Bild des Schiller'schen Dichtervermögens selbst erblicken kann. H. wünschte, daß Schiller, was auch Göthe vom Reime sage, ihm immer getreu bleiben möge. Seine Dichtungsart scheint ihm eine

2) So die neuesten Commentatoren und Biographen Schiller's, vor allem Götzinger und Hoffmeister — die sonst auch meinen Dank und meine Achtung zwischen den Zeilen lesen mögen.

ganz eigene Verwandtschaft mit dem Reime zu haben; er erinnere sich keiner Stelle in Schiller's Gedichten, sagt er, wo der Reim dem Gedanken geschadet habe, während er mit dem Wohllaut eine Symmetrie verbinde, die unsrer Sprache nichts weniger als überflüssig sei. Damit wolle er jedoch nicht sagen, daß ihm die reimfreien Dichtungen des Freundes weniger willkommen seien.

Mit einer gewissen Feierlichkeit sendete Schiller das Reich der Schatten (jetzt: die Ideale und das Leben überschrieben), und nach dessen Empfang stimmte H. einen unbedingten Jubel an. Schiller fühlte wenigstens, daß ein Andrer, als er und Humboldt, noch Einiges werde deutlicher gesagt wünschen. „Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint," schreibt er dem Freunde, „will ich ändern, für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen." H. aber erwiedert, 21. Aug.: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen, selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff, die Erfordernisse dieser Dichtungsart

und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife, und ist ein treues Abbild Ihres Wesens."

Weiter folgen wir H. nicht in die detaillirte Bewunderung eines Gedichts, welches freilich zu den großartigsten Flügen des Dichters gehört, aber weit entfernt ist, die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit zu besitzen, und auf keinen Fall als eines der gelungensten Werke seiner Ideendichtung angesehen werden kann. Auch hier ist es die Tiefe des Gehalts, die Begeisterung für eine ihm ebenso angehörende Idee, das Staunen, so etwas in den Formen der Poesie verkörpert zu sehen, was ihn so gewaltig zu einem Gedicht zog, von dem er doch selbst sagt, „daß man erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen müsse, es bewundern zu dürfen."

Sehr charakteristisch ist es, daß Humboldt einem viel unmittelbarer ans Gemüth greifenden Gedichte, den Idealen, nicht solche Gunst zuwenden konnte. Es ging freilich aus der Gattung, die Schiller bisher cultivirt hatte, heraus, und näherte sich der reinen Dichtung. Schiller selbst wußte es mit den ästhetischen Abstraktionen, die sie sich aus der Ideendichtung gebildet hatten, nicht zu vereinen, er erklärte es für „zu individuell wahr." Auch Humboldten war es nicht allgemein genug, er war von Schiller's eigenster Art so ergriffen, daß ihm nur in diesem Bereich die Gewalt des Dichters entschieden dünkte. Und in Bezug auf dessen Lyrik liegt allerdings in dieser Meinung viele Wahrheit.

Eben so charakteristisch war der Widerspruch, in welchem sich sämmtliche kritische Freunde, denen Schiller seine neuesten größern Gedichte vorgelegt hatte, über sie vernehmen ließen, Göthe nämlich, Humboldt, Körner und Herder. Jeder hatte ein andres zum Liebling erkoren: Göthe die Ideale, Körner Natur und Schule (jetzt „der Genius" benannt), Humboldt die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten hier ungerechnet), und Herder den Tanz. Göthe's Vorliebe erklärte Humboldt ganz falsch. Wenn ihm selbst die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet waren, wie Natur und Schule zu scharf auf den Gedanken, so spricht er gerade damit aus, was Göthen bewog, jenes Gedicht allen gleichzeitigen Erzeugnissen Schiller's vorzuziehen. H. blieb dabei, der Macht des Gesanges den Vorzug zu geben; da walte der reine Dichtergeist vor, und es berühre gerade die Seite, auf die es ihm immer eigen sei, vorzüglich gerichtet zu sein, es berühre die innerste und unergründlichste Natur des Menschen, den unbegreiflichen Zusammenhang und Uebergang des Gedankens und der Empfindung, und bestimme durch seinen Schwung die Einbildungskraft auf eine dem Gegenstand des Gedichts ausschließend eigenthümliche Weise zu wirken.

Endlich schloß Schiller diesen Cyclus von Produktionen mit einem Gedicht, das mit Recht alle Stimmen, die wir oben aufgeführt haben, vereinigte und dem auch Humboldt vor allen den Preis zuerkannte — das ist die Elegie oder der Spaziergang. „Wohin man sich wendet," ruft H. aus (23. Okt.), „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den

reichsten Stoff, und überdies gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderte Strebsamkeit der Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedichte sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamirt, erscheint Alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. . . . Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. . . . Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Bei solchen Lobeserhebungen ließ es H. keineswegs bewenden, sondern er machte wirklich fast jedes einzelne Gedicht, und besonders die größeren, zu einem besondern Studium, prüfte alle Einzelheiten, dem Gedanken und der Form nach, und, weil ihm da das Wichtigste zu bemerken blieb, besonders Sprache, Rhythmus, Reim und Versbau. Im Spaziergang sowohl, als in den Idealen, im Tanz, in Natur und Schule, dem Reiche der Schatten ꝛc. ꝛc. machte er feingefühlte Ausstellungen, denen Schiller großentheils Folge gab, und trug dadurch nicht wenig bei, diese Dichtungen einer durchgehenden Classicität zu nähern. Verse und Zeilen wurden weggeworfen, hinzugedichtet, und der Dichter weiß es dem Freunde höchlich Dank, daß er ihm

besonders in Rücksicht des Sylbenmaßes das Gewissen schärft. Es ist hier nicht vergönnt, uns in diese interessanten Wechselreden beider Männer, so sehr es der Gegenstand werth wäre, zu vertiefen. Hier genügt das Zeugniß, das Schiller selbst dem Freunde giebt. „Denken Sie doch", schreibt er ihm, „in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren, oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür sollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen." Und kurz darnach schreibt er ihm von der Knebel'schen Uebersetzung einzelner Elegien des Properz: sie sei im Ganzen recht brav und im Einzelnen hoffe er noch Verbesserungen; denn er habe darauf aufmerksam gemacht. „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe." (Sch. an H., 17. Dez. 95).

Jetzt fühlte sich Schiller durch den Erfolg dieser Dichtungen und den Beifall seiner kunstsinnigen Freunde, namentlich Humboldt's, so ermuthigt daß er Größeres zu unternehmen dachte. Lange schon lagen ihm die dramatischen Plane der Maltheser und Wallenstein's im Sinne, jetzt zog ihn plötzlich die Idee einer romantischen Erzählung an und da zeigte sich recht die Ungewißheit und das Schwanken, in welchem er sich noch immer befand. Er war noch im Zweifel, ob er für dramatische oder epische Dichtkunst geboren sei, und schon daran, sich für letztere zu entscheiden, als ein befreundeter Genius ihn kräftig auf seine eigenste Bahn wies und diesen Zweifel verscheuchte. Nun wollte er auch darüber ganz ins Klare kommen, ob seine Dichtart wirklich, wie er selbst meinte, und wie der Freund versicherte, ihre eigne Berechtigung habe und neben der für ihn, wie er wohl fühlte, unerreichbaren Weise Göthe's und

der Griechen, stehen und gelten dürfe. Diese eben bezeichneten inneren Kämpfe riefen die Verhandlungen hervor, von denen wir jetzt zu handeln haben, die eine über Schiller's Dichterbestimmung, die andere über Schiller's Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung.

Um den Zweifel über seinen Dichterberuf los zu werden, wandte er sich an Humboldt. Einerseits zu den Malthesern hingezogen, die sich an seine jetzige lyrische Stimmung anknüpften und gerade ein einfaches, heroisches und erhabenes Süjet boten, wie er es liebte, wünschte er von der andern Seite sich in allen Fächern und Formen zu versuchen, die Erzählung hatte sich im Geiste schon gestaltet und es schien ihm fraglich, ob nicht in diesem Gebiet ein Kranz zu gewinnen sei, wie er ihm im Dramatischen noch nicht zu Theil geworden. „Denken Sie, lieber Freund," so schloß er diese Consultation H.'s, „denken Sie noch einmal recht streng über mich nach, und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft sein; die Frage ist also blos, ob episch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatisch?

Warum wandte er sich aber an Humboldt? Warum nicht lieber an Göthe, den erfahrenen Meister? Von diesem hätte er schwerlich ein Votum erwartçn können, das seiner Unsicherheit ein Ende gemacht hätte. Göthe hätte ihn an seinen Instinkt gewiesen und noch waren Beide einander nicht so nahe gerückt, daß Schiller ein ganz auf seine eigenste Dichternatur eingehendes Urtheil von ihm hätte hoffen können. Er erkor eben darum denjenigen zu seinem poetischen Gewissensrath, der seine Eigenheit am tiefsten würdigte und, weniger noch als selbst Körner,[3]) einen

3) Vergl. oben S. 315.

Uebergang aus dieser Eigenthümlichkeit in die allgemeine classische Bahn wünschte.

Humboldt fühlte alle Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder solchen Frage entgegen stehen, und bat daher den Freund, es ihm zu Gute zu halten, wenn er mehr einer gewissen Divinationsgabe, als einem sicheren Raisonnement folge. Am schwersten, erklärte er in diesem Schreiben vom 16. Okt. (1795), sei das auszusprechen, was Schillern als Dichter charakterisire, obgleich man es bei ihm genauer als bei irgend einem deutschen Dichter fühle. Man könne Göthe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letzteren Produktionen mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man habe das letzte auch mit Schiller's früheren Stücken gethan. Diese seien ihm zwar jetzt leider nicht gegenwärtig genug, er sei jedoch a priori von der Unrichtigkeit dieses Urtheils überzeugt. Vorzüglich klar aber sei ihm dessen Dichtercharakter, wenn er ihn gegen die Griechen halte. „Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern, man möchte auch darüber, wie man wolle, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht blos dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Litteratur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen, und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genies verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht.

Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter gar nicht blos das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterisch, also Künstlererfindung ist. . . Um es in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie blos empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet. . . Dies nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dies nicht dadurch an Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Consequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

„Nehme ich nun", fährt er fort, „die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie . . . als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren

Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genies. Das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, halte ich Sie geschaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyrische Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr, als eine epische, eigenthümlich ist. . . Auf der anderen Seite aber setzt das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht seine Wirkung auch großentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenschaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt. . . . Nur ist aber hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu sein scheinen? . . . Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Carlos sehr genau untersucht und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir

diese Erscheinung nach meiner Voraussetzung sehr wohl erklären. Wenn es richtig ist, daß Sie der Natur, gleichsam ehe sie vollkommen auf Sie einwirken kann, schon selbstthätig entgegen eilen, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigene Kraft schaffen, so muß dies da am meisten sichtbar sein, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur ist. . . Charaktere, die Göthen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen." Nicht in dieser, sondern in der heroischen Gattung werde Schiller's Stärke ganz sichtbar sein. Auf alle Fälle verdiene es erwogen zu werden, ob nicht die dramatische Poesie, noch mehr als jede andre, verlange, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur schöpfe. Wenigstens sei nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinsten Grade, so sichtbar. Doch rühre dies vielleicht auch aus einer nicht ganz rein ästhetischen Stimmung, aus einer geringern Empfänglichkeit für die Einwirkung der Kunstform her.

„Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. . . An sich braucht auch das eigentlich Epische (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen." Daß er an und für sich des Epischen mächtig sei, daran sei nicht zu zweifeln. Vorzüglich in seinen neuern Gedichten, von den „Göttern Griechenlands" an, sei eine Gattung gegeben, die er allein gestempelt habe, und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinige. Aber den höchsten Kranz werde doch die dramatische Poesie, und zwar in einfach heroischen Gattung, darreichen.

Dieses ganze Consilium ist ein Meisterstück. „Es stellt Schiller's wahre, tragische Größe ins Licht, und verschleiert seine Mängel so, daß sie doch kenntlich genug durchschimmern.“ 4)

Demnach gab Humboldt, besonders für den Moment, den Malthesern den Vorzug, auch vor dem Wallenstein, der allerdings an sich bei weitem größer und tragischer sei und auch gewiß in demjenigen Kreise liege, für den Schiller bestimmt sei. Auf alle Fälle müsse er aber im Dramatischen darauf rechnen dürfen, ein Werk ohne Unterbrechung zu vollenden.

Zur Zeit, da Schiller diesen „ihm in jeder Rücksicht interessanten“ Brief erhielt, war er schon in der Arbeit begriffen, sich selbst über die Frage: inwiefern er, bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter sein könne, und zwar noch besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheine? einen definitiven Aufschluß zu geben, und die Ergebnisse seines Nachdenkens in der berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung niederzulegen. Schiller war auf das Resultat gekommen, daß ein Produkt immer ärmer an Geist sei, je mehr es Natur sei, und er stellt nun die Frage, ob der moderne Dichter nicht besser thue, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten und sich auf diesem seinem eignen Gebiete vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm alle Bedingnisse ewig fehlen würden, sich von den Griechen übertreffen zu lassen? Diese Frage solle H., noch bevor er die Abhandlung empfange, beantworten, was dieser in seinem Briefe vom 6. Nov. that. In der Hauptsache ganz einig mit Schiller, will er nicht einmal einräumen, daß dieser so entfernt von den Griechen sei, und will selbst die eigentliche Sprachkenntniß so wenig

---

4) Schwab, a. a. O., S. 549—50.

als wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit denselben gelten lassen, daß er der Meinung ist, Schiller würde weniger fein und richtig über die Griechen denken, wenn er sie selbst griechisch zu lesen gewohnt sei. Das, wodurch er den Griechen so verwandt sei, sei der reine Dichtergeist, der in ihm nur etwas verstärkt sei, was er mit Schiller Geist nennen wolle, der ihn aber nicht hindere, zugleich ganz, nur nicht blos Natur zu sein. „Diesen Charakter", sagt er, „theilen Sie mit allen Modernen, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1) stärker, als irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert), und darum nähern Sie allein unter allen mir bekannten Dichtern sich den Griechen, ohne doch einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete herauszugehen." Nachdem er hierauf auf sehr feine Art den Geist der griechischen Dichtung entwickelt und gezeigt hat, wie die Phantasie der Griechen sich durchweg treuer unter der Einwirkung der sie umgebenden Natur hielt und dadurch jene so bewundernswerthe Klarheit, Ruhe und Würde empfing; wie ihr aber auch durch die ebendamit gegebene Befangenheit in den Grenzen einer gewissen Sinnenwahrheit eine Art Dürftigkeit und Ungeistigkeit eigen war, welche den gehaltvollsten Produkten der Neueren gegenüber fast wie Leerheit erscheine, — nachdem er dies vorausgeschickt, fährt er also über die Neueren fort: „In ihnen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen; die immer nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform zeigt sich auf eine hervorstechende Weise. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit unter einander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italienern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den ersteren eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren

eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervorstechend, und in Ansehung des letzteren ist Göthe, vorzüglich in seinen Theaterstücken, die weder den Griechen noch den Engländern nachgeahmt sind, in Egmont, Faust, Tasso vorzugsweise original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannigfaltigen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und nothwendiger als irgend eine andere gestimmt, und dadurch glaube ich den paradox scheinenden Satz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbstthätigkeit an sich tragen, das direkte Gegentheil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächsten sind, da aus Ihren Produktionen, nächst den griechischen, am meisten die Nothwendigkeit der Form spricht, nur daß Sie dieselbe aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußeren Natur nehmen. Daher denn auch die griechische Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich sieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich [aber auch immer zureichend?] zu den Sinnen spricht. Allein sich diesem Ihrem Ideale zu nähern, muß Ihnen ungleich schwerer werden." — Noch später spricht H. mit Bewunderung, von der Art, wie dieser ganz moderne Dichter sich den Geist griechischer Dichtung angeeignet habe und führt vor allem die „Kraniche des Ibycus" und „das Siegesfest" als Beleg an,[5]) ohne uns, namentlich bei

5) Vorerinn. zum Briefw. S. 18—21.

dem letztern, zu überreden, daß hier in der Behandlung von etwas Griechischem die Rede sein könne. Wir bewundern vielmehr die ganz selbstständige Aneignung griechischer Sagen- und Dichterwelt.

Gespräche mit Göthe brachten Schillern um diese Zeit ernstlich auf den Gedanken, selbst das Griechische zu treiben und er wünschte Humboldt's Rath, wie er es damit am besten anzufangen habe. Den gab dieser auch, bedauerte jedoch schon die Zeit, die darüber verloren gehen würde, und deutete auch dadurch an, wie geringe Frucht er für Schiller von einer Originallektüre erwartete, und wie wenig er ein direktes Einlenken desselben in die classische Bahn wünschte.

Indem er in solcher Weise Wahrheiten erfaßt, die den Kunstrichtern damaliger und späterer Zeit meist entgingen, dabei aber doch über die Forderungen zu sehr hinwegsieht, deren Erfüllung selbst dem genialsten Dichter zugemuthet werden muß, war er doch nicht so blind für diese Richtung eingenommen, daß er auch den theoretischen Folgerungen, die Schiller daraus ziehen wollte, in ganzer Ausdehnung beigestimmt hätte. Dieser sendete ihm die schon erwähnte Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung zum Theil noch im Manuskript zu; den Rest las H. in den Horen, und nun entspann sich abermals eine sehr wichtige Verhandlung. Für Humboldt [6] war diese Arbeit vom allerhöchsten Interesse, sie berührte die höchsten Punkte ihrer Kunstansicht, sie war von der entschiedensten praktischen Bedeutung, und es war hier von neuem zu bewundern, mit welch genialer Hand ihr Urheber, der jetzt auch in der Spekulation zur Praxis hinleitete, diese folgenreichen Forschungen bewältigte. H. erkannte sogleich, daß damit eine neue

---

6) Vergl. die Briefe an Schiller v. 14. u. 18. Dec. 95.

Epoche der ästhetischen Kritik begonnen habe, daß die hier entwickelten Ansichten eine Revision beinahe aller früheren Kunsturtheile nöthig mache. Den unbestimmten Meinungen habe Schiller eine Sprache geliehen; worüber sich jetzt kaum mit den Eingeweihtesten habe reden lassen, das könne und werde nun Gemeingut werden; ihm selbst habe er fast zu allen Zweifeln, in denen er zuweilen noch in seinem Urtheil über Dichter geschwankt, die Auflösung, und zu seinen Hauptturtheilen den bestimmten deutlich ausgesagten Grund gegeben. Das bewunderte er am meisten, daß Schiller die Verschiedenheit der Dichter so unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichterischen Genies, und diesen selbst geradezu aus dem Begriff der Menschheit ableitete. Einer solchen Tiefe und Consistenz könne sich kein bisheriges System der Aesthetik rühmen, ja es sei das größte Wort, was je über die Poesie gesagt worden, daß sie bestimmt sei, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Er stimme in alle Urtheile, die Schiller fälle, gänzlich mit ihm überein; einige seien in der That außerordentlich gelungen, vor allem die Beurtheilung Klopstock's und Göthe's. Voltairen habe auch er nie einen eigentlichen Geschmack abgewinnen können, und über Ardinghello habe er sich schon in Göttingen lebhaft mit Schlegel gestritten. Von den einzelnen Ideen dünkt ihm der von Schiller aufgestellte Unterschied zwischen musikalischer und plastischer Poesie besonders fruchtbar; er fühlte sich dadurch auch in seinen Betrachtungen über griechische Dichtung gefördert.

Nur Einen Einwurf erhob er, und mit diesem traf er zugleich den wesentlichsten Mangel der Theorie des Freundes, ja diese würde durch Beseitigung dieses Mißstandes erst ihre Vollendung und in Folge davon wahrscheinlich die allgemeinere Aufschrift: „über antike und moderne Dichtung“ bekommen haben. H. erinnert nämlich, daß nicht blos (wie

Schiller's Mittheilungen bezogen sich von nun an fast nur auf seine poetischen Vorhaben. Ein Hauptplan, mit dem er sich damals noch trug war eine Art Fortsetzung des „Reiches der Schatten": die Vermählung des Hercules mit der Hebe, die er als Idylle behandeln wollte. Diesen Plan, bei dem es dem Dichter mit Recht schwindeln konnte, kündigte er dem Freunde in Tegel als ein Höchstes an, das er, gleichsam als Abschluß der Ideendichtung, wagen wolle. Hier blieb es aber auch beim Plane. Die Xenien nahmen ihn bald ganz in Anspruch, und auch von diesem, dem ersten mit Göthe begonnenen Unternehmen, gab er (4. Jan. und 1. Febr. 1796) dem Freunde vertrauliche Kenntniß. Anfangs wollte er sogar, daß Dieser und Körner die vorhandene Epigrammenmasse sortiren und etwa ein Drittel für den Almanach auslesen sollten. Noch im Sommer[8]) hatte er die Absicht, H. die Xenien wenigstens im Manuskript zukommen zu lassen, ohne daß diesem daraus eine Spur werden sollte, wer der Verfasser jeder einzelnen sei. Aber auch daraus wurde nichts; eine nähere Mitwissenschaft hätte hier auch wirklich manches Unangenehme gehabt. — Während dieses halbpoetischen Zwischenspieles faßte Schiller schon ernsthaft den Entschluß, auf die Bahn zurückzukehren, auf welcher er schon in früher Jugend so viel geleistet und die ihm Humboldt so dringend empfohlen hatte — zur Tragödie. Nur im Gegenstande ging er von H.'s Votum ab, denn er wählte nicht die Maltheser, sondern Wallenstein, und legte schon, nicht nur durch diese Wahl, sondern zugleich durch ganz entschiedene Erklärungen gegen seinen bisherigen Rathgeber, an den Tag, daß er es jetzt auf eine viel realistischere Behandlung, viel feinere Charakterdarstellung und einen entschiedeneren Wettkampf mit Göthe ab-

8) Schiller's und Göthe's Briefw. II. 68 (27 Juni).

gesehn habe, als H. nur irgend erwartet haben mochte. Wie sehr war Schiller unter diesen Verhandlungen fortgeschritten! Der Brief vom 21. März gehört zu dem Besten, was er jemals über sich selbst gesagt hat. Bis zu H.'s Rückkehr nach Jena hofft er mit dem Plane ziemlich zu Stande zu sein, womit die interessanteste Unterhaltung schon im Voraus verkündet war.

Mit Göthe war auch schon ein Briefwechsel im Gange. „Göthe," sagt Humboldt im Dec. 1795 zu Schiller, „leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen." — Schiller hatte, gleich im ersten Briefe nach H.'s Abgang von Jena, diesem den Plan des Faust exponirt, wie ihm Göthe denselben mitgetheilt. Auf diesen Brief, den wir schmerzlich vermissen, erwiedert Humboldt: „Für die ausführliche Nachricht von Göthe's Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer; Schade nur, daß er eben darum wohl nur Plan bleiben wird." Wir wären begierig zu wissen, wie er (1833) die dennoch bewirkte Ausführung angesehen haben mag? — Von Göthe's Dichtungen dieser Zeit gewährten ihm, nächst dem Meister, besonders die Beiträge zum Schiller'schen Musenalmanach, zwar nicht gleichen, der „Besuch" und die „Meeresstille" aber, so wie die Venetianischen Epigramme um so größeren Genuß. Die letztern las er mit wiederholter Freude. „Sie zeichnen den Göthe'schen Charakter sehr in seinen wesentlichsten und gefälligsten Zügen." Das Mährchen (am Schlusse der Unterhaltungen der Ausgewanderten) hielt er für ganz vorzüglich, und es ärgerte ihn, daß die Leute für ein leichtes schönes Spiel der Phantasie so wenig Sinn haben. „Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich

von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt, und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme.“ (H. an Sch., 20. Nov. 95). — Ganz außerordentlich befriedigte ihn die Idylle: Alexis und Dora. Göthe theilte das Belobungsschreiben, das er von H. erhalten hatte, auch Schillern mit, und fügte bei (1. Juli. 96): „Sowohl das viele Gute, was er sagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich auf dem schmalen Wege, auf dem ich wandle, desto vorsichtiger zu sein.“ Schiller fand, daß H. sehr viel Wahres über das Gedicht gesagt habe. Einiges schien er ihm jedoch nicht so empfunden zu haben, wie er selbst es empfand. So sei die treffliche Stelle: „Ewig sagte sie leise“ — nicht sowohl ihres Ernstes wegen schön, der sich von selbst verstehe, sondern weil das Geheimniß des Herzens in diesem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit seinem unendlichen Gefolge, herausstürzt. Ganz richtig. „Die Kleinigkeiten, die er tadelt,“ sagt Schiller noch, „verlieren sich in dem schönen Genuß des Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen sein, und seine Gründe sind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich viel Schleppendes, und so ist es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegensatz mit dem für einander und an einander ist freilich etwas spielend, wenn man es strenge nehmen will; und strenge nimmt man es gern mit Ihnen.“ Da das Gedicht noch ungedruckt war, konnte Göthe noch vor der ersten Publikation desselben das Anstößige entfernen; den etwas spielenden Gegensatz hat er doch stehen lassen, ich glaube, mit Recht.

In H.'s eignen Vorhaben und Unternehmungen dieser Zeit machen sich, wie wir schon angedeutet, mehr Plane und Vorarbeiten bemerklich, als wirkliche Ausführungen. Lebte er doch manche Zeit beinah nur für Schiller! Doch auch die Vorsätze sind interessant genug, und wir berühren sie flüchtig. Schon von Jena nahm er den Plan mit, Vossens Louise zum Gegenstand von Betrachtungen zu machen. Vermuthlich sollte es ein kleiner Horenaufsatz werden. Schiller fürchtete fast, sie würden bei dieser Materie, die er im Aufsatz über naive Dichtung auch berührte, einander ins Gehege kommen. H. erklärte aber, er werde sich gern auf das Gebiet der Idylle beschränken und dachte darauf, die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen, wobei er Gelegenheit hätte, seine „Grille" von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutschen ins Licht zu setzen. Es wurde aber so wenig daraus, als aus der Beurtheilung des Reinecke Fuchs von Göthe, wozu ihn Schiller anreizte, damit etwas Ordentliches über dieses Werk in der Allg. Litteraturzeitung gesagt würde. Schiller wollte sie, da sie in ihren kritischen Grundsätzen so sehr harmonirten, als die seinigen in die Litteraturzeitung geben. Aber am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn ein Horenaufsatz daraus entstanden wäre. H. theilte dem Freund (2. Febr. 1796) sogleich sehr treffende Ansichten über den Fuchs mit, kam aber doch nicht zur Ausarbeitung. Allem, was ihm schon längst über die epische Dichtung auf dem Herzen lag, wurde erst Luft, als Göthe's Hermann geboren war. Ein andermal drückte Schiller den Wunsch aus, H. möchte etwas zur Erklärung des Reiches der Schatten,[1]) etwa in einem Aufsatz für Gentz's Monatschrift ins Publikum schicken. Er machte den Vorschlag ganz unmaßgeblich, doch

1) Es bedurfte also doch der Erklärung, selbst für die bessere Leserclasse!

von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt, und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme." (H. an Sch., 20. Nov. 95). — Ganz außerordentlich befriedigte ihn die Idylle: Alexis und Dora. Göthe theilte das Belobungsschreiben, das er von H. erhalten hatte, auch Schillern mit, und fügte bei (1. Juli. 96): „Sowohl das viele Gute, was er sagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich auf dem schmalen Wege, auf dem ich wandle, desto vorsichtiger zu sein." Schiller fand, daß H. sehr viel Wahres über das Gedicht gesagt habe. Einiges schien er ihm jedoch nicht so empfunden zu haben, wie er selbst es empfand. So sei die treffliche Stelle: „Ewig sagte sie leise" — nicht sowohl ihres Ernstes wegen schön, der sich von selbst verstehe, sondern weil das Geheimniß des Herzens in diesem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit seinem unendlichen Gefolge, herausstürzt. Ganz richtig. „Die Kleinigkeiten, die er tadelt," sagt Schiller noch, „verlieren sich in dem schönen Genuß des Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen sein, und seine Gründe sind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich viel Schleppendes, und so ist es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegensatz mit dem für einander und an einander ist freilich etwas spielend, wenn man es strenge nehmen will; und strenge nimmt man es gern mit Ihnen." Da das Gedicht noch ungedruckt war, konnte Göthe noch vor der ersten Publikation desselben das Anstößige entfernen; den etwas spielenden Gegensatz hat er doch stehen lassen, ich glaube, mit Recht.

In H.'s eignen Vorhaben und Unternehmungen dieser Zeit machen sich, wie wir schon angedeutet, mehr Plane und Vorarbeiten bemerklich, als wirkliche Ausführungen. Lebte er doch manche Zeit beinah nur für Schiller! Doch auch die Vorsätze sind interessant genug, und wir berühren sie flüchtig. Schon von Jena nahm er den Plan mit, Vossens Louise zum Gegenstand von Betrachtungen zu machen. Vermuthlich sollte es ein kleiner Horenaufsatz werden. Schiller fürchtete fast, sie würden bei dieser Materie, die er im Aufsatz über naive Dichtung auch berührte, einander ins Gehege kommen. H. erklärte aber, er werde sich gern auf das Gebiet der Idylle beschränken und dachte darauf, die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehen, wobei er Gelegenheit hätte, seine „Grille" von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutschen ins Licht zu setzen. Es wurde aber so wenig daraus, als aus der Beurtheilung des Reinecke Fuchs von Göthe, wozu ihn Schiller anreizte, damit etwas Ordentliches über dieses Werk in der Allg. Litteraturzeitung gesagt würde. Schiller wollte sie, da sie in ihren kritischen Grundsätzen so sehr harmonirten, als die seinigen in die Litteraturzeitung geben. Aber am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn ein Horenaufsatz daraus entstanden wäre. H. theilte dem Freund (2. Febr. 1796) sogleich sehr treffende Ansichten über den Fuchs mit, kam aber doch nicht zur Ausarbeitung. Allem, was ihm schon längst über die epische Dichtung auf dem Herzen lag, wurde erst Luft, als Göthe's Hermann geboren war. Ein andermal drückte Schiller den Wunsch aus, H. möchte etwas zur Erklärung des Reiches der Schatten,[1]) etwa in einem Aufsatz für Gentz's Monatschrift ins Publikum schicken. Er machte den Vorschlag ganz unmaßgeblich, doch

1) Es bedurfte also doch der Erklärung, selbst für die bessere Leserclasse!

H., obschon nicht abgeneigt, fand es sonderbar als Commentator Schiller's auftreten zu sollen. So unterblieb es zuletzt.

Ernstlicher wurden die Pläne und Arbeiten gehegt, die auf das Alterthum Bezug hatten. Zwar, was er aus Aristophanes übersetzte, blieb nur Bruchstück, so wie sich auch später Schiller noch an einem allerliebsten „Fragment" ergötzt, das H. dagelassen hatte und das auch Göthen mitgetheilt wurde.[2]) Seit dem Spätjahr 1796 aber trug H. sich mit der Idee, in einem besondern Aufsatze ein Bild des griechischen Dichtergeistes mit wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Er hatte, wie er selbst sagt (Br. an Sch. 6. Nov. 1795) damals fast sämmtliche griechische Dichter mehr als Einmal und mit großer Sorgfalt gelesen. Das Thema war eigentlich eine Charakteristik des griechischen Geistes überhaupt, traf also beinahe mit dem Haupttheile des Werkes zusammen, das er sich vor Jahren zu liefern vorgesetzt hatte.[3]) Um aber nicht gleich etwas zu Großes zu beginnen, wollte er zunächst nur den dichterischen Geist der Griechen vornehmen und damit es nicht werde wie mit dem Horenaufsatz, der auch, statt eine Reihe projektirter Aufsätze anzufangen, sie hätte beschließen sollen, wollte er diesmal zuerst an den beschreibenden Theil gehen und die Resultate nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zusammenziehen. Und ob zwar eigentlich die epische Poesie vorangehen sollte, beschloß er doch, weil vom Homer gerade jetzt so viel gesprochen sei, mit der lyrischen anzufangen. Da habe er auch das meiste vorgearbeitet. Dieser Theil solle wieder in drei Hauptmassen zerfallen, und Pindar die Grundlage

2) Briefw. zw. Sch. u. G., III. 52—53. 60.
3) Siehe oben S. 229.

bilden. Auch auf die römischen und neuern Hauptdichter werde in Contrast und Aehnlichkeit Rücksicht genommen werden. Die Hauptschwierigkeit bleibe immer die philosophische Theorie der Dichtwerke, die weder in den Köpfen der Leser, noch in Büchern bestimmt vorhanden sei, die man zum Theil erst auffinden und dann auf ungezwungene und präcise Weise der Arbeit einflechten müsse. In diesem Theile sei ihm aber durch Schiller schon unglaublich vorgearbeitet. Schiller nahm diesen H.'schen Vorsatz mit großer Freude auf, auch der Horen wegen, und trieb, indem er sofort einzelne Vorschläge und Winke beifügte, lebhaft zur Ausführung an. Schwerlich aber dürfte mehr als eine Schilderung Pindars ausgearbeitet worden sein. Zum Druck gelangte nichts davon; wir müssen die einzelnen herrlichen Schilderungen, die sich in seinen Schriften zerstreut finden, als einigen Ersatz betrachten, der freilich nach dem Ganzen nur desto lüsterner macht.

Nicht sowohl den Plan einer eignen Arbeit, als vielmehr den Stoff zu einer ganzen Reihe Aufsätze Mehrerer entwickelte H. in seinem merkwürdigen Schreiben an Schiller vom 2. Febr. 1796. Es schien ihm jetzt, gegen das Ende eines Jahrhunderts, an der Zeit, Rechnung über die Fortschritte zu halten, die der menschliche Geist und Charakter gemacht hatte, und die er erst noch machen müsse. In diesem Sinne breitet er, nur so gelegentlich, gleich die Grundgedanken einer Philosophie der Geschichte aus, indem er von dem Satz anhebt, daß aus der ganzen Geschichte der Menschheit sich ein Bild des menschlichen Geistes und Charakters ziehen lasse, zu welchem alle Jahrhunderte und Nationen mitgewirkt haben. Dieses Bild sei eigentlich das Höchste, was den Menschen, als denkendes und freihandelndes Wesen, interessire, das letzte Resultat all unsers Denkens und Thuns, und für den Menschen, der blos seiner Bildung lebe, der eigentliche Zweck aller Thätigkeit. All sein Streben müsse

darauf gerichtet sein, dieses Gesammtbild mit der Wirklichkeit zu vergleichen und daraus praktische Vorschriften und Maximen zu ziehen. Wolle man in solcher Weise auf das letzte Jahrhundert zurückblicken, so würde man nach allen Richtungen hin den reichsten Stoff zur Untersuchung finden. Der baarste Gewinn lasse sich diesmal im Reiche der Wissenschaften aufzählen. Im Gebiete der Kunst und der Sitten müsse man mehr die einzelnen Künstler und Menschen aufführen, die durch die That den bisherigen Begriff erweitert hätten, z. B. nachweisen, von welchen neuen Seiten Schiller die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem anderen Gebiete Göthe sei u. s. w.

Am Schlusse dieses herrlichen Briefes zieht er noch eine der Ideen hervor, die er sich selbst aus dem Gesammtbild der Menschheit schon lange entnommen hatte, einen Gedanken von weitaussehender Entwickelung und Anwendung, der uns so recht in die Mitte des Humboldt'schen Ideenlebens versetzt „Es gibt," sagt er, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in blos ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade dies zeichnet auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, blos Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im Privat- und politischen Leben alles darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern, und die des Genusses und der freien

Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, leugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten, und nur nach ihnen kann sich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft."

Dem Druck übergab er während dieser Zeit: 1) die Uebersetzung von Pindars vierter Pythischer Ode, nebst Einleitung und Anmerkungen.[1]) Er hatte sie schon in Auleben gemacht,[2]) und überließ sie, da er nicht mehr daran dachte, den Pindar ganz zu übersetzen, Gentz, auf dessen Andringen, für die Neue deutsche Monatsschrift, Nov. 1795.[3])

2) Eine Beurtheilung des Schillers Musenalmanachs für 1796. Sie steht in der Allgemeinen Litteraturzeitung vom 31. Mai 1796. Es war billig, daß er, der so viel für das Gedeihn dieses Almanachs gethan hatte, nun auch als Recensent desselben auftrat. Welch' herrliche Zeit, die damalige, wo Schiller einen Almanach herausgab, Göthe das Beste beisteuerte, was er bieten konnte, und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich recensirte! Die Kunde, daß Letzerer der Verfasser dieser Beurtheilung war — es ist nämlich der einzige Schiller'sche Musenalmanach, der in A. L. Z. besprochen wurde! — beruht allerdings nur auf einem beiläufigen Zeugniß A. v. Chamisso's.[4]) Allein es bedarf wohl auch einer weiteren Beglaubigung nicht, da der Inhalt der Recension kenntlich genug für Humboldt's Autorschaft spricht. Die darin enthaltenen Ur-

1) Am Schluß machte er auf eine Darstellung der Pindarischen Sylbenmaße Hoffnung. Hermann und Böckh kamen ihm in dieser Arbeit zuvor.

2) S. oben S. 242—43.

3) Jetzt in den ges. Werken, II. 297—328.

4) S. Varnhagen's Denkw. IV. 273.

theile stimmen nämlich fast durchgängig und einige Mal beinahe wörtlich mit den Aeußerungen überein, die er schon in den Briefen an Schiller abgegeben hatte. Nur gestehe ich gern, daß mir die brieflichen Urtheile lieber sind, sie sind keck und frei, die muthigen Kinder augenblicklicher Eingebung; in der Recension ist er zu rücksichtsvoll, selbst gegen die kleinen Geister, und es scheint sogar, als wenn er noch eine gewisse Scheu gehabt, das öffentlich zu besprechen, was er kurz zuvor im Verkehr mit den großen Dichtern mündlich oder schriftlich berührt hatte. Unter den Beiträgen Schiller's rühmt er natürlich die „Macht des Gesangs“ am meisten, unter den Göthe'schen gibt er dem „Besuch“ den Vorzug, der „von der feinen Empfindungsweise des Dichters den reinsten Abdruck angenommen habe.“ Zuletzt bespricht er das „Köstlichste der ganzen Sammlung,“ Göthe's feine Gedankenspiele, die „Epigramme aus Venedig.“ „Jeder schöne Reflex, den irgend ein lichter Strahl auf der hellen Spiegelfläche des Dichters erzeugt, ist hier durch Zauberei in das angenehmste Farbenspiel verwandelt, woran sich das Auge des Kenners nicht genug ersättigen kann.“ Nachdem er eine Anzahl der schönsten Stücke herausgegeben, einige auch als minder gelungen bezeichnet hat, spricht er noch besonders von der rhythmischen Schönheit dieser kleinen Gedichte, „welche unsrer Sprache griechischen Wohllaut geben müßten, was auch der Verfasser in seinem 29. und 76. Epigramm mit Recht von ihrer Sprödigkeit sage.“

Da Humboldt diese Gegenden bald auf längere Zeit zu verlassen gedachte, machte er im Sommer (1796) noch einen kurzen Ausflug in das nördlichere Deutschland. Schiller war darüber verwundert. „Humboldt“, schreibt er 8. Aug. an Göthe, „hat eine große Reise nach dem nördlichen

Deutschland bis auf die Insel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck besuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht begreifen, was ihm auf einmal ankam, sich dorthin in Bewegung zu setzen." — Das Interesse, welches ihn dahin zog, liegt so fern nicht.[1]) In Hamburg wohnte Klopstock, in Eutin Voß — also diejenigen, welche, von ihren sonstigen Verdiensten abgesehen, grammatische und metrische Studien unter uns begründeten, und von denen der Letztere die höhere Uebersetzungskunst ins Leben gerufen hatte.

Ueber den Erfolg der Reise schrieb H. ausführlich an Wolf (20. Sept.).[2]) Er war mit seiner Frau fünf Tage in Eutin gewesen und den ganzen Tag bei Voß. „Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm schienen wir zu gefallen." Voß litt nur sehr am Ohrensausen, was die Unterhaltung ein wenig störte. Ihre Gespräche berührten vor allem die Uebersetzungskunst, namentlich das Kapitel über Sprachneuerungen,[3]) außerdem aber die Wolf'sche Hypothese über Homer.[4]) „Ich habe", sagt H. in obigem Schreiben, „mit ihm über die interiora seiner Eigenthümlichkeiten äußerst frei, und ohne allen Rückhalt gesprochen, ob ich gleich, wie Sie wissen, gar kein eigentlicher Anhänger seiner sogenannten (denn er widerspricht dem Ausdruck) Sprachneuerungen bin. Ich bin über nichts fast eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur gesucht, mich ganz und gar in seinen Gesichtspunkt zu versetzen, und dies ist mir, glaube ich, in hohem Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verstehen, und dies ist nicht leicht. Wenigstens ists nicht leicht, bis es einem ge-

1) Siehe S. 246—47.
2) Siehe den Brief bei Varnhagen, Denkw. IV. 310 ff.
3) Vergl. oben S. 250.
4) Siehe oben S. 235.

lingt, in den Mittelpunkt seiner Ansichten einzudringen. Denn es ist eine überaus merkwürdige Einheit in seinem Wesen, seinen Gedanken und seinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich sehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter und, ich möchte sagen, poetischer gefunden, als ich mir vorgestellt hatte. . . . Den vorzüglichsten und vortheilhaftesten Eindruck hat auf uns Voß' Charakter und häusliches Leben gemacht. Er ist im genauesten Verstande des Wortes brav und edel, und in sehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig."

Auch Klopstock war damals höchst angelegentlich mit Wolf's Prolegomenen beschäftigt. Schade, daß H. nichts Weiteres über dessen Persönlichkeit und diesen Besuch beifügt. Daß die grammatischen Studien der Hauptgegenstand der Unterhalung waren, deutet Klopstock selbst in einem demnächst zu erwähnenden Briefe an.

Humboldt's Besuch hatte diesen nordischen Geistern große Freude verursacht. Bei Voß war er zugleich mit Spalding, dem Berliner Philologen, eingetroffen: „Spalding", so schreibt Voß 2. Okt. (96) an F. A. Wolf, „war unter den zahlreichen Besuchern, die mich diesen Sommer bald erfreuten, bald beschwerten, mit dem trefflichen Humboldt und seiner geistreichen bescheidnen Frau, mit einer der köstlichsten. So wahrhaft! so theilnehmend! so voll Liebe für einen Gegenstand, den er einmal auswählte." [5])

Schon im J. 1794 waren Klopstock's „grammatische Gespräche" erschienen, im J. 1797 erschien unter dem Titel: „Fragmente" eine Fortsetzung derselben. Wie willkommen mochte ihm in dieser Zeit ein Mann wie H. erscheinen! Welche interessante Unterhaltungen konnten sie über den Genius der griechischen und deutschen Sprache führen! Den 9. Mai

---

5) Briefe von Joh. H. Voß. Her. v. Abr. Voß. B. 2. Halberstadt, 1830. S. 234—35.

des folgenden Jahres (97) fügte Klopstock, der bekanntlich wenig correspondirte, einem Schreiben an Böttiger in Weimar, der damals den Mittelsmann zwischen ihm und Wieland machte, zugleich einen Gruß an Humboldt bei. „Ich habe", schrieb er, „den ältern Humboldt zu meinem nicht kleinen Vergnügen kennen gelernt. Sie sind nahe Nachbarn, und so sehen Sie sich wohl.[6]) Ich bitte Sie, ihm die überschickten Zusätze zu den grammatischen Gesprächen zu schicken. Fragen Sie ihn, den scharfen Forscher, in jeder Sprache zugleich, ob er etwas in der griechischen Sprache kenne, welches dem zu vergleichen sei: daß unsere Sprache durch das Wörtchen aus und seine Stellung sagen kann, daß der Hund und der Hahn mitlachen?" Ganz Klopstock! H. mag wohl erwiedert haben, daß die griechische Sprache Ausdrücke habe, die unserem „Auskrähen" und „Ausbellen" ganz analog seien.[7])

Göthe war sehr begierig zu erfahren, was für Nachrichten von dieser Reise eingehen würden, und vielleicht zu hören, wie Graf Stolberg, der kürzlich das bekannte Auto da Fe mit Wilhelm Meister vorgenommen hatte, sich mündlich geäußert haben möge. H. sparte aber seine Novitäten für die mündliche Unterhaltung auf, so daß Schiller (23ten Okt.) nur so viel melden kann: „Stolbergen, schreibt H., habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen gewesen sei, und von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen."

---

6) Zwischen Humboldt und Böttiger fanden gewiß nur sehr äußerliche Berührungen statt. „Böttiger", sagt H. einmal in einem Briefe an Wolf, „hat kürzlich eine Abhandlung bei Göthe gelesen, die ein wahres Böttigerisches Meisterstück sein soll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomenen, voller Blumen und Schnörkel."

7) Mitgetheilt in K. A. Böttiger's Aufsatz: Klopstock und Wieland. Bruchstück aus Wieland's Denkwürdigkeiten vom J. 1797 — im deutschen Museum von Fr. Schlegel, B. 4, 1813, Juli.

Der Gesundheitszustand von Humboldt's Mutter mochte sich inzwischen etwas verbessert haben, wenn er auch keine Dauer versprach. H. entschloß sich, nun wieder nach Jena zu gehen und meldete den Freunden, die ihn längst erwarteten, daß er Anfang November daselbst eintreffen wolle. „Auf Humboldt's Ankunft", schrieb Göthe (19. Okt.) an Schiller, „freue ich mich recht sehr. Sobald er da ist, besuche ich Sie wohl einmal, wenn es auch nur ein Tag ist." Und sendet für ihn, wie zum Empfang, indeß den eben erschienenen letzten Theil des Wilhelm Meister. Worauf Schiller erwiedert: er freue sich auch darauf, wieder eine Weile mit Humboldt zu leben. (23. Okt.)

Ehe H. von Berlin abreiste, war schon der Xenien-Almanach daselbst verbreitet worden. „Humboldt" — schreibt Schiller in demselben Briefe an Göthe — „ist von unserm Almanach nicht wenig überrascht worden und hat recht darin geschwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen. Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. In Berlin, schreibt er, sei zwar großes Reißen darnach, aber doch habe er nichts, weder Interessantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Menschen kämen entweder mit moralischen Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachen alles ohne Unterschied wie eine litterarische Hatze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Ihnen und die Musen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geschlechter, der Besuch, und vor den Tabulis votivis hat er, wie auch Gentz, einen großen Respekt; aber eine Auseinandersetzung unsers beiderseitigen Eigenthumes an diesen gemeinschaftlichen Produktionen findet er sehr schwer."

Frau v. Humboldt, mit den Kindern, langte etwas

früher in Jena an. Er selbst blieb noch einige Tage bei **Wolf** in Halle, und wäre beinahe mit **Reichardt**, dem in den Xenien so schrecklich Gegeißelten, in Jena eingetroffen, wenn er sich ihm nicht mit List entzogen hätte. Göthe, der besten Humors war, erwiedert auf alle diese Nachrichten: „Es ist lustig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle aussieht."

Den 1. Nov. traf H. in Jena ein. Schiller meldet es sogleich dem Genossen in Weimar. „Er freut sich gar sehr auf Sie. Er ist wohl und heiter, seine Frau aber, die schwanger ist, befindet sich nicht zum besten." Nun konnte H. ausführlicher von dem gewaltigen Aufsehen, das die Xenien in Berlin wie in Halle hervorgebracht hatten, erzählen, Urtheile und Vermuthungen Einzelner berichten, und somit einen unendlichen Stoff der Ergötzung und Unterhaltung liefern; dagegen ihm die Freunde manche Einzelheit aufhellen mochten, die auch der Eingeweihte so leicht nicht errathen konnte.

Von dem Erscheinen der Xenien datirt ein neuer Census in unsrer Litteratur. Es war gleichsam der Schutt hinweggeräumt, der die gediegensten Standbilder den Augen der größeren Masse entzogen hatte. Schiller und Göthe hatten ein weithin dröhnendes Signal ihrer Verbindung gegeben; die schwachen und platten und obskuren Geister spritzten noch einmal, plump oder giftig, ihren Unmuth von sich, aber ihre Herrlichkeit ging zu Ende. Allerdings war dabei manches gar zu verletzende Wort gefallen und mancher Edle auch hatte einen Schlag bekommen. Auch die Duumvirn bekamen manches Bittre zu hören, so daß sie im ersten Tumult sich jedes achtungswerthen Beifalls doppelt erfreuen mußten. Beide Humboldt, Wolf, Körner, selbst einige der ältern Generation, wie Biester, Klein 2c. erklärten sich beifällig;

dem romantischen Nachwuchs war es ohnehin ein erwünschter Vorgang. Dieser Umschwung war insonders Göthen erfreulich; um diese Zeit war es, wo er Schillern schrieb, wie erquicklich ihm in seiner jetzigen Lage das innige Verhältniß zu Körner und Humboldt sei (12. Nov.).[1] Er habe zwar keine Hoffnung, in der ersten Zeit von Weimar abzukommen. Und doch komme er vielleicht einen Tag, um Humboldts zu begrüßen, und manches zu besprechen.

Göthe trug nämlich noch etwas Andres am Herzen, was er Humboldt mittheilen wollte und wofür er dessen Theilnahme absonderlich wünschte. Er hatte auf dem Gipfelpunkt seiner Künstlerreise, gleich nach Beendigung des Meister, zur Ueberraschung der Freunde, wieder ein neues Werk begonnen — das epische Gedicht Hermann und Dorothea. Drei Tage nach obiger Begrüßung des Ankömmlings schreibt er an Schiller: „Die drei ersten Gesänge meines epischen Gedichts sind fleißig durchgearbeitet und abermals abgeschrieben. Ich freue mich darauf, sie Humboldts gelegentlich vorzulesen.“

Vom Nov. 1796 bis Ende April des nächstfolgenden Jahres dauerte Humboldt's zweiter Aufenthalt zu Jena. In der beschriebenen Weise ging das Leben fort. Schiller's Schwägerin, die eine Reihe Jahre in Schwaben verbracht hatte, kam endlich auch wieder in die Nähe der Freunde. Sie heirathete Schiller's Jugendfreund, W. v. Wolzogen, der jetzt als Kammerherr in Dienste des Herzogs von Weimar trat. Im Humboldt'schen Hause fand sich bald noch ein Dritter ein, der brandenburgische Edelmann Wilhelm von Burgsdorf (bekannt als Freund und Gönner Tieck's). Er war auch Humboldts sehr befreundet, und jetzt eine längere Zeit ein Mitgenosse ihres dortigen Lebens. Er hat

---

1) Siehe S. 342.

einer Freundin (Rahel) in Berlin von diesem Zusammenleben umständlich Kunde gegeben. Diese Briefe [1]) sind auch für uns von Interesse. Schon im November war er in Jena eingetroffen. Wir übergehen, was er, als eifriger Verehrer der Frau v. Humboldt, von deren Liebenswürdigkeit sagt, und entheben nur Folgendes.

„Ich logire hier im Hause," schreibt er, „ein paar Schritt von der Stube, wo alles vorgeht, und werde sehr hübsch gehalten. Sehr schönes silbernes Waschgeschirr, seidne Bettdecken, so geht es mir." Dann beschreibt er das Zusammenleben mit Schiller, eine Schilderung, die wir schon (S. 358) gelesen haben. „Nach dem Schiller wird noch einen Augenblick Possen getrieben und dann zu Bett gegangen. Den Vormittag ist man meist allein, und jeder treibt das Seinige. Guter Kaffee und Thee macht hübsche Zeitabschnitte im Nachmittage. Zum Thee kömmt meist die Schiller mit ihrem sehr hübschen Jungen." Und am Abend sind sie wie immer bei Schillern.

„So ging das Leben schon ganz ordinair seinen Gang mit mir; — man ging nicht leicht zu Bett, ohne nicht noch vorher einmal für die Erhaltung der theuern Mutter in Berlin gebetet zu haben — als plötzlich gestern (20. Nov.) die Stafette die Nachricht ihres Todes brachte. Die Stafette ging sogleich weiter an Alexander Humboldt [nach Bayreuth]; auf den kommt es an, ob Humboldt jetzt gleich nach Berlin kömmt oder nicht. — Sonst blieb alles in seinem Gleise, wir waren gestern Abend gleich darauf bei Schiller. Morgen reist die Frau von Wolzogen ab [auf kürzere Zeit], und wir begleiten sie bis Erfurt und bleiben da einige Tage. Die kleine Reise wird allerliebst sein. Göthe sehe ich wahrscheinlich noch

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 113—18.

nicht diesmal. In Erfurt aber alle Figuren, unter denen das Mädchen bis zur Frau aufgewachsen ist, Papa, französische Mademoiselle, die Stuben, alles. Ich freue mich sehr darauf, den Coadjutor zu sehen. Ende der Woche sind wir wieder zurück."

Die Reise nach Berlin wurde jetzt nicht angetreten, der Ausflug nach Erfurt aber ging wirklich vor sich. Schon auf dem Hinweg sprach H. bei Göthe ein; und zur Zusammenkunft auf der Rückreise lud Göthe auch Schiller und dessen Frau ein. Dieser aber, über Wallenstein brütend, konnte nicht kommen. Am 30. Nov. berichtet ihm Göthe: mit Humboldts habe er gestern einen sehr vergnügten Tag zugebracht, dabei auch bis gegen Mittag die Hoffnung unterhalten, ihn bei sich zu sehen.[2]) Die Schlußdebatten über Wilhelm Meister waren eben der Gegenstand regster Unterhaltung.[3]) Ende November waren Humboldts von dieser kleinen Reise zurück.

In der nächsten Zeit gewährten dem Weimar-Jenaischen Kreise zwei ausländische Geisteswerke, die eben ans Licht getreten waren, spezielles Interesse: Diderot's, für den Dichter und Kunstforscher überhaupt so gehaltreiche, „Versuche über die Malerei" und die Schrift der Frau v. Staël „über den Einfluß der Leidenschaften", welche letztere Göthe im Auszug für die Horen übersetzen wollte. Er bat dieserhalb Schiller und Humboldt, das Werk mit dem Bleistift in der Hand zu lesen und anzustreichen. Seine Auswahl erhalte dadurch eine schnellere Bestimmung.[4])

Im Januar 1797 ward Frau v. Humboldt von einem zweiten Sohne entbunden, der den Namen Theodor erhielt.

---

2) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 267, 269, 270, 275.
3) Siehe oben S. 371—73.
4) Briefw. zw. Sch. u. G., II. 282—3.

Die Wöchnerin war sehr leidend. Gleich zu Anfang des Jahres langte endlich Alexander v. H. bei den Seinigen an und blieb bis zum Frühjahr bei ihnen. Er war schon ganz erfüllt von den Plänen zur großen westindischen Reise. Zu diesem Zweck vervollständigte er, während des Jenaer Aufenthalts, seine Kenntniß in praktischer Anatomie, hörte (mit dem Bruder) ein eignes Privatissimum bei Loder und arbeitete täglich 6—7 Stunden auf dem anatomischen Theater. Außerdem war er immer mit galvanischen Versuchen beschäftigt, und vollendete hier ein Werk über den Muskelreiz. Freiesleben, der ihn damals besuchte, und dem wir obige Nachrichten verdanken,[5]) erinnert sich eines sehr lehrreichen Abends, wo beide Brüder Humboldt und Göthe sich unter anderm über zoologische Präparate mit großem Interesse unterhielten.

Schon Mitte Februar besuchte Göthe den Freundeskreis in Jena, Ende des Monats kam er wieder dahin und blieb diesmal bis Anfang April. Hier beendigte er sein episches Gedicht. W. v. Burgsdorf, der im April abermals nach Jena kam, schrieb an Rahel:[6]) Göthe sah ich hier noch als ich ankam, und hörte ihn aus seinem göttlichen Gedicht „Hermann und Dorothea" lesen.

Humboldt begleitete Göthe zurück und verweilte mehrere Tage bei ihm. „Wir haben", schreibt Letzterer (8. April) an Schiller, „über die letzten Gesänge [des Hermann] ein genaues prosodisches Gericht gehalten und so viel als möglich war gereinigt."[7]) Und am 15., als H. schon wieder

5) A. a. O.

6) Bei Varnhagen, a. a. O., S. 117.

7) Schon am 18. Febr. schrieb er Schillern: „Ich wage es endlich, Ihnen die drei ersten Gesänge des epischen Gedichts zu schicken; haben Sie die Güte es mit Aufmerksamkeit durchzusehen, und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit. Herrn von Humboldt bitte ich gleichfalls um diesen Freundschaftsdienst. Geben Sie Beide das Manuskript nicht aus der Hand und lassen Sie mich es bald wieder haben."

zurückgegangen war, schreibt er wieder: er sei noch mit dem Ausfeilen der fünf letzten Gesänge beschäftigt, und benutze nun besonders Freund Humboldt's prosodische Bemerkungen.

Gleich nach der Rückkehr erlitt H. wieder einen Anfall des kalten Fiebers, das er vor zwei Jahren gehabt hatte. Auch das zweite Kind wurde davon ergriffen, so daß jetzt von der Humboldtischen Familie einmal alles, bis auf das Mädchen, krank war. „Und doch", schreibt Schiller,[8]) „spricht man noch immer von nahen großen Reisen." Wirklich gedachten beide Brüder, nach einem Aufenthalt in Berlin, lang projektirte größere Reisen anzutreten, Alexander zunächst nach Spanien, dann nach dem neuen Continent, Wilhelm, mit seiner Familie, nach Italien. Der letztere studirte schon eifrig dahin bezügliche Werke, die ihm besonders Göthe zu Handen schaffte.

Diesen besuchte er gegen Ende Aprils nochmals in Weimar. Darnach schreibt Göthe (26. April) an Schiller: „Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart wieder aus ihrem Winterschlafe geweckt worden."

Der geistige Verkehr in Jena hatte sich wo möglich noch gesteigert. Humboldt fand die alten Bekannten wieder, und neue Verhältnisse gesellten sich hinzu. Unter den jungen Docenten erscheint nun auch der bekannte Linguist Vater. H. lernte ihn wohl schon damals kennen, doch erst später traten sie in näheres Verhältniß. Die interessantesten Personen aber, die jetzt das Jenaer Leben bereicherten, waren unstreitig die Gebrüder Schlegel. Der ältere Schlegel

8) An Göthe, 14. April 97.

hatte sich im Jahr 1796 daselbst niedergelassen, und auch der jüngere kam jetzt als Gast dahin, und auch diesen lernte H. nun persönlich kennen.

Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, wie nahe sich diese Brüder und unser Humboldt berührten.[1]) Damals besonders in ästhetisch-litterarischer, später auch in linguistischer Beziehung. Wie hätte H. die umfassende litterarische Bildung dieser Geister, der besonnene Blick des ältern, die reiche Empfänglichkeit des jüngern Bruders nicht das bedeutendste Interesse einflößen sollen! Sie waren es, die die Dichtung Göthe's, die Forschung Schiller's und mittelbar Humboldt's eigne Forschungen in weite Kreise verbreiteten; sie hatten jene Kampfeslust, womit man das Publikum aufrüttelt; sie waren in gewissem Sinn der Schlußstein einer Epoche, die mit Kritik begonnen hatte und mit Kritik endete. Indem sie aber das schon Errungene erweiterten und ergänzten, stellten sie freilich auch neue verwirrende Theorien und Beispiele auf, und leiteten damit zugleich den Anfang des Verfalls und das Entstehen einer schwächlicheren Litteratur ein. In der Epoche, wo sie jetzt standen, erschienen sie noch als Nachwuchs der Göthe-Schiller'schen Bestrebungen, erst mit dem Jahr 1798, wo sie das Athenäum eröffneten, pflanzten sie die eigne Fahne auf, und können von da an mit ihrem Doppelantlitz als Wendepunkt jener großen Litteraturperiode betrachtet werden. Allmählig machte die Freigeistigkeit, mit der sie zuerst auftraten, einem poetischen Mysticismus Platz. Nur der ältere bewahrte dabei eine gewisse Nüchternheit, die ihn von Anfang an bezeichnete und im Ganzen als den ärmeren erscheinen ließ, während der jüngere, bei allem Reichthum des Geistes, — etwa seit 1805 — in Abspannung versank und einem cruden

---

1) Siehe auch schon S. 36. 243. 250. 251. 255. 283—84

Autoritätsglauben anheimfiel. So daß der minder Geniale, wie es manchmal geht, bei weitem mehr geleistet hat.

Mit Humboldt hatten beide Brüder den überwiegend kritischen Geist, bei geringer eigentlicher Schöpferkraft, gemein, nur daß H. nie als Dichter gelten wollte, nie so große Ansprüche mit seinen Fähigkeiten erhob. Gemein hatte er ferner mit ihnen eine ästhetische Einsicht, wie sie Wenige ihrer Zeitgenossen erreichten, nur daß sich in H. damit eine Energie des Denkens und Wollens verband, die ihn Schillern so nahe hielt wie Göthen, und daß die Geistesfreiheit, die er hatte, daneben nie in Gefahr gerieth, sondern sich durch das ganze Leben bethätigte.

Auffallend genug gingen besonders des jüngern Schlegel und H.'s Bestrebungen in damaliger Epoche (1795—97) parallel. H. nannte den jüngeren Bruder noch schlechtweg den „Griechen". Wenn er sich mit dem älteren in Ergründung ästhetischer Gesetze und der Verschiedenheit der poetischen Gattungen, so wie in Vergleichung der neuesten deutschen mit der griechischen Dichtkunst berührte, traf er mit dem jüngern theils eben darin, theils in besondern Lieblingsrichtungen, z. B. in den Forschungen über den Charakter und die Poesie der Griechen, über das homerische Epos und die griechische Lyrik, so wie im Interesse für die Wolf'sche Hypothese, endlich sogar in den speciellen Untersuchungen über die Weiblichkeit bei den Griechen zusammen. In der bekannten Abhandlung „über die Diotima" (1795) trat Fr. Schlegel gegen die, welche den Griechen Sinn für schöne Weiblichkeit absprechen wollen, in die Schranken und fragte, ob der Kreis der idealischen weiblichen Göttergestalten nicht wie ein voller Kranz aus den schönsten Blüthen der Weiblichkeit geflochten sei. „Man sehe", sagte er, „die meisterhafte Charakteristik derselben in der Abhandlung über männliche und weibliche Form, im dritten Stück der Horen

von 1795.[2]) Seinerseits drückt wieder Humboldt in den Briefen an Schiller sein Wohlgefallen an diesem Aufsatz über Diotima aus, während Schiller, namentlich der Horen wegen, es ungern sah, daß Schlegel gerade in Fächer gerieth, die durch jenen schon hinreichend, ja besser besetzt wären.

Von dem Geist und den Talenten dieser Brüder, besonders des älteren, spricht H. stets mit ungemeiner Achtung, obwohl er z. B. schon 1795 die gar so große Vorliebe des Letzteren für Dante nicht theilen wollte, dessen Beurtheilung des Voß'schen Homer (1796), in der ihm manches wie aus der Seele geschrieben war, doch für übertrieben hielt, und die dabei dargelegten Ansichten über Homer auch nicht für stichhaltig erkannte.

Welche große Verschiedenheit aber auch in den Ansichten und in der Bahn dieser Männer später hervortrat, so erkannte Humboldt doch stets ihre Verdienste mit Bereitwilligkeit an, nannte (noch in der Einleitung zu seinem nachgelassenen großen Sprachwerk) Fr. Schlegel einen „tiefen Denker und geistvollen Schriftsteller",[3]) und drückte den Wunsch aus, daß von dem ältern Schlegel die dramatische Poesie der Indier einer eben so glücklichen Kritik unterworfen werden möchte, als das Theater anderer Nationen von dessen wahrhaft genialer Behandlung erfahren habe.[4]) Schlegel's Leistungen im Uebertragen ausländischer Kunstwerke rühmt er als durchaus musterhaft.[5]) In der That, nicht leicht war ein ausgezeichneter Mann so bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen, wie Humboldt.

---

2) Fr. Schlegel's sämmtliche Werke, B. 4 (Wien, 1822), S. 130.
3) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. XLIV.
4) Ebendas., S. CCLX.
5) Ges. Werke, I. 136.

Während dieses Winters (1796—97) finden wir H. zum erstenmal mit Uebertragung des Aeschyleischen Agamemnon beschäftigt, die er kurz zuvor begonnen hatte. Ein solches Geschäft eignete sich recht für eine Epoche, in der er mehr den Arbeiten seiner Freunde als seinen eigenen lebte. Wie streng er es mit den Forderungen an diese Arbeit nahm, ersehen wir aus einem Briefe, den er in dieser Angelegenheit 31. März 1797 an Wolf schrieb.[1] Er übersendet wieder ein Stück der Uebersetzung und theilt ihm, mit einer Lauterkeit, der ich nichts zu vergleichen wüßte, pünktlich alle Urtheile derer mit, denen er außerdem das bisher Vollendete zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt hatte. Wolf's Beifall wäre ihm der liebste gewesen, aber gerade der hatte zu tadeln, er vermißte noch die rechte Aeschylische Größe. Fr. Schlegel äußerte sich einsylbig. Schillern war die Uebersetzung noch zu schwer, hart und undeutlich. Dagegen widmete Göthe der Arbeit des Freundes ein fast tägliches Interesse und äußerte sich im Ganzen sehr zufrieden. Alle zusammen schienen den Versbau, die sauerste und, nach H.'s eigner Ansicht, verdienstvollste Arbeit nicht sonderlich zu achten. Schillern und Göthen fehle die Kenntniß, um es zu beurtheilen. Nur Wilhelm Schlegel hatte sich darauf eingelassen, und der war im Ganzen befriedigt. Wie stellte sich nun Humboldt zu diesen Urtheilen? Für's Erste, sagte er, halte er schon a priori den Tadel für begründeter, als das Lob. Aus Göthe's Beifall mache er sich so viel nicht, denn der fühle sich durch seine Arbeit beim Lesen des Originals erleichtert und sei dankbar dafür. Am wenigsten Gewicht legte er auf Schiller's Tadel, nach meinem Gefühl, mit Unrecht. Er beweise ihm blos, sagt er, daß er auf eine große Klasse Leser nicht zählen dürfe, und das

1) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw., IV. 313—17.

habe er vorher gewußt. Nur Wolf's Tadel habe ihn niedergeschlagen; beinahe hätte er die Arbeit und alles Uebersetzen aufgegeben. Aber er hänge noch zu fest daran, und wolle sich durchschlagen. Es war sein Vorsatz, noch bevor die Arbeit beendigt wäre, so strenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen und sich zwar in die Mitte von allen zu stellen, weil er ohne solche Selbstständigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieser Mitte aus sich so weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. Wenn er endlich fühle, daß er nicht mehr thun könne, dann müsse er es freilich durch einen Machtspruch für fertig erklären.

Während die allgemeine Litteraturzeitung, d. h. wahrscheinlich Schütz, der damals berühmteste Herausgeber des Aeschylos, schon 1797,[2]) bei Beurtheilung eines ähnlichen Versuchs von Süvern erklärte, dieser Süvernschen Arbeit sei zwar einiges Verdienst nicht abzusprechen, aber noch immer vermisse man den Gang und Schwung des Aeschylischen Versmaßes und „wenn Hr. von Humboldt uns seinen Agamemnon liefere, werde man eine große Differenz zum Vortheil des letzteren finden", — sah H. seine Arbeit lange nicht für zureichend an, fast zwei Decennien feilte er noch im Stillen daran und nahm sie nach kürzern oder längern Zwischenräumen immer von neuem vor.

Jetzt gab er Schillern von den übersetzten Pindarischen Stücken noch ein Paar zur Aufnahme in die Horen und Almanache. So steht die Uebersetzung der neunten pythischen Hymne, nebst Einleitung, im Jahrgang 1797 der Horen (B. IX. St. 2), und ein schönes Bruchstück: Die Dioskuren, aus der zehnten Nemeischen Ode, im Musenalmanach für 1798. Beide Stücke, das letztere jetzt vollständig übersetzt, finden sich im 2ten Band seiner gesammelten Werke.

2) Nr. 241, 31. Juli.

Mit regstem Eifer widmete sich H. noch einmal den Angelegenheiten seiner großen Freunde, die er nun bald verlassen soll. Seines Antheils an der Vollendung des Göthe'schen Hermann haben wir schon gedacht; dieser erstreckte sich auch über die Zeit seiner persönlichen Anwesenheit hinaus. Den 13. Mai meldet Göthe an Schiller: er habe von Humboldt einen weitläufigen und freundschaftlichen Brief, mit einigen guten Anmerkungen über die ersten Gesänge, die er in Berlin nochmals gelesen hatte, erhalten. Das Gedicht wurde jetzt als Almanach bei Vieweg in Berlin gedruckt. Anfang Juni sendete Göthe den letzten Gesang ab, der Verleger drängte, weil H., der den Druck überwachte, schon im Begriff stand, Berlin letztlich zu verlassen. „Ich wünsche selbst," sagt Göthe,[1] „daß Herr von Humboldt noch einen Blick darauf werfen möge."

Während ihm hier die Theilnahme des Freundes lieb und werth war, erschien sie ihm ein andres Mal, wenigstens in der Laune des spätern Alters, eher in ungünstigem Lichte. Gleich nach Beendigung des Hermann nämlich richtete Göthe seine Gedanken auf ein zweites episches Gedicht — auf den Stoff, aus welchem in viel spätern Jahren die Novelle „das Kind mit dem Löwen" entstand. Er theilte seine Freunden die Hauptmomente mit, und mußte von diesen alsbald hören, daß sie fürchteten, er vergreife sich diesmal im Stoffe. Den 25. April 97 schrieb ihm Schiller: „Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieselbe Art ergangen ist, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epischer Handlung fehle. Wie Sie mir zuerst davon sprachen,

---

1) In einem Briefe an Böttiger, vom 3. Juni 97, mitgetheilt in Böttiger's litt. Zuständen und Zeitgenossen, aus K. A. Böttiger's handschriftl. Nachlasse. B. II. (1838) S. 144.

so wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung, und wie ich nun glaubte, daß diese angehen sollte, waren sie fertig." Göthe war selbst nicht im Reinen mit sich, und fühlte noch sehr richtig (27. Juni), daß das eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen könnte. Er ließ den Stoff ganz fallen und nahm ihn erst spät wieder auf, indem er die oben genannte Novelle schuf, gleichsam als habe er durch das mittelmäßige Produkt zeigen wollen, wie richtig die Freunde geurtheilt hatten. Nichts desto weniger gefällt sich Göthe in späten Jahren, da er jene frühere Epoche schildert, es als ein Unglück anzusehen, daß er seinen Plan den Freunden nicht verhehlt habe. „Sie riethen mir ab und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leistete. Denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung entwickeln könne." [2]) Wir müssen dem alten Herrn solche Expektorationen zu Gute halten.[3]) Er gerade hat mehr denn einmal bewiesen, wie unglaublich sich auch der größte Dichter in der Wahl des Gegenstandes vergreifen kann. Es ist freilich nicht ohne Gefahr für den Dichter, die Pläne zu Dichtungen Andern vorzulegen. Hätte aber Göthe zu allen Zeiten solche Freunde und Rathgeber in der Nähe gehabt oder sie befragen wollen, er würde — von den in jeder Hinsicht mißlungenen Altersdichtungen gar nicht zu reden — weder eine Stella, noch einen Groszcophta und vielleicht nicht einmal eine Eugenie geschrieben haben.

Auffallender ist die Differenz, in die Humboldt nicht lange nachher mit Schiller gerieth, aus Anlaß des bekannten Gedichts: die Nadowessische Todtenklage. Den

2) In den Tag- u. Jahresheften, Werke, B. 31. S. 72.

3) Er wiederholt obige Klage nochmals in den Gesprächen mit Eckermann, I. 303 (der ersten Ausgabe).

25. Juli schreibt Schiller an Göthe: „An dem Nadowessischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es ist doch sonderbar, daß man in poetischen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in so direkten Oppositionen sein kann." [4]) Vielleicht war die Empfindung des Freundes besser, als sein Raisonnement. Denn so gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realistischen Stoffen ein großer Gewinn war, so unleugbar ist es doch auch, daß sich bei diesem Gedicht, wie bei den meisten Darstellungen dieser Art, trotz all ihrer Anschaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortschritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geschäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatischen Poesie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernstlich am Wallenstein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jemehr er

---

4) Diese Stelle zeigt recht, wie entschieden sich Schiller der früheren Beschränkung entzog und Göthen näherte, sie ist auch weder ein Produkt übler Laune, noch verletzend. Göthe dagegen, zumal in spätern Jahren, ist zwar im allgemeinen nicht so scharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächsten und Besten ungerecht macht. So erhob er später einmal über eine Ausstellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufsehen, ganz vergessend, daß das Werk, worin dieser Tadel vorkam, fast nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet ist. „Tadelte doch," sagt er zu Eckermann (II. 89—90), nachdem er von Schillers Einwendungen gegen seine Arbeiten gesprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe. . . Und das waren die Ersten und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand." Humboldt irrte in diesem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greisenlaune dazu, sich von einer solchen Einzelheit zu solchem Ausfall hinreißen zu lassen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzelten Aeußerungen des Unmuths und Alters, wie sie auch in den sonst unschätzbaren Gesprächen mit Eckermann vorkommen, kein größeres Gewicht legen, als ihnen gebührt.

die Quellen studirte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich gar nicht fortfahren können," schreibt er an Göthe. Zagend ging er an das Niederschreiben der ersten Scenen und erst lange nach H.'s Abgang von Jena entschloß er sich, das Werk in rythmischer Sprache zu schreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Ansicht, von einem vermeintlich schädlichen Einfluß desselben auf diese Dichtung zu halten sei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es interessant, zu wissen, wie H. die täglich wachsende Hinneigung des Freundes zur realistisch-Göthe'schen Dichtweise ansehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, sich von Humboldt zu trennen, so war es jetzt, wo mehr als jemals das innigste Verlangen in ihm lebte, sich ganz dem dichtenden Genossen hinzugeben und aus dem stetigen Umgang mit ihm sich von dessen Wesen so viel zu assimiliren, als seine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt schied Humboldt von den Freunden. Die Zeit seines innigsten und ununterbrochensten Verkehrs mit ihnen ist vorüber; an einem der wichtigsten Abschnitte ihres Dichterlebens und unsrer classischen Litteratur hatte er den nächsten und innigsten Theil genommen. Selbst über die Gränze dieses Zusammenseins hinaus kann man die schnell auf einander folgende Reihe besonders Schiller'scher Dichtwerke zum Theil als die Frucht dieses anregenden und fördernden Zusammenlebens betrachten. Auch Humboldt wahrte die gemeinsamen Angelegenheiten in treuem Herzen und suchte die in diesem Bunde mehr und mehr entwickelten Ideen in ferner Abgeschiedenheit zur Reife zu bringen. Seine „ästhetischen Versuche" über Hermann und Dorothea,

25. Juli schreibt Schiller an Göthe: „An dem Rabowesskischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es ist doch sonderbar, daß man in poetischen Dingen und bei großer Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in so direkten Oppositionen sein kann." [4]) Vielleicht war die Empfindung des Freundes besser, als sein Raisonnement. Denn so gewiß für Schiller die Uebung an dergleichen realistischen Stoffen ein großer Gewinn war, so unleugbar ist es doch auch, daß sich bei diesem Gedicht, wie bei den meisten Darstellungen dieser Art, trotz all ihrer Anschaulichkeit, weder viel denken noch empfinden läßt. Für Schiller jedoch aber war es ein Fortschritt, und eine glückliche Vorbereitung zu demjenigen Geschäft, an das er eben gehen wollte — zur dramatischen Poesie.

Schon im Oktober 1796 finden wir Schiller ernstlich am Wallenstein, doch hoffte er noch immer auf die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfen würde. Jemehr er

4) Diese Stelle zeigt recht, wie entschieden sich Schiller der früheren Beschränkung entzog und Göthen näherte, sie ist auch weder ein Produkt übler Laune, noch verletzend. Göthe dagegen, zumal in spätern Jahren, ist zwar im allgemeinen nicht so scharf und bitter, oft aber überfällt ihn ein Unmuth, der ihn auch gegen die Nächsten und Besten ungerecht macht. So erhob er später einmal über eine Ausstellung, die Humboldt am Hermann gemacht, großes Aufsehen, ganz vergessend, daß das Werk, worin dieser Tadel vorkam, fast nur dem Lobe und der Anerkennung der Dichtung und des Dichters gewidmet ist. „Tadelte doch," sagt er zu Eckermann (II. 89—90), nachdem er von Schillers Einwendungen gegen seine Arbeiten gesprochen, „tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe. . . Und das waren die Ersten und Besten, und Sie mögen nun denken, wie es mit den Meinungen der Masse aussah, und wie man eigentlich immer allein stand." Humboldt irrte in diesem Punkte. Es gehörte aber Göthe's Greisenlaune dazu, sich von einer solchen Einzelheit zu solchem Ausfall hinreißen zu lassen. Der vernünftige Verehrer Göthe's wird auf die vereinzelten Aeußerungen des Unmuths und Alters, wie sie auch in den sonst unschätzbaren Gesprächen mit Eckermann vorkommen, kein größeres Gewicht legen, als ihnen gebührt.

die Quellen studirte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu bewältigen war.

„Ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich gar nicht fortfahren können," schreibt er an Göthe. Zagend ging er an das Niederschreiben der ersten Scenen und erst lange nach H.'s Abgang von Jena entschloß er sich, das Werk in rythmischer Sprache zu schreiben. Wie gern möchten wir etwas Näheres über die Unterhaltungen hören, die er vorher noch mit Humboldt gepflogen. Was, nach meiner Ansicht, von einem vermeintlich schädlichen Einfluß desselben auf diese Dichtung zu halten sei, haben wir oben (S. 335—37) gewürdigt. Immer aber bliebe es interessant, zu wissen, wie H. die täglich wachsende Hinneigung des Freundes zur realistisch-Göthe'schen Dichtweise ansehen mochte. Wenn es Schiller je leicht war, sich von Humboldt zu trennen, so war es jetzt, wo mehr als jemals das innigste Verlangen in ihm lebte, sich ganz dem dichtenden Genossen hinzugeben und aus dem stetigen Umgang mit ihm sich von dessen Wesen so viel zu assimiliren, als seine Natur nur irgend vermochte.

Gerade jetzt schied Humboldt von den Freunden. Die Zeit seines innigsten und ununterbrochensten Verkehrs mit ihnen ist vorüber; an einem der wichtigsten Abschnitte ihres Dichterlebens und unsrer classischen Litteratur hatte er den nächsten und innigsten Theil genommen. Selbst über die Gränze dieses Zusammenseins hinaus kann man die schnell auf einander folgende Reihe besonders Schiller'scher Dichtwerke zum Theil als die Frucht dieses anregenden und fördernden Zusammenlebens betrachten. Auch Humboldt wahrte die gemeinsamen Angelegenheiten in treuem Herzen und suchte die in diesem Bunde mehr und mehr entwickelten Ideen in ferner Abgeschiedenheit zur Reife zu bringen. Seine „ästhetischen Versuche" über Hermann und Dorothea,

die er zu Paris im Frühjahr 1798 verfaßte, sind gleichsam das Gegengeschenk, das er den Freunden machte, und ein Denkmal, worin er seine Theilnahme an dieser unvergeßlichen Epoche verewigt.

Zur Zeit, da er von ihnen ging, verhandelten beide Dichter lebhaft über die unterscheidenden Merkmale der epischen und dramatischen Dichtung. Schwerlich ahnten sie, daß dieses Interesse einen solchen Nachhall im Busen des Freundes finden würde. Dieselben Gegenstände, die Schiller und Göthe noch längere Zeit, schriftlich und mündlich, ergründeten, wählte Humboldt zum Stoff seines einsamen Nachdenkens in der Ferne.

Der Abschied von Göthe war durch die Hoffnung erleichtert, ihm in Italien zu begegnen, wohin auch dieser demnächst auf kürzere Zeit zu gehen beabsichtete. Desto verlassener war Schiller. Schon im Februar hatte er sich ein Gartenhaus gemiehtet, um nach H.'s Abgang sich dort völlig zu isoliren. „Wenn Humboldt fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein; und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft.“ In den letzten Tagen des April schreibt er wieder an Göthe: „Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wieder sehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch *zwischen* uns verändern.“ Das Verhältniß mit Göthe überwog ihm nun jede andere Verbindung.

Nicht so kühl wird Humboldt aus den Armen des Freundes geschieden sein, er, der diesem schon im August 1795, in Voraussicht dieser Reise, erklärt hatte, er werde nirgends, wo er auch lebe, für diesen Umgang einen Ersatz

finden; der später nicht genug versichern konnte, wie viel er darum geben würde, wenn der Freund ihn begleiten könnte, und der endlich nach dem frühen Tode desselben an F. A. Wolf schreibt, daß er seine ideenreichsten Tage mit Schiller verlebt habe.

Hier würden wir dieses dritte Buch schließen, wenn es nicht nöthig wäre, den Helden bis dahin zu geleiten, wo er die ästhetischen Versuche schreibt, durch welche das enge Zusammenwirken dieser Geister erst zur Oeffentlichkeit und zu einem wirklich solennen Abschluß gelangte. Wir müssen daher Humboldt vorher auf einen neuen Ruhepunkt folgen, und dann diese Schrift, ihre Schicksale und ihre Erfolge betrachten.

Von Jena, welches H. mit seiner Familie Ende April (1797) verließ, begab er sich wahrscheinlich einige Tage nach Halle, um noch manche Streitfrage in Betreff der Uebersetzung des Agamemnon in mündlichen Unterredungen mit Wolf zu erledigen, und eilte dann nach Berlin, wo er nach dem Tode der Mutter seine Angelegenheiten nnd zwar für längere Abwesenheit zu ordnen hatte. Das that auch Alexander, der, um die Kosten der großen Reise, welche er beabsichtete, bestreiten zu können, das ihm als Erbtheil zugefallene Gut Ringenwalde in der Neumark an den, jetzt verschollenen Dichter Franz von Kleist verkaufte. Beide Brüder hatten die Absicht über Dresden, Wien und einen Theil der Alpen nach Italien zu reisen, von wo aus der jüngere sich alsbald nach Spanien und in die neue Welt wenden wollte.

Im Juni ging Wilhelm mit seiner ganzen Familie nach Dresden, wo er mehrere Wochen verweilte und mit seinem Bruder Alexander zusammentraf. Hier wurden die Familiengeschäfte vollends abgethan, zu welchem Zwecke auch Kunth, ihr ehemaliger Erzieher, sich dort eingefunden

die e
das
Den
Spr

Dic
epi
daß
Fre
und
grü
den

leic
nä
wa
ha
iss
di
J
w
e
v
h
k
v

etwas gewußt habe.[3] — Inzwischen ergab sich die Unmöglichkeit, jetzt eine Reise nach Italien anzutreten. Das südliche Deutschland war durch die siegreichen Gefechte des Erzherzogs Carl im vergangenen Jahre ziemlich von Feinden gesäubert, wogegen die Vortheile, die Bonaparte's Genie in Italien und den adriatischen Provinzen errungen hatte, die Oesterreicher dennoch zu unterhandeln zwangen. Diese Unterhandlungen zogen sich in die Länge; doch konnte das Schicksal Italiens schon nicht mehr zweifelhaft sein. Dorthin zu reisen war jetzt kaum möglich. Auch Göthe gelangte nur bis in die Schweiz. Am 15. Sept. meldet ihm Schiller: „Von unserm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italienische Reise hat er so gut als aufgegeben, ist aber beinahe entschlossen nach Paris zu gehen, welches er aber wahrscheinlich, nach den neusten Ereignissen dort,[4]) nicht zur Ausführung bringen wird." Diese Ereignisse entschieden vielmehr die Reise nach Paris; man beschloß, sich am Fuße der Alpen der französischen Gränze zu nähern und auf dieser Wanderung des alsbald zu erwartenden Friedensschlusses zwischen Oesterreich und der französischen Republik zu harren. Göthe, der noch in der Schweiz war, vermuthete, daß die Freunde diesen Winter sämmtlich wieder am Fuß des Fuchsthurms [bei Jena] vergnügt zusammen wohnen würden, und Humboldt ihnen Gesellschaft leisten werde. „Die sämmtliche Caravane," schreibt er an Schiller (25. Sept.), „hat die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in

3) Schütz's Leben und litt. Briefwechsel, vonm Sohne, I. 10.

4) Den 18. Fruktidor war die Friedenspartei gestürzt worden. Dies nöthigte Oesterreich, die Unterhandlungen durch Nachgiebigkeit zu beschleunigen.

mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der Aeltere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den ersten Oktober von Wien ab, vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden."

Humboldt wandte sich in der That nach Westen, vermuthlich weil er den Abschluß des Friedens mit Gewißheit erwartete. In Salzburg trennte man sich von Alexander, der, in Gesellschaft des berühmten Geognosten L. v. Buch, noch lange in den Gebirgen verweilte.[5]) Ueber des Aelteren Reise meldet Schiller an Göthe, 30. Okt. 97: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die Pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtolsgaden beschreibt er recht artig. Die bayerische Nation scheint ihm sehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminister Rumford rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten."

Am 17. Oktober ward der Friede zu Campo Formio geschlossen, und jetzt stand für den Deutschen, um nicht zu sagen für den Preußen, auch Frankreich und Paris wieder offen. Göthen, der im November nach Hause zurückgekehrt war, meldet der Freund aus Jena (8. Dez.): „Von Humboldt habe ich seit sechs Wochen nichts gehört, und schließe daraus, daß er wirklich nach Paris gegangen ist: denn wenn er in der Schweiz ruhig säße, hätte ihn die bloße

---

5) Freiesleben a. a. O. Vergl. die allg. geogr. Ephemeriden v. J. 1798, her. v. F. v. Zach, wo eine Reihe brieflicher Mittheilungen des jüngern Humboldt — vom Jan. bis April 1798 aus Salzburg und Berchtolsgaden geschrieben — zu lesen ist.

Langeweile zum Schreiben bringen müssen." So war es in der That. Den 29. Dez. schreibt Schiller: „Unser Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutschheit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben." „Es ist," setzt Schiller hinzu, „mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt."

Wir sparen alle allgemeinen Bemerkungen über die Reise unseres Humboldt, über den Zeitpunkt, in welchem er zu Paris eintraf, so wie die Nachrichten über seine weiteren Berührungen und Erlebnisse daselbst für das nächste Buch auf, indem wir uns hier nur auf die Beziehungen zu beschränken haben, die in der ersten Zeit seines Pariser Lebens zwischen ihm und den Freunden an der Ilm und Saale Statt fanden. Der Briefwechsel ward mit einer Lebhaftigkeit fortgesetzt, als wäre man nur wenige Meilen von einander entfernt. Wir finden, daß Humboldt im Anfange des Pariser Aufenthalt noch immer vorzugsweise den Nachklängen der Weimar-Jenaischen Tage lebte und die neuen Eindrücke fast nur nutzte, um den Lieben, die er verlassen, ein fruchtbares Bild davon zu liefern. Er schilderte in ausführlichen Mittheilungen französische Geistesart und französische Kunst. „Die Franzosen," schreibt Göthe 28. Febr. (98) an den Genossen in Jena, „muß Humboldt, wenn sie ein theoretisches Gespräch anfangen, ja zu eludiren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist. . . Ihre Diskurse gehen immer ganz entscheidend von einem Verstandesbegriff aus, und wenn man die Frage in eine höhere Region

spielt, so zeigen sie, daß sie für dieses Verhältniß auch allenfalls ein Wort haben, ohne sich zu bekümmern, ob es ihrer ersten Assertion widerspreche oder nicht." Ein andermal schreibt Schiller: „Die unterstrichne Stelle in Humboldt's Briefe ist ihm vermuthlich selbst noch nicht so recht klar gewesen, und dann scheint das Ganze mehr eine Anschauung als einen deutlichen Begriff auszusprechen. Er will, däucht mir, überhaupt nur sagen, daß das Gemeinsame, folglich Nationelle in den Franzosen, sowohl in ihren gewöhnlichen Erscheinungen, als in ihren Vorzügen und Verirrungen, eine Wirksamkeit des Verstandes und seiner Abhärenzien, nämlich des Witzes, der Beobachtung rc. sei, ohne verhältnißmäßige Mitwirkung des Ideenvermögens, und daß sie mehr physisch als moralisch rührbar seien. Das ist keine Frage, daß sie bessere Realisten als Idealisten sind, und ich nehme daraus ein siegendes Argument, daß der Realism keinen Poeten machen kann." (27. April). Und am 7. März schreibt Göthe: „Humboldt's Brief lege ich wieder bei; sein Urtheil über das französische Theater gefällt mir recht wohl. Ich möchte diese wunderlichen Kunstprodukte wohl auch einmal mit Augen sehen." Göthe nahm auch in der Ferne den Antheil dieses Freundes in Anspruch. Hermann und Dorothea ließ in metrischer Rücksicht noch immer manches zu wünschen übrig, was der Dichter in einer neuen Auflage gern beseitigt hätte. „Ich will," schreibt er am 27. April nach Jena, „nun auch Freund Humboldt antworten und ihn besonders ersuchen, mit Brinckmann einen prosodischen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten, so wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke." Gustav v. Brinckmann, den wir schon in Berlin als Freund von Humboldt kannten, war nämlich in diesem Frühjahr zur schwedischen Gesandtschaft in Paris versetzt worden, und er nahm an diesen Interessen jetzt lebhaft

Theil. Brinckmann hatte schon zu dem neuesten Musenalmanach eine Reihe seiner Epigramme gespendet, die Schillern um so willkommner sein mochten, als sie zum Theil als Ersatz für die Beiträge Herder's, der damals grollte, angesehen werden konnten. Im nächsten Juni läßt er Brinckmann durch Humboldt bitten, er möge doch auch des Almanachs nicht vergessen.

Weit mehr noch, als die Freunde erwarteten, hielt H. im Strudel des Pariser Lebens an seiner Deutschheit und an dem gemeinsamen Interesse für deutsche Forschung und Kunst fest. Während Schiller und Göthe ihre Ansichten über seine Mittheilungen austauschten, schrieb er, im April 1798, die ästhetischen Versuche über Hermann und Dorothea, d. h. eine Theorie der Dichtung und insbesondere der epischen Dichtung, die dieses neueste Meisterwerk des größten deutschen Dichters zur Grundlage nahm. Von diesem Werke haben wir nun zu berichten.

Schon länger trug sich Humboldt mit dem darin behandelten Stoffe. Im Umgang mit den beiden Dichtern hatten seine Ideen sich geklärt und vervollständigt. Schon Voßens Louise regte, wie wir sahen, den Gedanken in ihm an, die Gesetze der epischen Dichtung daran zu entwickeln. Doch erst Hermann und Dorothea brachte das Vorhaben zur Ausführung, ein viel bedeutenderes Gedicht, das trotz des gleichfalls idyllischen Ursprungs dem epischen viel näher rückte, das Werk eines ihm so nahe berührenden Dichters, an dessen Vollendung er selbst einen so wesentlichen Antheil genommen hatte.

Die Unterscheidung des Epischen und Dramatischen war zur Zeit, da Humboldt von Jena ging, die Aufgabe, die auch in den Verhandlungen Schiller's und Göthe's an der

Tagesordnung war. Schiller strebte, im Interesse des Wallenstein, sich jedes unterscheidenden Merkmals für das Drama zu versichern, Göthe wollte noch einige Versuche im epischen Gebiete machen. Anfangs lag ihm das schon erwähnte Jagdgedicht im Sinne, der Aufenthalt am Vierwaldstädtersee regte nachher den Gedanken eines epischen Tell an. Jene Verhandlungen gingen Humboldt's eigne Interessen nahe genug an, sie klangen in dem Entfernten nach, und er beschloß, alles, was er längst über die Kunst gedacht, aus Veranlassung des nun gedruckt erschienenen Hermann und Dorothea, zusammenzufassen und in die Welt zu schicken. Es war das Resultat alles dessen, was er selbst im Bunde mit den großen Dichtern errungen hatte.

Freilich fällt es auf, daß der enthusiastische Bewunderer Schiller'scher Dichtung nicht ein Werk dieses Dichters zur Grundlage wählte oder erwartete, um seine eigensten Kunstbetrachtungen darzulegen. Das zufällige Erscheinen des Göthe'schen Hermann erklärt uns seine Wahl nicht. Es mußte einen innerlichern Grund haben, daß Humboldt gerade ein Göthe'sches Werk und vor allen dieses erkor, und es hält auch nicht schwer, ihn zu bezeichnen. Wenn unbestreitbar eine Annäherung an griechische Kunstvollendung das Ideal war, welches unsern beiden großen Dichtern gemeinsam vorschwebte und ihren Bund beseelte, so trat dieses Streben am entschiedensten und zugleich mit vollkommenstem Glück in dieser Göthe'schen Dichtung zu Tage. Nun war aber nicht leicht ein andrer ihrer Zeitgenossen auf die Vergleichung des Griechischen und Deutschen so versessen wie Humboldt, Keiner also in dem Maße zu kritischer Theilnahme angezogen, als er, da er ein so herrliches Zeugniß unserer Nacheiferung vorliegen sah. Unverkennbar legt diese Wahl an den Tag, daß auch er letzlich nicht nur die epische Dichtung überhaupt, sondern gerade die Dichtung Göthe's

für besonders geeignet ansah, die Grundgesetze des Schönen und der Kunst daran zu entwickeln. Es war daher auch für ihn ein günstiger Umstand, daß er von Schiller getrennt war. Wirklich gelang es ihm, sich fast ganz frei von dem Einfluß zu halten, den des Letzteren individuelle Richtung bisher auf ihn geäußert hatte. Als habe er sich zunächst ersättigt, der intellektuellen Dichternatur, die Schiller darstellt, Theilnahme und Gerechtigkeit zuzuwenden — richtet er sich in diesem Werke ganz auf die allgemeinen Gesetze des Schönen und zwar mit solcher Unbedingtheit, daß für die Schiller'sche Eigenart kaum ein Platz übrig blieb, wenn man schon an ein paar vereinzelten Stellen wahrnimmt, daß der Verfasser sich bemühte, ihr denselben zu sichern. Im 19. Abschnitt des Werkes spricht H. von der eigenthümlichen Natur der Dichtkunst als einer redenden Kunst. Die Poesie, sagt er, ist die Kunst durch die Sprache; dieses eigenthümliche Organ unterscheidet sie wesentlich von den andern Künsten. Dadurch ist die Dichtkunst weit mehr, als jede andere Kunst, für die äußeren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen zugleich gemacht. Dadurch kann sie auch in einer zweifachen und sehr verschiedenen Gestalt erscheinen, je nach dem sie sich mehr auf die eine oder die andere Seite, auf die erscheinende Welt oder die des Gedankens hinneigt. Neigt sie sich mehr auf die innere Seite, dann vermag sie sich eines ganz eigenen Schatzes neuer und vorher unbekannter Mittel zu bemächtigen. Die Phantasie muß sich dann an die Vernunft anschließen, die Kunst muß einen noch höheren Aufflug nehmen, um auch in diesem Gebiete die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellektuell als sentimental ist. In dieser Gattung, die ohnehin der neuern Poesie allein angehöre, will Humboldt auch jetzt noch den eigent-

lichen Gipfel dieser letztern im Allgemeinen erkennen. Nicht der epische Dichter, setzt er hinzu, sondern nur der lyrische, didaktische und tragische Dichter kann Dichter in dieser letztern Gattung sein. Dieses ganze Raisonnement ist aber grundlos. Es bezeichnet ein Mehr und Minder der Innerlichkeit neuerer Kunst, begründet aber durchaus keine im höchsten Sinne unterschiedne Gattung. Rühmt er doch den tiefern geistigen Gehalt auch an Göthe, ja nicht weniger an diesem epischen Gedichte, in Vergleich mit allen alten Dichtern und ihren Werken! Ist doch in der ganzen in diesen ästhethischen Versuchen entwickelten Theorie der Kunst sonst von dieser vermeintlich entgegengesetzten Grundgattung kaum mehr als einmal wieder die Rede, da doch so viel Veranlassung gefunden werden mußte, auf ihre Normen hinzudeuten! Das Werk kündet sich als ersten Theil solcher Versuche an. Mußte man nicht erwarten, Humboldt werde die entgegengesetzte Gattung in einem zweiten Theile entwickeln? Bot Schiller's Wallenstein nicht die beste Veranlassung dazu? Allerdings bot er eine solche, um die dramatische Kunst insonders daran zu entwickeln. Nicht aber, um daran als an grundverschiedner poetischer Gattung überhaupt die allgemeinen Gesetze der Kunst von anderer Seite zu zeigen. Diese Unterscheidung ist gar nicht zu halten, Schiller selbst ordnete sich immer mehr den Gesetzen der Einen Kunst unter und so sehr seine eigenthümliche Art und Abart sich noch später bemerkbar machen mochte, so zeigt sich doch nirgends der Stoff zu einem besonderen Theil der Theorie überhaupt, und auch H. hat die Darstellung eines solchen nicht geliefert.

Diesem Abschnitt des Werks lag nur die Absicht zu Grunde, Schiller's Stellung neben dem so hoch emporgehobenen Genossen zu retten — eine Absicht, die an sich sehr löblich sein mag, auf diesem Wege jedoch nicht durch-

zusetzen ist. Schiller war auch gar nicht zufrieden gestellt dadurch, denn er fühlte wohl, daß der Verfasser hier mit allen übrigen Sätzen seines Werkes im Widerspruch erscheine. Spricht H. doch in dem vorangehenden zwölften Abschnitt ganz anders darüber! „Unter allen Künsten", sagt er, „ist keine der Versuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entstellen, so nahe als die Dichtkunst. Da sie durch die Sprache, also durch ein Mittel wirkt, das, ursprünglich nur für den Verstand gebildet, erst einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantasie Eingang zu finden; so schweift sie leicht in das Gebiet der Philosopie hinüber, und interessirt unmittelbar den Geist und das Herz, statt blos auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schwestern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunst ist, zu gelten, findet sie überall die mehresten Anhänger, da hingegen die Musik, die Malerei und vor allen die Plastik, in denen sich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunst immer reiner und enger zusammendrängt, nur den immer seltneren ächt ästhetischen Sinn zu fesseln vermögen. . . Auf diesen Abwegen artet die Dichtkunst von ihrer eigentlichen und höheren Natur aus. Zwar ist sie auch so noch immer einiger, und unter den Händen großer Meister (die man auch hier nicht verkennen darf) noch sogar einer großen Wirkung fähig; sie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung setzen und sich des Geistes und des Herzens bemächtigen; sie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Rührung erregen: aber immer wird man seine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeisterung, jener hohen und harmonischen Ruhe die Gegenwart der ächten Kunst vermissen."

Humboldt mochte selbst kaum wissen, wie sehr dem Göthe'schen Werke gegenüber sich seine Kunstansicht von den

Befangenheiten losgerissen hatte, in denen wir ihm so oft begegnen, wo er mit Schiller und von ihm aus spekulirt. Schiller selbst riß sich um dieselbe Zeit von den meisten seiner theoretischen Irrthümer los, indem er sich ganz an Göthe schloß, indem er zur Dichtung zurückkehrte und sich in ihr Göthen so weit näherte, als es seine Natur nur immer erlaubte. Doch nur in Briefen giebt er darüber köstliche, aber zerstreute Winke. Um so mehr müssen H.'s jetzige Versuche als Ergänzung ihrer gemeinsamen früheren Spekulationen, und sonach als der umfassendste Ausdruck der diesem Geisterbunde auf dem Punkt der Reife gemeinsamen Theorien angesehen werden.

Es ist wirklich merkwürdig, wie sehr dieses Werk mit den Ergebnissen, zu denen Schiller und Göthe fortschritten, zusammentraf. Schiller erkennt dies, wie wir nachher sehen werden, völlig an. Dieses Zeugniß ist um so unverdächtiger, da es in eine Zeit fällt, wo Schillern an aller philosophischen Theorie gar wenig gelegen, ja die erste beste Künstlermaxime willkommner war, als alle solche Spekulationen. Auch erweist sich auf den ersten Blick, wie eng H.'s Entwicklungen sich an das anschließen, was Göthe und Schiller, nur mehr empirisch, in ihren Briefen aus dieser Zeit festgestellt hatten. Nur daß namentlich Göthe mehr bei einzelnen Kunstgriffen des Epikers, z. B. dem retardirenden Elemente verweilte, während Humboldt es mehr mit der Aufgabe und Wirkung des Dichters und Epikers überhaupt zu thun hat.

Desgleichen schließen diese Versuche sich den letzten ästhetischen Abhandlungen Schiller's an, besonders der über naive und sentimentale Dichtung. Schiller verfolgte mehr die Unterschiede der alten und neuen Dichtung, Humboldt mehr die Aehnlichkeiten; Schiller mehr die Gegensätze des Schönen und Erhabenen, H. mehr das Kunstschöne über-

haupt; Schiller mehr die Theorie des Tragischen, H. die des Epischen und der Dichtkunst im Allgemeinen. Ihm galt es, die Gesetze der künstlerischen Wirksamkeit und zwar an der generellsten Gattung der Poesie, am Epos, zu zeigen. Er bewegt sich sichtbar schon mit grösserer Freiheit auf dem Boden, den Schiller urbar gemacht hatte. Die Kant'schen Formeln sind noch mehr beseitigt, wenn auch die Methode, namentlich der psychologische Gang, zum größten Vortheil der Sache, den Geist der kritischen Philosophie verräth, ja weit entschiedener als selbst bei Kant hervortritt. Kantianismen aber, wie z. B. der: die Natur sei an sich nicht schön, sondern unsre Phantasie lege nur das Schöne in sie hinein — bekanntlich auch ein Schiller'scher Lieblingssatz. — stehen in diesem Humboldt'schen Buche wie Anomalien da. Sonst zeigt es die wenigsten Spuren der Schule, welcher der Verfasser seine Bildung dankte, vielmehr macht es den Eindruck einer Forschung, die nur in den Gegenstand selbst versenkt ist, und steht fast in der Mitte zwischen der kritischen und der neuern Philosophie, die nur die vielseitigen Ergebnisse großer Vorgänger in ihre systematische Form umgegossen, jene Ergebnisse auch im Einzelnen mannigfach berichtigt und bereichert, im Wesentlichen aber den gereiften Standpunkt dieses Geisterbundes nicht überboten hat.

Am eigenthümlichsten und am auffallendsten verschieden, namentlich von der neuern Philosophie, zeigt sich Humboldt's Methode, und zwar zu ihrem Vortheil verschieden. Er verfolgt durchaus einen psychologischen Gang, d. h., er knüpft sein Raisonnement wo möglich an die Gesetze des Geistes und insbesondere der Einbildungskraft, an die möglichen Wirkungen auf diese und die Totalität der menschlichen Natur an. Dies giebt der Untersuchung eine eigne Festigkeit und Gesundheit; denn der Gedanke erhält die natürlichste Gestalt, wenn er an die empirische Natur des Menschen

selbst anknüpft. Daher auch dieses Werk, trotz der Bereicherung und Ausführung, welche die Wissenschaft erhalten hat, noch heute mit reinster Befriedigung genossen, und namentlich in formeller Hinsicht noch jetzt als ein Canon und Muster ästhetischer Forschung betrachtet werden kann.

Von großem Vortheil für die in diesem Werk enthaltene Poetik bewährt sich auch die stete Rücksicht auf die plastische Kunst. Allerdings gab Göthe's Dichtercharakter von selbst die Veranlassung dazu. Doch war überhaupt den ältern Forschern die vergleichende Theorie der Kunst und Kunstkritik geläufiger als den Neuern. Man denke nur an Winckelmann, an Lessing, an Göthe's Untersuchungen; auch den Schlegeln ist dieser Zug noch eigen.

Die Darstellung des Werkes zeichnet sich eben so sehr durch Strenge der Entwicklung als durch Klarheit aus. So kühl die Erörterung im Ganzen aussieht, bricht doch unvermerkt das Gefühl des Schreibenden, seine Begeisterung für den Dichter oder die Kunstwelt gar wohlthuend hervor. Auch versteht der Verfasser das Gedicht, an das er seine Forschung knüpft, auf wirklich poetische Weise wiederzuspiegeln. Die Anordnung des Ganzen scheint mir weniger befriedigend. Es war gewiß ein guter Gedanke, das Wesen Kunst und der epischen Dichtung insbesondere an diesem Dichtwerke zu enthüllen. Nur wünschte ich den allgemeinen Theil mehr abgesondert von dem angewandten d. h., der Entwicklung des Göthe'schen Werks, die gleichsam die Probe für den erstern sein soll. Die theoretischen Sätze würden dann noch mehr zusammentreten, die Reflexionen über das Gedicht minder auseinander liegen. Vielleicht würde die Schrift dann auch etwas gedrungener, manche Wiederholung vermieden worden sein. Ob sie aber an Klarheit dabei gewonnen hätte, wäre die Frage, und gewiß bringt man theoretische Ansichten nicht schneller in Umlauf, als wenn man sie mehr so in beiläufiger Erörterung einfließen läßt.

Der allgemeine Theil beginnt damit, die Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung zu bezeichnen und von dem einfachsten Begriff der Kunst bis zur Höhe der Wirkung aufzusteigen, zu welcher sie sich erhebt. Hier handelt er denn von den Bedingungen aller ächten Kunst, als da sind die Idealität und die Totalität. Das Ideal ist die Darstellung einer Idee in einem Individuum, die Totalität aber die nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft. Er unterscheidet dann den ächten Styl in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben. Nun kommt er auf das Göthe'sche Gedicht selbst. Er weist auf die reine Objektivität desselben. Der allgemeine Charakter aller Kunst sei so unverkennbar in demselben ausgeprägt, daß er dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden werde. Noch eine zweite Stufe der Objektivität dieser Dichtung wird nachgewiesen, nämlich die Verwandtschaft ihres Styls mit dem der bildenden Kunst. Göthe verstehe es, mehr als ein andrer Dichter, die bildende Kraft der Phantasie in Bewegung zu setzen, und bei dieser Verwandtschaft mit der bildenden Kunst dennoch die besonderen Vorzüge der Dichtkunst geltend zu machen. Endlich erreicht unser Dichter auch den höchsten Grad der Objektivität: er strebt jederzeit, die Einbildungskraft auf ein einziges Objekt zu heften, nur für dieses zu interessiren, ja sein Charakter besteht ganz eigentlich darin, nur in vollendeter Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Befriedigung zu finden. Hiezu gelangt er nur durch vollkommene und strenge Gesetzmäßigkeit. Den größeren oder geringeren Grad der Objektivität zeigt H. sodann an einer Vergleichung zwischen Homer und Ariost auf, und stellt darauf Göthen an die Seite des Griechen. Die Verbindung reiner Objektivität mit einfacher Wahrheit mache diese Göthe'sche Dichtung den Werken der Alten ähnlich, denen es wieder auffallend an

sinnlichem Reichthum nachstehe. Dafür trete das Innere der Menschheit unendlich mehr zu Tage und zwar so, daß dieser wahrhaft moderne Gehalt doch wieder ganz die anschauliche und feste Form antiker Dichtung annimmt. Bei diesem Anlaß weist Humboldt den deutschen Charakter Göthe's im Vergleich mit den alten und den neuern Dichtern anderer Nationen nach. Aus diesen letzten Abschnitten wollen wir hernach dasjenige zusammenstellen, was die Humboldt'sche Auffassung des Göthe'schen Dichtergenius am bestimmtesten darlegt.

Nach dem Vorangegangenen geht H. zur Aufstellung eines bestimmteren Begriffs des Epischen. Die bisherige Unbestimmtheit desselben entstand seiner Ansicht nach aus der Art, wie man die Dichtungsarten abzuleiten sich strebte. Man blieb nämlich bei dem Produkte des Dichters stehen, wogegen H.'s Untersuchungen sich vielmehr an die Stimmung des hörenden wie des hervorbringenden Geistes, und an die Natur der Einbildungskraft wenden. Um den allgemeinen Charakter der Epopöe aufzuzeigen, fragt er, aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniß zur epischen Dichtung herfließe? Der Zustand, der in dem epischen Gedicht seine Befriedigung sucht, ist der einer allgemeinen Beschauung, nicht der andere, ihm entgegengesetzte einer bestimmten Empfindung. Jenem Zustande versucht der Dichter eine ihm entsprechende Form zu schaffen. So entsteht das epische Gedicht und entwickelt sich den Hauptmerkmalen jenes Zustandes entsprechend, um jene Stimmung hervorzurufen oder ihr zu genügen. Hieraus folgt die Definition des epischen Gedichts, als einer solchen dichterischen Darstellung einer Handlung durch Erzählung, die (nicht bestimmt einseitig eine gewisse Empfindung zu erregen) unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt. Dann führt er die Unterscheidungspunkte zwischen dem Epos und Drama an, ferner die zwischen

Epopöe und Idylle, und fertigt endlich den Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopöe auf das vorliegende Gedicht ab. Die Epopöe muß nämlich nicht nothwendig einen heroischen Stoff behandeln, obwohl ein solcher allerdings der geeignetste für sie ist. Die Hauptsache ist nämlich immer, daß das Gemüth in jenen obenbezeichneten Zustand der Beschaulichkeit versetzt werde, und dies kann ebensowohl durch einen bürgerlichen, als einen heroischen Stoff, durch eine erdichtete, als durch eine welthistorische Begebenheit, durch Ereignisse in einem engen Kreise oder durch solche, die eine ganze Nation in Bewegung setzen, geschehen, wenn es auch in dem einen Falle leichter als in dem andern gelingen wird. Humboldt unterscheidet daher zwischen heroischer und bürgerlicher Epopöe. Nachdem er die offenbaren Nachtheile der letztern Gattung hervorgehoben, zeigt er auch Vorzüge derselben, und namentlich die eigenthümliche Größe des Gegenstandes in Hermann und Dorothea. Der Dichter führt uns hier gleichsam Symbole des einfachsten Menschendaseins, und zwar einer dennoch höchst edlen und von höchst bewegter Zeit mitergriffenen Menschheit vor. Er zeigt uns ein deutsches Geschlecht, das von den Stürmen großer Weltveränderung berührt wird; er zeigt uns die Fundamente des Menschendaseins, als die unter allen Stürmen des Fortschritts und Weltgangs nothwendigen und erhaltenden Mächte. „Wer rettet sich", ruft H. in dieser Erörterung aus, „nicht gern und mit einer gewissen stillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieser Art hin, die ihm allein noch zuzurufen scheinen, daß sich nicht darum alles bewegt und alles umkehrt, um alles auf einmal in derselben Verwirrung zu begraben, sondern um die Welt und die Menschheit neu und besser zu gestalten?" Vorzüglich habe Göthe der bildenden Kraft des weiblichen Geschlechts ein schönes und rührendes Denkmal gesetzt. Durch

diese eigenthümliche Tiefe des Gehalts ersetzt das kleine Werk in gewissem Grade den Umfang und die Größe der heroischen d. h. ursprünglich epischen Dichtung.

Darauf forscht H. nach den einzelnen Gesetzen epischer Darstellung und zeigt, wie sehr Göthe denselben Genüge geleistet hat. Hier scheint er jedoch gerade das praktischste Moment, das Gesetz der schönen Entfaltung in der Epopöe, nicht, wie es geschehen sollte, hervorzuheben. Er geht dann die Handlung des Göthe'schen Gedichts durch, bezeichnet die dargestellten Charaktere als durchaus geeignet fürs Epos, und findet selbst eine Aehnlichkeit mit den Homerischen. Endlich bespricht er die Diktion, den Versbau und Rhythmus und leugnet nicht, daß in letzter Hinsicht noch eine Menge kleiner Flecken ins Auge fallen, die man in einem übrigens so vollkommnen Ganzen gern wegwünschte.

Diesen kurzen Ueberblick des reichhaltigen und gediegenen Werks nehme man ja nicht für einen Auszug desselben. Ein solcher war in den Grenzen dieser Arbeit nicht gestattet. Auch konnte es nicht meine Absicht sein, im Einzelnen die Fortschritte aufzuzeigen, die die Kunstphilosophie unter Humboldt's Händen gemacht hatte; denn dem Kundigeren wäre mit kurzen Andeutungen nicht gedient, nnd dem Unkundigen nicht geholfen. Auch manche kritische Bemerkung, die ich über einzelne Punkte anfügen könnte, bleibt hier, wo der Gegenstand nicht erschöpft werden kann, besser unterdrückt.

Wie hoch unter den Neueren besonders Gervinus dieses Werk hält, hatten wir schon einmal zu erwähnen (S. 277). „Er entwickelt", sagt Gervinus,[1]) „an dieser Göthe'schen Dichtung die Gesetze der epischen und eigentlich aller Dichtung, indem er auf subjektivem Wege dem Verfahren des Dichters

1) Neuere Gesch. der poet. Nat.-Litt. der Deutschen 1842, II. 472—73.

bei seiner Schöpfung auf die Spur tritt. . . Was wir von Schiller's ästhetischen Sätzen sagten, können wir auch von Humboldt's wiederholen: wir haben, indem wir historisch der Erzeugung der Dichtungsgattungen nachgingen und ihren Charakter an die Quelle der Zeiten hielten, denen sie eigenthümlich sind, nirgends die apriorische Probe zu unserm empirischen Wege so treffend gefunden, wie hier." Ein anderer höchst achtungswerther Kritiker, J. G. Gruber, hebt dieses Werk in ähnlicher Weise hervor. Er kommt in seiner schätzenswerthen Lebensbeschreibung Wieland's [2]) auf die gänzliche Umgestaltung zu sprechen, welche die Aesthetik seit Schiller's Horen erfuhr. „Still und allmählig", sagt er, „würde diese Umgestaltung herbeigeführt worden sein, wenn man nur so ruhige Untersuchungen angestellt hätte, wie die Schiller'schen und die von Wilhelm v. Humboldt in den „Aesthetischen Versuchen" (1799): allein bald fand sich ein gewaltsames revolutionäres Treiben ein, eine neue Sturm- und Drangperiode, während deren ein Terrorismus im Gebiete des Aesthetischen eben so herrschend werden sollte, als er es in der politischen Welt und unter den — Philosophen war." Diesen Sturm hatten freilich schon die Xenien erregt, die Gebrüder Schlegel aber, die Chorführer der neuen Schule, trieben ihn erst auf tumultuarische Höhe.

Noch ehe Humboldt's Versuche in Deutschland anlangten — er sendete sie nämlich Schillern mit der Bitte, sie zu revidiren und zum Druck zu befördern — war A. W. Schlegel schon mit einer kürzern, aber gleichfalls sehr tüchtigen Kritik des Göthe'schen Gedichts hervorgetreten.[1]) Daß

2) In Wieland's Werken, 53. B. Leipzig, 1828. S. 208—9.

1) Allg. Litt.Zeitung, 11—13. Dez. 1797, Nr. 393—96, dann im 2. Theile von A. W. u. Fr. Schlegel's Charakteristiken u. Kritiken (1801), zuletzt in A. W. Schlegel's kritischen Schriften (Berlin, 1828).

H. von diesem Vorgang Kunde hatte, ist nicht zu glauben; auch findet sich keine Spur davon in seinem Werke. Beide Männer arbeiteten also unabhängig von einander, und doch kamen sie in Beurtheilung des Hermann als epischen Gedichtes ziemlich zu demselben Ergebniß. Schlegel hielt sich, wie die Kritik der Romantiker überhaupt, mehr in den Grenzen der Poetik im engern Sinne und ihr entsprechender Kritik. Statt in die Tiefen der Elementarästhetik zu gehen, beschäftigt er sich sofort mit den Gesetzen der Epopöe. Hier wandte er sich, wie Humboldt, unmittelbar auf Homer zurück und stellt als Hauptforderung an den Epiker die schöne Entfaltung des Stoffes auf — ein Geheimniß, das seit Homer verloren gegangen und erst in Göthe's Hermann wieder erweckt worden sei. Man sieht, Schlegel hält sich näher an die blos äußerliche Zubereitung, aber darin leistet er ganz Vortreffliches. In derselben Weise erörtert er dann die Sitten, die Begebenheiten, die Charaktere und den Styl, wie das Epos sie verlange, so wie den verweilend fortschreitenden Rhythmus desselben.

Noch überraschender und schmeichelhafter für den Urheber dieser Dichtung mochte das umfassende Werk sein, das jetzt unverhofft von Paris anlangte. Göthe war noch immer mit epischen Planen schwanger und las unablässig in seinem Homer, als ihm Schiller (15. Mai 1798) meldete, er behalte, da er ihn doch nächstens in Jena zu sehen hoffe, eine unerwartete Novität zurück, die ihn sehr nahe angehe und die ihm, wie er hoffe, viel Freude machen werde. Darauf antwortet Göthe folgenden Tags: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch soll sie mir ganz willkommen sein. Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne.“ Leider könne er aber vor Sonntag nicht kommen. Da schrieb Schiller sofort

(18. Mai): sie würden bald Gelegenheit haben, noch recht viel über die lang schon verhandelte Materie, die epische Dichtkunst, mit einander zu sprechen. „Die Novität von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir in Manuskript zugeschickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht ist, mit einander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." Am 19. erwiedert Göthe: „Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht, und freue mich sehr darauf, um so mehr, als ich fürchtete, daß uns seine Reise seinen theoretischen Beistand, wenigstens auf eine Weile, entziehen würde. Es ist kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang gerathe." Schon am folgenden Tag ging Göthe nach Jena und blieb vier Wochen daselbst. Hier sah er das Werk selbst ein, und die Angelegenheit ward sorgfältig zwischen den Freunden verhandelt.

Schiller und Göthe wollten zu gleicher Zeit an Humboldt schreiben. Das verzögerte sich und Schiller sendete vorläufig „ein Lebenszeichen und Trostwort" an den Genossen nach Paris. Dieser Brief von Schiller ist sehr merkwürdig. Schiller war durch seine Thätigkeit am Wallenstein

H. von diesem Vorgang Kunde hatte, ist nicht zu glauben; auch findet sich keine Spur davon in seinem Werke. Beide Männer arbeiteten also unabhängig von einander, und doch kamen sie in Beurtheilung des Hermann als epischen Gedichtes ziemlich zu demselben Ergebniß. Schlegel hielt sich, wie die Kritik der Romantiker überhaupt, mehr in den Grenzen der Poetik im engern Sinne und ihr entsprechender Kritik. Statt in die Tiefen der Elementarästhetik zu gehen, beschäftigt er sich sofort mit den Gesetzen der Epopöe. Hier wandte er sich, wie Humboldt, unmittelbar auf Homer zurück und stellt als Hauptforderung an den Epiker die schöne Entfaltung des Stoffes auf — ein Geheimniß, das seit Homer verloren gegangen und erst in Göthe's Hermann wieder erweckt worden sei. Man sieht, Schlegel hält sich näher an die blos äußerliche Zubereitung, aber darin leistet er ganz Vortreffliches. In derselben Weise erörtert er dann die Sitten, die Begebenheiten, die Charaktere und den Styl, wie das Epos sie verlange, so wie den verweilend fortschreitenden Rhythmus desselben.

Noch überraschender und schmeichelhafter für den Urheber dieser Dichtung mochte das umfassende Werk sein, das jetzt unverhofft von Paris anlangte. Göthe war noch immer mit epischen Planen schwanger und las unablässig in seinem Homer, als ihm Schiller (15. Mai 1798) meldete, er behalte, da er ihn doch nächstens in Jena zu sehen hoffe, eine unerwartete Novität zurück, die ihn sehr nahe angehe und die ihm, wie er hoffe, viel Freude machen werde. Darauf antwortet Göthe folgenden Tags: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch soll sie mir ganz willkommen sein. Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne.“ Leider könne er aber vor Sonntag nicht kommen. Da schrieb Schiller sofort

(18. Mai): sie würden bald Gelegenheit haben, noch recht viel über die lang schon verhandelte Materie, die epische Dichtkunst, mit einander zu sprechen. „Die Novität von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir in Manuskript zugeschickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht ist, mit einander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." Am 19. erwiedert Göthe: „Humboldt's Arbeit erwartete ich wirklich nicht, und freue mich sehr darauf, um so mehr, als ich fürchtete, daß uns seine Reise seinen theoretischen Beistand, wenigstens auf eine Weile, entziehen würde. Es ist kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang gerathe." Schon am folgenden Tag ging Göthe nach Jena und blieb vier Wochen daselbst. Hier sah er das Werk selbst ein, und die Angelegenheit ward sorgfältig zwischen den Freunden verhandelt.

Schiller und Göthe wollten zu gleicher Zeit an Humboldt schreiben. Das verzögerte sich und Schiller sendete vorläufig „ein Lebenszeichen und Trostwort" an den Genossen nach Paris. Dieser Brief von Schiller ist sehr merkwürdig. Schiller war durch seine Thätigkeit am Wallenstein

ganz von der eigentlichen Theorie abgekommen, und fühlte sich im jetzigen Moment wenig davon gefördert. Ja so sehr hatte er sich Göthen genähert, daß er nunmehr über seine eigenen frühern theoretischen Leistungen sogar zu geringschätzend urtheilte. Diese Ansicht spricht sich in dem hier folgenden Briefe an H. ganz unumwunden aus. Hat sich dabei aber nicht auch unwillkührlich eine ganz andere Empfindung verrathen? Humboldt, der sich wie kein Anderer hingebend für Schiller's Dichternatur bewiesen und der wirklich in einem Theile seines eignen Wesens stets einen ganz sympathisirenden Zug behielt — dieser schrieb ein ausführliches Werk, worin schlechtweg die hellenisch-Göthe'sche Dichtungsart beschrieben und gewürdigt, die entgegenstehende „Geistesdichtung" dagegen kaum im Vorbeigehn berührt und keineswegs stichhaltig vertreten wurde. Wirklich war Humboldt zu viel größerer Klarheit über diese nur im Lyrischen, Didaktischen und in der Tragödie zulässige Abart der Poesie gekommen. Kurz, auch dieser Freund stand jetzt öffentlich weit mehr auf Seiten Göthe's und der Poesie im Allgemeinen, als auf der des Nebenzweiges von intellektueller Dichtung. Nun kann man zwar nicht annehmen, daß ein Geist wie Schiller kleinlichen Empfindungen Raum geben werde. Mußte ihn aber diese Wendung gerade an Humboldt nicht doppelt verwundern? Mochte er sich nicht ängstlich umsehen, welches Plätzchen denn noch für ihn verbleibe, wenn dem unmittelbaren Dichtergenius schon so viel, das heißt jede für den Dichter überhaupt nothwendige Eigenschaft und Wirkung nachgerühmt werde? Mußte es nicht Schillern befremden, die epische Dichtung als eine so generelle betrachtet zu sehen, gleichsam als Dichtung par excellence? Mir däucht wenigstens, daß in seiner Antwort an Humboldt diese Empfindungen mitwirken. Der Brief erscheint, trotz aller Anerkennung, fast wider Willen als Opposition, wir hören mehr die tadelnde

Kritik, als das Lob, das doch in weit reicherem Maße gespendet wird. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß Humboldt sein Werk zur Durchsicht an Schiller gesendet und um strenge Beurtheilung gebeten hatte. Da konnte, während der Freund nur seine Pflicht thun wollte, unvermerkt die persönliche Empfindung sich einschleichen. Demungeachtet legt Schiller bei diesem Anlaß ein denkwürdiges Zeugniß für Humboldt, und ein vielleicht noch wichtigeres für seine eigne Entwicklung ab. Er schrieb:[2])

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung, und mußte es noch mehr sein, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

„Der Gedanke, an Göthe's Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Göthe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

„Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch

2) 27. Juni 1798.

thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunstrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

„Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freieste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und spezielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat, und sich zum allgemeinen Gesetze qualificirt, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird.“

„Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der spekulative Geist, dem Künstler und Poeten gegenüber, eigentlich leisten kann. Denn

was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

„Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin ... In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

„Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie Alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört, und der es implicite schon ent-

hält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen und dem, was Göthe und ich diesen Winter über Epopöe und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung, dem Wesen nach, obgleich Ihre Formate metaphysischer gefaßt sind, und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analyse zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich." So werde es ihm ja schon schwer, den reinen Begriff des Epos zwischen den vorhandenen Epopöen wirklich festzuhalten. Die Tragödie Shakespeare's und der Alten werde ihm ähnliche Schwierigkeiten machen. Göthe und er hätten epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden. Sie könnten auch die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen, sie sei absolut plastisch, wie das Epos. Göthe meine sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Sculptur zur Malerei verhalte. Ihnen scheine, daß Epopöe und Tragödie sich durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit unterschieden. Was die Tragödie betreffe, so behalte er sich diese für künftige Briefe vor.

„Ihren Absatz über die Poesie, als redende Kunst, habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, so ist mit Ausnahme einiger weniger Absätze, die uns leider nicht sogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt, Alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverstand zu verleiten, nichts zu wagen u. s. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen . . .

„Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht schon sehr an diese Art zu philosophiren gewöhnt ist, Ihnen folgen werde; unsere neuen Kunstmetaphysiker werden Sie studiren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum holten. — In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

„Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, ist, daß Sie einen zu spekulativen Weg gegangen sind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten construirt) steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand, und, philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt); aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nämlich, der jene allgemeinen Grundsätze, die Metaphysik der Dichtkunst, auf besondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittelt." Der Mangel dieses praktischen Theils fühle sich jedesmal, so oft ein einzelner Zug aus Göthe's Dichtung unter dem Begriff subsumirt werde. Dann fühle der Leser einen Hiatus.

„Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns Beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementar-Begriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger

und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet. [3])

„Unsere solidesten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

„Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Besondere einlassen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir schreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, sehr angenehm berührt."

Schiller bittet Humboldten noch, ihm im nächsten Briefe zu bestimmen, wie bald Vieweg seine Schrift haben müsse. Denn der Verleger des Göthe'schen Gedichts, der mit H. persönlich bekannt war, hatte auch diese Schrift zu drucken übernommen. Im Einzelnen, setzt Schiller hinzu, wisse er nichts zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die er demnächst bemerken wolle. Könne die Terminologie noch etwas umschrieben werden, so werde das allerdings gut sein.

Auch Göthen sendet Schiller eine Abschrift dieses Briefes, so weit er das Humboldtsche Werk betraf. „Da ich es nicht vor Augen hatte, und mir diese Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerstrebend ist, so habe ich nur in generalibus bleiben können. Sie werden in Ihrem Briefe für das Weitere schon sorgen." (Sch. an G., 28. Juni.)

---

3) Schiller's Satz ist durchaus wahr. Nur übersieht er, daß Humboldt's Buch weit mehr solche empirische Uebergänge und Vermittlungen hat, als seine eignen frühern Aufsätze. Wie sehr contrastirt Humboldt's in die breite Empirie der Kunst versenktes Denken gegen die abstrakten Sätze, die Schiller unmittelbar z. B. an Bürger geltend machte. Die Theorie war hier, ihrer Wahrheit ungeachtet, viel abstrakter, die Anwendung viel greller. Wie Schiller an Humboldt, so tadeln wir oft an Andern die Fehler am strengsten, die wir selbst erst kaum zu besiegen angefangen haben!

Auch Göthe fühlte, daß Schiller's Brief etwas Mißliches habe. „Ihr Schreiben an Humboldt“, antwortete er ihm (am 30sten), „ist zwar recht schön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich sein, denn es drückt nur allzusehr aus: daß diese Arbeit nicht ganz in unsere gegenwärtigen Umstände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit, im Praktischen etwas vom Theoretischen zu nutzen.“ Am Ende des Briefes kommt Göthe nochmals darauf zurück. Er erzählt Schillern, daß es ihm gelungen, die ersten Gesänge des Tell, den er damals episch behandeln wollte, näher zu motiviren. Auch habe er eine klarere Idee, wie er dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem ersten trennen könne, „wobei Freund Humboldt belobt werden solle, daß er ihm durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des ersten das weite Feld deutlich gezeigt habe, in welches hinein er das zweite spielen könne.“ Diesen epischen Tell führte er aber nicht aus, sondern überließ nachher Schillern den Plan zu dramatischer Ausführung. — Später drückte Göthe selbst seinen Dank an Humboldt schriftlich aus, und legte eine Abschrift seiner neuen Elegie, Euphrosyne, bei.

Humboldt nahm die Erklärungen Schiller's ganz unbefangen auf, und wiederholte nur die Bitte, das Werk ganz nach seinem Ermessen zu revidiren und dann zum Druck abzusenden. Außerdem schrieb er noch eine Einleitung zu seinem Werke, worin er, sichtbar genug, die Ausstellungen Schiller's über dasselbe berücksichtigte und sich über die Stellung des Theoretikers und Beurtheilers zum ausübenden Künstler fast ganz wie Schiller erklärte. Daß diese Einleitung erst nach jenem Briefe geschrieben wurde, scheint mir gewiß.

„Mein Brief an Humboldt,“ meldete Schiller an Göthe,

den 27. Juli, „ist ungewöhnlich schnell gelaufen und so auch seine Antwort, die ich Ihnen hier beilege. Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werkes, die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen, und das Corrigiren in fremde Arbeiten ist eine eben so undankbare als schwierige Arbeit. Neugierig bin ich, was die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegel'sche, zu diesem Humboldtischen Buche sagen wird." — Die Verlegenheit, in der sich Schiller sah, löste Göthe mit richtigem Gefühl. „Es freut mich herzlich", entgegnete er ihm Tags darauf, „daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiederung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe, wie es möglich sein soll, eine Revision seiner Arbeit, wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie, nach Ihrer Vorstellung, daran zu rücken anfangen, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten."

Göthe's Worte gaben den Ausschlag, und schwerlich hat Schiller nur irgend etwas Wesentliches geändert. Den 21. August schrieb er an Göthe, er habe nun Humboldten vom Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufrieden stellen werde. Und einen Monat später bestätigt er dies: Humboldt habe geschrieben. „Mit unsern Arrangements mit seinem Werk ist er wohl zufrieden."

Wilhelm von Humboldt's ästhetische Versuche, erster Theil: über Göthe's Hermann und Dorothea erschienen im Anfang des Jahres 1799 bei Fr. Vieweg in Braunschweig. [1]) Ein zweiter Theil folgte nie. Was er über die Kunst auf dem Herzen gehabt hatte, war im Wesentlichen in diesem ersten niedergelegt. Die Aufnahme, die er bei den Zeitgenossen fand, war nicht gemacht, ihn zu weiteren Versuchen zu ermuntern. Das Buch fiel gerade in jene tumultuarische Epoche unserer Litteratur, von welcher Gruber spricht. Die Gebrüder Schlegel hatten sich als neue Schule aufgethan und im Athenäum ein Organ gegründet, worin die Xenien in keckster Weise überboten wurden. Humboldt's Schrift, die eine ernste Würdigung verlangte, ward auch sogleich im Athenäum bespöttelt. Die Schlegel hatten sich für solche Frivolitäten eine eigne Rubrik, besonders unter dem Titel: Litterarischer Reichsanzeiger oder Archiv der Zeit und ihres Geschmackes, errichtet, und brachten schon im 2ten Stück des Jahrgangs 1799 unter mehreren folgende Anzeige: „Derjenige, welcher beweisen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabsicht bloß um das Fortkommen der Aesthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Ramdohr zu Ende gelesen habe, soll zur Prämie die ästhetischen Versuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen ist, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthisson." Ein bitterer Ausfall, weil er die etwas breite Darstellung des Humboldtschen Werks in der That berührte, und deshalb gewiß auch empfunden wurde. Es war in jedem Fall ein schlechter Spaß, und die Schlegel, die Humboldten noch oft im Leben begegneten und sich seines Schutzes zu erfreuen hatten, mögen

1) Jetzt in den gesammelten Werken, B. 4, 1843, S. 1—269.

ihn bitter bereut haben. Noch in den Tagen des Wiener Congresses wurde manchmal daran erinnert; nur Humboldt selbst, in heitrer Großmuth, wollte sich dessen gar nicht erinnern. [2])

Schiller war entrüstet über das Auftreten der Schlegel, und besonders über dieses neuste Stück des Athenäums, worin noch eine ganze Reihe solcher xenienartiger Aphorismen enthalten war. Er schüttete seinen Unwillen in einem Brief an Göthe [3]) aus, und sagte dabei: „Gegen Humboldt ist der Ausfall unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat.“ „Wegen des Schlegelischen Feldzugs bin ich ganz Ihrer Meinung,“ erwiederte Göthe lakonisch (17. Aug.).

Die ältere Schule hatte sich den Forschungen der Zeit großentheils entfremdet und ertrug es kaum, Göthe's Dichtergröße so ins Licht gestellt zu sehen: bei ihr konnte eine Arbeit, wie die Humboldtische, nicht wohl auf Anklang rechnen. Einem aber war sie aus besondern Motiven widerwärtig, um so widerwärtiger, weil er Humboldten persönlich lieb gewonnen hatte — Voß'en nämlich, der durch das neue Gedicht den Ruhm seiner Luise beeinträchtigt sah. Im Voßischen Kreise galt Hermann und Dorothea für eine schwächliche Nachahmung der Luise. Nun diese Anpreisung des Götheschen Gedichts, und gar durch Humboldt — denn die Schlegel verachtete man — das mußte verdrießen. Diese Stimmung äußert sich in einem Briefe von Voß an F. A. Wolf, vom 9. April 1799. Er berichtete diesem von seinen neusten Arbeiten und Classikerübersetzungen und schließt dann also: „So neu erwärmt von den alten Unsterblichen, empfand ich den russischen Mißhauch bis in das innerste

2) Varnhagen v. Ense, Denkw. B. V. S. 52.
3) Vom 16. August 1799.

Mark, der mich aus dem Humboldtischen Buche, dem ἀϑεσφατῳ! über die Hermanniade, und über das Moderne, den höchsten Gipfel der Urbegeisterung, ankältete. Von Humboldt, rief ich, ist es Sünde wider den heiligen Geist! Aber nein, fügt' ich hinzu, er hat nie die Kraft des Geistes vernommen; er hat nur sein Sausen gehört.“ [4])

Am Ende hatte Schiller richtig prophezeit: man werde aus Humboldts Arbeit schöpfen, ohne die Quelle zu nennen, aus der man seine Reichthümer geholt. Bücher und Namen von viel geringerem Werthe spielen eine Rolle in unsern Kunstphilosophien, Humboldt's Buch war den Meisten kaum dem Namen nach bekaunt oder ward als abgestandne „kant'sche Weisheit“ mißachtet. Erst seit Erscheinen des Schiller-Humboldtischen Briefwechsels hat man von verschiedenen Seiten auch Humboldts ästhetische und kritische Bedeutung neu ins Auge gefaßt, und auf sein Hauptwerk in dieser Richtung gewiesen.

In der Stille hatte das Buch seine Wirkung dennoch, und die Eingeweihten kannten es wohl. Rahel z. B. damals noch sehr jung, wußte gleich die Bedeutung desselben zu fassen. In einem ihrer Briefe schreibt sie (11. Febr. 1799) an G. von Brinckmann, nach Paris: „Ich lese Humboldt's Buch; bin aber noch im Anfang: mir kann er gar nicht weitläufig genug schreiben. . . Möchten es nur alle Diebe lesen, die dichten wollen in Prosa oder Versen, so wär' man sie los: und die Xenien würden lauter artige erwachsene Oden.“ — Selbst Wieland las das Werk mit großer Zufriedenheit, und bedauerte nur, daß der Verfasser

4) Siehe J. H. Voß Briefe, B. II. Halberst. 1830. S. 245. Der Name Humboldt ist nur angedeutet, doch in der Urschrift steht er, wie wir aus guter Quelle wissen, vollständig.

seine ganze Theorie in die Beurtheilung des Göthe'schen Gedichts eingeflochten und dieser nicht lieber vorausgeschickt habe.[5])

Der Hauptgrund aber, warum H. sich mehr von diesem Gebiete abwandte, hatte mit der Aufnahme jener Versuche nichts zu thun. Die längere Entfernung von der Heimath rückte auch dieses Interesse in die Ferne. Andere Gebiete des Forschens nahmen ihn in Anspruch, Gebiete, wo er fast ohne Nebenbuhler wirkte und etwas durchaus Neues erst schaffen konnte. Je mehr Nationen und Länder nämlich er in den Wanderjahren, die er antrat, kennen lernte, desto mehr richtete sich sein Gedanke auf das Element aller Mittheilung — auf die Sprache, und hier bereitete er die Grundlagen eines bisher noch gar nicht vorhandenen Theils der Philosophie vor.

Ungetreu aber ward er der Kunst so wenig, als den befreundeten Dichter. Am Abend seines Lebens richtete er wiederholt sein Augenmerk auch öffentlich auf die alten Genossen. Sein Verkehr mit Schiller und Göthe dauerte auch aus der Ferne fort, an verschiedenen Stellen werden wir darauf zurückkommen; so zusammenhängend und ununterbrochen jedoch, als in der Epoche, die wir hier beschließen, ward diese Verbindung nicht wieder. Jene Zeit blieb ihm aber auch stets unvergeßlich.

Wir können dieses Buch nicht besser beschließen als wenn wir die Hauptstellen, mit welchen Humboldt in den ästhetischen Versuchen den Göthe'schen Dichtergenius charakterisirt, gleichsam als Endergebnisse seines Nachdenkens darüber und als Denkmal seiner Theilnahme an dem Wirken des großen Dichters zusammenfassen. Da sagte er unter anderm:

5) Litterarische Zustände und Zeitgenossen. Aus K. A. Böttiger's Nachlasse, v. Sohne. Leipzig, 1838. S. 248.

„Das Erste, was bei der Verfeinerung des Gedankens und der Empfindung der Modernen zu leiden Gefahr läuft, ist die natürliche Wahrheit und die schlichte Einfalt. Doch sind es gerade diese beiden Eigenschaften, welche Göthe in einem unverkennbaren Grade an sich trägt. . .

„Zwar scheint in dieser Verbindung auf den ersten Anblick etwas Widersprechendes zu liegen. Jener [beobachtende und bildende] Sinn sucht die großen und hellen Massen der Natur, also im Menschen, was der Gattung, der ganzen Menschheit angehört. Diese sentimentale Stimmung steigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur Einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groß genug zu behandeln, um diesen Widerspruch sogleich wieder aufzuheben, und dies ist es, was unsern Dichter vor anderen auszeichnet.

„Wo er den Zustand des Gemüths darlegt (und eigentlich ist er überall damit beschäftigt), wo er auch den ungewöhnlichsten und leidenschaftlichsten schildert, verfährt er demnach, gerade wie bei der Beschreibung der äußern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen fest in einander. Er läßt die Individualität, die er darstellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt sie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Aeußerungen des Charakters, zeigt denselben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unsrer Einbildungskraft so in seinem ganzen Seyn und Wesen vor, daß wir ihn nicht blos in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, sondern so erblicken, wie er überhaupt immer ist, seine Entwicklungen verfolgen, seine Fortschritte beurtheilen können. Er läßt nicht nach, genau und vollkommen zu erforschen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die sich ihm auf seinem Wege dichterischer Erfindung

darbietet, in einem menschlichen Gemüthe als reine Wahrheit bleibend fortdauern, wie sie sich zu den übrigen nothwendigen und rein menschlichen Empfindungen verhalten, wie sich an andere Eigenthümlichkeiten anschließen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortschreiten umgestalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in seiner Darstellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie einzeln bei ihr stehen, sondern erweitert sie auf eine unendliche Fläche, und stellt sich immer in den Mittelpunkt, in dem sich doch endlich alles, was nur irgend menschlich heißen kann, nothwendig mit einander vereinigen muß. Dadurch wird sie nun, wie ungewöhnlich sie auch an sich sein möchte, in seiner Schilderung wirklich zur Natur, erscheint weder als die Frucht einer augenblicklichen Ueberspannung der Einbildungskraft, einer künstlich übertriebenen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geistes zu einer Höhe, auf der er sich nicht zu halten vermag; sondern als das wahre Resultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zusammenwirken.

„Es kommt nur darauf an, recht menschlich gestimmt zu sein, um das Außerordentliche und das Einfachste in denselben Kreis einzuschließen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten, nothwendig noch der Fall sein mußte, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der innern Erfahrung fehlt, liegen gewisse Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, außer den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es wie so oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiß jenen seltnen Erscheinungen keinen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Darum ist unser Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein andrer, wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unsrem Herzen sprach.

„Wer einzelne Beispiele für diese nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere sich, in welchem vorher unbekannten Sinn er den Umgang mit der Natur geschildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben; wie er das Geheimniß verstanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichste Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine so seltne und schwärmerische Liebe, daß sie das Leben selbst ihren Empfindungen aufopfert, mit dem natürlichsten und einfachsten Sinn, mit der treuesten und naivsten Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmlosesten Freuden des kindischen Alters zu paaren.

„In keinem alten Dichter wird man diese hohe, feine und idealische Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit diesen Vorzügen, diese schlichte Natur, diese einfache Wahrheit, diese herzliche Innigkeit antreffen.“ (Ges. W. B. 4., S. 128—132.)

* * *

„Um die besondre Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es sei uns erlaubt, auch unsern Dichter noch einen Augenblick in dieser doppelten Beziehung zu betrachten.

„Er verweilt, wie wir gesehen haben, nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des inneren Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; sondern er zeigt es uns auch so, wie es etwas Andres und Höheres begehrt, als dessen Befriedigung unmittelbar in der Natur außer uns liegt, etwas Idealisches, das über die äußere Thätigkeit und den äußern Genuß des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein innres Dasein in sich selbst dem äußren in der Welt entgegensetzt, in jenem oft etwas

verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dort dasjenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen, und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.

„Aber die inneren Regungen sind sehr verschiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden — der hohe und starke, und der stille und sanft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Gestalt, wenn er aus dem bloßen, von keiner äußern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfaßt und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Herz fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft als Seele malen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

„Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es

mit stolzer Freude behaupten, seinen deutschen Charakter. Denn eine sichtbare Neigung zur abgesonderten Beschäftigung des Geistes und des Herzens, und ein stärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenschaftlicher Heftigkeit, sind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unsrer Nation, welche ihre besten philosophischen und dichterischen Produkte unverkennbar an sich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künstlers hinzukommt, seine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine größere innere Festigkeit erlangen.

„Wenn wir indeß hier diesem Gedicht und der neueren Poesie überhaupt etwas zuschreiben, was sie vor der älteren auszeichnet; so ist dies kein Vorzug, der das Wesen der Kunst angeht. In diesem bleiben die Alten immer die Meister, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienst, von dem wir hier reden, ist nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empfindungsgehalt der neueren Zeit in das ächt künstlerische Gewand zu kleiden, das man sonst nur bei ihnen antrifft.“ (Ges. Werke, B. 4., S. 135—137.)

Hermann und Dorothea erklärt er für dasjenige Werk, in welchem sich der Dichtercharakter des Urhebers am reinsten und vollendetsten manifestirte. Wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstrahle, so finde man doch in keinem, so wie in diesem, alle diese einzelnen Strahlen so in Einem Brennpunkte versammelt.

Viertes Buch.

Reisen und Aufenthalt im Ausland.

Leben in Paris. Spanische Reisen. Wiedereintritt in den Staatsdienst. Römische Gesandtschaft.

1798 bis 1808.

Als unser Humboldt den Entschluß faßte, die nächsten Jahre seiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten größeren Reisen und längerem Aufenthalte im Ausland zu widmen, hatten sich die Verhältnisse in seiner Heimath noch in nichts Wesentlichem, die der europäischen Welt nur scheinbar verändert. In Preußen waltete noch die schwache Regierung Friedrich Wilhelm des Zweiten. Alle Hoffnungen richteten sich auf seinen Sohn und Nachfolger, der unter dem Namen Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg (16. Nov. 1797), kurz nachdem Humboldt seine Reise angetreten hatte. Daß es unter dem neuen Herrscher besser aussehen würde, als unter dem vorangegangenen, ließ sich erwarten; ob es ihm aber gelingen werde, den schlechten Geist zu bannen und Preußens Stellung in Europa zu erhalten, war bei den schwierigen Constellationen der Zeit nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Dem ruhigen Beobachter mußte mancher Zweifel darüber aufsteigen.

Der Gang der französischen Staatsveränderung und des dadurch veranlaßten Krieges war allerdings von der Art, daß man einige Zeit wähnen konnte, es werde nun zu einer beständigen Verfassung im Innern Frankreichs und zur gründlichen Wiederherstellung des allgemeinen Friedens kommen. Dies beruhte aber auf großer Täuschung. Ordnung in Frankreich und Friede konnten noch nicht bestehen. Die Gesinnung einiger Gewalthaber zur Zeit des Direktoriums verbürgte so wenig als der Baseler Separatfriede

die Hoffnung allgemeiner Versöhnung, und die Lorbeern, die Erzherzog Carl in Deutschland gewonnen, wurden doch weit von den Siegen des jungen Bonaparte in Italien verdunkelt, ja mit dem Auftreten dieses kühnen Helden ward in der französischen Nation jene Richtung, deren Verschwinden man hoffte, erst recht entfesselt. Der Friede von Campo Formio war eigentlich mehr ein Waffenstillstand, und fast von eben so kurzer Dauer als ein solcher.

Wie aber die Ereignisse auch kommen wollten, für Deutschland war selbst im besten Fall wenig Gutes zu hoffen. Regierungen und Völker erschlafft; von Nationalgeist kaum eine Spur; der politische Sinn des Volkes seit Jahrhunderten von elenden Gewalthabern so gut wie von einzelnen edlen erdrückt — einige Lichtpunkte rein geistiger Art nur in paar kleinen Fürstenthümern, die, vor der Entwicklung der größern Staaten, dem Vaterlande einen unvergeßlichen Dienst leisten sollten; von diesen Punkten aus allerdings ein Geistesleben, das im Moment über die politische und nationale Verwesung täuschte und auch deren Ende vorbereitete. An diesem bessern Sein des deutschen Volkes, an seiner Kunst und Wissenschaft hatte Humboldt, wie wir sahen, nach Kräften Theil genommen; von dem politischen Leben aber konnte der Edle nur sein Antlitz abwenden. Denn was war von dieser zerrissenen Nation, deren kraftlose Splitter zwei Monarchien, die sich tödtlich haßten, an ihrer Spitze hatten, zu gewärtigen, als Schmach und Niederlage? Was war vorauszusehen, als ein gräßlicher Umsturz, dessen Ausgang sich in keiner Art berechnen ließ? Was zu wünschen endlich, als eine gründliche Wiedergeburt im Innern und Aeußern unseres Nationallebens so wie des in seiner Isolirung ohnmächtigen, verderblichen Preußens.

Wer würde, wenn er unabhängig ist, ein Land, das so trostlose Aussichten hat, nicht lieber für längere Zeit ver-

lassen und seine Dienste für Zeiten sparen, wo er hoffen kann, etwas Nachhaltigeres zu wirken? Und wie hätte ein Mann, von so großartigem intellektuellem Streben und einer weit über das Zeitalter gehobenen Denkart, wie Humboldt war, seine Muse besser anwenden können, als indem er erst an allen Eroberungen deutscher Innerlichkeit, der Grundlegung einer bessern Zukunft, Theil nahm, alsdann aber in die Ferne ging, um vieler Länder Menschen und Sitten zu sehen und seine Kenntniß und Erfahrung nach so vielen Seiten, sonders aber nach denen, die ihn am meisten fesselten, zu vermehren. In der That, diese Wanderungen und Lebensjahre im Ausland waren für Humboldt von großer Bedeutung. In dem Anschaun südeuropäischer Völker und der Ueberreste des classischen Alterthums vervollständigte er seine Ansicht von dieser Vergangenheit und von der Menschheit überhaupt. Dann entwickelte sich sein angeborener Sinn für den Geist der Sprache, nicht allein im Verkehr mit den verschiedenen Nationen, sondern vielleicht noch mehr an den, zumal in Paris und Rom, angehäuften linguistischen Schätzen. Endlich vollendete sich während dieser Jahre der praktische Mensch: ein Staatsmann, der durch Weltkenntniß, Uebung und Gewandtheit einst so hervorleuchten sollte. Was überdies für Humboldt als genießenden Geist ein so langer Aufenthalt, wie er ihm vor allen in Rom und römischen Umgebungen vergönnt war, sein mußte, das würden wir auch ohne die unzweideutigsten Belege, die uns vorliegen, errathen.

Wir sahen, daß sein nächster Plan, mit der ganzen Familie nach Italien zu gehen, durch die kriegerischen Begebenheiten vernichtet wurde. Er wandte sich daher mit den Seinigen in das so eben auch von Süddeutschland aus geöffnete Frankreich und ging nach Paris. Wir sahen schon, wie er mitten in dieser fremden Umgebung im Anfang fast nur dem Interesse deutscher Kunst und Wissenschaft oblag

und seine Genossen an der Ilm und Saale mit einem umfassenden Beitrag zur Kunstphilosophie überraschte. Nunmehr haben wir nach den sonstigen Interessen seines Pariser Aufenthalts zu fragen, und Menschen und Verhältnisse vorzuführen, die ihn näher berührten.

Humboldt kam im Spätjahr 1797 zum zweiten Male nach Paris. Für ihn, der die französische Nation in der Zeit der ersten Freiheitsbegeisterung gesehn hatte, mochte der Ort, troß der Umwälzungen, die er erlebt hatte, jezt in dem Moment der Abspannung nicht mehr den frühern Reiz haben, wenn schon das Interesse auch jetzt nicht ausgehen konnte. Da uns aber aus der Zeit des zweiten Aufenthalts überhaupt wenig Mittheilungen vorliegen, müssen wir uns um so mehr an den Widerschein halten, den einige auch für sie selbst sehr charakteristische Briefe der Frau von Humboldt auch auf ihn werfen. „Paris" — schreibt sie 25. Mai 1798 an ihre Freundin Rahel nach Berlin — „Paris wäre der eigentliche Ort, an dem Sie leben müßten, an dem Sie, besonders wenn Sie auch einige Deutsche um sich hätten, sich gefallen würden, wie an keinem andern. Paris ist sehr schön, es giebt vielleicht kaum noch eine Stadt, die einen Anblick wie den darbietet, den man genießt, wenn man auf dem Pont-Royal steht, zur Rechten den Pont-Neuf, zur Linken den Pont de la Révolution, unten den schönen breiten Strom, zu beiden Seiten die breiten Quai's mit einer Reihe prächtiger Gebäude, das Schloß der Tuillerien, den Garten, und weiter die Champs-Elysees." Nachdem sie dann der Freundin ihren damaligen innern Zustand ausgelegt, ihr Bedürfniß, alles klar zu wissen und sollte es das Leben kosten, da es doch für den, welchen die Natur einmal so gemacht habe, kein andres Dasein gebe, und das Geständniß

hinzugefügt hat, daß sie nicht ohne die tiefsten Schmerzen und den bittersten Verlust zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen sei, daß sie sich aber nun frei und ruhig fühle, und offenen Sinns für alles Menschliche und für alles Göttliche im Menschen, und zuletzt zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß der Punkt des innern Zusammenhalts die Liebe bleibe — „die allein unser Wesen gestalte und selbst wenn jede ihrer Täuschungen zerronnen, es noch sei, die den Takt des Lebens harmonisch erhalte" — nach solchen Ergießungen fährt sie fort: „Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern sagen. — In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen sie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Existenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ist kein Mensch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu sein. Abends bin ich häufig in Gesellschaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetisch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hause. Es sind viele Deutsche hier, denen mein Haus ein point de ralliement ist, ich sehe aber auch viel Franzosen und sehe sie gern. Das Theater ist unendlich interessant, die Komödie vortrefflich. Alle Feinheit, Höflichkeit, alle Oberflächlichkeit des französischen Wesens, ihrer Sitten wie ihrer Empfindungen, offenbart sich unendlich in ihren Stücken und in der Art, wie sie gespielt werden. Bei der Tragödie ist das vielleicht noch merkbarer. Ich kann mir nicht denken, wie man jemals gerührt werden könnte, aber interessirt ist man aufs äußerste, weil das Spiel der vorzüglichen Schauspieler ein vollendetes Kunstwerk ist." [1]) Das häusliche Glück schildert ein zweiter Brief der Frau von Humboldt näher. „Meine Kleinen," sagt sie, „werden dich sehr freuen. Li [Karoline] entwickelt sich sehr liebenswürdig, sie ist sehr zart und hat

1) Mitgetheilt von Varnhagen von Ense, Bildniß-Gallerie aus Rahels Umgang, I. 143—45.

einen seltnen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie du leicht denken kannst. Der Bruder [Wilhelm] ist schön, viel derber, sehr unartig, eigenwillig, und doch unendlich gutmüthig. Theodor ist das liebenswürdigste Kind, was ich je sah — er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus, sein Gesichtchen hat einen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge ist, als schaute man in den Himmel. Das Weiße darin ist ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare sind blond, sein Mund einer der reizendsten, den ich je an einem Kinde sah. Wenn du den Jungen sehen könntest, er würde dich zum Narren machen, wie mich.“ [2])

Schon im Frühjahr 1798 ward H. die Freude, auch seinen Bruder noch einige Zeit in der Nähe zu haben. Er kam nach Paris, um sich der Entdeckungsreise anzuschließen, welche Kapitain Baudin ins Südmeer unternehmen sollte. Denn ganz aus eigenen Mitteln so umfassende Reisen durchzusetzen, schien ja kaum möglich. Doch zu bald machte der drohende Wiederausbruch des Kriegs in Deutschland und Italien die Ausführung dieses Planes scheitern. Nun wurden zwar die Reisevorbereitungen emsig fortgesetzt; Alexander lernte z. B. noch arabisch, und ohne Zweifel begann jetzt auch Wilhelm sein Augenmerk zuerst auf die amerikanischen Sprachen zu wenden, zu deren Ergründung er hoffen durfte, durch des Bruders Reise völlig neue Materialien zu erlangen. Alexander aber hatte nun keine Ruhe mehr. Schon wollte er mit seinem Freunde Bonpland auf einer schwedischen Fregatte nach Nordafrika und Aegypten gehen, um nachher jede sich bietende Gelegenheit zur größeren Reise zu nutzen. Gegen Ende Oktober 1798 verließ er Paris und

---

2) Ebendas., I. 147.

ging nach Marseille. Dies war ein schwerer Abschied. „Ich trennte mich", sagt er nachmals in der Schilderung seiner großen Reise, „von einem Bruder, der durch seinen Rath und durch sein Beispiel einen großen Einfluß auf die Richtung meiner Gedanken ausgeübt hatte. Er billigte die Gründe, die mich bestimmten, Europa zu verlassen; eine geheime Stimme sagte uns, daß wir uns wiedersehen würden. Diese Hoffnung, die nicht getäuscht wurde, versüßte den Schmerz einer langen Trennung. Ich verließ Paris in der Absicht, mich nach Algier und Aegypten einzuschiffen und durch den Wechsel der Begebenheiten, der über alle menschlichen Dinge herrscht, sehe ich meinen Bruder bei meiner Rückkehr vom Amazonenstrom und von Peru wieder, ohne das feste Land von Afrika berührt zu haben." [3])

Die schwedische Fregatte blieb aus; Unruhen in Tunis machten es auch nicht rathsam, dorthin zu gehen. Alexander beschloß nun den Winter in Spanien zuzubringen. Er kam nach Madrid, und hier nahmen seine Angelegenheiten eine über Erwarten günstige Wendung. Er erhielt vom Madrider Hof nicht nur die Erlaubniß, das Innere des spanischen Amerika zu bereisen, sondern auch die wünschenswertheste Förderung zu diesem Zweck. Den 5. Juni 1799 ging er mit seinem jungen Freunde zu Corunna nach dem neuen Continent unter Segel. Indem wir den Verlauf dieser für die Wissenschaft so außerordentlich ergiebigen Reise als bekannt voraussetzen, wenden wir uns zu den Begegnissen des älteren Bruders und zunächst zu dessen Aufenthalt in Paris zurück.

Schon zu Paris war das Humboldt'sche Haus ein Anhaltspunkt für jeden Deutschen, der nur einigermaßen

3) A. v. Humboldt's und Bonpland's Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 — 1804. Thl. I. Stuttg. u. Tüb. 1815. S. 52 — 53.

verdiente, dessen Gast zu sein. Wenn auch Humboldt selbst seine Vielseitigkeit nicht so ausdehnen durfte, daß er nicht den bessern Theil der Zeit seinen Studien und Lieblingsrichtungen wie dem Umgang mit Männern, die ihm hier begegneten, zugewendet hätte, so war die Gattin um so gewisser der Punkt, um den sich das Verschiedenartigste sammeln konnte, und vor allen waren es deutsche Künstler, die sich ihrer Aufmerksamkeit zu erfreuen hatten. Der französische Maler David zog eine ziemliche Zahl junger Künstler nach Paris, unter den Deutschen z. B. den Maler Schick, den Bildhauer Tieck u. A. Diese jungen Männer erfreuten sich schon damals der Gunst dieses gastfreundlichen Hauses. Humboldt selbst faßte im Interesse der Weimarischen Kunstfreunde die Leistungen dortiger Künstler ins Auge. So finden wir Mittheilungen von ihm in Göthe's Propyläen, z. B. über Forestier's neue Methode die Malerei zu lehren, über ein großes Gemälde von David: die Versöhnung der Römer und Sabiner, und über ein andres des damals erst auftretenden Malers Gerard: der hülflose Blinde. Göthe und H. Meyer fügten dann ihrerseits diesen Berichten Urtheile oder Notizen hinzu. [4])

Von den interessanten Männern, die damals zu Paris lebten, haben wir schon Gustav von Brinckmann genannt. [5]) Er war als Legationssekretair dem schwedischen Gesandten, Baron von Staël, beigegeben und blieb nach dessen Abreise im Jahr 1798 als Geschäftsträger zurück. Mit Humboldt, Frau v. Staël rc. lebte er auf sehr vertrautem

---

4) Diese Artikel aus Paris stehen im dritten Bande der Propyläen von Göthe, St. u. Tübingen, 1800. S. 110 — 24. Wir würden ohnedies Humboldt als Verfasser vermuthet haben; es wurde aber dessen Autorschaft jüngst auch durch bestimmte Aussage H. Meyer's bestätigt (Morgenblatt, 14. März 1842. Corresp. aus Weimar).

5) Siehe Thl. I. 452 — 53.

Fuße. Nach dem 18. Brumaire (Nov. 1799) wurde er vom ersten Consul mit mehreren andern Diplomaten aus Paris fortgeschickt. Der Aufenthalt an diesem Orte war überhaupt für Fremde noch nicht ohne Gefahr, besonders seit dem Wiederausbruch des Krieges mit Oesterreich. Schon im December 1798 schreibt Schiller einmal an Göthe: „Von den abwesenden Freunden hab' ich wieder lange nichts gehört. Humboldt wird, hoffe ich, nicht unter den Fremden sich befunden haben, die man in Paris arretirt hat.“ [6])

Unter den seit längerer Zeit in Paris einheimischen Deutschen hatte für Humboldt schwerlich irgend Jemand grösseres Interesse, als der bekannte Einsiedler Graf von Schlabrendorf, überdies gleichfalls ein Preuße — ein Mann von reichumfassendem Geist, in den neuern französischen Verhältnissen kundig und erfahren, wie nicht ein Anderer, übrigens zu emsigem Studium der Menschen- und Völkerverhältnisse, der politischen Bedingungen und selbst der Sprachen aufgelegt; Humboldten überdies in Geistesfreiheit eben so sehr als im Sprechertalent verwandt. Kein Wunder, daß dieser ihn außerordentlich hochschätzte. Varnhagen, dem wir eine sehr geistreiche Schilderung des sonderbaren Mannes verdanken, berichtet unter anderm [7]), wie derselbe, gewohnt vier, ja mehr Stunden lang ununterbrochen, im schönsten Gedankenzusammenhange, mit beweglichster Einbildungskraft und mit steigendem Reiz zu sprechen, sich einst mit Wilhelm von Humboldt dergestalt in die Diskussion vertieft habe, daß er mit diesem, den er am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand zur Treppe geleitet hatte, an hellem Tage im Gespräch begriffen noch an derselben Stelle gefunden wurde. Wie hätte Humboldt, der schon in den Jünglingsjahren sich an einen Geist wie Forster gehalten hatte,

6) Briefw. zw. Schiller und Göthe, IV. 391.
7) Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, 2. Aufl., IV. 432.

nicht auch an diesem wunderbaren Mann hohes Interesse finden sollen! Für uns hat er dies am schönsten bei Gelegenheit der ebenerwähnten Varnhagen'schen Denkschrift geäußert, in einem Briefe an den Verfasser vom 5. März 1832. „Ich habe", schrieb er diesem, „den Aufsatz über unsern ewig denkwürdigen Freund mit großem Vergnügen gelesen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückversetzt und es ist Ihnen, wie es mir scheint, sehr gut gelungen, aus den Charakterzügen und der Handlungsweise des Mannes gerade so viel auszuheben, als dem großen Publikum ein anschauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder so zu schildern, daß auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wieder erkennen. Daß darum doch nicht ganz der Eindruck entsteht, den wir gerade bei diesen uns theuer und ehrwürdig Gewesenen wünschten, muß Sie nicht irren. Es giebt mittelmäßige und große Menschen, welchen man ihre Verdienste und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tisch zählen kann. Zu diesen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden sein. Wer nicht in den ersten Tagen seines Umgangs von ihm hingerissen war, nicht gleich bewies, daß er Sinn für ihn besaß, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich sehr oft mich selbst davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die sein wahres inneres Wesen, eins der merkwürdigsten und seltensten, das sich je auf Erden gefunden hat, zusammengesetzt aus der wehmüthigsten Weichheit und dem unerschütterlichsten Muthe wiedergäbe." [8]) — Es sei uns hier erlaubt eine Anecdote einzuflechten, die Schlabrendorf von seinem Freunde

8) Mitgetheilt in (Dorow's) Denkschriften u. Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, B. III. Berlin, 1839. S. 4 — 12.

erzählte. „In Paris," sagte er, „lebt ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humboldt: „K....n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater als sein Sohn sein. Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humboldten im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzusuchen, deren Sohn er aus Wahl sein möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde." [9]) Im Jahr 1798 würde Humboldt gewiß keinen Andern, als Schillern, erwählt haben. — Demselben Jochmann, der uns diesen Einfall bewahrt hat, theilte Schlabrendorf einst auch ein Buch mit, in welchem er viele Stellen angestrichen und mit Bemerkungen begleitet hatte, nämlich William Godwin's Memoirs of the Autor of a Vindication &c. (2. Aufl. London, 1798). Die Verfasserin der Vertheidigung der Rechte der Frauen, Mary Wollstonkrofft, ist die Heldin des Buches. Schlabrendorf theilte es wegen der Noten nur Wenigen mit! Humboldt, sagt Jochmann, hat es auch in Händen gehabt. [10]) — Das innige Verhältniß zwischen ihm und Schlabrendorf setzte sich auch bei des Ersteren späterer Anwesenheit in Paris fort. 1814 und 15 leistete der Graf auch dem Vaterlande werthvolle Dienste, und die ersten preußischen Staatsmänner, Humboldt natürlich voran, erfreuten den edlen Greis mit ihren Besuchen. Der Freiherr von Stein rief ihm zum Abschied zu: Nun, als Präsidenten unseres Parlaments hoffe ich Sie wiederzusehen. Gewiß eine schmeichelhafte Begrüßung, die den Werth nicht verliert,

---

9) C. G. Jochmann's Reliquien, gesammelt von Zschokke, B. I. Hechingen, 1836. S. 189.

10) Ebendas. I. 194.

weil die Prophezeihung sich nicht erfüllte. Denn um wirklich Präsident zu werden, fehlte vielleicht nur eine Kleinigkeit — das Parlament.

An den Grafen Schlabrendorf reihen wir zwei andere Deutsche, die ihm theils in ihren Lebensschicksalen, theils in dem Abentheuerlichen ihres Wesens verwandt scheinen, Oelsner nämlich, in ersterer Hinsicht, in letzterer Leuchsenring. Mit Beiden wurde Humboldt während dieses zweiten Pariser Aufenthalts näher bekannt. Oelsner war ihm schon in Göttingen begegnet. Nachmals hatte dieser, wie Schlabrendorf, alle Stürme der Revolution mit durchlebt und sich zu dem feinen Beobachter und Publicisten herangebildet, der sich uns in einzelnen Aufsätzen und in den jüngst erschienenen Briefen (an Stägemann) beurkundet. Nach kurzer Abwesenheit kam er im Jahr 1799 wieder nach Paris, nachdem man ihn, einen gebornen Preußen, kurz zuvor in Schlesien festgenommen, auf französische Requisition aber alsbald entlassen hatte. Wir werden ihn später noch in H.s Nähe finden, so wie wir in seinen Briefen noch das Bekenntniß lesen, der Minister Humboldt habe ihm „theure Merkmale von Freundschaft gegeben.“ [11]) — Leuchsenring, der bekannte Jesuitenriecher aus der Zeit Nicolai's — von Göthe als Pater Brey verewigt — war allerdings ein Abentheurer, aber ein solcher, dem es nicht an Scharfblick und weitumfassenden Ideen gebrach. Nach lange unstetem Leben wandte er, von der Richtung der französischen Revolution in eigenthümlicher Weise ergriffen, sich nach Paris, begleitet von einer Gattin, mit der er in Noth und Unfrieden lebte. In diesem Zustande verschmähte er noch die Hülfe, die ihm von angesehenen Landsleuten mehrfach geboten wurde, und nur von Männern, zu deren Gesinnungen er besonderes Vertrauen

---

11) Oelsner's Briefe an von Stägemann. Leipzig 1843. S. 170.

hegte, wie z. B. Schlabrendorf oder Humboldt, soll er sich solche Verpflichtungen haben auflegen lassen. Besonders sorgte Frau von Humboldt, vor ihrer Abreise nach Deutschland (1801), noch für die unglückliche Frau und wollte sie nicht verlassen, ohne eine ordentliche Wohnung für sie gefunden zu haben. [12])

Indem ich unbedeutendere Namen übergehe, für die, wenn sie einmal genannt werden, es allerdings von Gewicht sein mag, daß man erinnere, ein Humboldt habe sie seines Umgangs gewürdigt — sei es doch erwähnt, daß auch Burgsdorf den Humboldt'schen Lebenskreis in Paris wieder aufsuchte. Auch in fürstliche und diplomatische Bekanntschaften legen wir in der Regel nicht mehr Bedeutung, als Humboldt selbst ihnen geben konnte. Für einen Geist seiner Art war oft der unscheinbarste Gelehrte ein hoher Anziehungspunkt, während er Vornehme und Große kaum eines Wortes werth hielt. Auch wir gewinnen nichts, wenn wir vernehmen, daß im Jahr 1800 der Marquis von Lucchesini, einer der Hauptagitatoren in der Unheilsperiode, als preußischer Gesandter nach Paris kam. Mit einer Menge solcher Leute verkehrte H., wenn sie ihn sonst nicht näher berührten, wie mit Dingen, die man nicht meiden kann. Lucchesini zeichnete sich allerdings durch Geist und Talente aus, die freilich den tüchtigen Charakter vermissen ließen.

Reich und bewegt war die französische Welt, in die Humboldt jetzt zum zweiten Male eingetreten. Mit der politischen Abspannung unter dem Direktorium ging ein erneutes geistig geselliges Leben Hand in Hand, das auch den Sturz dieser Gewalthaber überlebte. Bonaparte trat (November 1799) an die Spitze, er bändigte die Revolution und warf

---

12) Varnhagen von Ense in seinem Aufsatze: Leuchsenring (Denkw. u. Verm. Schr. 2. Aufl. IV. 525—26.)

die ehrgeizigen Elemente in die Bahn des kriegerischen Lorbeers.[13]) Sitte, Gesetze und geistiger Trieb befestigten sich mehr, und, trotz griechischer Moden und römischer Phrasen, begann alles schon die Physignomie anzunehmen, die das neuere Frankreich bezeichnet. Auch der geistige Gesichtskreis der Nation ward zusehends durchbrochen, und es zeigte sich ein Kreis genialerer Naturen, die den Eintritt einer neuen Litteraturepoche verkündeten. Der eigentlichste Repräsentant dieses Durchbruchs war eine weitherzige Frau, Tochter des Revolutions-Ministers Necker, jüngst noch Gemahlin des schwedischen Gesandten Baron von Staël. Nächst Chateaubriand die größte schriftstellerische Capacität dieser Jahre, war sie es, die das Ausland, welches Bonaparte mit den Waffen bezwingen wollte, geistig für Frankreich auszubeuten strebte.' Diese Eroberung war gewinnreicher und von besserer Dauer. Humboldt entging eine so wichtige Erscheinung nicht; er hielt Frau von Staël sehr hoch, stand im lebhaftesten Verkehr mit ihr, und hat ihr, als Schriftstellerin, noch in einem seiner letzten Aufsätze besonders nachgerühmt, daß ihren Worten sich immer etwas „Seelenvolles" beimische.[14]) Frau von Staël ihrerseits war von Humboldt ganz enthusiastisch eingenommen, und wir glauben gern, was man uns erzählt: sie habe ihn jederzeit „la plus grande capacité de l'Europe" genannt.[15]) Mit Frau von Humboldt war sie nicht weniger vertraut; lebte mit Beiden längere Zeit in Rom und sah auch ihn nach dem großen Umschwung der Dinge, an welchem sie, Gegenstand Bonapartischer Verfol-

---

13) Wir schließen hier in den Ueberblick der geistigen Verhältnisse auch den Zustand mit ein, den Humboldt nach der spanischen Reise vorfand.

14) Gesammelte Werke, II. 236.

15) Nach der Aussage einer Zeitgenossin von H. Laube mitgetheilt, in den schon angeführten „Modernen Charakteristiken" I. S. 366–70.

gung, mit Eifer Theil genommen hatte, endlich auch in Paris wieder. Sie correspondirten auch mit einander, wozu der Stoff für sie, die eigentlich unsre Litteratur in Frankreich einführte, wie für ihn, den Genossen unsrer größten Geister, unerschöpflich vorhanden war. Humboldten selbst hat sie in ihrer „Corinna" einen Denkstein gesetzt. Indem sie eine Stelle über Rom aus einem seiner Briefen anführte, fügt sie hinzu, „es sei schwer, einen Mann zu finden, dessen Unterhaltung und Schriften mehr Wissen und Geist enthielten." (B. I. Cap. 5.)

Dem Staël'schen Kreise gesellte sich fast alles zu, was mächtig und zukunftvoll in das französische Geistes- und Nationalleben einzuwirken berufen war — darunter nachher auch die Häupter der unter der Restauration so einflußreichen Doktrinäre, in jener Zeit aber besonders der edle Benjamin Constant, der gleichfalls uns Deutschen ein aufrichtiges Interesse zuwendete.

Von litterarischen Fähigkeiten, für welche unseres Wissens H. sich interessirte, ist auch der geist- und giftvolle Sittenschilderer Retif de la Bretonne zu nennen. Humboldt, so meldet Schiller einmal Göthen (21. Sept. 98), „schreibt auch ein paar Worte von Retif, den er persönlich kennt, aber nichts von seinen Schriften. Er vergleicht sein Benehmen und Wesen mit unsrem W., die Nationaldifferenz abgerechnet." Also, ohne Zweifel, mit Wieland — eine Vergleichung, die Schillern wunderlich vorkam.

Auch unter den Anhängern der classisch französischen Schule zeichnete sich ein Mann durch Neigung und Vorliebe zu unsrer Litteratur aus — Bitaubé nämlich, der unter anderm Göthe's Hermann und Dorothea, freilich nur in prosaischer Uebersetzung (1800), in Frankreich einführte. Schon ein Versuch solcher Art mußte Humboldt's Interesse erregen. Wenn jedoch in einer später in Paris erschienenen

Biographie der Zeitgenossen noch überdies gesagt wird: [16]) „M. de Humboldt écrit le Français avec pureté et élégance. On a de lui en cette langue une traduction du poëme de Goethe, Hermann et Dorothée, — so ist diese letztere Angabe gewiß völlig unbegründet. Mochte vielleicht H. auch den Uebersetzer aufgemuntert haben, an Bitaubé's Arbeit hatte er sicherlich keinen Theil; ein anderer Versuch dieser Art aber ist, wenigstens in jenen Jahren, nicht erschienen. [17])

Unter den wissenschaftlichen Bestrebungen der Franzosen leuchteten damals schon Natur- und Sprachstudien am meisten hervor. Namen wie Lalande, Geoffroy Saint-Hilaire, Cuvier, Delambre u. A. strahlten im Gebiete der ersten; im andern waren es theils Alterthumsforscher, theils Linguisten, die sich hervorthaten. Der Geschmack für das Griechische war seit langer Zeit in Frankreich gesunken; doch eben um diese Zeit bildete sich, großentheils unter deutschen Anregungen, ein Kreis von Männern, der es emsiger anzubauen bestrebte. Auch hier erschien Humboldt wie ein Repräsentant deutschen Geistes. Wir besitzen aus diesen Jahren einen Brief von Caillard, einem gelehrten Diplomaten, der einige Zeit vorher als Geschäftsträger der französischen Republik in Berlin residirt und wahrscheinlich schon damals unseres Humboldt's Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser Brief ist an Schütz in Jena gerichtet (26. Juni 1801) und läßt uns Mehreres aus diesem Kreise hören. „Vous connaissez, au moins de réputation, une partie de la société dans la-

16) Biographie Nouvelle des Contemporains. Par MM. Arnault, Jay, Jouy, J. Norvins etc. T. IX. A. Paris, 1823. S. 283—86. Sollte der Artikel vielleicht von Oelsner herrühren? Oder lieferte er den Herausgebern nur Materialien dazu? Letzteres ist eher zu glauben, und erklärte uns einerseits solche Irrthümer, andrerseits manche genaue Angabe, die sich darin findet. Wir werden diesen Artikel noch einigemal benutzen.

17) Vergl. auch Göthe's Werke letzter Hand, B. 46. S. 180.

quelle je vis habituellement, et lorsque enfin M. de Humboldt sera de retour en Allemagne, il Vous en parlera amplement. Il Vous dira combien nous nous entretenons des savans d'Allemagne et particulièrement de M. Schütz . . . . Notre société n'est pas fort étendue, mais Vous y verriez quelques personnes dignes de Votre attention. Outre les du Theil, Chardon de la Rochette, Coraï, Saint Croix etc., que Vous connaissez déjà, Vous trouveriez encore un jeune Magistrat, mon grand ami et celui de M. de Humboldt, qui sûrement fera parler de lui; c'est M. Clavier, sorti de l'école de Coraï, qui exerce la critique avec succès, dont on aura bientôt une traduction de Pausanias avec des notes critiques et historiques très intéressantes [18]." In dieser Region ward auch der hellenistische Geist P. L. Courier's genährt, dem wir später zu Rom in Humboldt's Nähe begegnen werden. Auch Boissonade und unsre deutschen Landsleute Hase und Bast gesellten sich zu diesen Männern. — Außerdem genoß noch Villoison, der schon seit Jahren hier lebte, so wie der Antiquar Millin verdientes Ansehen. Letzterer versammelte jede Woche einmal eine gelehrte Gesellschaft bei sich. „Es ist da," schreibt ein jüngerer deutscher Gelehrter [18]) im Frühjahr 1798 aus Paris, „der Vereinigungsplatz der ausländischen Gelehrten, und man findet da die neuesten litterarischen Produkte, vorzüglich deutsche. Diese Umstände machen sie mir natürlich sehr wichtig, ich hoffe da den ältern von Humboldt zu treffen, der diese Gesellschaft fleißig besucht." [19])

Von den Franzosen, die damals ihr Augenmerk auf

18) Mitgetheilt in Schütz's Briefwechsel, her. von K. J. Schütz, I. 46—47.

19) Dr. Burckhardt an Zach, in den Allg. Geogr. Ephemeriden, 1. B. 1798, Juni, S. 686.

allgemeines und vergleichendes Sprachstudium richteten, ist hauptsächlich Silvestre de Sacy zu nennen, der überdies zu den wenigen Pariser Gelehrten zählte, die, vor der Restauration, der deutschen Sprache mächtig waren. Humboldt selbst begann um diese Zeit mehr und mehr sein Interesse auf die allgemeinen Sprachstudien zu wenden. Schon im Besitz einer ausgebreiteten Kenntniß, nicht blos der alten, sondern auch der vornehmsten neuern Sprachen, lenkte er, in Einklang mit den großen Plänen seines Bruders, sein Auge nun auch nach Amerika und dem Bau der amerikanischen Sprachen. Die orientalischen Studien wurden ohnedies in Paris eifrig gepflegt, die Forschungen der Engländer fanden hier rasche Nachfolge, und es waren an diesem Orte schon Hülfsmittel vorhanden, die den deutschen Gelehrten noch fast gänzlich mangelten. — Daß Humboldt schon in jenen Jahren sein Auge auch auf das Sanskrit geworfen, möchte ich doch bezweifeln. Er selbst rühmt wenigstens Friedrich Schlegeln nach, daß er der erste Deutsche gewesen sei, der uns auf die merkwürdige Erscheinung dieser Sprache aufmerksam gemacht habe, und daß er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hätte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung derselben entblößt gewesen.[20]) Aus dieser Stelle und einigen andern Andeutungen möchte ich schließen, daß H. sich allerdings schon in Rom (1802—8) um das Sanskrit bekümmert, aber erst nach Schlegel's Vorgang (1808) tiefer damit eingelassen habe.

Bedauern muß man, daß uns von Humboldt's Verkehr mit den politischen Notabilitäten Frankreichs nichts bewahrt ist. Sieyes war gerade auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin; Reinhard, der Erbeutsche, unter dem Direktorium

---

20) Einleitung Kawi-Sprache, S. XLIV.

eine Zeit lang Minister des Auswärtigen, auf welchen Posten ihm nach dem 18. Brümaire Talleyrand folgte, der Günstling des Staël'schen Kreises, in welchem auch H. ihm zuerst begegnet sein mag.

Der Sturz des Direktoriums und Bonaparte's Erhebung begab sich erst während seiner Reise in Spanien. Die Folgen dieses Ereignisses lagen daher noch außer seinem Ermessen; allein es war ihm schon völlig klar geworden, daß der große Gedanke der Freiheit auch da, wo er aufgetaucht, ein schwaches Geschlecht angetroffen habe. Diesen Eindruck nahm er von Paris mit. „Glücklich," rief er in der merkwürdigen Elegie, womit er Anfang 1800 einen neugeborenen Sprößling begrüßte, aus, „glücklich noch, wenn der Vorzeit Muth und rüstige Stärke in den Männern den Arm, und in dem Busen das Herz stählte."

„Aber es sinket den Feigen die Kraft beim halben Beginnen;
„Muthlos geben sie auf, was sie mit Blut sich erkauft;
„Und nach Ruhe sich sehnend, vergessen sie thörichten Sinnes,
„Daß nur des Tapfern Muth bricht das erzürnte Geschick.
„So auch haben sie dir die göttliche Freiheit entweihet,
„Pflanzend mit Unbedacht, wo sie der Boden nicht trug.
„Nicht so verschwendet die Frucht, die goldne, die Tochter des Himmels,
„Nur ein starkes Geschlecht pflückt sie mit würdiger Hand." [21])

Ehe wir Humboldt auf seine Reise nach Spanien begleiten, wollen wir in Kürze eines Aufsatzes oder Briefes gedenken, den er noch von Paris seinen Freunden an der Saale, und wie ich glaube, zunächst Schillern gewidmet hatte. Es ist dies der Aufsatz: Ueber die gegenwärtige

21) Ges. Werke, II. 380.

französische tragische Bühne, der mit dem Beisatz: „Aus Briefen, Paris im August 1799" anonym in Göthe's Propylän erschien (B. 3. St. 1. Tübingen, 1800. S. 66—109), und jetzt in Humboldt's gesammelten Werken, B. III. S. 142—72 zu finden ist. Vermuthlich rührt die Mittheilung schon vom Anfang des Jahres 1798 her; Göthe und Schiller aber datirten sie später, weil sie den Lesern des Journals etwas vom neuesten Datum bieten mußten. Im August 1799 war Humboldt, ohne Zweifel, schon von Paris abgegangen, auf der Reise nach Spanien aber fand er schwerlich Zeit, sich mit den Pariser Erinnerungen zu beschäftigen. Es ist daher leicht möglich, daß schon die Worte Göthe's und Schiller's, die ich B. I. S. 452 citirt, auf den hier zu besprechenden Brief zu beziehen sind, und ich glaube, nicht blos aus dem etwas ungenirteren, an den Dramatiker im eigentlichsten Sinne gerichteten Tone des Briefes, sondern auch aus den angedeuteten Worten Göthe's abnehmen zu können, daß das Schreiben an Schiller und nicht an Göthe gerichtet war.

Der erste Theil des Aufsatzes giebt uns eine feine Charakteristik von der Eigenthümlichkeit der französischen tragischen Bühne. Wir bekommen darin beigehend sehr schätzbare Winke über französische Schauspielkunst, einzelne Schauspieler und vor allem über Talma, den Humboldt persönlich kannte, und in welchem er eine neue Phase französischer Bühnenkunst erblickte, eine Phase, die zwar auch nicht frei von der Manier der französischen Tragik, den großartigen und malerischen Ausdruck der Leidenschaft jedoch, der ihr immer eigen war, mit einer Würde und einem Adel verknüpfe, der so vielleicht noch nie dagewesen sei. Auch Talma war weit entfernt von einer Charakterdarstellung, wie sie der deutsche Schauspieler giebt: indem er aber, wie durchweg der französische, mehr Leidenschaft und das Ungeheure ihrer Naturkraft darstellte, mäßigte und milderte er doch diesen Zug, der

immer viel Unnatur und Uebertreibung mit sich führt, durch sein natürliches Gefühl und seinen ästhetischen Sinn. Freilich vermisse man immer das Höhere, Innerliche das der Deutsche biete; aber der Franzose, zumal in solcher Vollkommenheit wie bei Talma, erwecke doch mehr den Begriff der Kunst. Die Art der Recitation, das Gebärdenspiel, das Streben nach malerischen Bewegungen, die zögernde Ruhe, die man von allen ästhetischen Stellungen fordert — alles dies bringe einen Totaleffekt hervor, der uns bis zu einem gewissen Grade die Manierirtheit dieser Tragik vergessen mache, und diese Wirkung deute auf einen äußern Vorsprung in der Kunst.

Der deutsche Schauspieler, sagt er weiter, setzt mehr nur die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck sind ihm das erste, oft das Einzige, worauf er sieht. Der französische dagegen verbindet mit dem Werke des Dichters das Talent des Musikers und des Malers. Er ist auf einem freieren Wege, also der Kunst näher. Wenn er dennoch weniger tief wirkt und Manier zeigt, so ist im Grunde der Dichter Schuld daran. Das Ideal des Schauspielers aber müsse beide Vorzüge mit einander verbinden.

Uns Deutschen könne man, glaube er, den Vorwurf machen, daß wir auf diesen eigentlichen Kunstglanz zu wenig Gewicht legen. Wir seien nicht sinnlich ausgebildet genug, unser Ohr nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Wir kennen weniger die Nothwendigkeit der Zeiten und streben immer unabhängig von denselben gleich auf die Sache zu gehen. Der Franzose hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, der Deutsche sucht diesen mühsam; jener zählt nur sein Geld, dieser prägt sich seine Münze selbst. Dies zeigt sich sogleich in der Bildung beider Sprachen. Der Franzose bleibt auch überall beim Ausdruck zuerst stehen und krittelt und klaubt daran, während wir immer gleich

nach dem Sinn haschen, Dunkelheit und selbst Uncorrektheit verzeihen, wenn nur unser Herz und unser Geist Befriedigung findet. So glaubt, setzt er hinzu, die französische Metaphysik, wenn es eine solche giebt, fast einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimniß der Philosophie vergraben und will alles auf Wortstreit zurückführen — ein Wahn, den bei uns nur die Popularphilosophie gehegt, unter unsern eigentlichen Philosophen aber nur Mendelssohn, in seinen letzten Zeiten, begünstigt habe.

„Der Deutsche, sagt H. weiter, „möchte unmittelbar mit seinem Geist und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft so trennt, daß sie sich nur durch vermittelnde Zeichen verständlich machen können. Was er fühlt und denkt, stellt sich nicht sogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in bestimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht sogleich in Gestalt und vor allem dem Schauspieler, weil wir wirklich eine sehr gebärdenlose Nation sind, nicht sogleich in Miene und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich sage es frei, weil ich es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er sich so viel mehr und bessers zu sagen.

„Der Kunst kann diese Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht, daß unsere Dichter z. B. meistentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der sinnlichen Pracht der Diktion, nicht nur den Alten, sondern oft auch den Neuern nachstehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigstens geringern poetischen Schwung besitzen."

Wunderbar sei es, daß ein so ächt deutscher Geist wie Voß darin eine Ausnahme mache. Wenn man dereinst so

weit gekommen sein werde, wovon man aber noch weit entfernt sei, allgemein zu verstehen, was er fordere und leiste, so müsse in diesem Punkt eine Revolution entstehen, die um so wohlthätiger sein werde, als sie blos uns selbst angehöre, und, wenigstens unmittelbar, nicht auf Nachahmung der Neueren abziele.

Am auffallendsten zeige sich unser Mangel in der Tragödie. Es geschehe nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Hinsicht. Auch die rhythmischen Verhältnisse unserer Perioden, bei Dichtern sowohl als Prosaikern, befriedigten noch lange nicht genug das blos ästhetische Bedürfniß. Selbst den blos sinnlichen Theil der Kunst sollte man, nach seiner Meinung, weniger hintansetzen. „Freilich," fügt er hinzu, „müßten auch unsere Tragödien um eine Stufe höher steigen und sich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geschieht schon dadurch, daß die Versifikation zu einem wesentlichen Erforderniß gemacht wird; auf diesen können die andern leicht folgen."

Wie unsere Bühne und besonders wie unsere dramatischen Dichter auf der einen Seite den sinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die rein ästhetische Freiheit, die uns im Ganzen noch fehlen, erlangen können, glaube er deutlich einzusehen. Es sei dazu blos ein Fortschritt nöthig. Wie dagegen die französische Tragödie zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer seelenvollen und idealischen Darstellung der Menschheit kommen solle, sehe er nicht ab. Er glaube, sie müßten erst zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe sie wieder an eine heroische denken sollten. Ein solches Umkehren aber sei ein saurer Schritt; indeß glaube er doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken.

Auch diesmal verleugnet sich Humboldt's Lieblingsrich-

tung nicht. Wunderbar sei es, sagt er, daß die sonst so verschiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen. Gleichsam als wäre in dem gebundnen Gange und der Darstellung der furchtbaren Macht des Schicksals wie der Größe menschlicher Leidenschaften nichts mehr zu erholen gewesen, wende sich — worin er gleicher Ansicht mit dem Empfänger dieses Briefes sei — Euripides schon zum Drama hin, suche mehr das Rührende, und zeichne schon mehr das Einzelne und Individuelle. In ihm sei schon nicht mehr die Größe und Kraft seiner Vorgänger, und es sei sehr zu bedauern, daß Agathon und Andere für uns verloren seien und wir kein Stück besitzen, dessen Stoff selbst dem Dichter angehörte, deren doch auch die Griechen besessen hätten.

Indem wir alles übergehen, was sich sonst von treffenden Aussprüchen in diesem Aufsatze findet, z. B. namentlich über die Grundfehler der französischen Bühne überhaupt, ferner alles was im Vorbeigehen über einzelne Stücke, wie über den Cid von Corneille, über Abufar von Dücis, über den Agamemnon von Lemercier bemerkt wird, fassen wir nur den Grundgedanken des Briefes noch ins Auge, die Absicht, die ihm beim Niederschreiben desselben hauptsächlich vorschwebte, und den Erfolg endlich, den er davon geerndtet.

Der Grundgedanke des Ganzen ist der: die Wahrheit der Natur und den eigentlichen innern poetischen Gehalt werden die Franzosen vielleicht nie erreichen, dagegen haben sie gewisse Außenseiten der Kunst instinktmäßig erobert, die den Deutschen im Durchschnitt abgehen, und wodurch wir unsre Leistungen erst der Vollkommenheit und Wirkung zuführen würden, die sie, namentlich auf der Bühne, noch immer wünschen lassen. Daß der Briefsteller vollkommen richtig sah, wird Niemand verkennen, der den Werth unsrer dramatischen Dichtungen überhaupt, und namentlich auch die Göthe'schen Werke richtig zu schätzen weiß.

Augenfällig hatte Humboldt zugleich den Zweck im Auge, aus den Erfahrungen, die er sich gesammelt, den Genossen an der Ilm und Saale und vorzüglich Schillern, der eben den Wallenstein beendete, einen Wink zu geben und hier abermals den Beruf eines Freundes und Rathgebers zu erfüllen.

Diesen Zweck hat er auch, ohne Zweifel, nicht verfehlt. Den Freunden waren diese Bemerkungen hochwillkommen, ja zum Theil recht aus dem Herzen geschrieben. Göthe drückte seinen Beifall schon durch die Aufnahme derselben in sein Kunstjournal aus, und wie er immer durch Uebung und Aneignung zu lernen suchte, ließ er sich jetzt, in einer Zeit, wo er schon nicht mehr so schöpferisch war, sogar zu Uebertragung einiger Stücke von Voltaire verlocken, eine Arbeit, die wir unserem großen Dichter gern erlassen hätten. In demselben Stücke der Propyläen, der Humboldt's Aufsatz enthält, gab er die ersten Proben seiner Uebersetzung des Mahomet, mit ausdrücklicher Hinweisung auf den vorher mitgetheilten Brief. Er übersetzte später auch Voltaire's Tancred und bekannte sogar bei Gelegenheit, daß, seit ihm Humboldt's Brief und die Bearbeituug des Mahomet ein neues Licht über die französische Bühne aufgesteckt hätten, er auch die Stücke der letztern viel lieber lese.[1])

Von tieferer Bedeutung mußte die Wirkung sein, die Humboldt's Brief auf Schiller hatte. Dieser, ohnehin zum Tragöden geboren, und im Begriff, auf seiner jetzigen Bildungsstufe ein bühnegerechtes deutsches Drama, das uns noch fehlte, zu schaffen, vereinigte in sich eine Menge Eigenschaften, die uns auch in Besitz der von Humboldt nachgewiesenen Vorzüge des französischen Dramas setzen konnten. Dieser Glanz der Diktion, das Malerische des Colorits, das

1) Briefw. mit Schiller, 23. Okt. 1799.

Pathetische, Feierliche der Dichtung, umkleidet mit allen Hülfsmitteln der Ueberredung — wem wäre dies unter den Deutschen so zu Gebote gewesen als ihm? Und gewann er nicht zum Theil gerade mit diesen Mitteln seine mächtigste Wirkung? Wenn er im Wallenstein den Wettkampf mit Göthe um Wahrheit und Wirklichkeit wagte, gab er dabei doch diese ihm eigene Richtung auf Glanz und sinnlichen Effekt nicht auf, und bald darnach, in der Johanna von Orleans und der Braut von Messina, lenkte er ganz entschieden in die Bahn, welche Humboldt angedeutet hatte, hinüber. Auch diese für die Dichternatur Schiller's vielleicht charakteristischen Dramen tragen eine unleugbar deutsche und ganz nationale Färbung an sich, aber unverkennbar ist doch auch, daß sie neben der Aneignung theils brittischer, theils griechischer Formen, auch etwas vom französischem Wesen repräsentiren. Das hohe, zuweilen pomphafte Pathos, die Pracht und der Schwung und dem Gehalt wie der Form nach diese, glücklich geahnte, aber gewaltthätige Verknüpfung classischer und romantischer Elemente — erinnert sie nicht mannigfach an die französische Tragik? Nehmen wir alle dramatischen Leistungen Schillers seit dem Wallenstein zusammen, so finden wir im Ganzen neben jenem nationalsten Element, der Ineinsbildung des Gedankens und der Poesie, einen anscheinend ganz entgegengesetzten, zwar mehr die Form angehenden, darin aber so zu sagen, römisch modernen Charakter. Von dieser Seite besehen erscheint Schiller dem Tacitus oder selbst dem Pseudo-Seneca verwandter als dem Homer und Sophocles; einem Corneille und Racine näher als dem Dichter des Julius Cäsar, obwohl der Deutsche weder die Verwandtschaft mit den Griechen, noch insonders die mit den Britten verleugnen kann. Ja, es ließe sich wohl mit Glück behaupten, daß Schiller in mancher Hinsicht durchgesetzt habe, was die Franzosen, selbst Voltaire

in Stücken wie Mahomet, Tancred erstrebten; ja daß er gerade durch dieses Element der bühnengemäßen deutschen Tragödie zum großen Theil den Typus gegeben; weshalb es auch kein Wunder ist, wenn nach dem Tode dieses mächtigen Genius von ärmern Nachfolgern nur dies wirksame Element ergriffen wurde und das deutsche Drama längere Zeit in seelenlose Versabglättung verfiel. Dessenungeachtet wird das Gepräge, das Schiller unsrer Tragödie einmal gegeben, nie ganz verschwinden; denn durch dasselbe sind wir für immer, wenn auch auf anfänglich gewaltsamem Wege, der höhern dramatischen Kunst näher gerückt, als Britten und Deutsche zu sein pflegten. Jener Prolog, welchen Schiller (im Jan. 1800) dichtete, als Göthe den Mahomet auf die Bühne brachte, kann in dieser Hinsicht zugleich als sein innerstes Glaubens- und Strebensbekenntniß betrachtet werden, wie er auf der anderen Seite als ein poetisches Gegenstück zu den vorangegangenen Mittheilungen unseres Humboldt's erscheint.

Es ist gewiß, daß Humboldt diese spätern Dramen des großen Dichters mit einer Bewunderung aufnahm, in die der beste Theil kunstgebildeter Deutschen nur so bedingt einstimmt, als in die Schätzung Vossischer Formen. In diesen Deutschen lebt ja ein zu unbestechlicher Sinn für die Wahrheit der Natur und das einfach Schöne der Kunst. Daher finden sie bei Voß, wie bei Schiller, trotz aller Größe, namentlich des Letzteren, etwas, das sie Manier nennen, und das sie verwerfen, obschon sie das Wahre und Aechte im Princip oder in der Richtung Beider vollgültig erkennen.

Man könnte auch hier die Frage aufwerfen, ob Schiller nicht besser gethan hätte, seine Natur, die von selbst auf das Prunkvolle und Pathetische ging, noch mehr zu zügeln, und ob Humboldt sich ein Verdienst erworben, indem er ihm noch die Vorzüge der Franzosen bemerkbar machte. Was

Letzteres betrifft, so käme auch das auf die Vorwürfe hinaus, die wir im vorigen Buche abgethan. Humboldt ergriff hier abermals die innerste Eigenthümlichkeit des Freundes, und wie er ihn früher auf die große Tragödie gewiesen, so führte er ihm jetzt gleichsam seine eigensten Gaben auf ihrem Gebiete zum Bewußtsein. Damit begegnete er nur dem innersten Drange des Dichters. Freilich wurden diese Eigenschaften auch manchmal die Klippe, an der dieser scheitern sollte. Aber verdanken wir ihnen nicht zugleich viele der größten Schönheiten eines Wallenstein und Tell, und hat er nicht zu nicht geringem Theile gerade mit diesen Elementen der deutschen tragischen Bühne seinen Stempel aufgedrückt?

Ueberhaupt wird man die Vergleichung, die wir zwischen unserm Dichter und den Franzosen gezogen, nicht etwa so verstehen dürfen, als wenn nicht auch der Abstand zwischen beiden noch immer ein ungeheurer bliebe. Mit der Unnatur und Uebertreibung, mit der rednerischen Nüchternheit französischer Tragiker verglichen, ist Schiller wieder ein Gott der Wahrheit und Natur, so wie er ein Dichter ist, der den Griechen und Britten unendlich näher steht, als alles, was die französische Dichtkunst erzeugte.

Vermuthlich hatten die Briefe seines Bruders von der spanischen Halbinsel den Entschluß unseres Humboldt's selbst eine größere Reise dahin anzutreten, entschieden. Der Gang der politischen Ereignisse machten den Aufenthalt in der französischen Hauptstadt für Fremde täglich unbequemer, während Spanien damals wieder einer gänzlichen Ruhe genoß. Schon im Februar des Jahres 1799 schrieb Frau von Humboldt in die Heimath: „Mein spätestes Zurückkommen nach Berlin ist in anderthalb Jahren. Unsere Pläne sind so. Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. Ich werde

den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indessen allein nach Madrid und vielleicht bis Lissabon reisen. Im Herbst, wo er wieder zu mir kommt, entscheiden wir uns dann, ob wir hierher [nach Paris] für den Winter zurückkommen und über England nach Hause reisen, oder ob wir vom südlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutschland zurückkommen. Bei beiden Planen sind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hause." [1])

Die spanische Reise kam wirklich zur Ausführung, nur etwas später, als dieser Brief glauben läßt, und zwar machte Frau von Humboldt mitsammt den Kindern die Wanderung durch die ganze spanische Halbinsel mit. Im Juli oder August 1799 scheint die Familie Paris verlassen zu haben und dem südlichen Frankreich zugeeilt zu sein. Von den Ufern der Garonne, deren üppige Vegetation Humboldt bewunderte, gelangte man an den Nordabhang der Pyrenäen. Wie lange ihr Aufenthalt daselbst dauerte, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß unsre Reisenden sich über St. Jean de Luz nach der Bidassoa wandten und hier die spanische Grenze überschritten.

Wir werden die Zwecke, die Humboldt auf allen seinen Reisen, und bei der spanischen insbesondere vor Augen hatte demnächst und zwar zum Theil mit seinen eigenen Worten hervorheben. Vorerst möge ein Wort über die Quellen, die glücklicherweise für diese Wanderung uns zu Gebote stehen, seine Stelle finden.

Diese Quellen liegen in Humboldt's eigenen Schriften zu Tage und sind von dreierlei Art: I. Reiseblätter. Deren besitzen wir bis jetzt zwei, nämlich 1. Reiseskizzen aus Biscaya [2]) 2. eine Beschreibung des Mont-

1) Varnhagen von Ense, Gallerie von Bildnissen, I. 146—47.

2) Ges. Werke, III. 213—40. Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt.

serrat bei Barcelona.[3]) II. Ein Gedicht von ihm: In der Sierra Morena, Anfang Januars 1800, zu Begrüßung eines Sohnes verfaßt, mit dem Frau von Humboldt mitten auf der Halbinsel ihn beschenkte.[4]) III. Aufsätze und Schriften über die von ihm zum Gegenstand besondrer Forschung erkornen Baskischen Sprache und Nation: 1. Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache, 1810—11 verfaßt.[5]) 2. Ankündigung einer Schrift über die Baskische Sprache und Nation nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben (1812);[6]) 3. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Baskischen Sprache.[7])

Die „Reiseskizzen in Biscaya" verbreiten sich gleich über den Anfang der ersten spanischen Reise und wurden vermuthlich zu Paris, unmittelbar nach der Rückkehr aus Spanien, wo H. mit der Redaktion seiner Reisenotizen sich zu beschäftigen begann, niedergeschrieben. Aus diesem Bruchstück sowohl als aus der Darstellung seines Ausflugs auf den Montserrat erkennen wir das glänzende Talent, womit auch der ältere Humboldt für Natur- und Lebensschilderungen begabt war, und bedauern um so mehr, daß es dem Ver-

3) Ebend. III. 173—212. Vorher in den allgemeinen geographischen Ephemeriden von Gaspari und Bertuch, B. XI. St. 3. März 1803. S. 205—313.

4) Aus Humboldt's Nachlaß mitgetheilt in den ges. Werken, I. 379—83.

5) Zuerst in Adelung's Mithridates mit wichtigen Beiträgen zweier großen Sprachforscher fortges. von Vater, Th. IV. Berlin 1817. S. 275—360. Auch besonders abgedruckt, Berlin, 1817. Findet sich noch nicht in Humboldt's ges. Werken.

6) Mitgetheilt in Friedrich Schlegels deutschem Museum, B. 2. Dez. 1812, S. 485—502. Fehlt noch in der Sammlung von Humboldt's Werken.

7) Berlin, 1821. 4. Jetzt in den ges. Werken, B. II. S. 1—214.

fasser nicht gefallen wollte, den ganzen Cyclus seiner Reisen in solcher Darstellung zu verewigen. In der That, die innere Verwandtschaft des merkwürdigen Brüderpaares stellt sich uns in den Reiseblättern des Aeltern am auffallendsten dar. Wenn wir schon an vielen Stellen der großen Reisewerke und Forschungen Alexander's auch solche weitumfassende ethnographische, linguistische und geschichtlich-philosophische Ueberblicke antreffen, deren wunderbare Bewältigung doch besonders Wilhelm eigenthümlich war, so erstaunen wir nicht weniger von der Feder dieses Letzteren, der sonst vorzugsweis in den innerlichen und idealistischen Regionen seine Heimath hatte, auch so herrlichen Darstellungen der äußern Natur und der realen Welt zu begegnen. Allerdings sind diese Schilderungen vergeistigt, wie die seines Bruders; ja dieses intellektuelle Element waltet bei ihm noch durchgreifender, da er seiner Individualität gemäß die Menschheit und ihre Anlagen mehr noch als das Reich der Natur im Auge hat. Dabei bewundern wir nur, was unser Humboldt in bloßer Naturschilderung leistet, wie originell seine Eigenthümlichkeit sich auch da bekundet, namentlich wenn man seine Weise weniger mit der verwandteren Alexander's, sondern etwa mit der anscheinend trocknen und kühlern eines Göthe vergleicht, dessen Schilderungen doch gleichfalls, wie man weiß, wieder so eigen von Geistesmacht und Dichtung durchdrungen sind. Augenscheinlich zeigt sich bei beiden Humboldt's im Durchschnitt mehr Schwung und Färbung, bei Göthe größere Durchsichtigkeit der Umrisse und vielleicht auch größere Hingebung an das einzelne Objekt, während der Blick des einen Humboldt gleich über den ganzen Erdball hinschweift, der Geist des andern aber bei dem geringsten Anlaß, gleich einer Rakete, in die heimathliche Welt der Ideen aufsteigt. —

Ueber die Bidassoa gelangte Wilhelm von Humboldt mit seiner Caravane nach Biscaya. Es wäre möglich, daß ihn der Aufenthalt in dem französischen Basquenlande zu dem Eintritt in Spanien von dieser Seite veranlaßt hätte.[8]) Biscaya und das Baskische Volk machte den günstigsten Eindruck auf ihn, und erweckten alsbald ein dauerndes Interesse. Dieses zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzene Volk, das einst fast durch die ganze Halbinsel ausgebreitet war und dessen Sprache sich, wie wohl keine andere Europas, von den ältesten Zeiten her fast unverändert erhalten hat, gewährte ihm den Reiz, den alles Urvolkliche und Alterthümliche für ihn hatte, in hohem Grade, und bot zugleich den erwünschtesten Anhalt, um zu einer tiefern Kenntniß der Urbewohner Spaniens zu gelangen. Die Sprache der Basken selbst reizte ihn durch ihren wundersamen Bau, das Volk erfreute ihn durch seine Biederkeit und Gemüthlichkeit, durch die Anhänglichkeit an seine Thäler, endlich durch die eifersüchtige Liebe zu eignen Freiheiten und Gesetzen. Besonders die spanischen Basken gewannen seinen Antheil. Zeigen die französischen mehr französische Leichtigkeit, so

8) Eine Stelle in dem Artikel „Humboldt" der oben S. 18 citirten Biographie Nouvelle des Contemporains würde zu diesem Schlusse berechtigen, wenn anders die Angabe nicht, wie ich glaube auf mehrfacher Verwechslung des Orts und der Zeit beruht und eigentlich auf die zweite Reise zu beziehen ist. Es heißt nämlich daselbst: M. de Humboldt a même fait une étude approfondie de la langue basque, idiome original, presque inconnu, et qui ne ressemble à aucun autre. On raconte à ce sujet que pendant un voyage à travers les provinces méridionales de la France, M. de Humboldt se trouva par hasard logé chez un curé de la Biscaye. Celui entretint longtemps son hôte, avec ce vif enthousiasme des hommes du Midi, de la beauté et de la perfection de sa langue, le basque. Avide de toutes les connaissances utiles et nouvelles, l'illustre voyageur change aussitôt son itinéraire et prend la résolution de s'arrêter dans un misérable village au pied des Pyrénées, où il séjourna plusieurs mois. Il acheta tous les ouvrages basques inprimés et manuscrits qu'il put se procurer, et ne quitta ce lieu qu'après avoir acquis une connaissance parfaite de la langue du pays.

haben die spanischen den spanischen Ernst, aber nicht den düstern des Castiliers, mit dessen Trägheit der Fleiß der Basken eben so wie seine gutmüthige Fröhlichkeit den angenehmsten Contrast bildet. Bei aller Verschiedenheit stellen sich vielmehr zwischen Biscaya und Catalonien auffallende Aehnlichkeiten dar — die Natur noch mehr nordisch, aber auch weniger einförmig, die Bewohner thätig und industriös, mit großer Freiheitsliebe und Energie begabt — Tugenden, die neuerer Zeit bei mancher Verirrung die Augen Europas auf sich gezogen haben. Rechnen wir nun dazu das urvolkliche und sprachliche Interesse, so kann uns die Theilnahme, die Humboldt den Basken zuwendete, nicht befremden.

Bei der Grenzveste Fuenterrabia trat H. auf biscayischen Boden und zwar in den Theil des Landes, der den Namen Guipuzcoa führt. Es war im Anfang des Herbstes, als er in diese lieblichen, im Vergleich zu Südfrankreich aber doch rauheren Gebirgsgegenden und Thäler gelangte. Die Reise ging über Tolosa nach Vittoria, der Hauptstadt des Ländchens Alava. Hier, wie fast in allen Städten zogen ihn hauptsächlich die Gemälde an, die sich in Kirchen oder Privatsammlungen vorfanden. In Vittoria rühmt er besonders eine Titianische Magdalene im Hause des Marques de Alameda. Auch machte er die Bekanntschaft eines angesehenen Baskischen Litteraturfreundes, des Geistlichen Dr. Lorenzo Trestumero. Dieser war mit dem physischen und politischen Zustand so wie mit der Geschichte von Alava innig vertraut und bereitete schon ein Werk darüber vor. Den freundschaftlichen Bemühungen dieses Gelehrten verdankte unser H. auch nach seiner Rückkunft aus Spanien viele interessante Nachrichten, besonders über biscayische Sprache. Mit dem Eintritt in Castilien schließen Humboldt's Reiseskizzen, ohne den Rückblick auf die ganze Provinz, welchen sie ankündigen, noch zu gewähren.

Bald gelangten unsre Reisenden an die Ufer des Ebro und durch die dürren Fluren Castiliens nach Madrid. Wie lange sie sich daselbst aufgehalten, geht aus unsern Quellen nicht hervor. Nächst Land und Volk zogen auch jetzt die Kunstschätze und namentlich die Gemälde der Hauptstadt und der königlichen Lustschlösser sein besondres Interesse auf sich, und er versprach wiederholt, von diesen wie von den merkwürdigen Gemälden des mittäglichen Spaniens, seinem Freunde Göthe ausführliche Beschreibung zu liefern. Diese Blätter sowie die Beschreibung der Ueberbleibsel des Theaters von Murviedro, die er ebenfalls Göthe'n versprach, werden, in so weit sie sich vorfinden, gewiß bald, mit dem Briefwechsel dieser Männer, veröffentlicht werden.

Der weitere Verlauf dieser Reise ist uns nur nach wenigen Hauptpunkten bekannt, die sie berührte. Wie sehr vermissen wir eine Schilderung der ihn in diesen reichen und doch zum Theil noch so unbekannten Gegenden gewordenen Eindrücke! Welches Gefühl mußte ihn ergreifen, da er die königlichen Gärten von Aranjuez betrat und an den ihm so befreundeten Dichter des Carlos zurückdachte! Von dem Aufenthalt in Lissabon wissen wir nichts, dagegen von allem, was das südliche und westliche Spanien anlangt, wenigstens so viel, daß wir doch ahnen, was ihn dort am meisten beschäftigte. Als er im Jan. 1800 mitten in der Sierra Morena die Elegie an seinen neugebornen Knaben dichtete, war er schon in Cadix gewesen und hatte die Majestät des südlichen Meer und die schönen Bay bewundert, ferner in Niederandalusien, in Sevilla und bei den klagenden Trümmern des alten Italica's, hatte endlich auch die gewaltigen Reste des zweimal zerstörten Sagunt, des jetzigen Murviedro, und die beglückten Fluren Valencia's durchwandelt. Man sieht aus den hier zusammengestellten Winken,

daß ihn nächst der Schönheit der Natur nichts so fesselte als die Spuren der classischen Welt in diesen Gegenden.

Unsere Reisenden mußten sich wohl schon etwas an die Ausdauer der Spanier gewöhnt haben. Die Familie begleitete Humboldt durch alle diese Lande; die älteste, etwa achtjährige Tochter, immer in Knabenkleidern;[9]) Frau von Humboldt selbst einer Niederkunft sehr nahe, die auch im Anfang Januars (1800) in der Sierra Morena, wo bekanntlich einige Dörfer deutscher Colonisten sich angesiedelt, gleichsam im Vaterlande eintraf. In diesem patriotischen Sinne begrüßte er auch den neugebornen durch die schon mehrmals erwähnte Elegie.[10]) Es ist das erste poetische Erzeugniß von Humboldt, das uns vorliegt. Die schöne südliche Welt, die ihn umgab, rief auch diese schlummernde Kraft ins Leben. Es ist ein sehr bemerkenswerthes Gedicht, viel bedeutender noch durch die Energie und den Gehalt, als durch den wirklich höchst poetischen Hauch. Er ermahnt den zarten Sprößling des Südens sich bei Zeiten auf die Stürme des Nordens zu waffnen.

„Schwer, o Kind, ist die Zeit und mühvoll, wo du den Tag siehst,
„Arbeit heischend und Muth in dem ermüdenden Kampf.
„Niemals forderte mehr der Genius, strenger es niemals,
„Welcher, sinnenden Geists, lenket der Menschen Geschick;
„Und auf die Stimme des Gotts, des ernstgebietenden Richters,
„Merke mit achtsamem Sinn, wo in der Brust sie dir tönt!
„Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüste des Aethers
„Thront er, ihn zeuget des Manns tiefer Gedanke sich selbst.
„Los von der Hand der Natur und der still beschränkenden Sitte,
„Die ihn in kreisendem Lauf sorgsam und sicher geführt,
„Riß sich, im Ungestüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
„Ungeduldig der Mensch, zeichnend sich selber den Pfad;

9) Friederike Brun, Römisches Leben, I. 173.

10) „An den lallenden Knaben" überschrieb sie einst Alexander von Humboldt in einem Album, in welches er einige Verse daraus eintrug.

„Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
„Vom umnebelten Pol kühn zu entreißen den Stern,
„Welcher den schweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Gestade,
„Sicher und unversehrt führ' in den Hafen hinein."

* * *

„Willst du ihn finden den Punkt, auf dem du mit Sicherheit tretend,
„Leicht dich, wohin du nur willst, rechtshin und linkshin bewegst,
„Wo dein forschender Geist, stets schweifend weiter und weiter,
„Endlich die Räume sie all', all die unendlichen mißt,
„Wo du dich selbst umschaffst nach des All's unendlichem Urbild,
„Ringst versammelnd in dir, was zu erfassen du magst; —
„Sieh! er ruhet in dir! In dich versenke die Kräfte,
„Welche, göttlich und frei, reichlich dein Busen bewahrt!
„Siehst du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
„Sicher durch eignes Gewicht hält sich der schwebende Ball;
„Niemals schmettern sie wild mit krausem Gekrach an einander,
„Stets harmonischen Flugs schwingt sich die goldene Bahn.
„So auch du! in der gleich gemessenen Kräfte Bewegung
„Folge muthig den Weg, den sie sich selber erspähn.
„Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Busen hervorsprießt,
„Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls sich erwählt."

* * *

„So nun schreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
„Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genuß.
„Suche nicht ängstlich die Bahn, sie hiehin zu lenken und dorthin;
„Lieblicher krümmt sich des Bachs wellengeschlengelter Pfad.
„Aber mit spähendem Fleiß benutze, was günstig das Schicksal,
„Was der Zufall dir reicht, keine der Blüthen verschmäh'!
„Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
„Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
„Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
„Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.

* * *

„Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
„Daß sie mit deutschem Sinn sorgsam dich nähren und früh;

„Was sie besaßen der Kraft, und was sie sich mühsam erstrebten,
„Haben sie innig und treu dir in die Seele gehaucht;
„Geh nun, selbst es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
„Daß dich zum Weichling nicht zeugt' ein entartet Geschlecht.
„Aber sind sie dir einst von der liebenden Seite gewichen,
„Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Wehs.
„Siehe! sie welken ja alle, die sprossenden Kinder der Erde,
„Und ein neues Geschlecht trägt der verdrängende Raum.
„Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
„Blumen streue dem Grab, segnend die bergende Gruft.

Der Sohn starb bald nach seiner Geburt; die Elegie war aber auch nicht blos an ihn, sondern stillschweigend an das ganze aufwachsende Deutschland gerichtet. Dieses aber wird, wie wir hoffen, nicht versiegen, sondern die Mahnung des großen Geistes, die es vernimmt, achten und verehren. Nehmen wir zu den hier ausgehobenen Bruchstücken noch die Stellen, die wir früher (Th. I. S. 254 und II. S. 21) mitgetheilt haben, so spricht uns aus dem Ganzen gleichsam das Glaubenskenntniß, das Humboldt am Eingang eines inhaltschweren Jahrhunderts auszusprechen sich gedrungen fühlte, in poetischem Gewande an, und ergreift uns noch heute mit den ernstesten Gedanken.

Sind wir damit aber nicht plötzlich ganz aus der glücklichen Zone gerissen, in der wir Humboldt geleiteten? Oder zeigt sich nicht vielmehr sein eigenster Genius, der, nicht berückt von den ihn umringenden Herrlichkeiten, auch hier seines unglücklichen, zertretenen und doch so gehalt- und zukunftreichen Vaterlandes gedenken und ihm den Weg zu seiner Zukunft deuten muß! Die Luft des Südens hat diesen edlen Geist nicht verweichlicht, vielmehr gestärkt, und wie nur ein Jahrzehend später von den Wellen Saragossa's ein Zeichen der Befreiung über Europa ging, so ist uns mitten unter diesem südlichen Naturvolk ein Charakter durchgebildet worden,

der mächtig und zukunftvoll für die Erneuerung Deutschlands und Preußens wirkte, ein Held, der wie seine Kinder die entmuthigten Landsleute zu großen Thaten anspornt. —

Von diesem Blick in die Zukunft wenden wir uns auf einen einzelnen kleinen Punkt, der Humboldt's Aufmerksamkeit fesselte, und der in seiner merkwürdigen Isolirtheit Gedanken anregte, mit denen wir ihn seltner beschäftigt finden. Dieser Punkt war der Montserrat bei Barcelona, wohin er in den letzten Tagen des Märzes (1800) einen Ausflug machte. Von dieser Wanderung so wie von dem Eindruck, welchen der Gegenstand hervorbrachte, hat Humboldt in einem ausführlichen Schreiben an Göthe Bericht abgelegt. Dieser Brief ward im Sommer desselben Jahres von Paris aus geschrieben, vermuthlich zugleich in der Absicht, noch einen Beitrag für die Propyläen zu liefern. Zu diesem Zweck langte, wie es scheint, der Brief schon zu spät an; dessenungeachtet wurde er, in soweit wenigstens als er diese Schilderung giebt, doch noch zu Weimar, in den von Gaspari und Bertuch herausgegebenen geographischen Ephemeriden, März 1803, zum Druck befördert.[11])

Wenn Humboldt, wie wir sahen, das Drama der Franzosen mehr darum ins Auge faßt, um Schillern eine neue Seite seiner Kunstansicht zu entwickeln, so richtet er dagegen eigentliche Reisemittheilungen lieber an den Geist und Dichter, dem die Anschauung so viel gilt. Schon im Anfang der spanischen Reise hatte er Göthe damit erfreut; jetzt griff er einen einzelnen wunderbaren Gegenstand heraus, der überdies auch mit einem Erzeugniß Göthe'scher Muse in auffallender Wahlverwandtschaft steht.[12]) Der Schilderung

11) Jetzt in den gesammelten Werken, III. 173—212.

12) Göthe deutet selbst, in der Erklärung, welche er später zu diesem Gedicht geliefert, überall auf die uns gewordne Bekanntschaft mit diesem Berge hin und spricht es ausdrücklich aus, daß der Leser des Gedichts „durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werde." (Werke, B. 45. S. 329). Es scheint aber, daß er diese Beziehung erst von Humboldt adoptirt habe.

selbst geht eine kurze Einleitung voran, die für den Verfasser so wie für die von ihm in diesen Wanderjahren verfolgten Absichten so charakteristisch ist, daß wir nicht umhin können, sie hier wörtlich zu wiederholen.

„Sie wünschen, lieber Freund," so redete er Göthe an, „daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt [zu Paris] damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen, und mit spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen."

„Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sichrere Hülfsmittel, als eignes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben."

„Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote (gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen und Classen befand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten,

nur Carikaturen sehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

„Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

„Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! Was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencias und in den Palmenhainen von Elche?

„Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltne Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.

„Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Dasein und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich voll-

ständig und lebendig zu überliefern — wenn, sag' ich, nur Wenige diesen Gesichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beschreibungen Weniger in dieser Rücksicht großen Nutzen gewähren, so scheint mir dies nicht sowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritte in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigne Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben, und allein dem beschauenden gewidmet ist, blos herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangnen bewahren soll.

„Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freilich meistentheils *nur an das hielt, was ich selbst sah*, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen konnte.

„Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raums und der Zeit und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größesten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen.

„Sollte es daher nicht der Mühe werth sein, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die ersteren wirken, und wozu sich die letzteren ausbilden können? [13])

„Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welches diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntniß, welche das geschäftige Leben fordert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

„Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müßte, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht sein, und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommen sein werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehn.

„Für heute wünsche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur ein Paar andre in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und die Städte hinabblickt, die in einer unabsehlichen Strecke zu seinen Füßen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des Montserrats bei Barcelona.

„Ich habe zwei unvergeßlich schöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimnisse schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe diese schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und

---

13) Sollte man in all diesem nicht eher Alexander von Humboldt reden zu hören glauben? Oder erscheint es nicht von Wilhelm v. H. wie in Vorahnung dessen gesagt, was sein Bruder dereinst, nach Vollendung der großen Reise, auf diesem Felde leisten würde?
G. S.

menschliche Stimmung herrscht, immer außerordentlich geliebt, aber erst, seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie ist mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigner geworden.

„Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhang des Felsens langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu sehen; und wenn ich aus den tiefen grünbewachsenen Klüften emporblickte, und Kreuze sah, welche heilig kühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Auge nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
zu dem viel tausend Herzen warm gefleht.

„Und wie sollt' es auch anders sein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer, als Vermittler, zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft, und urtheilen rasch und hart darüber ab; aber, milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt.

„Lange hab' ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieses wunderbaren Bergs, lange hab' ich wechselsweis meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer schneebedeckten Gebirgskette umgrenzt ist, dort sich ins Unabsehliche hin verliert, bald auf

die waldigen Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einsiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, diesen Platz als den Zufluchtsort stiller Abgeschiedenheit von der Welt anzusehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnsucht, mit sich und der Natur allein zu leben, volle und ungestörte Befriedigung genösse; und sollte nicht billigerweise jeder rein menschlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur besonders für sie begünstigter Ort geheiligt sein, zu welchen der Mensch, wenn nicht sich selbst, doch wenigstens seine Einbildungskraft und seine Gedanken retten könnte?" [14])

Wer würde sich, nach der Lektüre dieser Zeilen nicht gereizt fühlen, auch sogleich die Schilderung unseres Humboldt's zu lesen. Indem ich daher auf diese ausgezeichnete Arbeit hinweise, begnüge ich mich dem Summarium ihres Inhalts nur eine einzige hervorstechende Bemerkung des Verfassers hinzuzufügen.

In der schönsten Zeit des dort aufbrechenden Frühlings ward die Reise von Barcelona aus, durch das Thal des Llobregat, auf Maulthieren unternommen. Der Montserrat steht bekanntlich inselartig allein, sich wie aus freier Ebene emporhebend. Gleichsam im Berge drinn, umringt von vielen nach der Spitze sich aufthürmenden Kegeln, auf deren Gipfel und Spalten „fromme Schwärmerei" jene kühnen Einsiedlerwohnungen hingepflanzt hat, steht das berühmte Benediktiner-Kloster des Berges. Humboldt wurde mit der gewohnten Gastfreundschaft darin aufgenommen, und genoß außerdem, mit seiner Begleitung, noch der besondern freundschaftlichen Sorgfalt eines Paters S c h i l l i n g aus Erfurt, der nach seltsamen Fügungen in dieses Kloster gekommen war. Der Verfasser giebt nicht nur die ausführlichste Be-

---

14) Ges. Werke, III. 173—78.

schreibung des Berges, sondern schildert zugleich den Ursprung und die Geschichte des Klosters, die Einrichtung und Verfassung dieser wunderbaren Welt, endlich das Leben und den Charakter der in diese Einsamkeit geflüchteten Menschen. Von dem Kloster geleitet er uns durch die rings umher zerstreuten Einsiedeleien; läßt uns das außerordentliche Wolkenspiel zu seinen Füßen, endlich das Meer, die Berge von Roussillon und die schneebedeckte Kette der Pyrenäen dahinter erblicken, alles in gegenständlicher, individuellster Auffassung, ein Musterstück in der Art, die er selbst oben bezeichnet hat. Den Schluß macht ein Auszug aus einem Briefe Alexander's, der den Berg ungefähr ein Jahr vorher besucht und dessen mineralogische Beschaffenheit erforscht hatte.

Hervorheben will ich nur die Art, wie Humboldt dieses Einsiedlerleben auffaßt. Er erklärt es schlechtweg aus dem Charakter des Spaniers überhaupt. Häufiger als in andern Ländern, sagt er, finde man in Spanien Menschen, die bereit seien, Unabhängigkeit mit Einsamkeit zu erkaufen. Der Spanier sei sinnlicher, aber nicht so materiell als der Nordländer, und bei weitem reizbarer; es liege ihm also mehr daran ungestört zu leben. Bei geringerer Cultur, kenne er auch die unruhige Geschäftigkeit des Geistes nicht, die man z. B. an den Franzosen wahrnimmt: er geht immer mehr in die Tiefe als in die Weite; sein Charakter beschäftige ihn mehr als seine intellektuellen Kräfte. Bei Menschen dieser Art ist ein gewisser Hang zum Müßiggang, „was aber oft nur eine sehr edle Phantasiebeschäftigung mit ihren Gefühlen ist", bemerkbar. Durch ihren Charakter nur auf wenige Punkte, auf diese aber mit aller Energie gerichtet, können sie vom Nichtsthun nur zu einer auf diese Punkte Bezug habenden Thätigkeit übergehen, nur zu einer großen und wichtigen. Alles andre scheint ihnen leicht, blos mechanisch, und ihrer unwürdig. In dieser Gemüthsstimmung, „beson-

der bei unaufgeklärten Leuten," paßt nun ein Einsiedlerleben sehr gut. Die körperlichen Beschwerden schrecken den Spanier weniger ab, da er härter gewöhnt ist als die meisten Europäer. „Die geistliche Knechtschaft aber und die ewigen Andachtsübungen können dem einmal religiösen Menschen nicht schwer fallen. In der Einsamkeit des Einsiedlers sind die Andachtsübungen, einzelne Momente tieferen Gefühls abgerechnet, nichts als ein unbestimmtes Hinbrüten der Seele über einmal gewohnten Empfindungen wie es leicht jeder, nur an andern Gegenständen, an sich selbst erfahren wird, da es wohl nur wenige Menschen giebt, welche nicht einen großen Theil ihres Lebens hindurch gewisse Lieblingsempfindungen, Plane oder auch nur Träume begleitet hätten."[15] Im Ganzen, glaubt er, sei es weit mehr Sehnsucht nach einem sorgenlosen sichern Leben, welche den Spanier in Einsiedeleien locke, als Religionsschwärmerei.[16]

Welchen Genuß Göthe'n eine solche Schilderung des Freundes gewähren mußte, begreift, wer seine eignen Werke in dieser Richtung kennt. Eben so gewiß ist, daß Göthe, gleich nach dem Empfang des Briefes, den betreffenden Abschnitt in die Propyläen rücken wollte, was auch gewiß geschehen sein würde, wenn diese Zeitschrift nicht bald nach ihrem Entstehen wieder zu Grunde gegangen wäre. Schon am 2. Sept. 1800 sendete er den Aufsatz an Schiller. „Der Humboldt'sche Aufsatz," antwortet ihm dieser, 5. Sept., „den ich Ihnen hier zurückschicke, wird recht gut zu brauchen sein. Der Inhalt muß interessiren, denn er betrifft einen abgeschlossenen menschlichen Zustand, der wie der Berg auf dem er seinen Sitz hat, vereinzelt und inselförmig ist, und mithin auch den Leser aus der Welt heraus und in sich

15) A. a. O., III. 207.

16) Vergl. damit das Sonett: „der Montserrat" von Humboldt, in dessen ges. Werken. III. 422.

selbst hineinführt. Es wäre zu wünschen, daß unmittelbar neben diesem Gemälde ein entgegengesetztes von dem bewegtesten Weltleben hätte angebracht werden können, so würden beide eine doppelte Wirkung thun. „(Briefw. zw. Sch. und G., V. 302. 303—4.)"

In den Ebenen und Bergen Cataloniens, deren Reiz noch in den Erinnerungen des Greises fortwirkte, [17]) und am West-Striche der Pyrenäen endete die große spanische Reise. Sie war von bleibendem Ergebniß für Humboldt. Abgesehen von dem, was er überhaupt auf Reisen suchte — darüber haben wir seine eigenen Worte gehört — mußte ihm gerade dieses Volk und dieses Land eine Fülle des Genusses und der Belehrung darbieten. Die Kenntniß dieses südlichen Naturvolkes erweiterte nicht nur seine Menschenkenntniß, [18]) sondern vernichtete auch viele Vorurtheile, die man im übrigen Europa über den Charakter dieser Nation hegte, deren Selbstgefühl den andern bald als Muster vorleuchten sollte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Humboldt unter den deutschen Staatsmännern einer der ersten war, welche auf die Wichtigkeit des spanischen Aufstandes den Blick lenkten. Auch bot ihm sonst die Eigenthümlichkeit dieses Volkes und der einzelnen Stämme vielfachen Stoff zu politischen Bemerkungen, und die Art, wie er sie äußert, ruft wieder in uns sehr gewichtige Vergleichungen hervor. Wer dächte nicht an Polen, wenn er H. die unglückliche, zerrissene Baskische Nation beklagen hört, oder an Deutschland, wenn man von den, unter den Provinzen Spaniens gegenseitig einander zugeworfenen Gehässigkeiten liest. Den Aragoniern, sagt H., gereiche es nicht zur Unehre, daß in ihnen das fortwirkende Andenken ihrer ehemahligen Verfassung einen unab-

17) Noch in einem Sonette der letzten Jahre. Ges. Werke, III. 421.

18) Siehe oben I. 208.

hängigern Sinn, mehr Selbstständigkeit und einen wärmeren Nationalstolz erhalten habe. [19]) Unter allen Stämmen aber gefielen ihm die Catalanen, und die Basken am meisten. Er findet die Liebe der Letztern zu ihren alten Freiheiten verehrungswürdig. Selbst die französischen Glieder dieser Nation hätten sich so in Respekt zu erhalten gewußt, daß die republikanische Regierung sogar, die sonst „alle Lokalverschiedenheiten zu einer allgemeinen Gleichheit herabsetzte," ihre Gewohnheiten selbst in militärischer Rücksicht schonen mußte. [20])

Nicht weniger in Kunst und Wissenschaft war die Ausbeute reich, die diese Reise trug. Wie mehrte sie seine Liebe und Einsicht in die schönen Künste, namentlich in die Malerei; wie die Kenntniß des Alterthums, vor allem der Baukunst der Alten! Die Baskische Sprache hatte sein besonderes Interesse auf sich gezogen und leitete ihn zu Forschungen, welche seine Blicke noch nach Jahren auf die Halbinsel geheftet hielten. Endlich war die Reise auch für seine übrigen Sprachstudien ergiebig. In Spanien nämlich, wie nachher während des langen Aufenthalts in Rom, brachte er eine so reiche Sammlung amerikanischer Wörterbücher zusammen, wie es noch nirgends gegeben hat. [21])

Im Frühjahr 1800 kam Humboldt, mit seiner Familie wieder glücklich zu Paris an. Drohende und ausbrechende Kriegsereignisse machten abermals alle Reiseplane zu nichte, während man unbetheiligt in aller Ruhe zu Paris unter dem Schirm der jungen Consularherrschaft leben konnte. Die Abreise von dort ward daher vorläufig bis gegen den Winter verschoben.

---

19) Ges. W. III. 199.
20) Ebendas., III. 220.
21) A. v. Humboldt und Bonpland's Reise, I. 28.

Neben dem Studium des Vaskischen, in welches Humboldt sich jetzt vertiefte, und wovon nachher die Rede sein wird, beschäftigte ihn nun auch die Durchsicht der auf der Reise gesammelten Materialien. Wir haben schon gesehen, wie er auch einzelne Stücke derselben redigirte, namentlich den Anfang der Reise, und außerdem eine Beschreibung des Montferrat einem Briefe an Göthe einflocht.

Es fehlte der Humboldt'schen Familie auch jetzt nicht an Zusprache aus der Heimath. So gesellte sich im Spätsommer dieses Jahres auch Rahel Lewin, die längst bekannte [1]), zu ihrem Kreis. Schon im vorigen Jahre hatte ihr Frau v. H. geschrieben: „Humboldt liebt Sie, und fühlt, wer Sie sind, und gäbe viel darum, wenn er mir die Freude geben könnte, mit Ihnen zu leben." Jetzt ward sie ihr zu Theil und es scheint, als wenn damals ein besonders inniges Verhältniß zwischen diesen beiden geistvollen Frauen, wie zwischen Humboldt und Rahel statt gefunden habe. Aber nicht immer fühlten sie einander sich recht nahe; bei den Frauen trat vielleicht die persönliche Rivalität manchmal störend dazwischen, aber auch auf Humboldt wirkte die Gegenwart der tief gereizten, und schon im Aeußerlichen etwas excentrischen Landsmännin nicht immer gleich wohlthuend ein. Rahel beklagte sich dann, manchmal vielleicht nicht mit Unrecht, über die Erkaltung ihrer Freunde. Aber freilich war ihr Wesen auch ein sehr eigenthümliches. Während der männliche Geist eines Humboldt bei aller Empfänglichkeit doch frühzeitig in den Anschauungen und Formen der neuern Philosophie eine gewisse Ruhe und Sicherheit gefunden, wühlte sie, diese großartige Naturalistin, stets von neuem im Elementarreiche der Gedanken umher und, ganz unähnlich Humboldt, der sein Selbst nur immer tiefer zu entwickeln, nur immer in sich

1) Siehe oben Th. I. 122. 376 – 8. und 380 – 2.

aufzunehmen gestimmt war, kehrte sie unaufhörlich das große Deficit hervor, das ihr in ihren Schicksalen, wie in den Abgründen ihrer Gedanken, reichlich begegnet war. Wenn Humboldt oft auch an sie mit Scherz und Schein herantrat, so kränkte sie dies doppelt, denn sie fühlte sich werth, von ihm gekannt zu sein, und glaubte, ihn zu verstehen. Sie vertheidigte ihn stets, sagt ihr nachmaliger Gatte. Als man darüber stritt, welches Maß von Geist ihm wirklich zukomme, und sie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete sie: „Er hat so viel, als er nur will." Und ein andermal, da sie sagen sollte, wiefern er ein guter Mensch zu nennen sei, erwiederte sie: „Er ist soweit in seinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon sein kann, ob er gut oder nicht gut sei, das liegt fern unter ihm." Seine Paradoxien und Scherzreden, durch welche er zaghafte Hörer gar oft verschüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung seiner Langweile, aus Ungeduld müsse er reden, meinte sie, und er habe zu viel Geist, um bloße Dummheiten zu sagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Ein sicht wankte, und Humboldt seine angenommene Rolle so weit trieb, daß es fast einerlei dünkte, ob er so scheinen wolle, oder so sei; sie sagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geistesfreiheit nicht mehr so hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben." Dies berichtet Varnhagen.[2]) Aber auch in ihren Briefen finden sich Spuren davon genug. Einst, aber wohlgemerkt, während des Congresses zu Wien, schreibt sie an ihre Verwandten über ein Diné beim Staatskanzler Fürsten Hardenberg, wo die ganze Elite der Preußen versammelt gewesen war. „Humboldt", schreibt sie, „versicherte mich, wie Don Juan, nach Tische,

2) Denkw. und Vermischte Schriften, 2. Aufl. V. 127—28.

seiner Liebe. Er liebe mich immer: sehen könnte er mich nur nicht, weil ich immer alles thäte, was er nicht leiden könnte: er will mir ein Diné geben... Ich soll die Personen nennen; also als Königin. Ich sagte, er solle mich weniger lieben, und mich besuchen: dann wolle ich die Personen nennen. Ich mußte fort. So bliebs." [3]) Diese Stelle ist sehr charakteristisch. Humboldt war aufrichtiger, als die Freundin dachte, so wie sie ein andermal nicht geahnt zu haben scheint, was er mit einem Worte sagen wollte, das er schon während des Pariser Aufenthalts an sie gerichtet hatte, und das sie selbst anführt, dem Worte nämlich: „Ich will nicht mit lauter Verwundeten zu thun haben!" [4]) Wie sehr er trotzdem den Reichthum und die Lebendigkeit ihres Geistes zu schätzen wußte, zeigt vor allem das Urtheil, was er nach ihrem Tode über ihre im Drucke erschienenen Briefe aussprach, wovon jedoch später.

Im Mai 1800 kam Frau v. Humboldt mit Zwillingen nieder: einem Knaben und einem Mädchen. Die Geburt des erstern hab' ich schon S. 37 erwähnt, sie ereignete sich aber nicht in der Sierra Morena, sondern erst jetzt zu Paris. [5]) Auch gedacht' ich des frühen Todes desselben schon. Das Mädchen erhielt den Namen Adelheid. Die Abreise von Paris ward im Herbst abermals vertagt. Im Frühjahr endlich (1801) war alles dazu bereit. Den letzten Mai wollten sie nach Erfurt und Jena reisen und zum Winter in Tegel sein, [6]) als ein plötzlicher Entschluß die Rückkehr wieder um ein paar Monate verschob.

---

3) Rahel, II. 268 – 69.

4) Ebendas., I. 471.

5) Diese Angabe, welche zugleich die Aufschrift des früher besprochenen Humboldt'schen Gedichts berichtigt, kommt mir jetzt erst, während des Druckes, zu.

6) Rahel, I. 247.

Nach der spanischen Reise hatte, wie schon bemerkt wurde, H. sich tief in das Studium des Vaskischen geworfen. Paris bot ihm zur Erlernung desselben Hülfsmittel dar, die er sonst nirgends gefunden hätte. Er legte sich sogleich ein Vaskisch-Spanisches Wörterbuch an, gestützt eben auf die seltnen Werke oder Handschriften der großen königlichen Bibliothek. Viele der Letztern kopirte er wörtlich; auch von St. Croix, dem schon genannten französischen Gelehrten, erhielt er einige Blätter über die Sprache der Vasken.

Dies alles befriedigte jedoch seine Wißbegierde nicht. Schon im Begriff, nach Deutschland abzureisen, wendete er sich plötzlich wieder nach Süden.[1]) Er ließ diesmal die Seinigen in Paris zurück und unternahm eine zweite Reise in die spanisch- und französisch-vaskischen Provinzen, eigens in der Absicht, durch mündliche Mittheilung zu vervollständigen, was in gedruckten Schriften nur sehr mangelhaft angetroffen wird. Mehrere Wochen brachte er in den abgelegensten Gebirgsgegenden dieser Lande zu. Insonders suchte er die sprachkundigen Männer auf, vor allen D. Pablo Pedro de Astarloa, Pfarrer in Durango. Er sah die wichtigen handschriftlichen Schätze ein, die dieser gesammelt hatte und machte von dem großen noch ungedruckten Werke desselben Auszüge oder wörtliche Abschriften. Zu denjenigen, die H. aufsuchte, gehörte auch der Pfarrer Moquel in Marquina, ebenfalls einer der sprachkundigsten Männer in Biscaya, der aus Gefälligkeit für ihn den Anfang des Sallustischen Catilina übersetzte.

---

1) Caillard, in dem S. 17 schon citirten Brief, schreibt an Schütz (26. Juni 1801): „M. de Humboldt m'avait annoncé son prochain départ pour l'Alemagne et c'était lui qui devait Vous remettre ma lettre aux mains propres. Rien ne pouvait m'être plus agréable qu'un pareil commissionnaire. J'attends une huitaine de jours au bout desquels j'apprens que M. de Humboldt au lieu de partir pour Vos contrées, s'est décidé subitement à tourner ses pas de nouveau vers l'Espagne.“

Doch nicht in jeder Beziehung fiel die Reise so aus, wie H. erwartet hatte. „Es war," sagt er, „einer der hauptsächlichsten Zwecke meiner Reise durch Biscaya, die Spuren aufzusuchen, welche aus der ältesten Geschichte und dem ältesten Zustande des Volks etwa in alten Sagen oder Nationalgesängen übrig geblieben sein möchten. Ich fand mich aber bald gänzlich in der Hoffnung getäuscht, hiervon etwas Bedeutendes aufzufinden. In keinem Lande vielleicht ist es dem mißverstandenem Eifer der ersten christlichen Bewohner so sehr gelungen, alle Ueberreste des heidnischen Alterthums zu vernichten, als in diesem. Weder von der Verfassung, noch der Religion, noch den Sitten der alten Basken kann man sich einen, nur irgend befriedigenden Begriff verschaffen, und kaum haben sich einige dürftige Spuren dieser älteren Zeit in der Sprache, den einheimischen Benennungen der Monate und Wochentage, einigen wenigen (da der größere Theil auch durch die Namen der Heiligen verdrängt ist) Eigennamen, Nationaltänzen, Volksmärchen u. s. f. erhalten." Von alten Liedern konnte er nur ein einziges, noch dazu höchst mangelhaftes Fragment auffinden, dessen Alter selbst noch aus vielen Gründen zweifelhaft scheinen konnte. Er traf dasselbe in einer Handschriftensammlung an, die damals sich im Hause eines Herrn Illugartegui in Marquina befand.

Humboldt versäumte nicht, seine Bemerkungen auch diesmal an Ort und Stelle niederzuschreiben, und eilte mit diesen Schätzen nach Paris zu seiner Familie zurück. Hatte der Gegenstand früher nur zufällig seine Aufmerksamkeit angezogen, so waren Volk und Land der Basken ihm nun „im eigentlichsten Verstande theuer geworden," und obwohl er diese Studien nachher nur mit todten Hülfsmitteln fortsetzen konnte, zog ihn dennoch die Eigenthümlichkeit der Sprache, des Volkes und des Landes in ungeschwächtem Grade an. Der Wechsel aber des Aufenthaltes sowohl, als

der Beschäftigungen machte, daß die Ergebnisse seiner Forschung erst in viel späterer Zeit ans Licht treten konnten.[2])

Im Sommer 1801 kehrte die ganze Familie, vermuthlich über Erfurt und Weimar, in die Heimath zurück. Ueber ein Jahr verblieben sie daselbst, zu Berlin und Tegel. Während dieser Zeit wurde die jüngste Tochter, Gabriele, geboren. Frau von Humboldt hatte eine schwere Brustkrankheit auszustehen, von der sie sich erst zu Rom ganz erholte. Dieser Zwischenfall mag auch die italienische Reise, welche ihnen schon so viele Jahre im Sinn lag, mit verzögert haben.

Diese längere Rast in der Heimath belohnte sich schon in Betracht des geistigen Lebens, das eben damals in Berlin eine zum Theil unerwartete Stätte gefunden hatte. Denn nicht genug, daß, gewiß zur großen Freude Humboldt's, die neusten dramatischen Werke unseres Schiller's hier mit größter Pracht aufgeführt und mit höchstem Enthusiasmus aufgenommen wurden, auch die junge von den Gebrüdern Schlegel gestiftete Dichterschule fand hier, in der Region, wo kürzlich noch ein Nicolai den Ton angegeben hatte, bereite Aufnahme, ja ihren eigentlichen Sitz. Der Sprung von jener Nüchternheit zu dieser Ueberpoesie und Verfeinerung, solcher Wechsel konnte von dem Gesundheitszustand der preußischen Hauptstadt kein günstiges Zeugniß ablegen. Was aber bedeutungsvoller erscheinen mußte, war die Aussicht, welche der Erfolg, den die Romantik auf einem so wichtigen Punkt deutscher Entwickelung hatte, für den Fortgang unserer Dichtung und Litteratur überhaupt öffnete. Was Humboldt, der Augenzeuge und Theilnehmer einer jüngst vergangenen Glanzperiode,

---

2) Besonders für diesen Abschnitt dienten die S. 32 unter Nr. III. genannten Schriften und Aufsätze als Quelle.

von diesem schnellen Nachlaß wahrhaft produktiver Kraft, verbunden mit einer merkwürdigen Steigerung theoretischer Einsicht und kritischer Fähigkeit, aber auch großer Einseitigkeit, denken mochte, können wir uns zur Genüge vorstellen, wenn wir uns nur an die Manier erinnern, mit welcher dieses überkluge und so viel schwächere Geschlecht auf einen Schöpfergeist wie Schiller herabsah.

Mit diesem intellektuellen Luxus Berlin's stand die politische Passivität, die Volk und Regierung Preußens zeigten, wenigstens in äußerlichem Contrast. Der schlechte Geist, der unter der vorangegangenen Regierung die Zügel ergriffen hatte, wußte seine Herrschaft auch unter der Aegide eines Fürsten zu behaupten, der, edel und wohlgesinnt im Innersten des Herzens, nur die Kraft nicht besaß, um jene Elemente auszuscheiden, und sich im rechten Moment von muthigen Entschlüssen leiten zu lassen. Daher unter diesem friedliebenden König der verletzendste Uebermuth in Worten, unter einem rechtlich Denkenden die rücksichtslose Habgier und Vergrößerungssucht, daher der Mangel alles nationalen Gemeinsinn's, die Zurückhaltung von der allgemeinen Sache, zu einer Zeit (1799), wo der Beitritt Preußens ohne Zweifel einen Umschwung veranlaßt haben würde, daher endlich gerade in den Jahren 1801 und 1802, das schnöde Handeln mit Russen und Franzosen um die Beute des unter den abscheulichsten Formen zertretenen heiligen römischen Reichs. So traurig diese Bemerkungen für den edlen und hellsehenden Beobachter, für den Preußen im bessern Sinne zumal, sein mußten, so belehrend waren sie doch zugleich, sowohl in Bezug auf die drohende Katastrophe, wie in Betreff der Mittel, die, auch in der äußersten Noth, Rettung versprachen.

Von besonderem Gewicht war es schon damals, die Männer ins Auge zu fassen, die einst diesen Fürsten und

eine hochherzige Königin umringen, die Wunden des Vaterlandes heilen könnten. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete noch immer der berüchtigte Graf von Haugwitz, aber im Hintergrund stand schon ein Hardenberg als mehrversprechende Reserve, hinter den Braunschweig, Hohenlohe, und so vielen Ruinen aus der Zeit des großen Friedrich winkten schon Heldenseelen wie Blücher; hinter den Reck, Goldbeck, Hoym und wie die Gewalthaber sonst hießen, standen doch noch die Struensee und Schrötter; Stein näherte sich schon den höchsten Posten und eine neue, bessere Generation war theils schon herangewachsen, theils in der Bildung begriffen, so daß, wenn nur die Häupter geläutert und gewechselt waren, auf den Kern des Ganzen große Hoffnungen gesetzt werden konnten.

Doch in diesem Moment würde ein Humboldt nicht angelockt gewesen sein, seine Muße und Selbstständigkeit mit dem öffentlichen Dienst zu vertauschen. Mehr zufällig traf das Bedürfniß des Letzteren mit seinen eigenen Plänen zusammen. Wir wissen, welche Gesichtspunkte ihm über alles gingen, und kennen die Zwecke, die seinen bisherigen Reisen, wie dem italienischen Plan, zu Grund lagen. Er sagte sich selbst, daß er auch in der leichtesten Geschäftslage Einiges von seiner Lieblingsrichtung werde aufopfern müssen, und er überlegte sich dies wohl, bevor er irgend eine Verbindlichkeit einging. Der bisherige preußische Geschäftsträger in Rom nämlich hatte um seine Rückberufung gebeten: der Posten, der dadurch erledigt wurde, war Humboldt's Wünschen ganz entsprechend. Wie man mir versichert, war es Beyme, der geheime Cabinetsrath des Königs, ein etwas eitler, doch, wenn schon mehr in der altpreußischen Art, wirklich freigesinnter Mann, welcher Humboldt dem Könige zum Minister-Residenten in Rom vorschlug, was dieser auch auf der Stelle genehmigt habe. Diese Be-

stimmung war für diesen classisch gebildeten, kunstsinnigen Mann ganz geeignet; er entzog sich, indem er sie übernahm, dem öffentlichen Dienst nicht völlig, und hatte doch Muße genug und die schönste Gelegenheit, seinen intelektuellen Zwecken zu leben; er konnte seine staatsmännische Anlagen in der Stille ausbilden, und doch, bei der Entfernung von Berlin, sich frei von aller Mitwirkung an dem gegenwärtigen Laufe der Dinge in seinem Vaterlande halten. Von einem Aufenthalt zu Rom, verbunden mit einiger Geschäftsthätigkeit, erwartete er selbst nur Gutes. „Ich befand mich", schreibt er nach einem Jahre an Schiller, „in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen abgestumpft." In seiner höhern Richtung wurde er in dieser neuen Stellung nur gefördert. „Ich war", sagte er in seiner bescheidenen Art zu Schillern, „einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Produktion; ich wußte so vielerlei, ich kannte Manches besser, als viele Andere und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate zusammen, ich konnte mit dem thätigen Theile meiner Existenz unmöglich zufrieden sein. Es schien mir daher besser, meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen." [1]) Zugleich betheuerte er Schillern, daß ihn nichts von seinem höhern Berufe abbringen werde, und damals war es, wo er auf eine so merkwürdige Art erklärte, daß die Ideen ihm für alle Zeit das Höchste in der Welt sein und bleiben würden. [2]) Dagegen sei aber auch gewiß wahr, daß, „wenn alle Zeit nur Zeit der Muße

1) Briefw. zw. Sch. u. W. v H., S. 464. 481—82.

2) Diese Stelle haben wir schon früher hervorgehoben; vergl. Th. I. S. 53.

sei, und gar kein Zwang eine bestimmte Zeitanwendung fordere, man doch auch manche Zeit verliere.

Unter solchen Auspicien betrat Humboldt seine diplomatische Laufbahn. Er wurde in die Reihe der Kammerherrn aufgenommen und zum geheimen Legationsrath und Minister-Residenten am päbstlichen Hofe ernannt. Im Herbst 1802 ging er, in Begleitung seiner Familie, nach diesem Bestimmungsorte ab.

Doch schied er nicht, ohne sich bei den Männern seines Herzens verabschiedet zu haben. In Halle besuchte er Wolf, in Weimar Göthe und Schiller. Auch nahm er einen jungen Philologen, den nachmals aus Göthe's Umgang bekannt genug gewordnen Dr. Riemer, zu Erziehung seiner Kinder mit nach Italien.[3])

Daß er Schillern nicht wieder sehen werde, ahnte Humboldt gewiß nicht; er stand ja auf dem Gipfelpunkt seiner Thätigkeit. Die Freunde unterhielten sich viel von Rom, und Schiller entwickelte ihm mit leidenschaftlicher Wärme den Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufspare, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen habe.[4])

Erfüllt von diesen Eindrücken und wohlverwandten Ideen eilte Humboldt, mit den Seinigen, über die Alpen.

---

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.

4) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 59.

Römische Gesandtschaft und Leben in Rom.
1802 — 1808.

„Ihm dem Glücklichen", sagt Friedrich von Müller in seiner Skizze des Humboldt'schen Lebens, „war vergönnt die diplomatische Laufbahn sogleich auf jenem welthistorischen Centralpunkt, in der ewigen Roma zu beginnen. Was konnte wohl für alle seine Neigungen und Lieblingsstudien, für seine tiefe Beobachtungsgabe erwünschter und vortheilhafter sein? Auch genoß er seines Glückes im vollsten Umfang; unermüdliche Forschungen im Gebiet des Alterthums und der classischen Litteratur füllten die Stunden seiner Muße, führten ihn bald zu den scharfsinnigsten Combinationen über Ursprung und Verwandtschaft der Sprachen, bald zu den heitersten Kunstbetrachtungen, während der erquickende Anblick einer großartigen unerschöpflichen Natur den Kreis seiner Phantasie erweiterte und oft zu dem kühnsten Flug begeisterte. Im täglichen Umgang mit den bedeutendsten Künstlern und auserwählten Freunden, denen sein gastliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, im fortwährenden und immer neuen Contakt mit den interessantesten Reisenden aller Nationen flossen sechs ungetrübte Jahre im heitersten Wechsel ihm vorüber; nur aus weiter Ferne hallten die Donner des Krieges, die von Zeit zu Zeit Deutschland und zuletzt sein geliebtes preußisches Vaterland erschütterten, über die Alpen zu ihm hinüber. Nach wiederhergestelltem Frieden zur thätigen Mitwirkung an dem Wiederaufbau

des zerrütteten Staatsgebäudes berufen, vertauscht er bereitwillig Italiens Reize und die Ruhe der Contemplation mit den schwierigsten Aufgaben praktischer Thätigkeit." [1])

Wir stellen mit Absicht diesen sinnigen Ueberblick gleichsam als Motto voran, um welches unsere ausführliche Darstellung sich schlinge. Wir treten an einen der schönsten Abschnitte in Humboldts Leben: er selbst sah, nächst den unvergeßlichen Tagen an der Ilm und Saale, auf keinen Theil seines Lebens mit solcher Vorliebe, ja Inbrunst hin, als auf den in Rom und römischen Umgebungen verbrachten.

Im Oktober 1802 langte er in Oberitalien und zu Mailand an. [2]) Vom nächsten Verlauf der Reise hören wir nichts; doch ist nicht zu zweifeln, daß er auch in Venedig und Florenz genugsam verweilte, denn erst am 25. November Abends traf er, mit den Seinen längst angekündigt und erwartet, in Rom ein und stieg in der für ihn bereiteten Wohnung, und zwar in der Villa di Malta ab. Diese Villa und ehemalige Sommerwohnung der Maltheserritter, einst auch von der Herzogin Amalie von Weimar und Herder bewohnt, jetzt das Eigenthum König Ludwig's von Bayern, liegt am Vorsprung des pincischen Hügels. Ein hoher Thurm, klosterähnliche Einrichtungen, viele Treppen durch wunderliche Ein- und Ausbauten, ein ganzer Häuserclubb, um kleine liebliche Gärten gruppirt und mit den herrlichsten Aussichten nach allen Seiten beglückt, das ist der Sitz, der schon so viele Künstler und Kunstfreunde, Menschen aller Nationen beherbergte und jetzt die Familie Humboldt empfing. Auf dem Flügel, den sie bezogen, genoß man des Blickes nach Südosten; die weite Aussicht über die Campagna und

1) Neue Jenaer Litteraturzeitung, 1843. 1–3. Jan.

2) Allg. Z., Okt. 1802.

auf die Höhen von Albano lag vor ihnen und gewährte schon im ersten Augenblick die unverwüstlichsten Eindrücke. [3])

Friederike Brun, die damals in Rom und noch dazu in derselben Villa wohnte, hat uns ein Bild von diesen Ankömmlingen entworfen. Nach langem Erwarten fuhr ein schwerbepackter Reisewagen langsam den steilen Hügel hinan. „Der Vater ist schon ausgestiegen; man reicht ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, sorgsam eingewickeltes den ausgestiegenen Wärterinnen hin. Nun springen ein, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, dann steigt die reiseermüdete sorgsame Mutter aus." Die älteste Tochter hatte die Reise wieder in Knabenkleidern gemacht, Adelheid, die mittlere, war erst im dritten Jahre, und die jüngste etwa 6 Monate alt und fast dem Verlöschen nahe. Die Mutter hatte sich noch nicht von der schweren Krankheit erholt, die sie in Berlin ausgestanden. Bald jedoch erholte sich das jüngste Kind unter ihrer Pflege und „kaum", fährt die Berichterstatterin fort, „war unsre geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wir, trotz aller Tag- und Nachtmühe, das schöne Geist und Liebe blickende Auge sich beleben, die kastanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wange wieder frisch geröthet und den so ausdrucksvollen feinen Mund von frohem, oft so reizend muthwilligem Lächeln umspielt sahen." [4])

Schnell war die Familie in Rom eingewohnt, so daß bald nur noch der Rauch der Kamine einigen Unmuth verursachte. Riemer nahm die Knaben in seine Obhut; ein junger deutscher Arzt, den sie wahrscheinlich auch mit nach Italien genommen, Dr. Kohlrausch, ein Hannoveraner, leistete dem Hause die treuesten, leider nicht immer glücklichen

3) Fried. Brun, Römisches Leben. Leipzig, 1833. I. 57—59. II. 81.

4) Ebendas. I. 171—6.

Dienste. [5]) Humboldt selbst traf seinen Vorgänger im Amte, den spätern Geh. Oberregierungsrath Uhden, der auch ein gelehrter Kenner des Alterthums war, noch in Rom an, von wo er erst im December nach Deutschland zurückkehrte. — Vom ersten Tage ihres Aufenthalts in Rom eröffneten Humboldt's ihr gastfreundliches Haus. Alle Freunde und Bekannte waren ein für allemal des Abends zum Thee geladen. Den ersten Winter brachten sie außer mit den schon in Rom anwesenden Künstlern, namentlich Thorwaldsen, Schick, Reinhard, Keller, Lund — besonders mit Zoëga, Fernow, Bonstetten und Friederike Brun ein trauliches Zusammenleben hin.

Nicht weniger schnell war Humboldt in dem ewigen Rom orientirt Ganz allein mit der Gattin, oder nur von den älteren Kindern begleitet, begab er sich auf seine Wanderungen, damit er des ungestörtesten und unmittelbarsten Eindrucks genösse. In einem der begeisterten Erinnerungs-Sonette gedenkt er dieses einstigen Glückes. Um Nähe anzubeuten, sagt er, rede man von zwei Schatten, die sich immerfort zusammenfügen; er aber und seine Begleiterin seien noch weit inniger verschwistert gewesen.

„Denn wir von Früh bis zu der Sonne Neigen,
Wenn einsam wir durch Roms Gefilde wandern,
Mit einem Schatten beide uns begnügen." [6])

Kein Land erregte und befriedigte so viele Erwartungen [1]) unseres Humboldt, als Italien. Nicht blos der Boden und das Clima — auch das Volk, seine Sprache, seine

5) Humboldt zog ihn nachmals auch nach Berlin, wo er im J. 1826 als Geh. Ober-Medicinalrath starb.

6) Ges. Werke, IV. 368.

1) Siehe Th. I. S. 208 u. f.

Kunst und Litteratur labten und erquickten ihn. Dieser Zug ruhte aber auch auf dem Tiefsten seiner Weltanschauung. Mußte sich alle neuere Bildung an dem Geiste des Alterthums emporschlingen, [2]) um sich zu etwas allseitiger Vollendeten zusammenzuwölben, so konnte in dieser entscheidenden Umgestaltung wohl nur dieses in Himmel, Lage, Erzeugnissen, Schönheit und Anlagen der Menschennatur so begünstigte Land die erste und bedeutendste Rolle spielen. Fast in allen Zweigen bürgerlicher und politischer Thätigkeit schritt Italien dem übrigen Abendlande voran; in den Jahrhunderten, in welchen das Moderne sich zuerst in geistiger Würdigkeit dem Antiken gegenüberzustellen anfing, überstrahlt seine Geschichte die aller andern Völker. Auch kann sich, nach Humboldt's Ansicht, kein Land in der Zahl hervorstechend leuchtender Männer, die es hervorbrachte, mit Italien messen. Kunst- und Naturstudium, in schönem Verein, blühten früh bei dieser, wie bei keiner andern Nation. Schon die Sprache, ihr Ton, ihre gediegene Kraft, ihr reicher anmuthig poetischer Schwung erfüllt ihn mit Bewunderung Sie erscheint ihm unter allen Umbildungen, die das Lateinische erfahren, durchaus als die interessanteste, und er hat ihre merkwürdige Erscheinung in der Einleitung zu dem nachgelassenen großen Sprachwerk ganz besonderer Betrachtung unterworfen. [3]) In keiner romanischen Sprache hat der neue Geist, bei vollständiger Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter, treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Während man noch heute altrömischen Klang zu vernehmen meint, schließt sich uns doch darin eine neue, anders gestaltete Welt auf. — Nicht minder erkannte H. das Große und Schöne italienischer Kunst und Dichtung an. Ja diese Kunstbildung

2) Siehe oben I. 208—10.

3) Einl. zur Kawi-Sprache (1836), S. 306 u. f.

stand ihm innerlichst näher, als z. B. die streng nordische, Raphael näher als Shakespeare, Ariost näher als Ossians Nebelwelt. Nur wo die Tiefe des Gehalts und die Wahrheit der Charakteristik sich so mit classischer Schönheit schmückt, wie bei den neuern großen Deutschen, giebt er dem Germanischen den Vorzug. Freilich konnte er bei all dieser Anerkennung italischer Welt und Größe die jetzige Versunkenheit des Volkes nicht übersehen, aber er hielt sie ihm gleichsam zu gut im Betracht dessen, was es einst gewesen war, was es einst geleistet hatte. Und haben sich nicht bis auf den heutigen Tag noch Lebenselemente in diesem Volke erhalten, die ein glückliches Nationalleben nicht leicht entbehren kann, und die der Nordländer nur in geringem Grade, oft auch gar nicht besitzt?

War unserm Humboldt schon Italien überhaupt so viel werth, so erweckte Eine Oertlichkeit dieses reichen Landes, die ewige Roma, in ihm eine Begeisterung, die manchmal wirklich an das Schwärmerische gränzt, deren tiefgefühlter Ausdruck uns aber auch dann noch unwiderstehlich anzieht. Die Größe Roms ruht in seiner doppelten Vergangenheit: in den Ueberresten, die diese verkünden. Diese Reste erschienen Humboldt als ein so einziges Ganzes, daß er dem Ort eine nochmalige historische Entwicklung nicht einmal gönnen mochte, aus Furcht, daß das schon Vorhandene nur dadurch beeinträchtigt werde. Er hat diese Begeisterung nicht blos in der Zeit, da ihn der Genuß des Moments fortriß, in sich getragen; der Gedanke an römische Herrlichkeit ließ ihn nie los, er ist als Mittelpunkt oder Staffage der Gegenstand einer ganzen Reihe von Sonetten, [4]) und als aus Göthe's italienischen Reiseblättern so wahlverwandte Klänge ihn berührten,

4) Ges. Werke, I. 394 („Rom I."), 395 („Rom II."), II. 370 („die getrennten Gräber"), IV. 338 („das Unwiederbringliche") und 368 („die Doppelwesen").

ergriff er diese Erscheinung als willkommenen Anlaß, seiner eigenen tiefen Anhänglichkeit an Rom und römische Zustände seelenvolle Worte zu leihen, die Sehnsucht seiner Brust in den wärmsten Tönen auszuhauchen. [5]) Sieht man die Wirkung, sagt er, die Rom auf Göthe gehabt, so kehrt die längst gehegte Ueberzeugung mit doppelter Stärke zurück, „daß an diesen Mauern etwas das Höchste und Tiefste im Menschen Berührende hafte, das sonst kein Ort, kein Denkmal des classischen Alterthums bewahrt.“ Finde auch vor allen andren Studien das der bildenden Kunst dort Nahrung, so bleibe es doch unverkennbar, daß die Wirkung nicht darauf beschränkt, sondern ganz allgemeiner Natur sei. Was in uns menschlich erklinge, durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltschicksals es in uns wach werden möge, töne in dieser Umgebung reiner und stärker wieder. Während uns der Geist des Alterthums, mit unwiderstehlicher Macht, gleichsam persönlich anziehe, würden die tiefsten Blicke in die Weltgeschicke, in die Gesetze des Vergehens und Wiederauflebens vor uns eröffnet. Aber es muß auch so genossen werden, wie es der Künstler, der Dichter, der Denker, sinnend und träumend, genießt. „Kein Ort“, sagt er in eben diesem Aufsatze, „verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fern halte. Man muß

5) S. den Aufsatz: „über Göthe's zweiten Römischen Aufenthalt“ [vom J. 1830] in Humboldt's ges. Werken, II. 215 — 41. Schon die vorhergehenden Bemerkungen sind diesem Aufsatz enthoben.

sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen. In keiner anderen Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten. Auch so wird man sich auf gewisse Weise umgestaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderm Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man versetzt wird, der gediegenen Bestimmtheit, vor die man tritt, schwindet dann von selbst das Dunkle, Ungewisse, Form- und Wesenlose dahin." . . . . „Roms Größe liegt, neben unendlich vielem Einzelnen, in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemisch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die sie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge historischer Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet ist. Dies zeigte sich deutlich in der Zeit, wo es seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterschied zwischen den Ländern und Städten, welche selbst der Schauplatz des classischen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menschheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunstwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen so nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zusammengetragenem Geräth. Dort ist gleichsam der Boden selbst mit ihrem Sinne geschwängert, und scheint sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen." Aber nur mit vollkommen gesammeltem Gemüth, nur wie ein großes Kunstwerk, nur indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setzt, könne diese

Größe ihrem ganzen Gehalt nach empfunden und gefaßt werden. Und nur mit Wenigen könne man den Genuß wahrhaft theilen. Die Römer erkennen ihre Stadt mehr aus dem Wiederscheine des Eindrucks, den sie auf die Fremden macht. Mit den eigentlichen Reisenden fühle man sich, wenn man selbst länger in Rom war, selten recht in Uebereinstimmung. Eigentlich seien es nur die dort lebenden ausländischen Künstler, zu denen man sich gesellen könne, d. h. diejenigen, welche vorzugsweise ihr inneres Leben, wie in eine neue, geistige Heimath, dahin versetzen, Studien beginnen, oder an längst begonnene anknüpfen, oder sich frei dem reinen Genusse, der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung überlassen.

Solche Stellen, worin Humboldt zugleich die Bedingungen dieses Genusses, wie man deutlich sieht, aus eigenster Erfahrung mittheilt, zeigen hinlänglich, daß ihn der Zauber Römischer Oertlichkeit nie los ließ. Will man aber sehen, in welchem Grade er ihn einst besessen, da er selbst noch in der ewigen Stadt weilte; wie er in diesem Genusse schwelgte, muß man auf jene Aeußerungen zurückgehn, die er an Ort und Stelle niedergeschrieben, auf den Enthusiasmus, welchen er damals in Prosa wie in Versen von sich gab, und mit dem er seine Freunde, einen nach dem andern, Göthe, [6] Schiller, Wolf, Frau von Wolzogen, Frau von Staël zur Mitempfindung dieser Größe gleichsam nöthigte. Hören wir nur die Worte, die er an Göthe und an Wolf richtete, Geister, von deren Mitgefühl er hier am zuverlässigsten überzeugt sein konnte.

„Rom", schrieb er einst an Göthe, „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins

6) Siehe Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., 463—64. 480—81. 482.

zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, Römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt; so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweis't sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns

erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde [7]) mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht." [8])

Fürwahr! hier geht die Begeisterung ins Ueberschwengliche, und aus manchem Munde würde sie sogar gefährlich scheinen; bei Humboldt, der nicht blos in dieser complativen Welt lebt, ist sie es weniger. Göthe fand die Worte so charakteristisch, daß er, der selbst so viel Herrliches über den Gegenstand in seinen Reisetagebüchern bewahrte, dennoch seiner Skizze über Winkelmann (1805), als Beleg des großartigen Eindruckes, den Rom auf den Empfänglichen zu machen im Stand sei, diese merkwürdige Aeußerung des Freundes einzuverleiben vorzog, wo sie noch jetzt zu finden ist. [9])

---

7) Ohne Zweifel Zoëga.

8) Aehnlich ist zu verstehen, was Humboldt einst an Frau von Staël schrieb: daß in Rom alles fremd sei, selbst die Römer, die nicht wie Besitzer, sondern nur „wie Pilger, die bei den Ruinen ruhen", dort zu wohnen schienen — ein Wort, welches die Empfängerin bald darnach in ihrer „Corinna" citirte (B. I. Cap. 5). Humboldt nahm diesen Gedanken selbst in seinem großen Gedicht: „Rom" wieder auf, wo es heißt: „Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen! Bild nur scheinst du der Vergangenheit; Pilger deine Bürger, nur gekommen, anzustaunen deine Herrlichkeit."

9) Ausg. letzter Hand, B. 37. S. 34—36. „Wie uns ein Freund", sagt Göthe, „die mächtige Wirkung, welche jener Zustand

Nicht minder bedeutende Aeußerungen legte H. in seinen Briefen an F. A. Wolf nieder. So schrieb er diesem von Rom, 20. Juli 1805: „Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalinteresse überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Gallerieen komme ich selten; um Basreliefs, Münzen oder Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuser eingeschlossene Götter. Aber die Kolossen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behäupten, man muß noch einen Theil Latium mit überschauen, und das Lateinergebirge den Horizont schließen sehen. Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, dann rundet sich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte. Denn auf mich übt Rom seine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist. Denn selbst das Letzte wird ihm Niemand mit Recht streitig machen. Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und in immer ungewissem

---

ausübt, geistvoll entwickelte, theilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit." Durch diese Einleitung eignete sich Göthe allerdings den Inhalt zu. Hätte jedoch unser verehrter Gervinus, der sie Göthe'n geradezu aufbürdet und ihn darum schilt (Neuere Geschichte der poet. National-Literatur der deutschen I. 509—10), gewußt, von wem sie eigentlich herrührt, er würde ihre Härte so stark nicht gerügt haben. Daß sie von Humboldt herrührt, ist neuerdings von Musculus, im Inhalts- und Namensverzeichniß der Götheschen Werke (s. d. Art.: Humboldt), ausdrücklich erklärt worden.

Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich schweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll ist, und zu dem, der es eben so wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle stünde." [10])

Aber nicht genügte Humboldt diese Empfindungen und Gedanken in begeisterter Rede auszusprechen; er wurde von dem Gegenstand auch zur Dichtung begeistert. Eine großartige Elegie: Rom trat schon im Jahr 1806 in Berlin mit seinem Namen ans Licht. Sein Bruder Alexander hat sie zum Druck befördert. [11]) Es ist das einzige schon früher in weitern Kreisen von ihm bekannt gewordene Gedicht, und verdient seinem Gehalte nach und seines poetischen Schwunges wegen zu den bedeutenderen Ideendichtungen gezählt zu werden.

Der Ideengang ist etwa dieser. Nie werde dieser Name untergehn. Vor allen Städten habe die allgewaltige Zeit diese zu ihrem Thron genommen; sie sei der Spiegel des Weltenlaufes. Der Begriff des welthistorischen Ganges der Menschheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit sei hier, wie in einem ungeheuern Bilde verkörpert, für alle Zeiten hingestellt. Ihr Anblick erfüllte zwar die Brust mit unendlicher Wehmuth, aber diese Wehmuth paart sich mit den herrlichsten Erinnerungen, und stimmt zu den tiefsten Gedanken. Denn in dem Umkreis, den man von diesen Hügeln erblickt, liege der Umfang einer halben Welt. Vor dieser Größe mußte selbst Hellas weichen,

10) Mitgetheilt in den Auszügen aus Humboldt's Briefen an Wolf, bei Varnhagen von Ense, Denkw. und verm. Schriften, 2. Aufl., B. V. S. 155–6.

11) Im J. 1824 erschien zu Berlin ein unveränderter Abdruck des Gedichts, und jetzt ist es in Humboldt's ges. Werken, I. 343–58 zu finden.

obschon ihr ein höherer Gewinn ward, denn Sieg und Herrschaft. Doch nur flüchtge Trümmer ließ ihre edle Erscheinung zurück, und selbst von ihrer Kunst und Dichtung würde, ohne Roms Besitznahme, gar nichts auf unsere Zeiten gekommen sein. Wer ein nachhaltiges Gebäude gründen will, muß nicht scheuen, mit dem Staube sich zu gatten, und mit derber Hand in das Irdische zu greifen. Rom verstand sich darauf, es hatte nur Einen Sinn: Sieg und Herrschaft; es achtete nichts außer diesem, es opferte alles, wenn es nur der Welten Richter heißen, wenn es nur sein Recht als Schirm über Mächtige und Schwache verbreiten konnte. Mühsam, in heißen, unablässigen Kämpfen ward dieses Ziel erreicht; dafür hat sich aber auch aller Thatenruhm um diesen stolzen Namen gelegt. Es ist die Stadt der Städte geworden, an die, wenn auch zuletzt nur im Reiche des Gedankens, die Idee der Weltherrschaft unauflöslich gekettet ist. Nach der einstmaligen Größe blühte eine neue Herrschaft empor, in der es schon nicht mehr durch Waffen, sondern kraft einer himmlischen Anziehung waltet. „Zwar auch dieses Glanzes Strahlen bleichen," wie ja jede Größe. Der Geist aber, der diese Hügel umschwebt, vergehe nicht. Es ist und wird immer mehr der Mittelpunkt der Beschauung aller Dinge, der Ort der Betrachtung der Weltgeschicke. Dahin muß aus dem Getümmel fliehen, wer sie ergründen will; hier concentrirt sich der sehnsuchtsvolle Schmerz um die verlorne Jugend der Welt, hier verliert sich der Geist in Ahnung über die Loose der Menschheit. Die geschichtlich philosophische Idee des nothwendigen Wechsels und Untergangs aller Dinge hat hier ihren Anhalt gefunden, und leitet den Blick selbst in das Leben der Gottheit hinüber — zu einer Religionsansicht, welche näher zu betrachten wir an andrer Stelle Veranlassung finden werden. Zuletzt führt das Gedicht zu der Betrachtung, daß alles

aus einem verborgenen Urquell herstamme und daß man diesem Urgrund im eignen Busen auf die Spur kommen könne, wenn aller Schöpfung reiches Leben ihn erfülle, und in dieser Fülle alles um Einen lichten Punkt schwebe."

Das Gedicht besitzt eine große Klarheit, es ist durchdrungen von Begeisterung, und einer Wärme der Empfindung, wie wir sie in intellektuellen Dichtungen selten antreffen. Nur da, wo sich der Dichter, ganz in ideelle Regionen vertieft, wie gegen den Schluß hin, sträubt sich der Gedanke eine leichte und ganz faßliche Form anzunehmen. Höchst eigenthümlich ist übrigens die Weise, wie sich in diesem Produkt der elegische Ton mit dem Styl der Ode und beide mit dem Charakter der Ideendichtung verbunden haben.

Das Gedicht war ursprünglich an Humboldt's Freundin, Frau von Wolzogen gerichtet, die es in dem letzten Verse selbst anredet. Es war keine geringe Auszeichnung, die der geistvollen Frau durch diese Widmung widerfuhr. —

Wie die Deutschen das Alterthum überhaupt am tiefsten aufzufassen gewußt haben, so war es ihnen auch gegeben, Rom am gründlichsten zu würdigen und am schönsten zu feiern. Unter den Deutschen aber stehen darin Winckelmann, Göthe und unser Humboldt Allen voran.

Schon im März des nächsten Jahres [1]) verließen Humboldts die Villa di Malta, wo es für sie zu beengt war, und bezogen eine geräumigere Wohnung in Strada Gregoriana auf Trinita del Monte, ganz in der Nähe des Mittelpunktes für alle Fremden, des spanischen Platzes. [2])

1) Brun, Römisches Leben II. 181. 316—17.

2) Eine große Seitentreppe des Pincischen Hügels hinan führte der nächste Weg vom spanischen Platz in die Strada Gregoriana. Frau von Staël, die diesen nähern Weg von ihrer Wohnung aus zu gehen pflegte, nannte ihn scherzhaft „l'escalier dérobé de Madame de Humboldt." Von diesem Platze führt eine schöne breite Treppe

Nun erst war es Humboldt vergönnt, sein Haus zu einem Tempel der Gastfreundschaft zu machen, der jedem irgend Würdigen zugänglich war.

In großen, sehr hohen Zimmern genoß man der herrlichsten Aussicht. Sehr hohe Fenster, schön decorirte Zimmer, die Fußböden von Stein — in allem ein recht römischer Aufenthalt. Und innen in diesen Räumen deutsche Geselligkeit und nordisches Leben. Jeden Abend versammelte sich die bunteste Gesellschaft in den Zimmern des Hauses; jeden Abend trank man Thee, und fühlte sich in London oder Berlin. Höchstens ein Theaterabend störte diese Gewohnheit, wo man aber doch nicht unterließ, so viel Freunde als nur moglich zur Partie zu ziehen. Auserlesene Gesellschaft ward zur Mittagstafel geladen und nach Tisch führte man öfter Freunde und Bekannte in seinem Wagen durch die Stadt und ihre nächsten Bezirke. Einen Sammelpunkt, wie ihn damals das Humboldt'sche Haus bot, hat es, nach übereinstimmenden Berichten, in Rom nicht wieder gegeben.

Vornehm und Gering begegneten sich hier; der Strom von Fremden, der in Rom unaufhörlich ab- und zufließt, wogte durch diese Säle, alle geistige und künstlerische Notabilitäten waren vereinigt; die deutschen Künstler, die sich in Rom aufhielten, voran. Für den stillen Geist war die Fülle, die sich an den gewöhnlichen Abenden versammelte, fast zu zerstreuend. Hier gesellte ein Cardinal sich zu einem deutschen Gelehrten; dort mußte ein Maler in Sprachen, die er mühsam handhabte, sich Stunden lang mit einer Herzogin unterhalten; mehr im Hintergrunde vielleicht stand Humboldt in innigem Gespräch mit Freund Zoëga, während Lucian

---

zur Dreifaltigkeitskirche, wo man einer weiten Aussicht über die Stadt genießt. Ein hoher Obelisk, einst in den Gärten des Sallust aufgerichtet, steht vor der Fronte dieser Kirche. Die nahen Gärten der Villa Medici vollenden die Anmuth dieses Punktes.

Bonaparte bei der Dame des Hauses die gefälligste Unterhaltung genoß. Frau von Humboldt konnte, indem sie die Honneurs machte, hier wie nirgends den Reichthum ihrer geselligen Talente entwickeln. Nicht ihr Gemahl, der mehr seine Zwecke verfolgte, mehr Einzelne fesselte, sondern sie war die Seele dieses reichen Cirkels, den sie nach allen Seiten mit ihrem Geist und ihrer Liebenswürdigkeit erfüllte.

Diese Schilderung ist einer Menge fast gleichlautender Berichte entnommen. Mündliche und schriftliche Mittheilungen von Zeitgenossen bestätigten sie, und schwerlich wird man ein Buch über Rom und römisches Leben jener Zeit aufschlagen, in welchem dieses Haus nicht mit dankbarer und rühmender Verehrung gedacht würde

---

Nur im Spätsommer trat meist eine Pause ein, wenn Humboldt mit seiner Familie einige Zeit aufs Land zog. Kaum nach seiner Ankunft in Rom miethete er eine Sommerwohnung in Ariccia, wohin er sich auch schon im Juli des nächsten Jahres begab. Doch ein häuslicher Unglücksfall veranlaßte schnellen Aufbruch nach Rom und entleidete ihm diesen Ort für immer.

Im Spätherbst 1804 finden wir ihn in Albano. Hier und in dem benachbarten Marino machte er wohl jedes Jahr einen längeren oder kürzern Aufenthalt. Auch Excursionen in die weitere Umgegend wurden zum Theil von diesen Punkten aus unternommen. So schreibt Zoëga 1. Juni 1808 an den damaligen dänischen Residenten, Baron Schubart in Livorno: „Herr von Humboldt hat mehrere Excursionen in der Umgegend von Rom gemacht, wozu er mich auch eingeladen hatte; aber die Umstände erlaubten mir nicht, seine Einladung anzunehmen. Nur nach Gabi, das eine halbe Tagereise [von Rom] entfernt ist, habe ich ihn begleitet, die

Ueberreste eines der ältesten Tempel in Italien zu sehen, die eine interessante Ruine bilden mitten in einer großen Wüste."[1])

Die Gegend um Albano hatte für Humboldt einen unwiderstehlichen Reiz. Noch im hohen Alter waren ihm „die Tage von Albano" unvergeßlich,[2]) auch fehlt es uns nicht an Aeußerungen von dorther, die uns darthun, wie unbegränzt er in dieser Herrlichkeit schwelgte. Namentlich im Sommer 1804 genoß er dieses Glück; zwar fehlte ihm die Gattin, die ihrer Gesundheit wegen nach Deutschland gereist war, vielleicht aber erhöhte auch die Einsamkeit diesen Genuß. Damals war es, wo er in der besten Stimmung die Uebersetzung des Agamemnon ganz von neuem vornahm und in einem Wurf vollendete,[3]) wobei ihm jedoch noch Zeit genug zu anderer Lektüre, wie für Natur und Oertlichkeit, übrig blieb. Nur in einzelnen Stunden mangelte ihm ein Freund, der mitgenießen konnte, wiederholt rief er daher seinem Freund Wolf über die Alpen herüber. So schrieb er ihm von Marino aus (29. Sept. 1804), nachdem er ihm den Empfang seiner neuen Ausgabe des Homer bestätigt hatte: „Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, die neue Vorrede zu lesen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias gelesen. Hier bei Spaziergängen, in den himmlischen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, stecke ich ihn in die Tasche und lese ihn mit unendlichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, so glücklich bin ich einmal organisirt, ärgern und langweilen sie mich nicht; wenn

---

1) Zoëga's Leben. Von Fr. G. Welcker. Stuttgart und Tübingen 1819. Th. II. S. 366.

2) Ges. Werke, IV. 338.

3) Ebendas., III. 33.

sie geendigt sind, sind meine Gedanken hundert Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und lese, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was gibt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres. Alles Uebrige ist ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigstens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, so hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich diesen Genuß einsam, so einsam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menschen noch deutsch spreche, und keiner, auch kein einziger hier ist, der an dem, was mir eigentlich wichtig ist, Interesse fände. Wie müßte Umgang, ein Umgang mit Ihnen den Genuß erhöhen! Es ist recht Schade, daß Sie Ihr Kommen noch immer in so weite Zukunft stellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft." [4])

Hier wird uns auf die genußreichen Tage, die er in den Umgegenden Rom's verlebte, ein hinlänglicher Blick gewährt. Von größeren Reisen in Italien, die doch gewiß Statt fanden, wird uns dagegen leider nichts berichtet. Wir wissen nicht, ob Humboldt in Sicilien war, wie ihm Florenz behagte, ja nicht einmal, daß er Neapel besuchte. Das aber ist gewiß, daß ihm nichts über Rom und römische Umgebung ging; jedesmal, wenn er in eines der Thore Rom's wieder einfuhr, hatte er ein Gefühl, das sich nicht mit dem des vorhergehenden Eindrucks verwechseln ließ;

---

4) Mitgetheilt bei Varnhagen von Ense, Denkw. u. verm. Schr., 2. Aufl. V. 154–5.

immer wohler ward ihm in den schon gewohnten Räumen, und nur das nahe Lateinergebirge, Alba's ernste Scheitel, die lichten Höhen Sorakte's und Tibur's Hain gehörten ihm mit zu dem Gesammtbilde der Stadt. [5])

Ganz reines Glück wird dem Menschen selten vergönnt. Vielleicht um uns nicht abzustumpfen für so viel Freuden, mischt das Schicksal auch Schmerz darunter. Gleich im ersten Jahre traf Humboldt ein schwerer Schlag — der Tod seines ältesten Knaben. Seit dem Juli (1803) war die Familie ab und zu in Ariccia, um einen Theil der heißesten Jahreszeit in dortiger Kühle zu verbringen. Gerade diesen Sommer aber war die Hitze unerträglich, selbst im Gebirge, und besonders die Fremden fielen als Opfer. Etwa drei Wochen, nachdem H. von diesem Unglück heimgesucht worden, meldet er seinem Freund Schiller (Rom, 27. Aug.): „Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können." Sein ältester Sohn, Wilhelm, sei ihm schnell von einem bösartigen Fieber dahin genommen worden. Das Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte ein heftiges Nasenbluten. Sie waren eben in Ariccia, hatten aber den Dr. Kohlrausch, freilich einen Arzt, der so großes Vertrauen nicht verdiente, mit sich. Dieser that, was in seinen Kräften war; doch in 36 Stunden erlag der Knabe der Heftigkeit des Uebels. „Sein Tod", schreibt der Gebeugte, „war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnete nichts. Er liegt jetzt bei der

5) Ges. Werke, I. 346. II. 136.

Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen? Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten."

Gleich nach diesem Unglücksfall eilte die Familie in die Stadt, denn schon drohte ein neuer Unfall bei einem zweiten Kind. Theodor, der jüngere Knabe, war von derselben Krankheit, von dem ärgsten Nervenfieber, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen befallen. Drei Tage verzweifelte man an seinem Aufkommen; allein es gelang, ihn zu retten. Wie sehr die sorgsame Mutter dabei zu leiden hatte, ist von selbst erklärlich; Humboldt rühmt, daß sie sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart benommen habe. Zwar fürchtete er für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels. Doch äußerte es sich nicht so bald, und es wäre in Humboldt's Hause alles wieder leidlich ergangen, wenn der vorangegangene Verlust so leicht zu verschmerzen gewesen wäre. Georg Zoëga, der gerade auch

leidend war, schreibt darüber in einem seiner Briefe, (2. Sept. 1803): „Die traurige Lage dieses sonst so muntern Hauses, des einzigen, das ich zu besuchen gewohnt war, und dessen Bewohner die liebenswürdigsten Leute sind, die ich hier kenne, hat beigetragen, meinen Geist niederzudrücken.“ [1])

Schiller war sehr ergriffen von dem Verluste seines Freundes. Auch meldete er es sogleich Göthe'n. „Aus beiliegendem Briefe ersehen Sie leider, daß unser Freund Humboldt einen harten Verlust erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Antheils. Er dauert mich sehr, weil gerade dieses Kind das hoffnungsvollste war von allen.“ [2]) Den 12. September schrieb er selbst an den Gebeugten: er könne bei diesem trostlosen Fall nichts thun, als seinen ganzen Kummer mit ihm theilen. „Sie waren berechtigt,“ sagte er, „zu den schönsten Hoffnungen; wirklich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, bis jetzt kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber dieser Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Rechnungen trügen.“ Zugleich rieth er ihm, falls das Clima zu angreifend für Frau und Kinder wäre, lieber alle diese Verhältnisse aufzugeben, „da er doch einmal Herr seines Schicksals sei.“

„Darauf bricht Humboldt nur in neue Klagen aus. „Der erlittene Verlust,“ entgegnete er am 22. Oktober, „steht

1) Zoëga's Leben, von Welcker, II. 283.
2) Briefw. zw. Schiller und Göthe, VI. 207.

fest und unbeweglich vor der Phantasie da, und nichts kann dafür Ersatz geben. Mir hat selbst in den ersten Augenblicken, liebster Freund, der Schmerz die innere Klarheit, sogar eine gewisse Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmuth und eine Sehnsucht begleitet mich seit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im Stande bin. Es ist mir, als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes, als der eines Erwachsenen. Noch nicht seinem eigenen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es ist, als hätte man sein sorgenloses Vertrauen betrogen, selbst wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geschicks ist.

„Lieber Schiller, warum sind Sie jetzt nicht hier? denn daß ich wegginge, daran kann ich und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weise gefesselt, und schon den Boden verlassen, dem man ein theures Pfand anvertraut hat, ist schwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringste Gefahr für die Meinigen ahnen müßte." Diese aber sei keineswegs vorhanden. Bei dem traurigen Fall seien eigene Verbindungen von Umständen zusammengekommen. Daß das Klima überhaupt nicht ungünstig sei, zeigte die blühende Gesundheit der andern Kinder, die bei den Mädchen gar nie alterirt wurde. „Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor seiner Krankheit sehen sollen, und die Fürstin von Rudolstadt kann es Ihnen sagen. Er blühte wie eine Rose, selbst der Tod hatte ihn nur wenig entstellt. . . Lassen Sie mich daher immer noch einige Jahre hier. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir dieser Aufenthalt wohl thut. Ich befand mich in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen wie abgestumpft. Hier ist Alles, was mich umgiebt, belebend und erwärmend; ich bin fruchtbarer in Ideen, und selbst die Wehmuth, selbst

der bitterste Schmerz läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüthe bestehen." —

An diesen Todesfall reihe ich die übrigen Familienereignisse während des römischen Aufenthaltes an. Riemer, der als Hauslehrer mit nach Rom gegangen war, gab schon im nächsten Jahre diese Stellung auf und kehrte im Juli desselben, mit Fernow, nach Deutschland zurück. Es hatte ihm in Rom wenig gefallen. Bekanntlich fand er, nach seiner Rückkehr, eine ähnliche, ihm in jeder Hinsicht zusagende Stellung in Göthe's Hause.[3]) — Auch nachher rief Humboldt junge Männer aus der Heimath zur Erziehung seiner Kinder herbei. So war eine Zeit lang der bekannte Archäolog Fr. K. L. Sickler (gest. 1836, als Consistorialrath und Gymnasialdirektor zu Hildburghausen), Lehrer in seinem Hause.[4])

Rumohr erzählt uns auch von einem merkwürdigen Tyroler, Namens Thaney, aus der Gegend von Meran, damals Pfarrer all' anima in Rom, welcher im Hause des preußischen Gesandten Unterricht ertheilt habe, und den er 1805 dort kennen lernte. Thaney betrieb um diese Zeit ganz systematisch den Versuch, seine Landsleute, die, in französische Corps gesteckt, mit diesen in die Gegend von Rom kamen, zur Desertion zu verleiten. Als man ihm auf den Leib wollte, flüchtete er sich in seine Heimath und spielte dort im J. 1809 eine sehr bedeutende Rolle.[5]) —

---

3) Göthe's Werke, B. 31. S. 158.

4) Er war ohne Zweifel schon zu Paris in demselben bekannt worden. Wenn aber das Brockhaus'sche Conversationslexikon sagt: Von Paris ging Sickler mit der Familie des preußischen Ministers Wilhelm von Humboldt nach Rom, wo er in der günstigsten Umgebung sechs Jahre verbrachte, — so können wir dieser Angabe nur theilweise Glauben schenken. Denn erstens ging H. nicht sofort von Paris nach Rom, sondern brachte dazwischen ein volles Jahr in der Heimath zu; dann wissen wir, daß sich Sickler im Jahr 1805 zu Gotha befand, (Siehe das Intell.-Bl. der Jenaischen A. L. Z. vom 21. Aug. d. J.) und daß er Rom erst im Sommer 1811 wieder verließ.

5) F. v. Rumohr, drei Reisen nach Italien. Leipzig, 1832. S. 144 u. ff.

Im Anfang des nächsten Jahres, nach dem eben besprochenen Verlust gebar Frau von Humboldt wieder ein Mädchen (Louise), das aber nur zu bald wieder starb. Sie selbst befand sich, sei es in Folge dieser Niederkunft, oder der vorangegangenen Erschütterungen, in so leidendem Zustand, daß sie zu Herstellung ihrer Gesundheit eine Reise nach Deutschland zu unternehmen für gut fand. Der Arzt, Dr. Kohlrausch, begleitete sie. Auf dieser Reise, wie es scheint, starb das jüngst geborene Kind. Sonst wissen wir nur, daß Frau von Humboldt die Freunde in Weimar besuchte (Mai 1804). Für Schiller mußte es eine schmerzliche Freude sein, nur sie und auch sie nur leidend wiederzusehen; auch verhehlt er es gegen Humboldt nicht, daß er damals viel für dessen Gattin gefürchtet habe. Von dort begab Frau v. H. sich nach Paris, wie es scheint, zugleich in der Absicht, über Alexander von Humboldt, dessen Rückkehr aus der neuen Welt man noch immer sehnsüchtig entgegensah, schnellere Nachrichten einzuziehen. Wilhelm hatte zwar noch unterm 28. März (1804) zu Rom einen Brief von seinem Bruder aus der Havanna, mit der Ankündigung seiner Rückkehr, erhalten.[6]) Kurz danach jedoch lief das Gerücht in Europa, der berühmte Reisende sei, eben als er heimkehren wollte, am gelben Fieber gestorben. Nun traf sich aber, daß Frau von Humbold gerade in Paris war, als Alexander — im August 1804 — mit allen seinen Schätzen in die Garonne einlief. Sobald die Nachricht von diesem glücklichen Ereigniß zu Paris angelangt war, wurde die Schwägerin durch den Sekretair des National-Instituts davon benachrichtet.[7]) Alexander eilte von Bordeaux nach Paris, gewiß hoch erfreut, da ein Glied

6) Angezeigt im Journal de Paris, an. XII. 274.

7) Allgemeine geogr. Ephemeriden von Gaspari. und Bertuch, Weimar 1804, B. 15. S. 116—17.

der Familie, die er erst Anfang des nächsten Jahres in Rom zu sehen gehofft hatte, begrüßen zu können.

Frau von Humboldt erlebte im Spätjahr (1804) noch eine Niederkunft. Erst im Anfang des nächsten Jahres verließ sie Paris mit gestärkteren Kräften, und eilte zu dem Gatten zurück, der indeß jenen einsam glücklichen Sommer in Albano verlebt hatte, dessen wir oben gedachten.[8] Der neue Ankömmling des Hauses war ein Knabe, der den Namen Gustav erhielt, leider aber auch nach wenigen Jahren, und zwar 1807 in Rom starb. Beide Söhne liegen an der Pyramide des Cestius, dem bekannten Begräbnißplatze der Protestanten zu Rom, und zwar in einem besondern, vom römischen Volke dieser hochverehrten Familie geschenkten Bezirk. Zwei gebrochene antike Säulen bezeichnen den Ort, wo ihre Kinder ruhen.[9] Wie nach einer heiligen Stätte, zog Humboldt noch in späten Jahren die Sehnsucht nach dem Platze, wo die irdischen Reste seines geliebtesten Kindes liegen.

„Die ew'ge Stadt in Götterklarheit blinket,
Doch meiner Brust Verlangen sie umschweben
Nur, weil nach jener Stelle hin sie streben,
Die mir wie zweite Todten-Heimath dünket.[10])

Das Jahr 1805 dagegen war das glänzendste, welches die Familie zu Rom verbrachte. Nicht nur, daß damals eine große Zahl ausgezeichneter Menschen dort zusammentraf, langte im Frühjahr auch Alexander zu längerem Besuch bei den Seinigen an. Welche Freude für die Brüder, dieses Wiedersehen nach dieser Trennung! Wilhelm hat die Empfindungen der Sehnsucht und Sorge um den fernen Bruder in einem denkwürdigen, an ihn selbst gerichteten, im Jahr 1808 von Albano aus gesendeten Gedichte verewigt. Ach! ruft er ihm zu:

8) Sie oben S. 78.
9) Fried. Brun, römisches Leben, II. 320.
10) Ges. Werke, I. 394.

Ach! alle, die dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern dich des Meeres Pfaden,
Als ab du stießest von Iberiens Strand.
„O Wind!" so flehten sie, „mit leisen Schwingen
Geleite den, den ferne Küsten laden,
Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen!
O Meer! laß sich in stillen Fluten baden
Sein Schiff, und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Flut und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Flut, mit Tod umdräuet!" 11)

Nun waren diese Gefahren überstanden; in Paris hatte er nur die mitgebrachten Schätze geordnet und war dann, selbst ehe er nach Berlin ging, in die Arme des geliebten Bruders geeilt. Voll von den großartigsten Anschauungen einer fast unentdeckten Welt und im Begriff, diese in einer Reihe unsterblicher Werke mitzutheilen, brachte er die ganze Unmittelbarkeit und Frische des Eindrucks in den Kreis der Seinen, in den Mittelpunkt der alten, der classischen Welt, und an das Ohr eines allem Wissen lauschenden, für Alles empfänglichen Bruders. Mit jener hinreißenden Beredsamkeit, der Göthe in einem seiner größten Werke (einer bekannten Stelle der Wahlverwandtschaften) ein Denkmal gesetzt hat, breitete er die Fülle seiner Erfahrungen und Gedanken vor den erstaunten Hörern aus und fesselte jeden! Vor allen aber einen Bruder, der in die entlegensten Wissensregionen folgen, die neuesten Anschauungen ergreifen, die alte Welt mit dieser neuen verknüpfen konnte, wie nicht leicht ein Andrer. Wie erweiterte Alexander den politschen Blick, er, der schon damals verkündete, daß in der neuen Welt überall Eidgenossenschaften entstehen würden; wie fielen vor diesem Bruderpaar die Täuschungen hinweg, in denen das altgewordene Europa begraben lag!

11) Ges. Werke, I. 361.

Von den Schätzen, die Alexander recht eigentlich für den Bruder mitbrachte, den sprachlichen, reden wir nachher. Hier hatten wir des beglückenden Zusammenlebens zu gedenken, das die Familie während der Dauer dieses Besuches, zu Rom und Albano genoß. Alexander begab sich alsdann nach Berlin, wo er die traurige Katastrophe von 1806 erlebte. Bald aber ging er wieder nach Paris, um an der Seite seines Reisegefährten Bonpland, ungestört von den Zeitwirren und von den reichsten Hülfsquellen unterstützt, nur der Abfassung seiner Reisedarstellungen obzuliegen.

— — — — —

Die sechs Jahre, welche der ältere Humboldt zu Rom verlebte, waren im Grunde auch Mußejahre, denn die amtlichen Geschäfte, die er übernommen hatte, entzogen ihn seinem gewohnten Kreise wenig. Schiller fürchtete dies; Humbold versicherte ihn aber, daß dieß nicht der Fall sei, daß er ziemlich wie ehemals lebe, wenn ihm auch nicht so viel Zeit zu Gebot stehe, wie früher. „Sie müssen nur bedenken," sagt er ihm (22. Okt. 1803), „daß mein Geschäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an andern Orten müßte, beständig in Gesellschaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit anderen Beschäftigungen fremd. Der wichtigste Theil desselben besteht in einzelnen Besorgungen; diese gehen, dem eigentlichen Interesse nach, fast immer Privatleute an, und haben nur insofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt, daß ich sie gerade auf diese oder jene Weise betreiben soll, und als es einen selbst interressirt, dem Zwange, den man von Rom aus sogar auch in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, so viel es angeht, zu steuern. Zeit kosten diese Dinge freilich, sie nehmen mir mehrere Tage

der Woche, wenn ich die weitläuftige Geschäftscorrespondenz mitrechne, ganz, und in den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Besuchen u. s. f. Die politische Correspondenz, wenn sie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten ist, will auch besorgt sein, und da ich alles selbst besorge, so gehört freilich eine gewisse Arbeitsamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen." Doch gelang ihm dies schon. Auch war es ihm ja erwünscht, durch einigen Geschäftszwang zu bestimmterer Zeitanwendung genöthigt zu werden, er fand daher nichts, was ihn die getroffne Wahl und Entschließung bereuen ließ.

Die auswärtigen Angelegenheiten des preußischen Staats wurden während dieser Jahre von sehr verschiedenen Chefs geleitet. Bis zur Katastrophe von 1806 wechselten, je nach der politischen Lage, Graf Haugwitz und Baron Hardenberg einander ab. Vor dem Unglück von 1806 war wieder der Erstere an die Spitze getreten. Nach dem 14. Oktober wurde der General von Zastrow mit der Leituug dieser Geschäfte beauftragt; ihm folgte abermals Hardenberg, bis zum Tilsiter Friedensschluß. Dann folgte Stein's Ministerium, während dessen Graf von der Goltz die specielle Leitung der auswärtigen Angelegenheiten führte. — Als Humboldt nach Rom kam, traf er daselbst seinen Vorgänger, Uhden, noch an; den 10. Dec. 1832 reiste dieser in die Heimath zurück. Wir werden diesen gleichfalls durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann später noch in näherer Berührung mit Humboldt finden.

Die Lage des preußischen Gesandten am römischen Hofe war in jener Zeit außerordentlich günstig und ist es in solchem Grade wohl nicht wieder geworden. Vor Pius VII., der erst kürzlich den heiligen Stuhl eingenommen hatte, hielt Preußen gar keine stehende Gesandtschaft zu Rom; eben in dieser Zeit aber ward die Curie, zum erstenmal nach Jahr-

hunderten, mit Gewaltthätigkeiten bedroht. Diese Gewalt erlaubte sich eine Hauptschutzmacht des Katholicismus, während die andere für sich genug zu sorgen hatte, um an Anderer Rettung zu denken. Schon in den neunziger Jahren begann der Kampf Frankreichs gegen die päpstliche Macht; der Oberhirt der Kirche ward vertrieben und gefangen, und wenn auch das Land im Jahr 1800 wieder geräumt wurde, blieb doch eine Anzahl der wichtigsten römischen Kunstwerke die Beute des Siegers. Jetzt traten einige Ruhejahre ein; aber mit dem steigenden Glücke des französischen Kaisers erneuerten sich die Insulten, und als Humboldt Rom verließ, sah man täglich der Vernichtung der päpstlichen Herrschaft entgegen.

Gegen eine Macht, wie die Napoleonische, waren alle Waffeu der Curie stumpf, der Widerstand wie die Nachgiebigkeit vergeblich. Der Papst ging (Dec. 1804) nach Paris, um Napoleon zu krönen; umsonst. Mit Ueberrumpelung der Citadelle von Ancona (Nov. 1805) begann eine neue Reihe von Feinseligkeiten, die im Juli 1809 mit der Gefangennehmung und Entführung des Papstes und mit Einverleibung des Kirchenstaats in das französische Reich endigten.

Pius VII. war ein würdiges und geistvolles Kirchenhaupt; unter ihm leitete der überaus feine Cardinal Herkules Consalvi die auswärtigen Geschäfte. Zwar wurde dieser schon im Juni 1806 genöthigt, seine Entlassung zu nehmen; doch insgeheim arbeitete er nach wie vor. Die schnell einander ablösenden Staatssekretäre, Casoni, Doria, Gabrielli, waren nur die scheinbaren Inhaber des Amtes. [1]) Aber auch die Feinheit und Kunst dieses Diplomaten konnte die Verhängnisse nicht abhalten, die der Kirchenmacht damals von ihren Freunden und Anhängern werden sollten.

---

1) J. L. S. Bartholdy, Züge aus dem Leben des Cardinals Herkules Consalvi. Stuttgart und Tübingen. 1824. S. 49.

In solchen Zeiten der Bedrängniß durch alte Freunde steigt derjenige in Gunst, der uns sonst ferner stand, den wir mißtrauisch anzusehen pflegen. Dies erfuhr damals besonders Preußen, welches keine Unbill übte, und zuletzt selbst von dem gemeinsamen Feinde darniedergeworfen ward, und erfuhr es um so mehr, da es einen so ausgezeichneten und gewandten Repräsentanten nach Rom gesendet hatte, wie Humboldt — eine Persönlichkeit, die in jeder Hinsicht imponirte, und deren Eigenthümlichkeit im Vatikan besser gewürdigt werden mochte, als nachher manchmal in großen Versammlungen europäischer Diplomaten. Seine Neigung zum Alterthum, zur Kunst, das Patronat aller fremden Künstler, nicht blos der deutschen, noch weniger blos der preußischen, das er übernommen und das seitdem auf die Repräsentanten Preußens sich vererbt hat; die seltene Gastfreiheit und Liberalität seines Hauses, in einer Zeit, wo in Rom oft große Noth und Bedrängniß herrschte — alles dies gewann Humboldt die besondere Gunst und Verehrung des Gouvernements sowohl als des römischen Volkes.

Dies zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Fand etwa eine große Kirchenfeier, eine Heiligsprechung statt, so stellte man ihm für sich und die Freunde seines Hauses Zutrittskarten, selbst die Loge der Cardinäle zur Verfügung. Ein andres Mal hatte ein ausländischer — aber nicht preußischer — Künstler sich dergestalt gegen eine angesehene Person vergangen, daß er aus Rom verwiesen ward, und keine Vorstellungen dagegen helfen wollten; Humboldt's Einsprache aber gelang es, die Maßregel zu hintertreiben.[2]) Ja zu seinen Gunsten gingen die Römer von feststehenden Einrichtungen ab und gewährten freiwillig, was sie den Protestanten sonst nie gestattet haben. Der Begräbnißplatz derselben an

2) Aus mündlichen und handschriftlichen Quellen.

der Pyramide des Cestius ist ein offener, Jedem zugängiger Platz und darf in keiner Art umzirkt oder geschlossen werden. Der Familie von Humboldt allein hat das römische Volk einen eingehegten Raum unter den offenstehenden Gräbern zugestanden und ihr mit diesem Platz ein eignes Geschenk gemacht. [3])

Man könnte die Frage aufwerfen, warum denn Preußen diese Zeit und Stellung nicht benutzt habe, damals über ein Concordat mit der Curie zu unterhandeln. Allerdings wäre es klug gewesen; ob aber von Erfolg, ist zu bezweifeln. Die Curie pflegt solche Verträge, namentlich mit nicht katholischen Regierungen, nur zu Gunsten der Kirche abzuschließen; deshalb kam damals der Gedanke gar nicht auf, dergleichen zu wollen. Dann bewies Cardinal Consalvi zwar eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Zeit und die Verhältnisse; in der Hauptsache jedoch wich er selbst den napoleonischen Bajonetten keinen Fuß breit. Er bekannte sich keineswegs zu den milden Ideen, die ihm einzelne seiner protestantischen Freunde gern geliehen hätten. Was er einräumte, war doch nur Nachgiebigkeit in kleinen Dingen und nie würde er den Grundlagen der Kirche etwas vergeben haben. [4]) So stand es selbst in der Zeit der Bedrängniß, da man weit entfernt war, an den Trotz und Rigorismus denken zu können, die erst der wiedererstandne Jesuitismus erneuert hat. Humboldt hat das wohl erkannt. Als nach Wiederherstellung der päpstlichen Macht Niebuhr mit dem Beruf, ein Concordat zu unterhandeln, nach Rom gesendet wurde, dachte dieser gleich an ein Wort seines Vorgängers. In einer Unterredung mit Nicolovius, damaligem Direktor der geistlichen Angelegenheiten im Ministerium zu Berlin, setzte er die

3) Fried. Brun, a. a O. II. 320. 329.
4) Bartholdy, a. a. O. 73.

Schwierigkeiten auseinander, welche er für seine Mission zu erwarten habe. Er erwähnt dieser Darstellung in einem seiner Briefe. Ueber viele Dinge, hob er hervor, die man in Berlin glaube erlangen zu können, dürfe man nur an Humboldt's Aeußerung denken: „Daß der Engel Gabriel sie zu Rom nicht ausmachen könne. Die Negociationen zerfielen dort in zwei Classen, solche, die sehr leicht, und solche, die gar nicht zu erlangen wären.“ 5)

Manche sind nun freilich der Ansicht, daß Preußen nach 1815 etwas mehr oder doch Bestimmteres in Rom erlangt haben würde, wenn es einen geschäftskundigern Unterhändler dorthin geschickt hätte, als den edlen Niebuhr, dessen Geisteskraft und Gelehrsamkeit und Charaktergüte Niemand bezweifelt, dessen Schwäche aber auch Humboldt nicht entging, wenn er äußerte: „Niebuhr spiele unter den Gelehrten den Staatsmann, unter den Staatsmännern den Gelehrten.“ 6)

Hatte nun Humboldt, wie er ja selbst sagt, in der Stellung, mit der er seine diplomatische Laufbahn begann, wenig mit eigentlich politischen Dingen zu thun, so war sie doch sehr geeignet, die Feinheit und Fertigkeit, die ihn in spätern Verhältnissen so auszeichneten, in ihm zu entwickeln. Giebt es einen Ort, wo man alle Kniffe und Pfiffe der gemeinen Diplomatie durchschauen und die Großartigkeit der ächten kennen lernen kann, so ist es Rom. Consalvi allein war schon ein Kopf, mit dem es der Mühe lohnte, sich zu messen.

Von den sonst in Rom während jener Zeit thätigen Diplomaten erwähne ich nur den Cardinal Fesch, als

---

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Hamburg, 1838. II. 153. Die Herausgeber haben nur den Anfangsbuchstaben gegeben; es kann aber schwerlich ein Anderer gemeint sein, als Humboldt.

6) Berichtet in Dorow's Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur, B. 3. Berlin, 1839. S. 13.

napoleonischen Gesandten, und den dänischen, Baron von Schubart, der, auch in Florenz beglaubigt, gewöhnlich in Livorno residirte. Schubart zeigte sich als Beschützer seiner Landsleute, besonders der dänischen Künstler, sehr schätzenswerth, er war auch mit Humboldt wohl bekannt und ein gern gesehener Gast des Hauses, das wohl auch manche Standespersonen empfangen mußte, die sich sonst durch nichts Rühmliches hervorthaten. [7])

Vorzüglich stand das Humboldt'sche Haus den in Rom lebenden Künstlern offen, zumal den deutschen. Es war ein Vereinigungspunkt seltner Art, der die verschiedensten Richtungen und Talente schützend und versöhnend umschloß. Humboldt und seine Gattin nahmen ein inniges Interesse an den Leistungen gleichzeitiger Künstler. Sie besonders zeigte Hingebung für alle Zweige der Kunst; sie stand auch den romantischen Regionen, in denen namentlich die Malerei, den Bahnen unsrer Dichtung folgend, ihre Heimath aufschlug, näher, als ihr Gemahl, dem die lichten Gestalten und strengen Formen der Antike und unserer classischen Poesie das Düstere, Unklare und zuweilen wirklich Krankhafte vieler neuern Kunstleistungen mehr entleidet hatten. Hiezu kam noch, daß ihn in früheren Jahren von allen Künsten einzig die Dichtkunst gefesselt hatte, die übrigen Künste dagegen nur, insoweit ihn seine Alterthumsstudien dahin führten. [1]) Erst diese größern Reisen bildeten seinen Kunstsinn nach vielen Seiten,

---

7) Humboldt's Verbindung mit Herrn von Schubart wird in Zoëga's Leben von Welcker (II. 233. 342.) selbst als freundschaftlich bezeichnet. Sie correspondirten auch mit einander.

1) Früher fürchtete Humboldt, bei dem vorwiegenden Kunstinteresse, welches Italien erheischt, sogar, dieses Land zu besuchen, weil, wie er meinte, sein Sinn dafür noch nicht genug entwickelt wäre. Siehe Briefw. mit Sch., S. 232—33.

mit Ausnahme immer der musikalischen, für die ihm die Natur jedes Organ versagt hatte. Schon zu Paris sah er eine Fülle der herrlichsten Kunstschätze, darunter auch jene, deren man Rom und das übrige Italien erst kurz vorher beraubt hatte. Eben so fruchtbar war die spanische Reise. Spanien besaß so manche dem übrigen Europa fast unbekannt gebliebene Kunstwerke. Endlich dieser längere Aufenthalt in Italien und Rom, gerade zu einer Zeit, da eine neue Entfaltung der bildenden Künste, und zwar eine vorzugsweis von Deutschen bewirkte, unter dem Vorbild altitalienischer Meister und der Antike sich dort zu entwickeln anfing.

Sonderbarer Weise, auch hier sollte Humboldt den Anfang einer bessern Zeit begrüßen, ja fördern helfen. Die Malerkunst wandte sich, mit großem Erfolg, zur Tiefe, Innigkeit und Schönheit eines Raphael und Michel Angelo zurück. Dem poetischen Sinn unseres Volkes war es vorbehalten, wenigstens einen Nachglanz jener größern Vergangenheit zu geben. Zu gleicher Zeit strebten jüngere Bildhauer, ihre Darstellungen streng und rein im Geist der griechischen Kunst zu denken und jeder eitlen Bildnerei gänzlich zu entsagen. So ward in beiden Künsten, was bisher auch den hervorragendsten Erscheinungen Italiens und Frankreichs, einem David, Gerard, ja selbst einem Canova noch versagt geblieben, endlich durch Deutsche erreicht. [2]) Bekanntlich ging diese Erneuerung von wenigen Männern aus. In der

---

2) „Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit, daß die bildende Kunst seit etwa dreißig bis vierzig Jahren einen Aufschwung gewonnen hat, den zu hoffen die unmittelbar vorhergehende Epoche kaum berechtigte. Sie dankt dies, außer andern zusammentreffenden Ursachen, offenbar dem richtigen Wege, den sie genommen hat, indem sie, sich von der Herrschaft einseitiger Manier befreiend, zu einem ernsteren und strengeren Studium der Natur zurückgekehrt ist, und das Alterthum und die großen Wiederhersteller der Malerei zu Vorbildern gewählt hat. Worte W. v. Humboldt's vom J. 1825.“ (Ges. Werke, III. 308.)

Malerei schritt Asmus Karsten's aus Schleswig mit den beiden würtembergischen Künstlern Eberhard Wächter und Gottlieb Schick, in der plastischen Kunst der Däne Thorwaldsen und der deutsche Bildhauer Rauch, der Thorwaldsen in verwandtem Streben auf dem Fuß folgte, voran. Als Humboldt in Rom eintraf, war Karstens leider schon gestorben, unser noch lebender Veteran Wächter schon in die Heimath zurückgereis't; dagegen feierte Thorwaldsen eben dort seine ersten Triumphe; Schick war kurz zuvor erst nach Rom gekommen und fand hier erst den rechten Boden. Etwas später langte auch der noch ganz junge Rauch zu Rom an. Damals traten, in schneller Folge, die ersten namhaften neuern Kunstwerke ans Licht, vor allen Thorwaldsen's Jason und Schick's Apollo unter den Hirten.

Wie hätte Humboldt einen solchen Umschwung ungenützt oder unbeachtet lassen sollen, welcher noch dazu fast nur von seinen Landsleuten hervorgerufen wurde! Uns ist nur merkwürdig, daß er auch hier einen neuen Aufschwung begrüßen und sich auch hier von dem Mittelpunkte desselben erst entfernen sollte, als man bis zu einem gewissen Höhepunkt gelangt war, und, wie es immer in der ersten Zeit der Entwicklung zu sein pflegt, diese noch in rechter Frische und Gesundheit dastand, während nach seinem Abgang die Kunst sich allerdings noch reicher entwickelte, aber doch auch, wie schon vorher die deutsche Poësie, von manchem trüben Elemente verdüstert ward. Diese Erscheinung begegnete ihm zu Rom kaum erst in ihren Anfängen; denn als die eigentlichen Meister dieser spätern Zeit, die Cornelius und Overbeck, in Rom eintrafen, war er von dort schon abgegangen; seine Gemahlin nur verweilte länger da, kehrte mehr denn einmal

8) Auch Humboldt erinnert an Karsten's Verdienste. Siehe ges. Werke, III. 313—14.

dahin zurück, und fand noch die schönste Gelegenheit, ihren vielseitigen Kunstsinn zu bethätigen. [4]) Auch verdiente diese Kunstentwicklung solchen Antheil in hohem Grade, mehr vielleicht, als die schon von uns mit ihr verglichene romantische Dichtung. Denn während in unsrer Poesie die Meisterwerke entschieden vor dem Eintritt der eigentlich romantischen Epoche liegen, hat namentlich die Malerei — diejenige Kunst, welche nach der Musik am tiefsten auf dem Boden der Romantik wurzelt — seitdem einen immer größeren Aufschwung genommen, und, trotz mancher krankhaften Elemente, Werke hervorgebracht, mit welchen sich aus jener ersten Entwicklungszeit wohl nur jene Meisterstücke von Schick und Thorwaldsen messen dürfen. Schick gab als Maler ein wirklich vollgültiges Vorzeichen dessen, was diese neue Kunstentwicklung zu leisten im Stande sein werde, ja, nach der Ansicht vieler Kundigen, bleibt es zweifelhaft, ob diesem so gesunden und strebenden Künstler, falls ihn der Tod nicht mitten in seiner Laufbahn abgerufen, selbst ein Cornelius die Palme entwunden haben würde?

Daß Humboldt auch den Fortgängen der neuern Kunst seine Aufmerksamkeit keineswegs entzog, davon hat er, an der Spitze der Kunstfreunde im preußischen Staate, bis in seine letzten Jahre hinlängliche Beweise gegeben. Allerdings mochte er manchmal mit Vorliebe auf die Zeit hinblicken, wo er die ersten Anfänge dieses Aufschwungs begrüßt und gefördert hatte, und manche trübende Einwirkungen sich noch nicht fühlbar gemacht hatten. Dagegen hielt ihn sein guter Genius fern davon, solcher Mängel und Einseitigkeit wegen die Vorzüge der späteren Kunstentfaltung zu verkennen, sich

4) Als Zeugnisse ihres Kunstsinns und regen Antheils liegen unter andern Briefe an ihre Freundin Friederike Brun vor, mitgetheilt von Letzterer in ihrem „Römischen Leben,“ II. 320—24. Vergl. auch ebendas. I. 37—38.

wohl gar mit Göthe'n für Leute wie Hackert zu begeistern, und der Kunst etwa, auch in Rücksicht auf Stoff und Gehalt, Gränzen zu ziehen, die kaum für die Plastik volle Gültigkeit haben, die Schöpfungen anderer Künstler aber, gleich denen des Dichters, nur zu leicht kalt und leer werden lassen. Humboldt wußte zwar, daß in Anmuth und Strenge der Form die Antike uns Vorbild bleiben müsse, aber er wußte auch, daß in der Malerei nicht das Alterthum die größten Muster hinterlassen; er verehrte seinen Raphaël zu hoch, um nur in antiken Stoffen die Fundgrube der Kunst, und gar der Malerei zu erblicken; er forderte vielmehr Uebung an den verschiedensten Stoffen, mythischen und historischen, antiken und modernen, an Gegenständen „des ehrwürdigen wie des reizenden Alterthums," der griechischen wie der christlichen und neuern Dichtung, und meinte, daß es gerade bei antiken Stoffen doppelt nöthig sei, sie recht mit dem Geist und der Empfindung unserer Zeit aufzufassen und zu beseelen. In einer der vor den Kunstfreunden des preußischen Staats gehaltenen Reden hat er sein Glaubensbekenntniß darüber deutlich ausgesprochen. „Den Alten," sagt er, „war es vorzüglich eigen, den Gedanken so tief und so vollständig in die Erscheinung zu legen, daß er gleich rein und lebendig wieder siegreich aus ihr hervorging. Eine Kunst, die nicht das Alterthum zu ihrer Grundlage nähme, nicht oft Gegenstände aus demselben behandelte, sich nicht die Nachahmung seiner vollen und durch nichts anderes, als ihre organische Nothwendigkeit bedingten Naturwahrheit zur festen Regel machte, würde bald in Formlosigkeit und ermüdende Leere versinken. Allein jenem großen naturgemäßen Sinn sich anschließend, kann sie sich mit Vertrauen dem Geiste derer, welche sie üben, und dem Geiste des Jahrhunderts überlassen, und ist sicher, in jedem Forschritte der Zeit ein angemessenes Gepräge

zu finden, von keiner Richtung des Gedankens und keiner Schattirung der Empfindung ausgeschlossen zu bleiben. [5])

Verdankte Humboldt dem römischen Aufenthalt gewiß einen großen Theil seiner Kunsteinsicht, so hat er aber auch diesen Gewinn schon zu Rom den Künstlern seiner Zeit reichlich zu vergelten gesucht. Denn es war mehr als gewöhnliche Gastfreundschaft, was sie in seinem Hause genossen. Er und die Gattin förderten Kunst und Künstler mit Rath und That. Sie sorgten für dieselben, wenn sie erkrankten; sie stellten Geldmittel zur Verfügung, damit sie nicht gedrängt würden, ihre Leistungen zu verschleudern. Sie trugen selbst Arbeiten auf, trugen nicht wenig bei, Werke und Künstler in die große Welt einzuführen und dem echten Verdienst Ruf und Anerkennung zu verschaffen. Davon gar nicht erst reden, was die Künstler in diesem Hause an Geistes- und Geschmacksbildung gewannen, wie ihnen hier der heimathliche Genius reich und lauter entgegenströmte.

Gewiß waren auch die italienischen Künstler, ein Camuccini, vor allem aber Meister Canova, in regem Verkehr mit dem Hause; ungleich heimischer aber freilich die deutschen und Deutschland verwandten Künstler. Wir wollen die bedeutendsten Männer anführen, aber nur bei denjenigen verweilen, die der besondern Gunst des Hauses sich zu erfreuen hatten.

Als Humboldt's nach Rom kamen, fanden sie Thorwaldsen schon dort, auch einen geringern Bildhauer, Heinrich Keller von Zürich; von Malern den österreichischen Pen-

5) Diese Reden finden sich jetzt in den ges. Werken, III. 307—33, die obige Stelle S. 368. Man vergleiche, um seine Ansichten über unsre neuere Kunst näher kennen zu lernen, besonders auch S. 325 (über die Vorzüge der deutschen Kunst überhaupt, auch der altdeutschen), 334—35 (das menschliche Gemüth und die Ideenwelt sind die Seele der neuern Kunst!) und S. 341—43 (über antike und moderne Kunst, und über Raphaël).

sionair Abel, und den jungen Schick von Stuttgart, dann die Landschafter Carl Reinhart — den bekannten Veteran deutscher Kunst in Rom, Joseph Koch, den Tyroler, und den Engländer Wallis, den Zeichner und Kupferstecher Gmelin, den Landschaftszeichner Carl Graß und die längst in Rom heimische Portraitmalerin Angelika Kaufmann. Fast jedes Jahr brachte einen Zuschuß von Talenten, zumeist solchen, in denen sich schon mehr die neue romantische Richtung ankündigte. So die Bildhauer Rauch und Friedrich Tieck, von Malern die beiden Brüder Riepenhausen, Wagner von Würzburg, Jagemann von Weimar, Platner aus Leipzig, zuletzt Leybold und Steinkopf von Stuttgart. Auch den Maler Müller wollen wir nicht vergessen, der freilich als Dichter bekannter ist, in der Kunst nur Dilettant blieb, doch als Kenner und Kritiker schätzbar war. — Humboldt selbst scheint besonders Gmelin Gunst und Neigung geschenkt zu haben. Er nennt ihn gegen Schiller einen unendlich braven Menschen.[6]) Auch Graß, von Geburt ein Liefländer, war gern im Hause gesehen. Er war kein großer Künstler, aber ein mannigfach gebildeter Mensch, ein enthusiastischer Verehrer Schiller's, am bekanntesten durch eine sicilianische Reisebeschreibung; übrigens dichtete er auch selbst, freilich nur schwache Nachklänge des großen Meisters. Im Morgenblatt ergossen sich die Schleußen dieses Talentes; da findet sich auch „ein Abschied vom Sommer. An Frau v. Humboldt, Pallazzuola, den 8. Okt. 1808.“ [7]) Humboldt selbst trieb seinen Scherz mit ihm. So erzählte uns Jemand, der die Familie im Herbst 1808 in Albano begrüßte und vor dem Mittagstisch sich in der Gegend umsehen wollte, Humboldt habe ihm gesagt: Wenn sie einem Menschen begegnen sollten,

---

6) Briefw. zw. Sch. u. W. v. H., S. 457.
7) Morgenblatt, 4. Okt. 1813.

dem der eine Hemdkragen herunterfällt, während der andere tüchtig in die Höhe steigt, dann haben sie das Genie des Landschaftmalers Graß vor sich. Der Fremde fand die scherzhafte Ankündigung auch bestätigt.

Mehr aber als alle genannten erfreuten sich drei große Künstler, Thorwaldsen, Schick und Rauch, der Gunst und Liebe dieses Hauses. Alle drei waren eben im Aufblühen begriffen. Thorwaldsen hat dieser Gunst sich stets mit treuer Liebe erinnert. Wer, sagte einst seine Landsmännin Fried. Brun, [8]) wer hat mit innigerem Gefühle und reinerer Kunstfreude unsers Thorwaldsen's Gebilde begrüßt, als Karoline von Humboldt und ihr Gemahl? Wo fand der junge Künstler höhern Lohn, als in der gastfreundlichen Wohnung, die sie den Künstlern auf der Trinità dei Monti zu Rom eröffnet hatten? Als sein Jason, seine erste, so berühmt gewordene Statue, eben aus der Form getreten war, veranstaltete seine begeisterte Landsmännin eine Art Fest, dem nächst vielen Künstlern auch der Erbprinz von Mecklenburg, Bruder der preußischen Königin, beiwohnte und bei dem Humboldt's natürlich nicht fehlen konnten. [9]) — Thorwaldsen führte später eines seiner schönsten Werke, seine Speranza, für Frau v. Humboldt in Marmor aus. [10]) — Nicht minder früh erkannten Humboldt's das große Talent des Malers Schick. Sie waren ihm schon in Paris begegnet, wo er, unter David, seine ersten Studien gemacht hatte. In Rom trafen sie ihn im schönsten Aufstreben, und widmeten ihm jede Gunst. Er konnte sich fast als ein Glied des Hauses betrachten, und hatte Ursache genug, in jedem seiner Briefe in

---

8) In einem, Frau v. Humboldt gewidmeten Aufsatz: „Etwas über Albert Thorwaldsen, den Dänen, Bildhauer zu Rom", Morgenblatt, 10.—18. Aug. 1812.

9) Brun, Römisches Leben, II. 100—101.

10) Ebendas., II. 332.

die Heimath dieser Begünstigungen auf's rührendste zu gedenken. „Das Haus des preußischen Gesandten", schrieb er im April 1803 an die Seinigen nach Stuttgart, „ist der Sammelplatz aller verdienstvollen Männer von Rom; unter allen Menschen, die sich dort versammeln, bin ich allein, der keinen Titel hat, und von geringem Herkommen ist, doch bin ich durch hundert Proben schon überzeugt, daß ich nicht der am wenigsten geliebte bin. — Diesem Hause verdanke ich es, wenn meine Geistesfähigkeiten sich um einige Grade erweitern." Ein andresmal erzählt er, daß Herr v. Humboldt ihm selbst die Eingabe aufgesetzt, mit der er eines seiner Bilder an den Herzog von Würtemberg begleiten sollte. Schick war auch ein vortrefflicher Portraitmaler, und hat gerade in dieser Hinsicht ganz Ausgezeichnetes für die Humboldt'sche Familie gearbeitet — Stücke, die zu dem Schönsten gehören, was die moderne Malerei hervorgebracht hat, und die jetzt zu den Zierden des Schlosses Tegel gehören. Es sind folgende: 1. Die Skizze eines Familiengemäldes (die Mutter von ihren Kindern umringt); 2. Das Portrait der Frau v. Humboldt mit einem Sohne; 3. Das Portrait der ältesten Tochter (Karoline), lebensgroße ganze Figur, mit einer Guitarre in der Hand; endlich 4. noch ein herrliches Oelbild, die beiden jüngsten Mädchen, Adelheid und Gabriele, die, in lieblicher Gruppe sich umarmend, mit bloßen Füßen auf einer Mauer sitzen. Diese und noch manche andre Arbeit fertigte Schick für Humboldt, so oft er eben von größern historischen Gemälden ausruhte. Durch diese Bilder, die nicht nur in öffentlichen Ausstellungen zu Rom, sondern im Humboldt'schen Hause selbst einen weiten Kreis von Bewunderern fanden, gelangte Schick eben so als durch seine namhaftesten Werke zu einem großen Künstlerruf. Als Humboldt's Rom verlassen hatten, verbreiteten sie diesen auch noch nach Wien und Berlin. Leider erkrankte Schick schon nach wenigen Jahren,

und konnte daher der Einladung nicht mehr folgen, die ihn auf's freundlichste auch nach Wien rief. Wahrscheinlich würde er nachmals in Berlin eine bleibende Stellung gefunden haben. — Humboldt hatte dies schon eingeleitet — aber er starb leider, kurz nach der Rückkehr in seine Heimath, den 7. Mai 1812 zu Stuttgart. Ein unvollendetes Oelbild, Christus, als Jüngling, schlafend und von Engeln bewacht, wollte Frau v. Humboldt um jeden Preis erwerben, allein es war auch um den höchsten der Familie nicht feil. Sein Hauptbild, Apollo unter den Hirten, ziert jetzt die königliche Gallerie in Stuttgart. — Der dritte von ihnen auserwählte Künstler war der Bildhauer Rauch. Er kam, von Berlin aus, im Jahr 1805 nach Rom, und fand sechs Jahre lang die zärtlichste Gastfreundschaft in Humboldt's Hause. Er arbeitete während dieser Zeit auch einige Statuen für die Familie: z. B. Mars und Diomedes verwundet, dann die Statue eines elfjährigen Mädchens (wenn ich nicht irre, einer Tochter Humboldt's), die später auch in Marmor ausgeführt wurde.

Mit Recht sagt der Dichter: „es sei vortheilhaft, den Genius zu bewirthen." Nicht nur an Einsichten bereichert, sondern auch durch den Besitz vorzüglicher Kunstwerke, kehrte die Familie von Rom zurück.

Bei weitem weniger Anregung fand Humboldt doch für die ihm eigensten Geistesbestrebungen zu Rom, sobald man nämlich von dem Lande, von den Erinnerungen, von den Schätzen absieht, die in dieser Stadt und ihrer Umgegend angehäuft worden. Welche Kostbarkeiten vereinigt allein die Bibliothek des Vatikans! Und wie manches fand gerade Humboldt für seine Zwecke, das er außerhalb Rom vergeblich gesucht haben würde, namentlich für seine umfassenden

Sprachstudien, für welche, zumal in jener Zeit, Niemand so vorgesammelt haben konnte, als die Propaganda zu Rom. H. gedenkt selbst der Sachen, die ihm die reiche Bibliothek des Collegio Romano bot. [1]) Er sammelte auch während des italienischen Aufenthalts amerikanische Grammatiken; [2]) die Untersuchungen über die koptische Sprache kamen gerade damals in Schwung; ja das bekannte Museum des Cardinals Borgia zu Velletri reichte selbst zu hieroglyphischen Forschungen Materialien dar. Der classische Boden überhaupt mußte einem Geist, der schon in der Ferne in seine Heiligthümer eingedrungen war, ganz unermeßliche Schätze darbieten!

Freilich beschäftigte alles dies seinen Genius nur von einzelnen Seiten; die persönliche Anregung fehlte noch dazu fast gänzlich, und wir wundern uns nicht, ihn deshalb immer noch sehnsüchtig nach der Heimath und seinen deutschen Freunden zurückblicken zu sehen. So schrieb er in einem Briefe vom 20. Juli 1805 an F. A. Wolf: „Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch an wissenschaftlichem Umgang gibt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig sein, Zoëga zu sehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß Niemandes Umgang so wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann sagen, sogar niederschlagend dafür ist."

---

1) Einl. zur Kawi-Sprache, S. 284.

2) Siehe oben S. 50.

„Sie wissen," fährt H. in sehr charakteristischer Weise fort, „daß wir Spalding [den Philologen von Berlin] hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal so viel genossen, als sonst möglich gewesen wäre. Er ist auch, finde ich, in der That noch geistloser geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als von langen und kurzen Sylben und Etymologien zu reden. Hier war er nun aber ganz in seine Familie, Frau, Sohn 2c. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchstens sechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en famille Karten spielte? Unserer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Aber sein Pedantismus, seine Wuth, mittelmäßige Verse in allen Sprachen zu machen, seine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Besten bald angeeckelt, bald in Staunen gesetzt. Stellen Sie sich nur vor, daß er hier auf der Corsinischen Bibliothek dreißig bis vierzig Homerische, ächt Homerische Verse aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle standen, als neu abgeschrieben, allen Menschen erzählt hat, barbarische Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. καπετος (!!!), und sich erst einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweisen lassen. Und hätte er das nur nicht alles noch selbst so breit und mir erzählt! Verse hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutsch und lateinisch zugleich, manchmal auch griechisch dazu; aber Nutzen hat er von seiner Reise gewiß auch nicht den mindesten. Quintiliane hat er überall aufgesucht, und dann kaum angesehen. Sie fühlen, mein Bester, daß sein Eindruck eines deutschen Gelehrten ausgelöscht zu werden bedarf.

„Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu sagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geschrieben, und dann die übrige Hälfte von diesem gesprochen. Was im Werk ist, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geschehen

hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen, und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird. Die Fea'sche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchst flüchtige Weise sähe, seine Meinung dann sehr eigensinnig behauptete, und die gemachten Löcher großentheils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beste Manier ist, Recht zu behalten." [3])

Daß ihm unter den römischen Gelehrten Monsignor Marini, der Vorgänger des Cardinals Mai als Vorstand der Vatikanischen Bibliothek, noch am meisten galt, sagt Humboldt selbst; Fea, der bekannte Herausgeber des Horaz, wird gut genug bezeichnet; von sonstigen Berühmtheiten ist aber fast nichts zu sagen. Nennen will ich jedoch einen Pater Paolino, geborenen Oesterreicher, der in einem römischen Carmeliterkloster lebte und sich schon damals als Forscher der Sanskritsprache hervorthat. — Unter den Fremden, die sich in Rom niedergelassen, traf man schon mehr in Wissenschaften ausgezeichnete Männer, so den greisen Marquis d'Agincourt der sich durch seine Geschichte der Kunst in der Zeit des Verfalles verdient gemacht, den gelehrten Schweden d'Ackerblad, der als Gesandtschaftssekretair lange in Rom lebte, namentlich aber mehrere Deutsche. Fernow verließ Rom schon 1803, erschien aber auch in dieser kurzen Zeit als schätzenswerther Umgang. Er war ein eifriger Kantianer, und schon dadurch mit H. in Berührung, er setzte dieses System selbst mit der Kunstkritik in näheren Bezug, dabei war er ein tüchtiger Litterator, namentlich Kenner der italienischen Sprache und Dichtung. Ein Aufsatz in seinen römischen Studien (Th. II. Zürich 1806, S. 171—4: „über den Begriff des Kolorits,") ist Frau v. Humboldt gewidmet. Er gedenkt darin auch der schönen, in ihrem gastlichen Hause,

3) In Varnhagen's Denkw. 2te Aufl. II. 155—58 mitgetheilt.

wo er fast jeden Abend zugebracht hatte, verlebten Stunden. [4]) — Des Archäologen Sickler haben wir schon gedacht. [5]) Am meisten aber interessirt uns, wie Humboldt selbst, der treffliche Georg Zoëga, von Geburt ein Jütländer, seiner Bildung nach jedoch durchaus Deutscher. Seine große Kenntniß des Alterthums, seine Sprachkunde, endlich seine genaue Bekanntschaft mit der Oertlichkeit des alten und neuen Rom machten ihn für H. zu einer höchst anziehenden Erscheinung, wie sie ja noch Jedermann in seinen von dem geistvollen Philologen F. G. Welcker herausgegebenen Briefen ebenso liebenswürdig als bedeutend entgegentritt. Leider ward diese schöne Natur durch Sorgen und Unglücksfälle zu früh gebrochen, so daß Humboldt den Umgang mit ihm, der in andrer Beziehung so unschätzbar war, wie wir eben sahen, nicht mehr durchweg beglückend fand. Für Zoëga aber, in seinen letzten trüben Lebensjahren, war dieser Umgang um so labender; er wohnte schon länger in Strada Gregoriana und bekam nun Humboldt zum freundschaftlichen Nachbar. Auch war das Haus das einzige, das der damals schon fast immer kränkelnde Mann zu besuchen gewohnt war. Humboldt erkohr ihn nicht blos in Rom, sondern auch den Umgegenden gar gern zu seinem Begleiter. [6]) Wie hätte er auch einen geeigneteren finden sollen! Dafür stand er jenem wieder bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten theilnehmend, fördernd und belebend zur Seite; er folgte ihm ohne Zweifel auf das Gebiet der koptischen Sprache und der erst nachmals tiefer erforschten Hieroglyphen; er begleitete seine an Ort und Stelle angestellte Untersuchung der antiken Basreliefs, so wie der Topographie von Rom. Wenige Zeit, nachdem H. Rom

---

4) Fernow's Leben von J. Schopenhauer, Tübingen 1810. S. 281. 421. u. Friederike Brun, römisches Leben. I. 177—79.

5) Siehe oben S. 84.

6) Siehe oben S. 77—78.

verlassen, schon am 10. Febr. 1809, schied Zoëga aus diesem Leben. 7)

Doch wenn auch der Gewinn für Humboldt von den auf seinen Reisen angeknüpften Bekanntschaften nicht immer gleich ergiebig ausfiel, so leisteten dennoch viele später, bei seinen erweiterten Sprachstudien, noch manchen Dienst. Wie viele fruchtbare Verbindungen hatte er fast in allen Theilen Europa's großentheils persönlich geknüpft!

Und welche Fülle verschiedener Anregung brachte die Masse von Menschen, die aus allen Ländern nach Rom strömte, in seine Nähe. In jenen Jahren zumal, wo Italien nach längerer Unterbrechung wieder zugängig wurde, wo Viele so gern aus der gedrückten Heimath flohen, während Andre über die Alpen gingen, um den romantischen Geist an der ersten Quelle zu schöpfen. Das meiste Interesse gewähren uns auch hier die Landsleute, und unter ihnen die geistigen Größen, deren wir gedenken können.

Es fehlte aber auch nicht der vornehme und fürstliche Zuspruch. Eine Fürstin von Rudolstadt nennt Humboldt in einem seiner Briefe an Schiller. Um dieselbe Zeit (1803) hielt sich auch Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der unvergeßlichen Königin Louise, länger zu Rom auf. Er war sehr intim mit dem Humboldt'schen Hause. Einige Jahre später kam der Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha, ein großer Musikliebhaber, der die vornehmen Familien der Stadt zu theatralischen Aufführungen um sich versammelte. Die Kronprinzen von Bayern und Würtemberg eilten ab und zu, und was wäre nach Rom gekommen, ohne diesem

---

7) Zoëga's Leben von F. G. Welcker. Stuttgart u. Tüb. 1819. II. 283. 342. 366. 413. — Frieder. Brun, a. a. O. I. 77 — 79.

Hauſe zu begegnen, mochte es nun in Rom ſelbſt oder, wie jedes Jahr einen Theil des Sommers, in Albano ſich befinden.

Gleich bei ihrer Ankunft in Rom trafen Humboldt's Bonſtetten und Friedericke Brun an, letztere mit ihrer Tochter Ida, nachmaliger Gräfin von Bombelles. Sie verweilten damals bis Juni 1803 und kehrten in den Jahren 1807 und 1808 abermals in Rom ein. Bonſtetten und unſer Humboldt ſtanden ſich ihrer Natur nach ziemlich fern; Friedericke Brun knüpfte ſchon durch Frau von Humboldt ein innigeres Band, ſie gedenkt des Hauſes und der Familie oft in ihren Reiſeſchriften und ſtets mit innigſter Liebe. Humboldten verglich ſie wegen ſeines Sarkasmus, ſeiner Scherzreden und Paradoxien, die gerade ihre Sentimentalität häufig genug herausfordern mochten, mit einem ihrer däniſchen Freunde, einem Grafen Cajus von Reventlow; ſogar die Schriftzüge beider fand ſie täuſchend ähnlich. Während ſie von jenem aber doch nur mit Ehrerbietung redet, ſpricht ſie von der Gattin wie von einer Seelenfreundin und mit eben ſo viel Begeiſterung. So erklärte ſie geradezu, die Gräfin Louiſe zu Stolberg, Frau von Staël und Caroline von Humboldt ſeien die drei geiſtreichſten Frauen, die ihr in ihrem Leben begegnet. Auch aus der Ferne correſpondirten ſie mit einander, beſonders über Rom und die Fortſchritte der Kunſt daſelbſt. Friedericke Brun wünſchte nichts ſo ſehr, als in Rom auch begraben zu werden; Frau von Humboldt hatte ihr neben ihren Söhnen die Ruheſtätte verſprochen: ſie ſtarb aber erſt im Jahr 1835, und zwar nicht in Rom, ſondern in ihrer Heimath zu Kopenhagen.[1]) Sie hat, in ihrem Buche „Römiſches Leben", auch einige Briefe ihrer Freundin mitgetheilt (I. 37—38, und II. 320—34).

1) Vergl. Fr. Brun, römiſches Leben, I. 171—173, 303 (wo ſie ein Weihnachtsfeſt beſchreibt, das ſie ihrer Ida und den befreundeten Humboldt'ſchen Kindern bereitete), II. 319—20.

Im Jahr 1803 kam ein Landsmann der Brun, Christian Gierlew, nach Rom, ein junger Philolog, der für Humboldt ein lebhaftes Interesse nahm und sich von Schütz in Jena an ihn empfehlen ließ.[2]) Fast gleichzeitig kam auch der nachher so berühmt gewordene Architekt Schinkel von Berlin an. Beide blieben den Winter in Rom und reisten im Jahr 1804, in Begleitung des Landschaftmalers Graß und des jungen schwäbischen Gelehrten Rehfues von Tübingen, gemeinschaftlich nach Sicilien. Schinkel werden wir später in bedeutendem Zusammenwirken mit Humboldt treffen. — Auch das Jahr 1804 brachte wieder mannigfache Erscheinungen, so den Grafen Adam von Moltke mit seiner Familie, der mit Niebuhr eng befreundet war, auch Humboldt kennen lernte und diesen beiden großen Männern die erste Kunde von einander zubrachte. Moltke selbst machte sich durch eine Sammlung Gedichte bekannt, die er im Jahr 1805 drucken ließ. Humboldt gedachte seiner auch späterhin sehr freundlich und ließ ihn das durch Niebuhr wissen.[3]) — Auch Kotzebue machte dieses Jahr seine italienische Reise, die er alsdann mit seiner berüchtigten Klatschhaftigkeit beschrieb. — Endlich langte auch Tiedge mit Frau von der Recke, Ende des Jahres 1804, in Rom an.

Das glänzendste von allen aber war das Jahr 1805: wo A. von Humboldt seinen Bruder besuchte, Frau von Staël mit Sismondi und A. W. Schlegel, Ludw. und Fried. Tieck, die Gebrüder Fr. und Joh. Riepenhausen, C. F. von Rumohr, Rehfues, Sophie Bernhardi (Tieck's Schwester, auch Dichterin) und ihr späterer Gemahl, der liefländische Baron von

---

2) Siehe Briefw. von Schütz, herausgeg. von dessen Sohne, K. Jul. Schütz, I. 115 und 118. Die daselbst mitgetheilten Briefe von Gierlew an Schütz sind, glaube ich, unrichtig datirt. Der eine, von Paris, ist vermuthlich vom 23. April 1803, der andere, aus Neapel, vom 5. Juni 1807.

3) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen 2c. Th. I. (1838), S. 425, II. (1838), S. 87—88.

Knorring rc. auf kürzere oder längere Zeit nach Rom kamen. Alexanders Besuch haben wir schon erwähnt.[4]) Seine Anwesenheit trug nicht wenig dazu bei, die Gesellschaft, die sich damals dort zusammenfand, noch mehr zu beleben. Der Familie und den Gästen blieben die Tage, die sie damals in Rom, in Albano und in Tivoli verlebten, unvergeßlich. Auch Rumohr erinnert sich in seinen Reisewerken mit lebhafter Freude derselben.[5]) Alexander traf schon im Frühling zu Rom ein und brachte mehrere Monate dort zu. Im August war er in Neapel und bestieg am 12. mit seinen Freunden L. v. Buch und Gay-Lussac den Vesuv.[6]) — Früher noch als Alexander waren Frau von Staël und A. W. Schlegel in Rom angelangt. Ihre Wohnung am spanischen Platze lag der Humboldt'schen so nah, daß man sich jeden Augenblick sehen konnte.[7]) Die beiden Frauen nicht nur, auch Humboldt und Schlegel berührten sich sehr, die letzteren jetzt weit mehr als in den Jenaer Tagen. Es scheint mir sogar, als wenn die beiden ziemlich gleichzeitig entstandenen Gedichte auf Rom, die wir von diesen Männern besitzen und die in ihrem Ideengehalt die Verwandtschaft auch nicht verleugnen, einer Art Wetteifer zwischen ihnen zu verdanken seien; ja, daß Schlegel durch Humboldt's Elegie zu seinem Gegenstücke angeregt worden. Aber wie drückt sich der Gegensatz dieser Charaktere auch in diesen poetischen Ergießungen ab! In dem Humboldt'schen Gedicht ein fast Schiller'scher Schwung, große Energie des Gedankens wie des Wortes, tiefe, fast schwärmerische Empfindung, zuletzt eine Versenkung in die Ideenwelt, wie sie in indischen Lehrdichtungen zu Hause ist, und die die

4) Siehe oben S. 86—88.

5) C. F. v. Rumohr, drei Reisen nach Italien. Lpzg. 1832. S. 120—21.

6) Nach einem Aufsatz über A. v. Humboldt, der sich in der zu Leipzig erscheinenden „Illustrirten Zeitung," 1844, Nr. 29 findet.

7) Siehe oben S. 75 in der Note.

Ansprüche an poetische Klarheit und Helle manchmal vergißt, dabei in der Form modern und fast dithyrambisch, — bei Schlegel eine geistvolle, sehr verständige Reflexion, eine gewisse Nüchternheit, aber auch Dürre, und bei großer Kühle ein um so auffälligerer Glanz, endlich eine solche Glätte und Gefeiltheit der Form, daß das Gedicht mit Recht als Musterstück strenger Behandlung des antiken Verses betrachtet wird. Humboldt's Gedicht ist seiner Freundin und Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, das Schlegel'sche dessen langjähriger Begleiterin, Frau von Staël zugeeignet.[8]) — Auch mit Herrn von Rumohr knüpfte sich eine dauernde Verbindung. Noch in spätem Alter gedachte dieser mit freudiger und dankbarer Empfindung der angenehmen und lehrreichen Abende, die er in Wilhelm Humboldt's Hause verbracht, so wie der Liebenswürdigkeit der Dame, die dort die Honneurs machte.[9]) — Es war dies auch das Jahr, wo die neuromantische Richtung der Deutschen in Rom einrückte, und zwar durch Tieck und Schlegel gleich in so mächtiger Vertretung, daß die Wirkung in dieser Kunststadt nicht ausbleiben konnte. Ja die Riepenhausen blieben für immer in Rom, und sie waren es, die die Propaganda der neuen Schule bildeten und an die sich bald eine noch bedeutendere Genossenschaft reihte.

Die traurigen Vorgänge in der Heimath riefen Manchen von Rom zurück, während sie andere dorthin lenkten. Ich begnüge mich jedoch von den späteren Gästen nur die Gebrüder Alexander und Gustav von Rennenkampff, den jungen, geistvollen und gelehrten Philologen Welcker (Zoëga's Biographen), der im Jahr 1808 nach Rom kam,

---

8) A. W. Schlegel's Elegie Rom erschien schon im J. 1805 zu Berlin; die Humboldt'sche gab Alexander ebendaselbst, aber erst im folgenden Jahre in Druck.

9) A. a. O. S. 120–21. Vrgl. Allg. Zeitung, 4. Nov. 1843.

endlich einen geistvollen Franzosen, P. L. Courier, der während des Feldzuges nach Neapel Rom besuchte, anzuführen. Die beiden Rennenkampff, zwei junge, liebenswerthe Liefländer, auch durch Geist hervorstrahlend und durch ein langes Reiseleben gebildet, wurden dem Humboldt'schen Hause sehr verbunden; ja der Eine von ihnen sollte, wenn wir recht berichtet wurden, in ein noch viel innigeres Verhältniß zur Familie treten. [10]) —

Da wir einmal P. L. Courier genannt haben, so sei es vergönnt, die interessante Berührung, die zwischen ihm und Humboldt Statt fand, gleich weiter zu verfolgen. Courier war einer der ausgezeichnetsten Franzosen seiner Zeit, gelehrt wie ein Deutscher, ein Mann, der des Griechischen wie Wenige kundig war und seine Alten sogar im Feldlager mit sich führte, ein vortrefflicher Schriftsteller, der uns in der Sammlung seiner feinen und geistvollen Briefe, seinem Vaterlande in musterhaften, volksthümlich politischen Flugblättern fortlebt, dabei ein edler, unabhängiger Charakter, der unter der Napoleonischen Herrschaft seines Freimuths wegen viel verfolgt wurde und nachmals die Albernheit der bourbonischen Regierung mit allen Waffen seines großen Talentes geißelte.

In vielfacher Richtung war Courier ein Geistesverwandter unseres Humboldt. Er gehörte dem Kreise strebender Alterthumsforscher an, mit welchem, wie wir sahen, dieser schon zu Paris in engere Verbindung gekommen war. [1]) Courier aber ward ihm persönlich wohl erst jetzt, da er während des Feldzugs nach Rom kam, bekannt; aber es knüpfte sich

---

10) Wir besitzen von A. v. Rennenkampff (jetzt oldenburgischen Kammerherrn) „Umrisse aus einem Skizzenbuche", die in den J. 1827—28 in zwei Theilen zu Hannover erschienen sind. Dieses Buch hab' ich bis jetzt leider vergeblich gesucht.

1) Siehe oben S. 18—19.

auch gleich ein bleibendes Verhältniß zwischen beiden; und wir haben auch in der Courier'schen Briefsammlung erfreuliche Belege davon erhalten.

Kurz nachdem Humboldt Italien verlassen hatte, gab Courier den Dienst in der Armee auf, blieb aber, mit philologischen Liebhabereien beschäftigt, noch längere Zeit in Italien. In Florenz erlebte er ein seltsames Mißgeschick. Er verglich eine höchst werthvolle Handschrift der Pastoralien des Longus, in der er eine Stelle auffand, die in dem bisherigen Texte fehlte. Er schrieb sie ab, um sie in einer neuen Ausgabe bekannt zu machen, und hatte das Unglück, die Dinte zu verschütten und die eben entzifferte Stelle fast ganz zu vernichten. Der ohnehin neidische Conservator der Bibliothek, der bekannte Furia, benützte den Unfall. Man suchte ihn für absichtlich verübt zu erklären, und es gelang nicht nur, Courier von Paris aus in politische Verfolgungen zu verwickeln, sondern es ward sogar die Confiskation der Uebersetzung sowie des griechischen Textes, den Courier hatte erscheinen lassen, betrieben. Selbst seine Pariser Freunde, Clavier, Boissonade, Coraï, Sylvester de Sacy konnten nicht helfen, so daß Courier endlich, um wenigstens sein Werk nicht untergehen zu lassen, beschloß, es nach Deutschland zu verbreiten und dort im Nothfall wieder drucken zu lassen. Hiezu konnte ihm Niemand behülflicher sein, als Humboldt, und es gab ihm dies zugleich einen neuen Anlaß, die ihm so werthe Verbindung zu pflegen.

Schon am 5. Dez. 1809 schrieb er von Florenz aus an Akerblad nach Rom: „On me dit que madame de Humboldt est encore à Rome, et que vous habitez tous deux la même maison. Présentez-lui, je vous prie, mon très humble respect. M. de Humboldt n'est il pas à présent en Prusse? Donnez-moi bientôt de leurs nouvelles et des vôtres.

Im nächsten Frühjahr sendete er von Tivoli aus die

Uebersetzung des Longus an Humboldt, welcher inzwischen in Berlin an die Spitze der Unterrichtsangelegenheiten getreten war und Brief und Buch jetzt durch die Vermittlung seiner noch in Rom weilenden Gattin empfing. Courier's Schreiben ist vom 16. Mai 1810 und zu werthvoll, als daß wir uns die Freude versagen könnten, es hier aufzunehmen. Es heißt:

„Madame de Humboldt veut bien se charger, monsieur, d'une petite brochure qui, en sortant de la presse, vous était destinée, mais que je n'ai pu, faute d'occasion, vons faire parvenir plus tôt. J'ai eu le bonheur de trouver un manuscrit complet de Longus, dont le roman, fort célèbre, et tant de fois imprimé dans toutes les langues, était défiguré par une grande lacune au milieu du premier livre; et en traduisant ce qui manquait dans les éditions, j'ai corrigé par occassion la vieille version d'Amyot. C'est là ce que je vous prie d'agréer, en attendant le texte que j'aurai l'honneur de vous offrir bientôt.

„J'ai appris par la voix publique, avec une joie extrême, le bel emploi dont le roi vous a nouvellement honoré. Cette justice que vous rend Sa Majesté n'étonne point de la part d'un prince accoutumé à distinguer et récompenser le mérite. Tout le mal que j'y trouve, c'est que cela m'ôte l'espoir de vous revoir de sitôt en France ni en Italie; mai aussi, dans le vieux projet que je nourris depuis long-temps d'aller à Berlin, je me promets à présent un plaisir de plus, celui de vous y voir placé comme vouz le méritez.

„J'ai quitté le service, et, usant de ma liberté, je cours à peu près comme un cheval qui a rompu son lien, fort content de mon sort, je vous assure, et n'ayant guère a me plaindre que de madame de Humboldt, qui part de Rome quand j'y arrive et quitte Naples justement quand je me dispose à y aller. J'en suis de fort mauvaise humeur, et ne me console que par cette idée, dont je me flatte toujours, de vous revoir l'un et l'autre dans votre patrie.

„Je, n'ai pu faire usage à Paris de la lettre que j'avais de vous pour M. votre frère. Imaginez, monsieur, que depuis que je vous laissai à Rome, il y a deux ans, j'ai entrevu Paris deux fois

sans pour ainsi dire y poser le pied. Je n'y suis pas resté en tout plus de cinq ou six jours; et quelque empressé que je fusse de faire une si belle connaissance, je n'en pus trouver le moment: aussi n'était-ce pas un homme à voir en courant. J'ai donc mieux aimé garder votre lettre comme un titre qui m'autorise à espérer de lui quelque jour la même bonté dont vous m'honorez. C'est pour moi un droit bien précieux, et que je ne céderais en vérité à qui que ce fût."

Bald darnach traten die Verfolgungen ein, von denen wir oben gesprochen. Er klagt darüber in einem Schreiben an Clavier nach Paris, Rom 13. Okt. 1810, hofft aber noch, daß die Maßnahmen seiner Gegner vereitelt und seine Ausgabe des Longus erhalten werden würde. Il en a, sagt er, heureusément huit ou dix exemplaires dans différentes mains, et voilà madame de Humboldt, qui en emporte un en Allemagne, ou il sera réimprimé. Die von den Gegnern betriebene Confiskation des Werkes ward aber doch nicht durchgesetzt.[2] —

Courier ist auch darum für uns eine so interessante Erscheinung, weil er unter seinen Landsleuten einer der Ersten war, die den Ernst und die Tiefe unserer Nation besser zu würdigen und auf unsern Sinn und Geist einzugehen verstanden — ein würdiger Genosse der Frau von Staël.

Wenn aber dennoch die Sehnsucht nach seinen alten Freunden oft lebhaft in Humboldt erwachen mußte, so war ihm der briefliche Verkehr mit ihnen dann ein um so größeres Labsal. Wir sahen, wie er mit Wolf und Frau von Wol-

2) Diese Mittheilungen finden sich in den Oeuvres complètes de P. L. Courier. Nouvelle édition, précédée d'un essai sur la vie et les écrits de l'auteur, par Armand Carrel. Paris 1834, T. III, p. 284, 301—4, 326. Obiges Schreiben an W. v. H. ist nach Wien adressirt. Wenn dies nicht ein Irrthum ist, so können wir es nur für einen späteren Zusatz halten. Frau von Humboldt nahm die Sendung vielleicht erst im Herbst mit sich nach Wien, wohin unterdessen Humboldt als preußischer Gesandter gegangen war.

zogen in Verbindung blieb; wir wissen es ferner von Gentz, der nun in Wien war,[1] von Schütz in Jena,[2] von Alexander, seinem Bruder, versteht es sich von selbst. Auch mit Frau von Staël pflog er brieflichen Verkehr, am liebsten aber mit seinen alten Geistesgenossen, Göthe und Schiller, die ihrerseits nicht weniger Eifer zeigten, sich dieses erprobten Freundes zu versichern. Hiebei war ihnen der Buchhändler Cotta in Tübingen nach Kräften behülflich, ein Mann, dessen Geist und Betriebsamkeit nach so vielen Seiten thätig war, und der überall, besonders auch in Rom, wo er manchen jungen Künstler stützte, einen Humboldt gar wohl für seine Zwecke brauchen konnte.

„An Humboldt habe ich einen langen Brief abgelassen," meldet Göthe schon 26. Jan. 1803 an Schiller. Schiller und Göthe ermangeln nicht, Nachricht von dem Stande deutscher Kunst und Wissenschaft zu geben, die, so sehr H. sich es angelegen sein ließ, sie zu erhalten, ihm auf dem gewöhnlichen Wege doch immer später zukamen.[3] Nicht blos von ihren eigenen Arbeiten und Vorhaben, sondern zugleich von den Vor- und Rückschritten der Zeit, namentlich der nächsten Umgebungen, z. B. von dem neueren Zustande Jena's, unterrichteten sie den Genossen, während dieser die großen Eindrücke seines römischen Lebens über die Alpen sendete. Es fehlt auch nicht an kleinen Freundesdiensten, die sie einander leisten. Göthe läßt für den Fernen Auszüge aus Schlegel's Europa machen;[4] Humboldt sendet dafür Spaniol von Lecce, womit Göthe seinen Zelter erfreuen will.[5] Als Göthe die Nachricht erhielt, daß Humboldt seinen ältesten Sohn ver-

1) Schriften von Gentz, herausgeg. von Schlesier, V. 31.
2) Briefwechsel von Schütz, herausgeg. von K. J. Schütz, I. 118.
3) H. an Sch., 22. Okt. 1803.
4) G. an Sch., 15. März 1803.
5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 150.

loren, war er gleich bedacht, etwas Freundliches an den Verwundeten abgehen zu lassen und wollte ihm sein neuestes Werk, die „natürliche Tochter", gleich nach Vollendung des Einzelnen stückweis übersenden. Da fällt ihm jedoch bei, daß eben auch der Verlust eines Kindes Gegenstand dieser Dichtung sei. „Soll man hoffen," fragt er Schillern (17. Sept. 1803), „durch die nachgeahmten Schmerzen die wahren zu lindern, oder soll man sich vor dem stoffartigen Eindruck fürchten?" Schiller meinte, er solle es Cotta überlassen, der das Werk ohnehin an Humboldt senden wolle, und ihn etwa noch besonders damit beauftragen. Dann sei der Verlust so neu nicht mehr und das Werk des Dichters werde dann eher eine gute als schlimme Wirkung thun. — Auch durch Personen, die aus Italien rückkehrten oder zum Besuch einsprachen, kamen ihnen Nachrichten von dem römischen Freunde zu. Riemer und Fernow gingen unmittelbar in den Göthe'schen Kreis über. Im Frühling 1804, wo Frau von Humboldt nach Deutschland kam, meldet Schiller ihren Begleiter, den Dr. Kohlrausch, bei Göthe an. „Er wird Ihnen von Humboldt und italienischen Sachen erzählen." (10. Mai 1804.)

Während der Briefwechsel zwischen Humboldt und Göthe uns hier noch eine reiche Nachlese verspricht, ist der mit Schiller schon längst in unsern Händen, und wir können den Leser über manche Einzelheit auf diese Quelle zurückweisen. Fast jedes Jahr konnte Schiller, der jetzt auf der Höhe seiner Kraft stand, eine reife Frucht vom Baum schütteln und den alten Genossen mitten in Italiens Reizen mit diesen heimathlichen Früchten beglücken. Welche Freude für Humboldt, den herrlichen Dichter so von Stufe zu Stufe emporschreiten, so alle Erwartungen erfüllen, so sein höchstes Ziel erklimmen zu sehen! Kaum, daß Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans erschienen waren, sendete Schiller schon die Braut von Messina nach Rom, und meldet sofort

den Plan des Tell. Auch kleinere Stücke, wie das unvergleichliche „Siegesfest“ — diese wunderbare Verschmelzung moderner Ideen mit antiken Anschauungen — ferner die „Huldigung der Künste“ versäumte der Dichter nicht, an einen Freund und Kenner wie Humboldt zu fördern, und bei jeder Veranlassung zugleich seine Motive und leitenden Gedanken, wie er es ehedem gethan, beizufügen. Die Art aber, wie er dies jetzt that, mußte für den in Rom in seinen Kunstansichten unablässig Fortgeschrittenen ein eben so hoher Genuß, wie die Dichtungen selbst sein. Beide Männer hatten der bloßen Spekulation, der sie freilich den festen Boden dankten, fast ganz abgesagt, und wandelten frei in den heitern Regionen des Anschauens und Vollbringens.

Beide empfanden dabei auf's schmerzlichste die Entfernung, in der sie jetzt lebten; und wahrhaft rührend ist es, ihre Geständnisse hierüber zu lesen. Schiller besonders scheint mit jedem Jahr den Verlust, den er durch Humboldt's Scheiden erlitten, tiefer empfunden zu haben. „Es ist eigen,“ schreibt er ihm (17. Febr. 1803), „wie wir seit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zusammen philosophirten, und uns durch eine Geistesreibung elektrisirten, aus einander verschlagen worden sind: jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich sein, und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Thätigkeit versetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich gesünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung, als damals zwischen uns war, um so viel älter geworden fühle.“ Und Humboldt antwortet (22. Okt.): „Bleiben Sie mir, mein Lieber, Guter, was Sie mir sind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Interesse Ihnen ewig gleich nahe ist, und daß das Kleinste in Ihrer Beschäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat, als Alles, was

ich unternehmen könnte." Aber Schiller wußte das auch zu schätzen und dachte auch jetzt bei allem, was er unternahm, insonderlich Humboldt zu genügen. Er vergaß es diesem nie, daß er ihn einst den modernsten aller neuen Dichter genannt.[6]) Und noch einen Monat vor seinem Tode (2. Apr. 1805) schrieb er an ihn: „Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillschweigen mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge." Indem er zugleich Humboldt's Meinung über den Tell fordert, setzt er hinzu: „Bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüberzustellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele."

Dies war Schillers letzter Brief, und dieser frühe Tod raubt uns zugleich Humboldt's Beurtheilung des Tell. Er würde sie eben so ausführlich gegeben haben, als vorher über die Braut von Messina. Wir haben des wohl zu ungemessenen Beifalls, mit welchem er diese Tragödie im Allgemeinen begrüßt, in früherem Zusammenhange erwähnt.[7]) So blind

6) Siehe Brief vom 17. Febr. 1803.
7) Siehe Th. I. S. 331—37.

war Humboldt jedoch nicht für die Lichtseite des Werkes eingenommen, daß er alle Fehler desselben darüber vergessen hätte. Er unterwarf namentlich das große Wagniß des Dichters, den Chor in unsere Tragödie zurückzuführen, einer eben so scharfen als liebevollen Kritik. Indem er den Geist der Schiller'schen Behandlung vollgültig anerkennt, und auch die Theilung des Chors in zwei Hälften für vortrefflich erklärt, tadelt er doch, daß es Schillern gefallen, diese Chöre mitwirkend und selbstthätig in der Handlung Partei nehmen zu lassen, wodurch dieselben an Würde verlören und ihre Wirkung selber vernichteten.[8]) Die tüchtigsten neuern Kritiker haben die Richtigkeit dieses Urtheils nur bestätigt.[9])

Nicht mindere Theilnahme bewiesen sich beide Männer in allem, was ihnen persönlich begegnete. Wie Schiller Humboldten beim Tode seines Sohnes aufrichtete, haben wir gesehen, aber auch dieser verlor das Wohl des Freundes nicht aus dem Auge und, wie er ihn glücklich pries auf der Höhe seines Dichterwirkens, so sah er mit Freude dessen häusliche und bürgerliche Verhältnisse zunehmend gedeihen. Schiller gab in seinen Briefen getreuliche Nachricht über sein Leben und seine Umstände, er spricht offen über alles, und das eine Mal, da er geadelt worden, thut er es in Worten, die für Beide gleich charakteristisch scheinen. „Sie werden gelacht haben," sagt er, „da Sie von unserer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo [der Gattin] und der Kinder willen mir auch gefallen lassen." (17. Febr. 1803.)

Je weniger die rastlose Thätigkeit des Dichters das

---

8) Briefw. zw. Sch. und W. v. H. S. 465–73.

9) Vergl. Hoffmeister, Schiller's Leben rc. V. 100. 104. 105–8. Gervinus, neuere Geschichte der deutschen National-Litt. (1. Ausg.) Th. I. S. 566.

schnelle Ende erwarten ließ, um so erschütternder wirkte die Todesnachricht auf Humboldt. Sie kam etwa in der Mitte Juni 1805 nach Rom. Humboldt hat seine Empfindungen über Schiller's frühen Tod später auch öffentlich ausgesprochen;[10] aber noch rührender that er es sogleich in den Briefen an seine Freunde, wo es ihm ja vergönnt war, zugleich seinen eigenen Schmerz austönen zu lassen. Den 20. Juli (1805) schreibt er an Wolf: „Sie schreiben mir viel von Göthe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so parteilosgerechter Beurtheilung, wird eben so wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir.“[11])

Und an Göthe schrieb er um eben diese Zeit:[12]) „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindungen innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten

---

10) Vergl. die schönen Worte in der Vorerinnerung zum Briefw. S. 83—84.

11) Bei Varnhagen von Ense, Denkw. und verm. Schr. 2. Ausg. V. 158.

12) Dieses Bruchstück theilte Fr. von Müller bei Beurtheilung von Humboldt's Werken, Th. I. II. mit, in der Neuen Jenaischen Literaturzeitung, 1843, Nr. 1. 2.

Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelm's Tod.[13]) Er war über meinen Schmerz sehr bewegt; das, was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Constitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wär' er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinüber genommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten; der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen, oder doch mild gewirkt hätte, wenn er seinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihm würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch die Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß Alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte."

---

13) Sonach hatte H. den letzten Brief des Freundes (v. 2. Apr. 1805) noch nicht erhalten.

Nun ist es an der Zeit, auch ein Wort von dem zu hören, was Humboldt während seines römischen Aufenthalts geistig hervorrief und was früher oder später hievon an's Licht gefördert worden. Rom wirkte auf sein produktives Talent nur günstig. Und wenn ihn auch das Studium des Ortes, wie er selbst sagt, nicht wenig von eigenen Schöpfungen abhielt; wenn er sich und die Seinen oft im Scherz das Volk nannte, „das mit Spazieren den Tag lebt," wenn endlich auch seine amtlichen Beschäftigungen einen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, und bald das anschauende Genießen des Großen und Schönen um ihn, bald der gesellige Strom ihn forttrug, so muß man doch dies Alles im Sinne eines Mannes auffassen, der sich von Jugend auf zur rastlosesten Thätigkeit und gewissenhaftesten Zeitanwendung gewöhnt hatte, der in gestohlenen Stunden mehr vollbrachte, als Andere ein Leben hindurch, und dem es später, selbst in dem tollsten Strudel der Geschäfte und Zerstreuungen und im Andrang der schwierigsten Arbeiten, noch möglich ward, seine Lieblingsneigungen zu pflegen. Wie viel mehr konnte er dies, da er in Rom war, und so viel Muse hatte, sich selber zu leben, in einer Umgebung, die ihn so anregte, so stimmte, wo nichts vorhanden war, was ihn, wie in den letzten Jahren vorher zu Paris und Berlin, oft abgestumpft und gedrückt hatte! Hier fühlte er sich fruchtbarer an Ideen, und wenn er auch wenig vollendete, so war er doch in der glücklichen Stimmung zur Produktion,[1]) ja selbst der eigentlich schöpferische, der poetische Geist entzündete sich mehr und mehr, von dem noch in den Jenaer Tagen kaum eine Spur vorhanden schien.

Wir besitzen von Humboldt zwei größere, didaktisch lyrische Dichtungen, die während des römischen Aufenthalts entstanden: die Elegie Rom, die wir schon oben gewürdigt

---

1) Vergl. Briefw. zw. Sch. u. W. v. H. 464. 480—82.

(S. 73—75) und das bisher nur flüchtig erwähnte Gedicht: An Alexander von Humboldt (Albano, im September 1808), welches erst nach des Verfassers Tod von dem Gefeierten veröffentlicht worden ist.[2]) Es war ein Gegengeschenk, das Wilhelm darbrachte, auf die gewaltigen Schilderungen, welche der Bruder nach seiner Rückkehr, mündlich und in den damals eben erschienenen „Ansichten der Natur", [3]) entworfen hatte.[4]) Diese Erstlingsfrucht der Reise war ihm von Alexander persönlich gewidmet worden. Das Gedicht wirft den empfangenen Eindruck zurück; es versetzt uns in die Mitte jener großen und wilden Natur, mitten in die Unentwickeltheit, aber auch mitten in die Hoffnungen der neuen Welt; es stellt die Armuth, aber auch die Größe der alten gegenüber, hält das Beispiel der Pelasger und Hellenen den Indianern entgegen und steigt zur Enthüllung großer Gesetze des geschichtlichen Lebens hinauf. Gehalt und Form reihen dieses Gedicht den beiden früheren, der Elegie an den Knaben und dem auf Rom, an. Hier wie dort finden wir die Dichtung mit der Philosophie der Geschichte im Bund, beinahe wie in Schiller's „Culturdichtungen", nur daß die Humboldt'schen von einer mehr persönlichen Veranlassung ausgehen und darum auch dem persönlichen Gefühle und der Begeisterung mehr Raum lassen, wogegen sie allerdings in Genialität und Vollendung zurückstehen. Die äußere Form ist diesmal die schwungvolle Canzone, der Styl der der Ode. Es ist ein schönes Denkmal brüderlicher Liebe, von dessen Geist hier nur die Schlußstrophe zeugen möge. Da ruft er zu:

---

2) Ges. W. I. 361—78.

3) A. v. Humboldt's „Ansichten der Natur" erschienen: Tübingen (bei Cotta) 1808, verbessert und vermehrt im J. 1826.

4) Ueberhaupt begleitete Wilhelm die Studien seines Bruders fortdauernd durch Uebung und Antheil. So stellt Alexander einmal in seiner und Bonpland's Reise (deutsche Ausg. I. 61) eine Reihe Breite- und Temperaturmessungen zusammen. Bei Rom setzt er den Namen: W. v. Humboldt als Gewährsmann hinzu.

Glücklich bist Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen.
O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
Führe das Schicksal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errungnem Kranz umzogen.
Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke.
Geh' jetzt, o Lied! dem Theuren anzusagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm sich diese Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd Andr' einst tragen
Auf höhrer Dichtung Flügeln. —

Was Humboldt's sonstige Thätigkeit betrifft, so ist das Hauptsächlichste davon berührt in einem Schreiben, das A. W. Schlegel unter der Aufschrift: „Artistische und literarische Nachrichten aus Rom," im Frühling 1805 an Göthe richtete. 5) Es heißt darin unter anderm: „Hr. von Humboldt, der preußische Minister am päbstlichen Hofe, hat eine Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylus in Versen vollendet, und zwar, was nicht lyrisch ist, die Trimeter, Anapäste und trochäischen Tetrameter, genau im Sylbenmaße des Originals, alles mit großer Treue und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachsenen Sprache. Die Mittheilung dieser Uebersetzung im Druck würde um so willkommener sein, da wir bis jetzt nur die Stolberg'sche haben, die weder in den Formen noch dem Geiste nach strenge zu nennen ist. Hr. von Humboldt fährt außerdem fort, sich mit Sprachuntersuchungen über das Biscayische und den Ursprung und die Verwandtschaft der europäischen Sprachen überhaupt zu beschäftigen. Möchte er sich entschließen, etwas über das

5) Dieses Schreiben von Schlegel wurde zuerst im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung, 23 — 28. Okt. 1805 veröffentlicht.

alte Rom zu geben, von dessen Ueberresten er in den wenigen Jahren seines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden ist; eine solche Schrift, nicht sowohl vom antiquarischen, als weltgeschichtlichen und philosophischen Standpunkte abgefaßt, müßte sehr interessant werden."

Die Uebersetzung des Agamemnon, mit der wir Humboldt schon in Jena so ernstlich beschäftigt sahen, hatte er im Sommer 1804 zu Albano ganz von Neuem vorgenommen, und in Einem Stücke vollendet. Schlegel, der schon früher lebhaften Antheil an dieser Unternehmung zeigte, [6]) rieth jetzt zur Herausgabe. Aber noch zehn Jahre hielt H. damit zurück, sie bis in's Kleinste auszufeilen und zu verbessern. — Humboldt's Sprachstudien erhielten namentlich durch die von Alexander mitgebrachten Schätze einen neuen Schwung. Alexander hatte auf seiner Reise, in Klöstern und Missionen, mit nicht geringer Mühe eine bedeutende Zahl bisher unbekannter Sprachlehren amerikanischer Mundarten aufgetrieben. Zwar überließ er diese Sammlung für die nächsten Jahre dem wackern Vollender des Mithridates, Prof. Vater in Königsberg, sowie Einzelnes auch Friedrich Schlegeln zu einstweiligem Gebrauch; dann überlieferte er sie aber gänzlich in die Hände seines Bruders, der nun in Stand gesetzt war, auch die neue Welt in seinen Studien zu umspannen, und diese Sprachen gründlich zu studiren. Auch vermehrte Wilhelm selbst diese Sammlung amerikanischer Sprachlehren und Wörterbücher noch zu Rom mit neuen Schätzen. Er gelangte unter andern in den Besitz von vierzehn Handschriften, die nach Manuskripten des Abbé Hervas und der römischen Propaganda copirt wurden. [7])

6) Siehe Th. I. S. 144.

7) Siehe A. v. Humboldt's u. Bonpland's Reise (deutsche Ausg.) I. (1815). S. 28. II. (1818). S. 215. 256 — 7. Vergl. auch oben S. 50.

Humboldt's Verdiensten wurden jetzt auch von verschiedenen Seiten die gebührende Anerkennung zu Theil. F. A. Wolf bezeichnete im J. 1807 in seiner Darstellung der Alterthumswissenschaft ihn öffentlich als denjenigen, in dessen Gesellschaft er zu dieser tieferen Begründung seines Faches gelangt sei; zugleich gab er einige Auszüge aus den frühesten Mittheilungen dieses Genossen als Beleg. [1]) — Die k. Societät der Wissenschaft zu Göttingen ernannte im Jahr 1803 Humboldt, gleichzeitig mit seinem Bruder, zum auswärtigen Mitglied ihrer historisch-philologischen Classe. [2]) Dann wurde er von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin in der Sitzung vom 4. Aug. 1808 unter die correspondirenden Mitglieder aufgenommen.

Auch der Staat würdigte seine Dienste. Nachdem er durch Cabinetsordre vom 15. Mai 1802 zum Residenten in Rom ernannt, ihm auch unterm 10. Aug. desselben Jahres der Kammerherrnschlüssel verliehen worden war — sein Creditiv erhielt er am 21. desselben Monats — wurde ihm durch Cabinetsrescript vom 30. März 1805 der Titel eines Minister-Residenten beigelegt (ohne daß ihm deshalb ein neues Creditiv ertheilt worden wäre) und schon durch Cabinetsordre vom 10. April 1806 ward er zum bevollmächtigten Minister in Rom ernannt.

Humboldt hatte sich während eines sechsjährigen Aufenthalts so an diesen Ort gewöhnt, daß er nie mehr dauernd in seine Heimath zurückzukehren glaubte. [1]) Und gewiß würde

1) Siehe Th. I. 218–20.

2) Versuch einer akad. Gelehrtengeschichte von der Georg-Augustsuniversität von Göttingen (fortgesetzt von Saalfeld), Th. III. S. 504.

1) Ges. W. I. 395.

er damals gerne noch eine Reihe Jahre daselbst geblieben sein, wäre nicht die schreckliche, vielleicht lange schon von ihm gefürchtete Katastrophe plötzlich über sein Vaterland, Preußen, hereingebrochen, und er in Folge derselben zu höherer Wirksamkeit im Staate berufen worden.

Frankreich war unter der Kaiserregierung zusehends mächtiger und übermüthiger geworden. Wenn auch nur aus der Ferne, hallte der Kriegsdonner doch auch in der alten Roma wieder. Oesterreichs Niederlage im J. 1805 war traurig genug, und jedem Deutschen zu schlimmen Betrachtungen Stoff gebend. Auch Italien ward von Neuem bedrängt, die Franzosen zogen gegen Neapel, und wenn auch die Neutralität der Stadt Rom einige Zeit noch geschont wurde, so ließ doch alles den baldigen Umsturz auch des römischen Staates voraussehen. Noch immer stand aber Preußen aufrecht, freilich in beklagenswerther Stellung. Abermals war es von dem gemeinsamen Kampfe zurückgeblieben; es ließ sich noch Hannover als verhängnißvolle Beute von Frankreich zuwerfen, das dann wieder heimlich dem alten Besitzer angetragen wurde, damit Preußen, überallhin verstrickt, dem ungleichsten Kampfe nicht mehr ausweichen könne. Mit einem Schlage ward die alte preußische Herrlichkeit zertrümmert; alle Bollwerke des Reiches fielen in Feindes Hand, und nur an den äußersten Gränzen fand man so viel Besinnung wieder, um wenigstens für die Existenz zu kämpfen. Es galt, um jeden Preis den Frieden zu erkaufen, und dann den Verlust der äußern Macht und Größe durch Belebung und Verjüngung der innern Kräfte zu ersetzen. Es galt vor allem, sich nach den Mitteln umzusehen, durch die man diese Verjüngung bewerkstelligte, und den wankenden Thron mit dem, was sich von Charakter, Geist und Thatkraft irgend auffinden ließ, zu stützen.

Mit welchen Gefühlen mag Humboldt diesen Ereignissen

gefolgt, mit welcher Angst des Ausgangs geharrt haben! Traf endlich auch die Friedensnachricht ein, so war doch das glückliche Dasein, das er bisher genossen, mit dem Jammer des Vaterlandes unwiederbringlich gestört; selbst die Besitzthümer des Einzelnen waren mehr oder weniger gefährdet [2]); und auch im Kirchenstaat sah alles täglich drohender aus. Humboldt beschloß, jetzt Rom und seine Familie auf einige Zeit zu verlassen, und in Urlaub nach Deutschland zu gehen. Nachdem er im Herbst 1808 noch die genußreichsten Tage zu Albano verlebt, schied er Mitte Oktober desselben Jahres von Rom [3]), ohne zu ahnen, daß er nie wieder dorthin zurückkehren werde. Nur seinen jetzt zwölfjährigen Sohn Theodor nahm er mit, vermuthlich schon in der Absicht, ihn einer heimathlichen Erziehungsanstalt zu übergeben.

Von seiner Rückreise wissen wir wenig. Er berührte München und Landshut; sah Fritz Jacobi wieder und lernte Savigny, wahrscheinlich auch Schelling zuerst kennen. Auch sah er dort einen liebenswürdigen Zugvogel, die junge Bettina Brentano, die damals mitten in ihrer heißen Correspondenz mit Göthe begriffen war. Auch Göthe'n sah Humboldt kurz darnach. Kein Wunder, daß seiner in dem Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde gedacht wurde.

„Andre Menschen," schreibt Bettina Anfang des Jahres 1809 ihrem großen Geliebten, „andre Menschen waren glücklicher als ich, die das Jahr nicht beschließen durften, ohne Dich gesehen zu haben. Man hat mir geschrieben, wie liebreich Du die Freunde bewillkommtest." Darauf antwortet ihr Göthe, 22. Febr.: „Wilhelm Humboldt hat uns viel von Dir erzählt. Viel, das heißt oft. Er fing immer wieder von

2) Auch das Tegeler Schlößchen ward, wie es scheint, in diesen Kriegsjahren geplündert.

3) Daß Humboldt in Privatangelegenheiten nach Berlin gereis't, und bereits dahin abgegangen sei, meldete auch die Allg. Zeitung, 10. Nov. 1808.

Deiner kleinen Person zu reden an, ohne daß er so was recht Eigentliches hätte zu sagen gehabt. Neulich war auch ein schlanker Architekt von Cassel hier, auf den Du auch magst Eindruck gemacht haben." Solche Sünden, fügte er neckend hinzu, möge sie wohl mancherlei auf sich haben. Sie aber will von keinem solchen Interesse wissen, sie führt den Freund zu ihrem Herzen. „Hier," sagt sie, „sind wir in der Vorhalle; große Stille! — kein Humboldt, — kein Architekt, — kein Hund, der bellt! — Du bist nicht fremd, geh hin, poch an u. s. w." [4])

Nach dieser kleinen Episode folgen wir Humboldt nach Thüringen. Seinen Schiller traf er nicht mehr, doch aber Göthe'n wieder, und den noch in rüstiger Kraft. Er trug eben die Wahlverwandtschaften an seinem Herzen. — In Weimar sah Humboldt auch Fernow noch einmal, der leider dem Tod entgegen eilte. Die Ankunft dieses römischen Gönners und die schönen Erinnerungen, die seine Erscheinung begleiteten, warfen noch ein freundliches Streiflicht auf seinen Lebensabend. [5]) Schon den 4. Dez. war er todt. — Jena, das jetzt doppelt schmerzliche, zu berühren, konnte wenig Lockung vorhanden sein; das nächste Ziel seiner Reise war vielmehr Erfurt, wo noch der alte Herr von Dacheröden, sein Schwiegervater, lebte.

Zu Erfurt war es, wo Humboldt den Ruf zu einer andern Wirksamkeit und zwar von Königsberg aus, dem damaligen Sitz des Hofes und dem Ausgangspunkt der großen Neuerungen, erhielt. Unterm 15. Dez. 1808 erging von dort mittelst Rescript des Cabinetsministeriums der Immediatantrag an ihn, die Stelle eines Direktors der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern

4) Göthe's Briefw. mit einem Kinde, Berlin 1835, II. 7. 24. 26.
5) Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer, Tüb. 1810. S. 410.

zu übernehmen, indem er zugleich zum geheimen Staatsrath ernannt wurde. Diese Zuschrift, obwohl nach Berlin adressirt, gelangte zu Erfurt am 6. Januar 1809 in seine Hände. Humboldt erklärte sich, unter dem Vorbehalt des eventuellen Rücktrittes in die diplomatische Laufbahn, zur Annahme dieses Postens bereit, und es erfolgte darauf mittelst Cabinetsordre, dd. Königsberg, 20. Febr. 1809, seine definitive Ernennung für diese Stelle.

Schon vor Ausgang des Jahres erwartete man zu Berlin seine Ankunft auf den neuen Posten [6]), und beim Jahreswechsel las man schon in den Zeitungen [7]) von der neuen Besetzung mehrerer höchsten Staats- und Ministerposten, darunter die Erhebung des Grafen zu Dohna zum Minister des Innern und die des bisherigen Gesandten zu Rom, W. v. Humboldt, zum geheimen Staatsrath und Direktor des Departements der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten in diesem Ministerium.

Den 12. Jan. 1809 kam Humboldt zu Berlin an, in der Absicht, alsbald nach Königsberg weiter zu gehen. Doch brachte er einige Monate mit vorläufigen Anordnungen in seinem neuen Amte hin. Seinen Sohn Theodor gab er in eine Pestalozzi'sche Lehranstalt. Das Leben selbst war traurig; das ganze Land, zumal Berlin, arbeiteten sich erst aus dem Schutt empor. Doch traf er alte und neue Bekannte, und in Ermanglung der Seinen war es ihm vergönnt, in geselligen Kreisen und im Verkehr mit Freunden, wie Wolf (der jetzt in Berlin haus'te), oder mit Frauen, wie Friederike Bethmann, wie Rahel, einige Erholung zu finden. [8]) Erst im April ging er nach Königsberg ab. [9]) —

6) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 354.
7) A. Z. 1. u. 2. Jan. 1809.
8) Vergl. Rahel's Briefe, I. 395. 418 u. besonders ihren Brief an Humboldt, dat. 28. Juni 1809.
9) Morgenblatt, 13. Febr. u. 7. April 1809 (in Correspondenzen aus Berlin); — Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius, von Dr. Alfred Nicolovius, Bonn 1841. S. 171.

Mußte es auch schmerzlich für ihn sein, eine so schöne Existenz, wie seine römische, zu verlassen, so rief ihn doch die Pflicht, und er säumte nicht, dies genußreiche Dasein dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Doch behielt er sich, wohl hauptsächlich um Roms willen, den Rücktritt in die Diplomatie vor. Es war die rechte Zeit gewesen, jenen Posten aufzugeben. Denn kaum hatte H. den Kirchenstaat verlassen, so brach auch über diesen die längst befürchtete Katastrophe herein. Den 17. Mai 1809 verfügte Napoleon, den die Siegerlaufbahn wieder bis in's Herz Oesterreichs geführt hatte, von Schönbrunn aus die Einverleibung des Kirchenstaats in das französische Reich, und schon am 6. Juli dieses Jahres ward der Papst als Gefangener von Rom abgeführt. Da ein Umsturz dieser Art unschwer vorauszudenken war, so konnte Humboldt auch ohne Rücksicht auf die Lage des Vaterlandes leichteren Herzens von Rom und der bisherigen Stellung scheiden. Auch erhielt er erst 1816 in Niebuhr einen Nachfolger auf dem römischen Posten.

Fünftes Buch.

Humboldt als Chef des Kultus und öffentlichen Unterrichts in Preußen.

Antheil an der politischen Wiedergeburt des Staats. Auffrischung des geistigen Lebens und Reform der Erziehung. Gründung der Universität Berlin.

1809 bis 1810.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Hölderlin.

Das Unglücksjahr 1806 hatte Preußen in die bedenklichste Lage gestürzt. Längere Zeit schien selbst sein Dasein auf dem Spiel zu stehen, und jedenfalls blieb, um sich dessen zu versichern, oder gar das Verlorne zu ersetzen und eine bessere Zukunft vorzubereiten, eine gründliche Erneuerung des Geretteten unerläßlich. Denn es war nicht blos die egoistische Politik und der Mangel an Hingebung für das deutsche Gesammtinteresse, was dieses Verhängniß herbeigeführt; es war eben so sehr der Geist der Unfreiheit, der im Innern herrschte, und der ohne den gewaltigen Arm eines großen Friedrichs die nachhaltige Kraftäußerung, welche die künstliche Größe des Staats forderte, in stürmischen Zeiten unmöglich machte. In der Jugendgeschichte unseres Humboldt sind wir dem kläglichen Regiment begegnet, das auf Friedrichs Zeiten folgte. Wir sahen, wie nicht blos der Staat geschwächt, sondern — was noch schlimmer war — selbst das Volk, das ohnehin niedergehaltene, noch durch einen sittenlosen Geist entnervt wurde. Mit Friedrich Wilhelm III. trat ein besserer Geist an die Spitze. Doch dieser edle Fürst, meist noch von den Werkzeugen der vorangegangenen Regierung umringt, vermochte die Katastrophe nicht zu bannen, die die verhängnißvolle Zeit bringen sollte; ja, als wenn ihm

diese unter allen Umständen drohend erscheine, suchte er ängstlich den Anstoß zu meiden, und gab bei den dringendsten Anlässen zum Kampf seinen friedliebenden Gesinnungen Raum, die den Staat immer mehr vereinzelten, und zuletzt noch ein schwereres Unglück herbeiführten. Doch dieses Unglück eben sollte zum Heil gedeihen, weil der Kern des Volkes gut und der Wille des Fürsten edel war. Aber die ganze Richtung der Politik mußte geläutert, das Volk durch Abnahme der Fesseln gestärkt, der allgemeine Sinn und Charakter gehoben und erneuert werden. In der That, die Umwandlung, der es hier bedurfte, war eben so wesentlich eine sittlich intellektuelle, als bürgerlich politische.

Noch ehe der Frieden geschlossen war, hatte die Erneuerung im Stillen schon begonnen. Man erkannte den Stand der Dinge und erschrack nicht vor den Mitteln, die noch retten konnten. Der Hof war, mit den Trümmern des Heers und der Verwaltung, an die östlichsten Gränzen geflüchtet, in eine Provinz, deren gesunde Kraft höchst wohlthätig auf die andern zurückwirken sollte. Von Memel und nachher von Konigsberg — wo ein großer Weiser dem Lande eine freidenkende, tüchtige Generation herangebildet, — von dort gingen die großen Maßregeln der Rettung aus. Die Wogen der Ostsee und ihre frischen Ufer befreiten von dem Unrath, der im märkischen Sand sich gehäuft hatte. Ein Fürst, der im Unglück seinen Werth zeigte, dem eine seltne, hochherzige Frau zur Seite stand, wies die Fingerzeige der Rettung nicht von sich. Man sagt, daß auch Hardenberg, bisher der Führer der bessern und patriotischeren Partei und wieder an der Spitze des Innern und Aeußern bis zum Friedensschluß, wo er zum Austritt aus dem Dienste genöthigt wurde, selbst zu gründlichen Reformen gerathen habe; und die Maßnahmen noch vor dem Friedensschlusse scheinen dies wirklich zu bestätigen.

Schon zu Memel setzte der König jene berühmte Immediatcommission nieder, die so Folgenreiches gewirkt hat. Sie sollte die Mittel für den Moment herbeischaffen, und die Veränderungen der Zukunft vorbereiten. Es waren zwei Abtheilungen, die eine für das Kriegswesen, die andre für das Innere. Die Kriegscommission bestand aus Graf v. Lottum, v. Bronikowski, v. Gneisenau und Grolmann, und hatte Scharnhorst zum Chef. Die andere, für das Innere, unter dem Vorsitz des v. Klewitz, hatte den Freih. v. Altenstein, Schön, Stägemann und Niebuhr (den kurz vor dem Kriege in preußische Dienste getretnen) zu Mitgliedern. Von dieser Commission gingen die Grundlagen der neuen Ordnung aus, [1]) und es bedurfte, bei dauerndem Frieden, nur eines kräftigen Armes, um diese Neuerungen auch unter den drohendsten äußern Constellationen und den lebhaftesten Widersprüchen im Innern durchzusetzen.

Hierzu fand sich glücklicherweise der Mann. Ein Charakter, dessen Energie früher keinen Spielraum gefunden hatte, der jetzt aber von unschätzbarem Werthe war — der Minister Freiherr von Stein. Er hatte während des Kriegs sich auf seine Güter im Nassauischen zurückgezogen. Von dort ward er vom König nach Memel gerufen und am 5. Okt. 1807 an die Spitze des Ganzen gestellt. Ihm zur Seite wirkte Scharnhorst für's Kriegswesen; Graf von der Goltz figurirte in den auswärtigen Geschäften. Nur ein Jahr war es Stein vergönnt, als erster Minister zu walten, aber diese Zeit reichte hin, sein Ministerium unvergeßlich zu machen. Mit sich selbst mehr über das Was, als über das

---

1) Altenstein begleitete den König bis Riga und entbehrte der Theilnahme. Dagegen sollen beide Minister Schrötter und ein Landgerichtsrath Morgenbesser von namhaftem Einfluß gewesen sein. Siehe den Brief des Herrn von Beyme bei Dorow, in dessen Denkschriften und Briefen, IV. B. 1840. S. 28—29.

Wie einig, war er doch gegen keine Ansicht verhärtet, von der kraftvolle Männer das Heil und die Befreiung des Vaterlandes erwarteten; vor allem aber war er wie dazu geschaffen, den ersten nachdrücklichen Stoß zu führen, und alle Hindernisse, die sich entgegen stellen wollten, zu überwältigen. In der schwierigsten äußern Lage begann er seine großen Maßregeln durchzuführen, während Scharnhorst eine neue Heermacht gründete. Nun nahm die ganze Politik eine entschieden deutsche Richtung, und auch im Innern ward das Preußenthum mehr auf deutscheren Fuß gestaltet und durch zeitgemäße Fortschritte veredelt. Stein adoptirte zunächst die von der Immediatcommission vorbereiteten Maßregeln, ergänzte und erweiterte sie durch andere, und führte so eine Umwandlung herbei, die man mit Recht eine Revolution auf Gesetzeswegen genannt hat. Die Verordnung vom 9. Okt. 1807 löste die Bande der Leibeigenschaft und des Grundeigenthums; am 19. Nov. des nächsten Jahrs ward die Städteordnung gegeben, zu gleicher Zeit auch eine Reichsverfassung angekündigt, und unterm 16. Dec. 1808 erschien das Edikt, welches die gesammte Staatsverwaltung neu organisirte. Zugleich suchte man allenthalben die tüchtigsten und die geeignetsten Männer in die Geschäfte zu bringen; man fragte nur nach Charakter und Fähigkeiten, man scheute auch die freiesten, unabhängigsten Gesinnungen nicht, und öffnete dadurch immer gründlicheren Fortschritten die Thür.

Mit politischen Veränderungen war aber allein nicht geholfen. Man fühlte die Nothwendigkeit, den Staat auch von unten auf zu läutern. Hiezu bedurfte es einer entsprechenden Umgestaltung in dem preußischen Unterrichts- und Erziehungswesen, einer Belebung des Vorhandenen und neuer Schöpfungen, wo das Alte nicht mehr ausreichte, oder Lücken bemerklich worden waren. Man erkannte, daß namentlich in solcher Zeit der Staat darauf bedacht sein müsse, nicht blos

zu unterrichten, sondern zu erziehen; daß man allen Fortschritten des deutschen Geistes und, wenn sie dem Zweck dienen könnten, selbst kühnen Neuerungen Raum geben müsse, mit Einem Wort, daß man den Geist zu befreien, und zugleich den Charakter und Gemeinsinn zu erwecken und zu stärken habe, um dem Staate würdige Bürger und den kommenden Schicksalen eine ebenbürtigere Generation zu schaffen. Ebendaher, das sah man richtig, werde auch in das alte Geschlecht und in die Verwaltung ein wohlthuender Geist strömen.

Zwei Dinge waren es hier vorzüglich, auf die man, so bald der Friede geschlossen worden, den Blick warf: die Einführung der Pestalozzi'schen Methode für den Elementarunterricht und die Gründung einer großartigen, neuen, höhern Lehranstalt zum Ersatz der im Friedensschluß abgetretenen Universität Halle. Der Gedanke, diese neue Anstalt nach Berlin zu bringen, tauchte sogleich in mehreren Köpfen auf, denn dort waren schon viele treffliche Anstalten vorhanden; die Akademie der Wissenschaften bot Männer dar, die bisher keinen zureichenden Wirkungskreis gehabt, und überdies hatten mehrere der tüchtigsten Lehrer von Halle und Erlangen, sobald die Abtretung dieser Hochschulen entschieden, sich nach Berlin gewandt, um dort einer erwünschten Thätigkeit zu harren. Früh wurde daher die Idee, in Berlin eine solche Anstalt zu gründen, erörtert. Männer, wie J. v. Müller [2]) und F. A. Wolf, Fichte und Schleiermacher verfolgten den Gedanken, und unter den Staatsmännern war es der geheime Cabinetsrath Beyme, der diese Idee schon früher gehegt, deren Ausführung jetzt für eine Nothwendigkeit hielt und höchsten Orts in Vorschlag brachte. Schon im Sept. 1807 meldete dieser von Memel aus an Wolf: daß der König, durch eine Kabinetsordre vom 4. Sept., die Errichtung

2) Der freilich gleich nachher Preußen aufgab und in westphälische Dienste übertrat.

einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin bereits beschlossen und ihm (Beyme'n) die Errichtung derselben aufgetragen habe[3]) — ein Beschluß, der noch manche Anfechtung zu bestehen hatte, und zu dessen Durchführung man wohl vor allen Dingen des rechten Mannes bedurfte.

Je entschiedener man überhaupt mit Neuerungen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts umging, und wirklich Hand an das Werk legen wollte, desto mehr fühlte man, daß es hiebei eines Mannes bedürfe, der selbst von dem geistigen Genius der Nation recht durchdrungen und dadurch befähigt wäre, die geistigen Kräfte des Landes zu leiten und zu beleben, kurz, der auf diesem Gebiete einen Impuls geben könne, wie Stein, wie Scharnhorst in den übrigen Verwaltungszweigen. Einen solchen fand man in Humboldt.

Schon am 26. Nov. 1808 mußte Stein, in Folge einer Unvorsichtigkeit den lauernden französischen Behörden verdächtig und von Napoleon in die Acht erklärt, von seinem Posten scheiden und bald darauf Preußen selbst verlassen. Erst nach seinem Austritt (16. Dez.) erschien die Verordnung, welche die ganze Staatsverwaltung neu organisirte, und im Wesentlichen noch unter seinen Auspicien entworfen worden war. Durch diese Verordnung wurde das System der Fachministerien zum erstenmal in Preußen mit Strenge durchgeführt. Nur bürdete man namentlich dem Ministerium des Innern zu viel auf, indem man, wahrscheinlich aus finanziellen Gründen, die Oberleitung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten damit verknüpfte. Dieses Ministerium zerfiel nun in sechs verschiedene Sektionen, denen eigene,

---

3) W. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's. Essen, 1833. II. 14—15.

verantwortliche, jedoch unter der Oberleitung des Ministers wirkende Direktoren vorgesetzt wurden. Eine dieser Sektionen war für den Kultus und öffentlichen Unterricht. Sie zerfiel wieder in zwei Abtheilungen: 1. die Abtheilung für den öffentlichen Unterricht, 2. die für den Kultus. Ersterer fielen, außer den Lehranstalten im engern Sinn, die Leitung aller höheren wissenschaftlichen und Kunstanstalten zu, die der Staat unterstützte, die Akademien der Wissenschaften und Künste ꝛc., ferner die Oberaufsicht der öffentlichen Schauspiele, endlich die Censur aller Schriften nicht politischen Inhalts. Unter dieser Abtheilung stand zugleich eine wissenschaftliche Deputation für die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts, die an die Stelle des bisherigen Oberschulcollegiums trat. Sie sollte aus den vorzüglichsten Männern in allen Unterrichtsfächern bestehen, den Einfluß der Wissenschaft auf die leitende Behörde sichern, und selbst die Prüfungsbehörde für höhere Lehramtscandidaten ꝛc. sein. — Die Abtheilung für den Kultus verwaltete die Kirchensachen, das jus circa sacra und die evangelischen Consistorialrechte in letzter Instanz; ihr war zugleich die Aufsicht über den öffentlichen Religionsunterricht zugewiesen. — Die Sektionen, ja selbst die einzelnen Abtheilungen verfügten in eigenem Namen, so daß in der hier in Rede stehenden Sektion der Dirigent mit der speciellen Leitung des öffentlichen Unterrichts nur die Ueberwachung der zweiten Abtheilung verband und bei letzterer nur in Fragen, wo höhere Staatsinteressen betheiligt waren, eine Oberleitung zu bethätigen hatte. Ganz in ähnlicher Stellung stand der Minister zum Sektionschef, als die oberste bewachende und in schwierigen Fragen entscheidende Behörde, bei der man zugleich gegen Beschlüsse der Sektionen und Abtheilungen Beschwerde führen konnte. Man sieht, diese neue Organisation gewährte den einzelnen Chefs ziemliche Freiheit; allein sie hatte doch den Uebelstand, daß sie eines Theils den

Minister zu einer mehr lästigen Zwischenperson machte, andren Theils aber ein sehr inniges Einverständniß des Sektionschefs mit dem Minister sowohl als mit dem Leiter der Kultus-Abtheilung voraussetzte. Es scheint mir wahrscheinlich, daß Stein diese Einrichtung getroffen, in der Absicht, fortan mehrere Ministerien in seiner Hand zu behalten, und den einzelnen Sektionsdirigenten in den Ministerien des Innern und der Finanzen je nach Umständen mehr oder minder Gewalt einzuräumen.

Nach Stein's Abgang jedoch erhielt jedes Ministerium seinen eigenen Chef, und die Verwaltung wurde laut den im Laufe des Decembers 1808 erschienenen amtlichen Bekanntmachungen folgenden Männern übertragen: das Kriegsdepartement blieb Scharnhorst, das Auswärtige dem Grafen Goltz; das Ministerium des Innern erhielt Alexander Reichsgraf zu Dohna; das der Finanzen Freiherr von Altenstein; zum Großkanzler endlich wurde der bisherige Kabinetsrath Beyme ernannt. [1])

Gleich nach der Ernennung der Minister fand auch die Bestimmung der verschiedenen Sektions- und Abtheilungchefs Statt, ja es ist gewiß, daß solche, zum Theil wenigstens, schon von Stein ausersehen worden waren. [2]) Ob aber die Wahl unseres Humboldt zum Dirigenten der Sektion für Kultus und Unterricht von Stein herrührt, oder ob erst Graf Dohna sich diesen geistvollen Jugendfreund als kräftigen Genossen erwählte, bleibt noch zu ermitteln. Dohna selbst war kein genialer, aber ein wohldenkender, zugänglicher Mann, der den Chefs der verschiedenen Sektionen wohl keine Schwierigkeiten in den Weg legen wollte, und die spezielle Verwaltung

---

1) Die Ernennung von Dohna und Altenstein brachte schon die Königsberger Hofzeitung in der Mitte Decembers.

2) J. B. Nicolovius. Vergl. Alfred Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius (seinen Vater), Bonn, 1841. S. 172.

auch um so unbesorgter den einzelnen Sektionen überlassen konnte, da diese in die Hände so ausgezeichneter Männer, wie Humboldt, Klewitz und Schön, gelegt war. —

Den 15. Dez. erging, wie schon erwähnt, an Humboldt, der auf einer Urlaubsreise in Berlin erwartet wurde, von Königsberg aus die Berufung auf den neuen Posten. Zugleich ward er, wie die übrigen Sektionschefs, zum geheimen Staatsrath ernannt. Er nahm den Posten an, und erhielt unterm 20. Febr. 1809 seine definitive Bestallung.

Zum Direktor der Abtheilung für den Kultus wurde G. H. L. Nicolovius erkoren, ein Mann, der aus Hamann's, Stolberg's, Jacobi's Kreise hervorgegangen war und eine für diesen Posten sehr geeignete Gemüthsstimmung mitbrachte. Er war bis dahin bei dem ostpreußischen Consistorium in Königsberg angestellt gewesen. Unterm 8. Dez. 1808 eröffneten ihm die dort anwesenden Minister v. Altenstein und v. Dohna, daß er zum Staatsrath im Ministerium des Innern und zwar bei der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts ernannt und berufen sei, unter dem zum Chef dieser Sektion bestimmten bisherigen Gesandten, Herrn v. Humboldt, die Leitung der besondern Abtheilung des Kultus zu übernehmen.[3]) Zugleich wurden ihm bis zu dem Zeitpunkt, wo Hr. v. Humboldt das ihm angewiesene Amt antreten könne, auch dessen Geschäfte zur interimistischen Besorgung übertragen, und da dessen Ankunft in Königsberg sich bis in den April des nächsten Jahrs verzögerte, so blieb der größte Theil der laufenden Geschäfte bis dahin in seinen Händen. Doch im Wesentlichen mußten diese bis zur Ankunft des Chefs stocken, da irgend wichtigere Fragen vorher nicht wohl erledigt werden konnten.[4])

3) Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 168.
4) A. a. O., S. 168. 171.

Die Wahl muß man preisen, die Humboldt auf diesen Posten berief. Denn einen geeigneteren Mann zur Leitung des weiten Gebiets des öffentlichen Unterrichts würde man kaum denken können. War er aber auch gleich geeignet zur Leitung des Kultus? höre ich viele unserer Zeitgenossen zweifelnd einfallen. Hierüber wird ein Wort am Platze sein.

Der hat nie etwas Näheres von diesem Manne erfahren, nie einen zulänglichen Blick auf seine Schriften geworfen, wer darüber zweifelhaft sein kann, ob Religion in ihm war oder nicht. Eben so gewiß aber ist es, daß seine religiöse Denkweise stets in einer gewissen Entfernung von dem positiv Christlichen blieb, sei es nun, weil die Hülle des Christenthums ihm widerstrebte, oder daß er durch größere Hingebung an sie seiner geistigen Freiheit und Natur verlustig zu werden fürchtete. Er glich in diesem Punkt ganz den Männern unserer großen Litteraturperiode, und so wenig wir sagen können, daß die Schranken des achtzehnten Jahrhunderts ihn gefangen gehalten hätten, so müssen wir ihn doch in diesem Stücke als dessen unwandelbaren Zögling erklären. — Wir haben von Humboldt den bezeichnenden Ausspruch: „Alles wahre Wissen führt zu Gott." Er durfte aber auch, seinem eignen Sinne nach, hinzusetzen: „Alles natürliche Gefühl führe nicht minder zu ihm." Denn so entschieden intellektuell sein Wesen angelegt war, so ward ihm doch die natürliche Empfindung nicht untreu. Keines der philosophischen Systeme seiner Zeit war im Stande, seine Bedürfnisse in dieser Richtung recht zu befriedigen; von den spätern Entwicklungen dieser Wissenschaft aber hielt ihn eben so sehr die natürliche Art seines Denkens, wie die Tiefe seines Gemüths und die auf den Grund der Dinge gehende Richtung seines Geistes ab. Er war nicht blos Theist, und nicht Pantheist. Der Glaube an die Persönlichkeit Gottes, an eine leitende Vorsehung, an die individuelle Unsterblichkeit

wurzelte fest in ihm, und war auf eine sehr eigenthümliche Art theils mit der antiken Schicksalsidee, theils mit solchen theosophischen und geschichtsphilosophischen Anschauungen verbunden, wie sie seit den ältesten Zeiten, unter Indiern, Griechen und Deutschen, viele der denkendsten Geister zu fassen suchten. Auf diesem vielseitigen Grunde wurzelte auch seine Geschichtsbetrachtung; in ihr drängte sich das philosophische Ergebniß seines Nachdenkens zusammen. Aber nicht alles, was er erfaßte in Denken, Glauben und Vorstellen, wollte er auch philosophisch bewiesen haben, und gern flüchtet er, unähnlich den Denkern seiner Zeit, mit den innersten Heiligthümern in das Reich der Dichtung, wo dem Zweifel des Augenblicks so gut seine Stätte wird, wie dem kühnsten Fluge des Gedankens.[1])

Kühl stand er gegen das Dogma, aber er stand ihm nicht feindlich gegenüber. Er umging es, mit jener Scheu, die das Heilige zu berühren fürchtet. Und wo er es nicht umgehen konnte, benimmt er sich wie gegen ein Gegebenes, in dem wir ja alle wurzeln, jede weitere Erörterung darüber meidend.

Die Frage, inwiefern ein solcher Mann zum Präsidium des geistlichen Departements geeignet sein mochte, hängt, meines Erachtens, von Beantwortung der andern ab: welche Stellung nämlich der Chef dieses Departements zu den kirchlichen Einrichtungen zu nehmen hat? Nach unserer Ansicht hat er auf diesem Gebiete nur zu überwachen, das Interesse des Staats zu wahren, im Uebrigen aber die rein geistliche Behörde, nach Maßgabe der bestehenden Kirchenverfassung, walten zu lassen. Sein Reich, seine positive Aufgabe ist der öffentliche Unterricht; hier hat er nicht blos zu wachen,

---

1) Vergl. außer vielen seiner Sonette auch die fünftletzte Strophe des Gedichts „Roma," ges. W. I. 357.

sondern zu lenken. Lassen wir also dahingestellt, welches Maß von Christlichkeit einem solchen Chef zu wünschen bleibt, so müssen wir sagen: Im Interesse eines Staats unsrer Zeit ist es besser, wenn er in diesem Punkte etwas zu skeptisch, als wenn er zu hingebend ist. Von Frivolität irgend welcher Art kann hier natürlich nicht die Rede sein.

So möchte denn wohl, bei Humboldt's großen und für eine solche Thätigkeit zum Theil ganz besonders schätzenswerthen Eigenschaften, die Frage über seine Tauglichkeit für den Posten auch in einer kirchlich strengeren Zeit bejahend entschieden werden.

Seine Amtsführung hat darüber auch keinen Zweifel übrig gelassen. Wie es überhaupt sein Wesen war, den Geist der Freiheit walten zu lassen, so scheint er es sich zur besondern Pflicht gemacht zu haben, einem selbstständigen Wirken seines Collegen Nicolovius, so weit er es durfte, nirgends in den Weg zu treten, dessen Wünschen und Forderungen vielmehr eben so bereitwillig zu begegnen, als wenn es den Bedürfnissen des ihm zunächst am Herzen liegenden Zweiges gälte. Nicolovius selbst hat, wie wir aus den Mittheilungen seines Sohnes wissen, es rühmend anerkannt, daß ihm von Humboldt's, seines Chefs, Seite jede Förderung zu Theil geworden sei, obwohl er ausdrücklich bemüht gewesen, „das Volk zu religiösem Glauben wieder zu erwecken, und diesergestalt auch in seiner Abtheilung eine ganz neue Schöpfung zu begründen.“ [2])

Noch könnte man darin einen Widerspruch mit sich selbst finden wollen, daß Humboldt, der einst die Einwirkung des Staats auf Bildung und Erziehung seiner Bürger so entschieden abgewiesen hatte,[3]) jetzt mit solchem Eifer nicht nur für

---

2) Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 171. 178. 179. 180. 183. 184.

3) Siehe Th. I. 190—92.

die Erneuerung des Unterrichts, sondern auch dafür wirkte, daß in den untern Kreisen nicht nur unterrichtet, sondern erzogen werde. Und in der That finden wir hier ein Zugeständniß, das der Theoretiker dem praktischen Leben gemacht hatte. Die uneingeschränkte Individualtheorie hielt nicht Stand vor den Forderungen der Wirklichkeit, des deutschen Nationallebens, und gar einer Zeit, wie der damaligen, wo es als höchste Nothwendigkeit erscheinen mußte, die Masse des Volkes nach einer bestimmten Richtung zu entwickeln. Demungeachtet wirkte auch jetzt jenes leitende Princip, das er ohnehin nicht aufgegeben, sondern nur ermäßigt hatte, vortheilhaft ein. Einmal behielt er stets die individuelle Ausbildung als Ziel im Auge; je mehr er es mit schon Vorgebildeten zu thun hatte, desto mehr ließ er auch der Freiheit Raum, wie er denn, charakteristisch genug, zur selbigen Zeit, wo er die preußischen Universitäten zu verjüngen suchte und eine neue großartige Schöpfung dieser Art begründete, durch ein unterm 28. April 1810 erlassenes Publikandum das bisher in Preußen bestandene Verbot des Besuchens fremder Schulen und Universitäten unbedingt aufhob. Und überall, wo es irgend möglich, waltete er in diesem Sinne; vorzüglich den Männern gegenüber, die die Wissenschaft und den höhern Unterricht zu pflegen berufen waren. Nicht sie zu lenken, sondern sie aus sich wirken zu lassen, war sein Bemühen, so daß er selbst in der Wahl und Berufung neuer Kräfte am liebsten F. A. Wolf und der wissenschaftlichen Deputation Gehör gab, und nur da allein handelte, wo er sich von jenen verlassen sah.

Das Departement, dem Humboldt vorgesetzt wurde, bedurfte gar sehr eines solchen Regenerators. Bis zum Kriege war es in den Händen des Justizministers v. Massow, „eines stolzen, allen Neuerungen abgeneigten Mannes," gewesen;[4])

4) Steffens, „Was ich erlebte," V. 117.

nur der rührige Beyme hatte, im Kabinet des Königs, dafür gethan, was ihm möglich. Seit dem Kriege aber war auch hier fast völlige Auflösung eingetreten. Unzählige harrten der Hülfe, und auf gründliche Besserung. „Man erwartet jetzt hier“, schreibt Zelter, 26. Dez. 1808, an Göthe, „den römischen Humboldt, welcher Staatsrath des Kultus, der Akademien und Theater worden ist. Wenn er so geblieben ist, als er war, ehe er nach Italien ging, so freue ich mich sehr auf ihn. Auf dieser Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen möchten sich wenden, wohin sie wollen; denn in diesem Punkte [wie in vielen andern!] haben wir lange ein sündliches Leben geführt.“

Ueberhaupt war die Erhebung dieses Mannes keine geringe Eroberung für einen Staat, der so der Belebung und Steigerung seiner Kraft, so einer intellektuellen, wie moralischen und politischen Verjüngung bedürftig war, wie Preußen, und sich dieserhalb mit den kräftigsten Männern aller Theile des Landes und des übrigen Deutschlands zu umgürten suchte. So traten Gneisenau, Schön, Niebuhr, Scharnhorst, Stein und Altenstein erst jetzt auf den rechten Platz, bald auch Hardenberg, später Blücher und so viele der Besten. Nun auch Humboldt. Doch hier bleibt eines bemerkenswerth. Er war selbst Märker. Zwar bot auch die Mark kräftige und ausgezeichnete Männer genug, aber an den Besten blieb manche Eigenheit des alten Preußenthums haften, Manches, was dem deutschen Sinne nicht anmuthen will, so wenig man den Patriotismus oder die Energie verkennen kann. Man denke nur an Männer, wie Beyme, wie Stägemann! Wie anders erscheint Humboldt, der Geist des Makrokosmus den Geistern der Erde gegenüber — eben so tapfer, eben so vaterländisch, aber doch wieder so fremdartig, wie ein Wesen aus einer andern Welt, seiner Zeit entgegengesetzter, als selbst die Steine und Hardenberge,

viel weniger noch zum Vielregieren, zum Gouverniren gestimmt, weit spiritueller, ein Mann, der in die gegebenen Verhältnisse ganz nie aufgehen konnte. Aber auch eine solche Erscheinung wirkte wohlthuend für Preußen, in mancher Hinsicht vielleicht am erwünschtesten. Vieles von dem, was wir besonders an dem geistigen Leben des jetzigen Preußens, seinen Schulen und Universitäten besonders auszuzeichnen wissen, zieht seinen Ursprung aus den Tagen, da Humboldt nach diesen Seiten den nachdrücklichen Impuls gab, wenn wir auch gerne anerkennen, wie viel diese Aussaat der liebevollen Pflege eines so wackern Nachfolgers, wie Altenstein, verdanken mag.

Im April 1809 traf Humboldt zu Königsberg ein, wo der Hof, wo die höchsten Regierungsglieder verweilten. Noch immer scheute man sich, nach Berlin zurückzugehen. Der Staat befand sich in trauriger Lage; immer unleidlicher wurde der Druck, die Anmaßung, die Napoleon auch nach dem Friedensschlusse zeigte; die Geldnoth immer größer. Die ganze Zukunft des Staats schien noch ungewiß, und Mancher konnte zweifeln, ob der Körper, dem er angehörte, nur noch acht Tage bestehen werde.[1]) Dazu kam der neue Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich, an dem man nun gerne Theil genommen hätte, da man nicht mehr konnte. Doch das war schon zum Heil, daß man nicht mehr theilnahmlos den Geschicken Oesterreichs folgte; auch leuchteten jetzt dort selbst aus der Niederlage Hoffnungen für die Zukunft auf.

Und wenn auch die Gegenwart noch so traurig, die Zukunft noch so zweifelhaft und dunkel war, Königsberg selbst bot einen tröstenden, ja erhebenden Anblick dar. Es

---

1) So Niebuhr, 7. Febr. 1809, aus Amsterdam. Siehe dessen Nachgel. Schriften nicht philologischen Inhalts. Hamburg, 1842. S. 308.

wehte ein erfrischender Geist durch diese Stadt. Eine Anzahl trefflicher Männer, von einem reineren Eifer für das Gute, für das Wohl des Vaterlandes beseelt, hatte sich zusammengefunden und enger an einander geschlossen, als sonst es im öffentlichen Leben gewöhnlich ist. Das königliche Haus knüpfte ein beinahe trauliches Band mit diesen Männern. In solchem Zusammenstehen schöpfte man Trost für die Gegenwart; da wurde vieles bereitet, was nachmals zur Rettung beitrug; da fühlte man sich in einer Stimmung, wie sie sonst kaum im Glücke zu Theil wird.

Königsberg selbst hatte eine bedeutende Zahl tüchtiger und insonders regsamer Männer aufzuweisen, von denen einige höchst origineller Natur, die meisten unter dem wohlthätigen Einfluß des erst seit wenigen Jahren verstorbenen Freundes und Lehrers J. Kant gebildet worden waren. Ich nenne von Vielen nur den Kanzler von Schrötter, den Präsidenten von Auerswald, den Consistorialrath (und nachherigen Erzbischof) Borowsky, den Kriegsrath Scheffner (der selbst sein Leben beschrieben). Der Lehrer der Staatswirthschaft Kraus war schon todt. Unser Humboldt trat namentlich mit Dr. Wilhelm Motherby in trauliche Verbindung. Dieser treffliche Mann, Freund und Schüler des großen Kant, war ein Schotte von Geburt, aber eingebürgert in Königsberg. Er gründete, kurz nach dem Tode seines Lehrers, einen Verein unter dessen ehemaligen Tischfreunden und intimen Verehrern, welcher das Andenken jenes Weltweisen alljährlich an seinem Geburtstage feiert. Diesem Kreise erschien Humboldt nicht als ein Fremder. Auf diesem Grunde erwuchs auch die Freundschaft mit Motherby, die sich auch später in herzlichem Briefwechsel bethätigt. Er war viel in dessen Hause, und nahm von dort viele der schönsten Erinnerungen dieses Königsbergischen Aufenthaltes

mit.[2]) — Nach Königsberg kam in dieser Zeit, vielleicht auf Humboldt's Berufung, auch der sprachkundige Prof. Vater, der ihm gewiß schon von Jena bekannt war.[3]) Er wurde 1809 von Halle dorthin versetzt. Mit der Fortführung des Adelung-schen Mithridates beauftragt, bearbeitete er eben die Sprachen der neuen Welt, wobei ihm der jüngere Humboldt die aus Amerika mitgeführten Schätze auf's freigebigste zur Benutzung überließ.[4]) Auch Wilhelm Humboldt widmete ihm und seinen Studien regen Antheil, und gab, so bald ihm Muße wurde, selbst einen Beitrag zum Mithridates.

Welche Anregungen bot dann der Umgang mit den damals in Königsberg anwesenden und zusammenwirkenden Staatsmännern! Mit mehreren wurde Humboldt erst jetzt bekannt, in andern fand er Freunde oder Bekannte seiner Jugend wieder. Unter den letztern namentlich jetzt seinen Vorgesetzten, Alexander Reichsgrafen zu Dohna, mit welchem ein sehr trauliches Verhältniß sich erneuerte.[5]) Neu aber und von besonderer Bedeutung ist die Verbindung mit Stägemann; wichtig ferner die mit seinen Collegen und Räthen, Nicolovius und Süvern. Mit Süvern verband ihn vielfach gleiche Richtung, und wenn ihm Nicolovius ursprünglich ferner stand, so knüpfte doch auch mit ihm schon der Umstand, daß er mit Göthe, dessen Schwestertochter er geheirathet, mit Jakobi und andern nahe befreundet war, schnell ein engeres Band.[6]) — Im Herbst kaum auch Niebuhr von einer amtlichen Reise dorthin zurück. Zum erstenmal traf er mit Humboldt zusammen. In einem seiner

2) Auch Dorow, der Herausgeber so vieler Denkblätter aus dieser Zeit, lernte Humboldten in diesem Hause kennen. Siehe dessen „Erlebtes". Th. I. 1843. S. 13.

3) Siehe Th. I. 436.

4) Siehe oben S. 127.

5) Siehe Th. I. S. 29—30.

6) Vergl. Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 169.

Briefe (28. Sept. 1809) meldet er darüber in die Heimath: „Humboldt, den Chef der Gelehrsamkeit, habe ich noch nur einmal gesehen. Sein Empfang war äußerst verbindlich; auch erwartete ich in der That mancherlei Belehrung von seinem Umgang.“ 7)

Zu Königsberg war es, wo Humboldt auch mit dem Hofe in engere Verbindung trat. Ein Mann von solchem Geist und dieser Weltkenntniß war auch in den höchsten Kreisen ein Meteor. Man ehrte jedoch in ihm nicht allein den großen Gelehrten, den Staatsmann, sondern auch den überaus begabten Gesellschafter. Man ergötzte sich an seinen Scherzen, an der komischen Weise seiner Erzählung, und vergaß, so oft er seine Heiterkeit ausströmen ließ, wenn er „Menschen zu Meerkatzen verglich“ und alles zum Lachen brachte, der bitteren Eindrücke dieser Zeit. Am vertrautesten wurde er mit der Prinzessin Louise, verehlichten Fürstin Radziwill und deren Hause.

Ueberhaupt war dies eine Zeit der Aernte für Humboldt. Er fand reiche Gelegenheit, seine praktischen Talente zu offenbaren. Ihm war es leicht, auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufzugeben, und mit ununterbrochenem Eifer fortzuarbeiten, dessen gewiß, daß von irgend einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bleiben werde. Auch auf Andere suchte er diese Stimmung überzutragen, sie über die Zerfallenheit der Dinge zu beschwichtigen. So rief er einem seiner verzagteren Freunde damals die schönen Worte zu: „Die Gegenwart ist eine große Göttin und selten schnöde gegen den, der sie mit einem gewissen heitern Muthe behandelt.“ 1)

---

7) Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, I. Hamburg, 1838. S. 425.

1) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 33.

Und wenn jetzt seine amtliche Stellung ihm die angestrengteste Thätigkeit auflegte, wenn von allen Seiten auch gesellige Ansprüche ihn umlagerten, so fand er doch die Kraft in sich, seinem Wesen treu zu bleiben, und in der Stille seinen liebsten Beschäftigungen nachzugehen. Noch jetzt fing er nie einen Tag anders, als mit Griechisch oder Lateinisch an, und jetzt war es, wo er äußerte: „die Alten verbürben sonst einen Menschen von Grund aus." [2])

Der Briefwechsel nahm auch Zeit in Anspruch. Die Familie war in Italien, der Bruder in Paris. Mit Uhden, der die Geschäfte des Departements in Berlin versah, stand Humboldt in amtlicher, mit vielen Andern in eben solcher oder freundschaftlicher Correspondenz. So vorzüglich mit F. A. Wolf. Gegen diesen, der sich nie gern in vorgezeichneten Bahnen bewegte, und jetzt allerhand eigensinnige Ansprüche erhob, hatte er seine ganze Freundschaft zu bewähren, ohne ihm doch dadurch genugthun zu können. Er machte den großen Werth des Mannes sowohl beim Minister als unmittelbar bei dem Monarchen selbst geltend, und wie rathsam es sei, mit ihm überall sorgsam und nachgiebig zu verfahren, um ihn dem Staate zu erhalten. Wolf'en selbst forderte er auf, sich nun förmlich in Berlin einzurichten zu behaglichem Leben und Arbeiten. „Gedenken Sie", schrieb er ihm (Juni 1809), „Ihres Ruhms. Der Ruhm ist ein Sisyphus-Stein, der tückisch entrollt, wenn man ihn nicht immer wieder emporwälzt. Ihr Beruf sind große gelehrte Arbeiten; Sie sind so gesetzt, daß Sie vollkommene Muße haben; die eigentlichen Geschäfte sollen Sie immer nur so erhalten, daß Sie sie nebenher abmachen können. — Unternehmen Sie irgend

2) Ebendas. II. 33.

eine Arbeit, helfen Sie uns nebenher in unsern viel weniger wichtigen Arbeiten, und schließen Sie mich, wie bisher, in Ihr inniges und liebevolles Vertrauen ein. Aber machen Sie ja, daß es nicht heiße, ich mache Sie, indem ich Sie hier [in Berlin] fixire, unthätig für die Wissenschaft." Zugleich bekundete Humboldt seine Gesinnung durch amtlich vertrauliche Aufträge, besonders in Betreff der Besetzung der vielen neu zu schaffenden Stellen. Zwei der bedeutendsten Schüler F. A. Wolf's wurden an die neue Universität berufen; ein andrer, J. Bekker, konnte lange in Paris weilen, um die dortigen Handschriftenschätze zu benutzen. Endlich ward Wolf selbst, auf Humboldt's Vorschlag, im Febr. 1810 zum Direktor der wissenschaftlichen Deputation in der Sektion für den öffentlichen Unterricht ernannt. Als solcher war er auch Mitglied der Sektion des öffentlichen Unterrichts, welcher Humboldt allein vorstand. Dieser hatte Wolfen die Leitung aller rein wissenschaftlichen Unternehmungen vorbehalten; von den Gymnasial-Geschäften sollte ihm manches zugewiesen werden; endlich ihm auch die Beurtheilung der Vorschläge zu Besetzung der Stellen und die Prüfungen obliegen. So durfte Humboldt hoffen, alles nach des Freundes Wünschen geordnet zu haben. Aber er irrte sich. Wolf war für eigentliche Geschäftsthätigkeit fast gar nicht gemacht; am wenigsten für eine collegialische; und, was Humboldt nicht einmal ahnte, auch sein Ehrgeiz ward durch eine solche nicht befriedigt. Im Gefühl, daß er nur an der Spitze etwas leisten könne, hatte er wohl erwartet, geradezu als Staatsrath, als oberste möglichst freistehende Behörde in Sachen der Schul- und höhern Lehr-Anstalten in amtliche Wirksamkeit gesetzt zu werden, während er officiell den Wunsch ausgedrückt hatte, nur mehr als Rathgeber sich unmittelbar verpflichtet zu sehen. Humboldt dagegen lag bei diesem so innig verehrten Freunde jede Idee an Rang und Titel so durchaus

fern; er glaubte streng an Wolf's Erklärungen; er nahm dessen Theilnahme an rein amtlichen Geschäften nur insoweit in Anspruch, als sie ihm unentbehrlich schien, und war vor allem darauf bedacht, ihn außerhalb der Geschäfte, die auch der wohlwollendste Chef nicht immer versüßen kann, einer eigenen möglichst freien Thätigkeit zu erhalten. Mit dieser eben so bequem als ehrenvoll eingerichteten Stellung war aber Wolf nicht zufrieden. Schon im März (1810), gerade im Moment, wo die Sektion hoffte, die Thätigkeit der wissenschaftlichen Deputation durch Wolf in Gang gebracht zu sehen, lehnte dieser den ganzen Antrag ab. Humboldt, den Freund mit dem Vorgesetzten auf die edelste Weise verbindend, nahm es schonend auf, ihm nur sein herzliches Bedauern äußernd, daß er ihn nicht so, wie er es so sehr gewünscht habe, beschäftigt sehen könne, da durch die neue Verfassung die Leitung der Schulangelegenheiten nicht ihm persönlich, sondern der Sektion unter seiner Direktion anvertraut sei. Eben dadurch, daß er ihn der Sektion selbst beigesellt, habe er dasjenige Verhältniß zu finden geglaubt, welches sowohl der Sache als ihm selbst angemessen wäre.[1]) — Wolf erkannte, besonders nach des Freundes Rücktritt aus diesem Amte, gewiß bald, wie sehr er gefehlt und wie viel er aus den Händen gegeben; er mußte fühlen, wie gut Humboldt es mit ihm gewollt. Es wuchs aber auch seine Verehrung für diesen immer mehr, und er ergriff jeden Anlaß, sie auf recht solenne Art zu bethätigen. —

Von Königsberg aus stand Humboldt auch mit Rahel in Berlin in Briefwechsel. Wir finden unter ihren Briefen ein langes Schreiben, das sie am 28. Juni 1809 an Hum-

1) Körte, a. a. O. II. 33—43. Es schien mir angemessen, in dieser kitzlichen Erörterung wörtlich dem Biographen F. A. Wolf's zu folgen.

boldt abgehen ließ. Sie spricht darin von einer Epoche, wo dieser sie gehaßt, gedenkt seiner Verwunderung, daß sie nicht durchaus so garstig sei, als er sie damals gewähnt hatte. „Ewig", ruft sie ihm zu, „wird es in Ihrer Menschenkunde und Jagd und in Ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Wesen so übergehen konnten ... Welch Studium hätten wir mit einander vollbringen können; welche Welten von Leben entdecken können! Schämen Sie sich, Sie fleißiger schlechter Forscher!" Leid thue es ihr, fährt sie fort, ihm noch eine andere Kränkung zufügen zu müssen. Kurz zuvor nämlich hatte Therese Huber, bei der Sammlung der nachgelassenen Werke ihres Gatten, einen Lebensabriß des Letztern veröffentlicht. Humboldt hatte diese Arbeit mit dem Auge des Freundes gelesen, und, in der Freude darüber, die Verfasserin gegen Rahel die erste Frau dieser Zeit genannt. Darüber nun liest ihm Rahel tüchtig das Capitel, indem sie die starke Schattenseite der Arbeit hervorhebt. Was Humboldt darauf erwiedert habe, erfahren wir nicht. — Endlich gedenkt Rahel in diesem Schreiben ihres jungen, aber höchst geistvollen Freundes, Alexander's von der Marwitz, der, wie es scheint, mit Humboldt, als Chef des Unterrichts, in Berührung getreten war, und eine Thätigkeit in dessen Gebiete wünschte. Darüber brach der Kampf von 1809 los, und Marwitz eilte unter Oesterreichs Fahnen. Ehe er aber Berlin verließ, ersuchte er Rahel noch, bei Humboldt zu entschuldigen, daß er ihn in Ungewißheit gelassen. Er habe, sagt er, keine Lust gehabt, das Verhältniß mit diesem ganz abzubrechen. Rahel that dies auf's Beste: „Verzeihen Sie Marwitz," schreibt sie, „und protegiren Sie ihn sehr: ich weiß, wie vorzüglich Sie ihn behandelten, und doch mögen Sie ihn noch nicht so en détail kennen, als ich. Erwogen haben Sie sein Wesen, und durchdrungen muß

es Ihr Blick haben." 2) — Der Brief endet mit einer Danksagung für ein Geschenk (einen Rosenkranz), womit Humboldt sie erfreut hatte. Man sieht, das Verhältniß stand auf freundlichstem Fuße, doch dauerte das nicht lange, denn bald genug klagt sie wieder, daß Humboldt ihr grolle, ihr entfrembet sei. 3)

So Mancher war damals in der allgemeinen Noth brodlos worden, und bedurfte Gunst und Fürsprache, nur irgend eine Stellung zu gewinnen. Göthe empfahl unserm Humboldt seinen Freund Zelter; dieser kam selbst nach Königsberg, und wurde alsbald zum Professor der Musik an der Berliner Akademie der Künste ernannt. Damit war diesem braven Manne geholfen. 4)

Vor allem aber muß uns die amtliche Thätigkeit unseres Humboldt fesseln. Von dem Geist, in dem er waltete, von den Principien, die ihn leiteten, ist schon die Rede gewesen. Wir folgen ihm nun in die einzelnen Zweige dieser Thätigkeit; wir betrachten, was durch ihn oder unter ihm geschah; wie im Einzelnen sich sein Wesen und seine Grundsätze bethätigten. Wir fassen vorzüglich die Hauptrichtungen in's Auge, die ihn und sein Departement damals beschäftigten, und wenden uns dabei von dem, wo er mehr nur den Chef darstellt, bald dahin, wo ihm seinen innersten Wünschen gemäß zu wirken vergönnt war.

Von seiner Stellung zu Nicolovius und zur geist-

---

2) Rahel, I. 426 — 32. Vergl. den Brief von Marwitz in Varnhagen's Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang, II. 20.

3) Vergl. Rahel, I. 471. II. 78, und unsere „Erinnerungen", II. 51—53.

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, I. 355. 365. 375. Dagegen dürfte I. 425 nicht auf Humboldt zu beziehen sein, da dessen Name von Zelter wohl genannt worden wäre.

lichen Abtheilung habe ich im Allgemeinen schon berichtet. Bei aller Verschiedenheit der Richtung blieb er im besten Einverständniß mit ihnen. Die Stellung von Nicolovius war eine sehr selbstständige; er leitete die geistliche Abtheilung, Humboldt jene des Unterrichts. Sämmtliche Erlasse der erstern gingen unter Nicolovius' Namen, dennoch aber sollten, nach Humboldt's Ansicht, beide Abtheilungen auf's Innigste zusammenwirken, so daß man sie außen für eine und dieselbe ansehen müsse. Anfangs wurden sogar, seiner Anordnung gemäß, die Sitzungen ungetheilt gehalten. Da jedoch bald Umstände eintraten, welche diese Einrichtung ferner nicht rathsam machten, so ward in getrennten Abtheilungen zu arbeiten beschlossen. Doch blieb auch jetzt noch vieles gemeinschaftlich, namentlich alles die Besetzung und Dienstführung der geistlichen und Schuldeputationen der Provinzialregierungen Betreffende; die Anstellung und Dienstführung derer, die zugleich Kirchen- und Schulbeamte waren; das theologische Studium auf Universitäten und die Besetzung der theologischen Lehrstellen, und andres dergleichen. In allen solchen Fällen hatten beide Sektionschefs gleiche Stimme. Wo sie sich nicht einigen konnten, waren sie überein gekommen, sich der Entscheidung des Staatsraths, und, so lange dieser nicht organisirt sei, des Departements-Ministers zu unterwerfen. Auch wohnte Humboldt selbst oftmals den Sitzungen der Kultusabtheilung bei. Er sah die Ausfertigungen, hielt aber unverbrüchlich daran, kein Wort zu ändern, sondern nur, wenn er Anstand nahm, seine Bedenken an Nicolovius mitzutheilen. Dagegen wohnte dieser auch den Sitzungen der Unterrichtsabtheilung an; auch wurde ihm, da er an der eingeleiteten Reform des Elementar-Unterrichts bedeutenden Antheil hatte, alles, was in dieser Angelegenheit einging, mitgetheilt, und er zu den Conferenzen darüber jedesmal eingeladen. — Eine wichtige Neuerung waren auch

die Kirchen- und Schuldeputationen, die jetzt den einzelnen Regierungen beigegeben waren. In diesen Deputationen haben immer auch mehrere Geistliche Sitz und Stimme; beide Abtheilungen der Sektion wirkten nun durch ein und dasselbe Organ auf Kirchen und Schulen im Einzelnen, und zwar um so angemessener, da die Sachen nicht mehr blos von weltlichen Händen vermittelt wurden, und dabei doch äußerst kräftig, da diesen Zwischencollegien durch ihre Verbindung mit der Finanz- und Polizeibehörde der Provinz alle Mittel der Wirksamkeit zu Gebot standen. — Wie Humboldt in seiner Abtheilung, so suchte auch Nicolovius durch Anordnung strengerer Candidatenprüfungen dem Eintritt Unwürdiger in den öffentlichen Dienst zu wehren, und hierin, wie in der Wiederbelebung des Kultuswesens überhaupt, sah er sich vornehmlich durch die geistlichen Räthe Sack und Ribbeck auf's wirksamste unterstützt. [1])

Unmittelbar aber unter Humboldt's Einfluß stand die Leitung des öffentlichen Unterrichts, wenn schon auch auf diesem Gebiet sein Interesse und seine Theilnahme sich nicht in gleicher Stärke äußern konnten. Die Reform des Volksunterrichts war sogar schon eingeleitet, als Humboldt an die Spitze trat; auch die Räthe und Genossen, mit welchen er wirken sollte, waren schon ernannt. Für das Volksschulwesen arbeiteten namentlich Süvern und Schmedding, mit ihnen Nicolovius; für die höhern Lehranstalten gleichfalls Süvern, ferner Uhden, endlich der Chef selbst. Uhden's Bekanntschaft machten wir schon in Rom, wo er Humboldt's Vorgänger war, dieser ihn traf und kennen lernte. [2]) Uhden und Süvern standen auch geistig in näherer Beziehung zu

1) Alfred Nicolovius, a. a. O., 172. 179—80. 182—83. 184

2) Siehe oben S. 64 u. 89.

ihrem jetzigen Chef; beide waren Forscher und Kenner der Kunst und des klassischen Alterthums; Süvern bis zu Ende des Jahres 1808 als Professor der alten Litteratur in Königsberg. Als junger Mann schon hatte er sich an das Uebersetzen des Aeschylos gewagt, [3]) und dadurch, wie bald nachher durch eine Schrift über Schiller's Wallenstein, Anspruch auf unseres Humboldt's Interesse erworben. Uhden besorgte, so lange der Chef in Königsberg war, die laufenden Geschäfte in Berlin, und nahm vornehmlich an der Gründung der neuen Universität lebhaften Antheil. Süvern war in allen Zweigen der Unterrichtsabtheilung thätig, am meisten wohl für die Reform der Gymnasien, welcher er auch unter den nachfolgenden Departementschefs so eifrig oblag, daß er mit Recht, wenn nicht als Begründer, doch als thätigster Beförderer des neueren preußischen höhern Schulwesens angesehen wird. Schon unter Humboldt hatte er sich des ausgezeichnetsten Vertrauens zu erfreuen.

Während nun unter sich Humboldt so tüchtige Männer vorfand, stand er, schon der Verfassung gemäß, in einem sehr unabhängigen Verhältniß zum Chef des Ministeriums des Innern, Grafen zu Dohna. Selbst die Stiftung der Universität Berlin geschah, wie auch Dohna's Biograph, J. Voigt, bemerkt, [4]) nicht unmittelbar durch ihn, sondern vielmehr unter besondrer Leitung desjenigen, welcher damals in der Abtheilung für den Kultus und Unterricht den Vorsitz führte. Doch unterstützte, wie der eben genannte Biograph beifügt, der Minister, im Plane des Ganzen mit Humboldt, seinem vieljährigen Freunde, Hand in Hand gehend, die neue Stiftung auf jegliche Art und mit dem lebendigsten Interesse. Ungeachtet jedoch dieses freundlichen Vernehmens scheint die künst-

---

3) Siehe Thl. I. S. 441.

4) Vergl. die oben Thl. I. S. 29. angeführte Skizze in den „Zeitgenossen," S. 18—19.

liche Stellung, in der sie sich gegen einander befanden, insonders aber die finanzielle Bedrängniß der damaligen Verwaltung am Ende auch zwischen ihnen Differenzen herbeigeführt zu haben, die Humboldt zum Aufgeben des Postens bestimmten.

Abgesehen jedoch von solchen Gränzfragen, finanziellen zumal, durfte der Sektionschef sich nach freiem Gutdünken bewegen. Zwar ließ er auch in Punkten, die ihm speciell am Herzen lagen, nicht blos seine Räthe, sondern auch die hervorragenden Männer der Wissenschaft, einen Schleiermacher, Fichte, einen Wolf, auf seine Maßnahmen einwirken, doch aber nur so, daß er sich die letzte Entschließung vorbehielt. So finden wir, daß der Prof. Schütz in Halle, der seinen Sohn an einer preußischen Universität angestellt zu sehen wünschte, sich deshalb an Süvern wandte. Dieser aber berief sich auf die neue Organisation, der zu Folge die Sektionen nur unter den Auspicien und im Namen ihrer respektiven Chefs operirten, er selbst aber nicht anders als durch Rath und Empfehlung zu wirken vermöge. „Von Herrn v. Humboldt,“ fügte er hinzu, „wird das Meiste abhängen. Was ich aber bei diesem vermag, werde ich aufbieten.“ (25. Mai 1809.) [5])

Die nächste Aufgabe war die Reform des Volksunterrichts, oder vielmehr die Einführung eines umfassenden Systems nationaler Erziehung. Denn, um die Nation zu kräftigen, zum Widerstand gegen den äussern Feind zu stählen, bedurfte es nicht nur einer zeitgemäßen Erneuerung des höhern Erziehungswesens, der Belebung und Erweckung eines öffentlichen Geistes, sondern es mußte von unten auf durch großartige Maßregeln geholfen werden. Ja, hier ge-

5) Schütz's Briefw., her. v. K. J. Schütz, I. 430.

nügte nicht, daß man Schulen gründete, Ordnung und Strenge einführte und — was so Noth that — dem Lehrstand emporhalf. Um wahrhaft zu erziehen und das, was man im Auge hatte, zu erreichen, bedurfte es einer principiellen Umgestaltung des zeitherigen Elementar-Unterrichts. Woher aber in einer Zeit, die so wenig auf Volksthümliches bedacht gewesen war, plötzlich die Ideen, den Gang und die Methode solch' einer Neuerung hernehmen? War so etwas aufzufinden, so mußte man es als ein Geschenk des Himmels betrachten, und als ein solches annehmen und pflegen.

Man fand und man erkannte ein solches Heilmittel in den Ansichten und der Methode des Schweizers Pestalozzi, eines Mannes von tiefer Einsicht in das Leben und die Bedürfnisse des Volkes, in die Mittel, es zu erwecken, es naturgemäß und nach allen seinen Kräften zu entwickeln. Sein System umfaßte sämmtliche Elemente der Volksbildung; die Methode war fein berechnet, den Verstand der Jugend zu wecken und den Charakter zugleich zu bilden, den Körper zu kräftigen und den Geist. Der Gründer dieser Methode war rastlos bemüht, ihr Eingang in's Leben zu verschaffen. Er entwickelte seine Ansichten in Schriften; er gründete Musteranstalten in der Schweiz. Wenige aber hatten damals Sinn für solche Dinge,[1]) am wenigsten die Regierungen. Es mußten solche Unfälle kommen, wie die von Jena, um den Boden für großartige Neuerungen urbar zu machen.

Als nun in Preußen die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung der National-Erziehung erkannt worden, war man auch bald entschlossen, die Pestalozzi'sche Methode zu ergreifen. Einzelne Privatinstitute gingen voraus.

---

1) Doch sprach Biester schon 1804 in der Berl. Monatsschrift für Pestalozzi's Methode. Wieder ein Zeugniß der bürgerlich tüchtigen Gesinnung, die den verrufenen Berliner Aufklärern inwohnte!

Männer von Einsicht, wie der Minister Schrötter, wie Scheffner, wie Fichte,[2]) faßten den Gegenstand in's Auge, am eifrigsten Nicolovius. Von ihm wurde schon im Sommer 1808 die Einführung der neuen Methode in Land- und Elementarschulen ernstlich betrieben. Durch eine königliche Kabinetsordre ward die Anstellung von Versuchen genehmigt. Nicolovius trat nun in persönliche Unterhandlungen mit Pestalozzi. Man sendete eine Anzahl junger Leute in dessen Anstalt nach Ifferten und beschloß, alsbald zu Königsberg ein Normalinstitut nach diesen Grundsätzen einzurichten.

So weit war die Sache schon gediehen, als Humboldt an die Spitze der Sektion trat und dem Gegenstande auch seine eifrigste Unterstützung zuwandte. Pestalozzi erlebte die Freude, daß seinen Ideen ein weiter Wirkungskreis ward, daß sie von oben begünstigt wurden, daß sie, nach einem so bedeutenden Vorgang, bald in vielen andern deutschen Staaten Wurzel schlugen. Er drückte auch seine Freude darüber in den anerkennendsten Worten aus. Gleich im ersten Hefte seiner Wochenschrift für Menschenbildung (1809) sagte er: Wie einst die Unterrichtsreform des Joh. Amos Commenius, des eigentlichen Stifters des Realiensystems im Unterrichte, vorzüglich im Norden von Europa, besonders aber in Holland und Schweden, Eingang gefunden, so sei es wiederum der Norden, der die Bedeutung der neuen Kulturmittel der ersten und öffentlichen Aufmerksamkeit würdige, und ihnen den freiesten Spielraum vorbereite. Es sei Preußens Regierung, die mit gehaltvollem Ernste zuerst das Erziehungswesen nach den umfassendsten Gesichtspunkten als National-

---

2) Fichte erklärte sich in seinen „Reden an die deutsche Nation" entschieden für Pestalozzi's Neuerung. Vergl. den Dankbrief des Letztern an Fichte's Gattin, 10. März 1809 in Fichte's Leben und Briefwechsel, her. v. J. H. Fichte, II. 454.

Angelegenheit in's Auge fasse.[3]) Und an Nicolovius schrieb er, 20. April 1809: „O Freund, und Ihr edeln Alle, die Ihr neben ihm am wichtigsten Ruder des Staats, an der Bildung der Bürger in einem edeln und hohen Sinn arbeitet, Gott hat Euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, so klein er an sich ist, die ganze Masse des ungesalznen und geschmacklosen Zeit- und Regierungseinflusses auf die Menschenbildung göttlich durchsäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes, und, Freunde, Ihr strebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennet, Ihr könnt nur dadurch menschlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande seid.“ [4])

Die Reform begann in den Provinzen jenseits der Weichsel. Staatsrath Schmedding bereiste im Sommer 1809 Westpreußen, um die dortigen, noch arg verwahrlosten katholischen Schulen zu untersuchen. Zur Gründung des Normalinstituts in Königsberg und Bildung des Lehrstandes für die neue Methode wurde C. A. Zeller aus dem Würtembergischen, ein Schüler Pestalozzi's, nach Königsberg gerufen, wo er im September eintraf. Zeller lösste seine Aufgabe „mit Kraft und bewundernswürdigem Talente,“ [5]) und erhielt bald eine bleibende Stellung in Preußen. Man erkannte mehr und mehr, wie sehr diese Neuerung im Schulfach mit der Umbildung des Wehrstandes Hand in Hand ging. Hohe Militärpersonen nahmen Interesse an der Sache; selbst dem Königsberger Officiercorps mußte Zeller einen Cursus von Vorträgen halten. Dennoch fand die Reform auch Schwierigkeiten und Widersacher. Das Waisenhaus in Königsberg

---

3) Vergl. den Aufsatz: „Ueber die Anstalten der preußischen Regierung zu der Einführung der neuern Elementarmethode,“ Morgenblatt, 10. Mai 1809.

4) Mitgetheilt bei A. Nicolovius a. a. O., S. 175.

5) Ebendas. S. 176.

sollte zu der Musteranstalt werden, die man beabsichtete. Dieses aber fand Zeller in einem heillosen Zustande. Dennoch aber wollte man dem Neuen nicht recht Raum gewähren. Man berief sich immer auf hergebrachte Formen und Einrichtungen, und suchte ein Hinderniß nach dem andern hervor, zu einer Zeit, wo die Aufnahme und Begründung dieser Neuerung noch gar nicht gesichert war. Zeller war schon im Begriff, wieder nach Hause zu gehen. Da nun hielt Humboldt höchsten Orts einen äusserst geschickten Vortrag. Der Mann sei berufen worden (das könne er nicht einmal sein Verdienst nennen), weil man ihn brauche, weil auch auf diesem Gebiete eine Neugründung Noth sei. Nun wolle der Mann wieder fort, weil man ihm nicht die nöthigen Hülfsmittel, den nöthigen Raum gewähre. Was sei da zu thun? Wolle man den Zweck, so müsse man auch die Mittel wollen. Niemand von uns versteht, die neue Methode in's Leben zu führen. Man muß also auch durchaus das wollen, was der Mann zu deren Einführung fordert, und ganz, wie er es fordert. Nun, was verlangt er denn, fragte man entgegen. Hierauf wurde vorgelegt, was für Hindernisse Zeller in der Räumung des Waisenhauses, in den Personen rc. finde. Da erlangte man das Gewünschte. Das Waisenhaus wurde geräumt und die übrigen Forderungen bewilligt.

Da aber damit die Anfechtungen noch nicht aufhörten, so beschloß endlich der König, das neue Institut mit eigenen Augen zu betrachten, und Zellern eines Morgens mit seinem Besuche zu überraschen. Doch ward diesem durch die Prinzessin Louise (Radziwill) unmittelbar zuvor die Mittheilung, der König werde am nächsten Morgen mit seiner Gemahlin und dem ganzen Ministerium bei ihm erscheinen. Es war ein entscheidender Moment. Der König blieb von acht bis ein Uhr Mittags; er nahm das Leben des Hauses, seine Erziehungs- und Unterrichtsweise, die Militär-, Turn- und

technischen Uebungen in Augenschein, und mit solchem Wohlgefallen, daß schon am Abend desselbigen Tages (7. Dez.) das Loos dieser Schulreform, d. h. deren Durchführung entschieden war. Der König erklärte sich nun öffentlich für sie.[6])

Auch persönlich zeigte Humboldt, wie uns derselbe Berichterstatter versicherte, großes Interesse für die Form des Elementar-Unterrichts, für das Princip, die Kinder alles selbst finden und nachher lehren zu lassen, besonders aber für die Art, den Kindern das Lesen und die Kenntniß der Sprache durch Bekanntmachen mit sämmtlichen Grund-, Vor- und Nachsylben beizubringen. So erkundigte er sich, wie man auf diese Scheidung der Sylben gekommen sei, und bemerkte dabei, man könne die Trennung auch in allen andern Sprachen durchführen, mit Ausnahme der chinesischen. Humboldt faßte, wie man sieht, den Gegenstand gleich von intellektueller Seite auf, und zwar im Interesse der allgemeinen und vergleichenden Sprachforschung.

Eins aber ist sonderbar. Der so unmusikalische Humboldt besuchte mehrere Male hinter einander den Gesangunterricht, den Zeller den Kindern gab, und er nahm daran so aufmerksamen Antheil, als interessire er sich ganz besonders für Musik. Vielleicht dachte er, er müsse doch versuchen, ob er das nicht lernen könne, was man mit einer bestimmten Methode fast jedem Kinde beibringen könne. —

Während man nun allseitig an Verbesserung des bisher sehr beengten Schulwesens arbeitete, steigerte man auch die Forderungen an den Lehrstand selbst. Schon wurden strengere Prüfungen der um Aemter Werbenden überhaupt, insbesondere aber der Schulmänner verordnet. In Betreff der Prüfung dieser

6) Ich verdanke diese Mittheilungen der Güte des gegenwärtig noch zu Stuttgart lebenden Oberschul- und Regierungsraths Zeller. Vergl. außerdem dessen Schrift: „Der Segen der Hauptpflege.“ Stuttgart, 1839. S. 44—45.

letztern erschien bereits unterm 12. Julius 1810 ein, ohne Zweifel noch unter Humboldt's Direktion beschlossenes Verschärfungsedikt.[7]) Auch das sittliche Verhalten der Geistlichkeit sowohl, als der Lehrer, wurde in strengere Aufsicht genommen, und das Verfahren gegen Pflichtwidrige geregelt. Durch Cirkular des Ministeriums des Innern (dat. Königsberg, 24. Nov. 1809) ward die bisher dem Oberconsistorium zugestandene Befugniß, Geistliche und öffentliche Lehrer um gegründeter Ursache willen zu entsetzen, auf die Sektion des Kultus und Unterrichts übertragen; das Verfahren selbst aber durch Ministerialrescript vom 10. März 1810 verordnet.[8])

Vom Jahr 1809 datirt auch die Blüthezeit der preußischen Gymnasien. Auch hier nahm man jetzt die Fortschritte der Zeit und der Wissenschaft in Rechnung. Das Alterthum blieb natürlich Fundament der Bildung; man erweiterte jedoch die Elemente derselben [1]), und setzte schon im Sprachlichen das Griechische wieder in den ihm gebührenden Rang ein. Eine gute Zahl tüchtiger Philologen war ja in Wolf's Schule herangebildet worden. Wolf selbst machte, auf Verlangen des Chefs, mündlich und in Briefen nach Königsberg Vorschläge zur Verbesserung des gelehrten Schulwesens.[2]) Auch auf diesem Gebiete war es Humboldt's

---

7) Mathis juristische Monatsschrift für die preußischen Staaten, IX. 235 (nach Manso, Geschichte des preuß. Staates. 2te Ausg. III. 63).

8) Beide Dokumente stehen bei F. J. Neigebaur, das Volksschulwesen in den preuß. Staaten. Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche rc. Berlin rc., 1834. S. 151—3.

1) Schon damals wurde die Mathematik in den Studienkreis der gelehrten Schulen gezogen. Daß Humboldt ihr aber so viel Raum gegeben haben würde, als nachher geschehen, möchte ich aus vielen Gründen bezweifeln.

2) Körte, a. a. O. II. 50.

Augenmerk, daß nicht blos unterrichtet, sondern auch erzogen werde. Auch hier wurde kein Opfer gescheut, sondern muthig der Grund eines dauernden Werkes gelegt. Auch hat das Glück in der Folge diese Reform mehr als manche andere aus der damaligen Zeit begünstigt. Was Humboldt und Süvern gegründet, hat Letzterer selbst, haben Nicolovius, Altenstein, Schulze auf die Stufe gebracht, auf der wir es nunmehr finden.

Eben so große und so folgenreiche Fürsorge wurde den Universitäten gewidmet. Hierbei vorzüglich fand Humboldt Gelegenheit, den umfassenden Sinn, der ihm inwohnte, zu bethätigen, und vor allen Eine wahre Musteranstalt zu gründen. Erfüllt von einem Humanitätsideal, das jeden niedrigen oder knechtischen Gedanken abwies, war er eben so weit entfernt, die Forderungen des gemeinen Nutzens, als die der gewöhnlichen Staatsleute zu befriedigen, welche aus unsern Hochschulen bloße Abrichtungsanstalten für den öffentlichen Dienst machen möchten, und sie nur als ein Mittel ansehen, um von oben herab auf den Geist der Nation zu wirken, und ihn nach engherzigen und willkührlichen Ansichten zu formen. Humboldt war es vielmehr hier um Befreiung, um Entfernung der Fesseln, um Anerkennung des in und außerhalb des Vaterlandes schon vorhandenen Geistes zu thun. Er wollte die Mittel, die man herangewachsenen Jünglingen darbot, läutern und vervielfachen; aber so wenig war ihm darum zu thun, den Einfluß des Staats auf den höhern Unterricht zu erhalten, daß er vielmehr, wie wir schon anführten, zur selbigen Zeit das Verbot, welches den Besuch fremder Universitäten untersagte, aufhob.[1]) Nicht gemeint, den zur Bildung dieser Jugend und zur Belebung des Geistes

1) Siehe oben S. 149.

berufenen Männern den Weg vorzuzeichnen, ließ er sich vielmehr, bei den nothwendig von ihm zu fassenden Beschlüssen, weit lieber von ihnen leiten, und namentlich wünschte er, daß das gelehrte Comité, welches als wissenschaftliche Deputation [2]) der Sektion zur Seite gestellt wurde, einen großen Theil der hier eingreifenden Bestimmungen selbst treffe. Ihm blieb dann noch genug zu walten übrig. Er hatte die Widersprüche zu versöhnen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Einheit in die Maßregeln zu bringen, Verirrungen abzuwehren, endlich das Beschlossene in's Werk zu setzen, und über dessen Durchführung zu wachen. Eine Thätigkeit, die Geist und Energie genug erfordert, selbst in Zeiten, wo es sich nicht um Schöpfung ganz neuer Anstalten handelt.

Zwei Hochschulen waren dem Staate verblieben, Königsberg und Frankfurt an der Oder. Königsberg ward reichlich bedacht. Die Sternwarte wurde gebaut; eine Menge neuer von dem Fortschritt der Wissenschaft geforderter Institute gegründet; kraftvolle Lehrer, in der Blüthe der Entfaltung, ein Lobeck, ein Herbart, Bessel wurden berufen [3]); die Fonds der Universität bedeutend vermehrt. Auch Frankfurt an der Oder ward nicht vergessen. Zwar hegte man [4]), schon im Spätjahr 1808, den Plan, diese Universität nach Breslau zu verlegen, und mit der dort bestehenden theologischen Lehranstalt zu verbinden. Die Ausführung dieses Plans

---

2) Sie sollte im Ganzen sieben ordentliche Mitglieder haben, und diese ihre Funktionen fürerst nur Ein Jahr verrichten. Spalding, Schleiermacher und Tralles waren die ersten ordentlichen Mitglieder; zum Direktor war Wolf ausersehen. Da aber dieser den Vorschlag ablehnte, so trat Schleiermacher an dessen Stelle. Vergl. Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 35. 40.

3) K. Rosenkranz, Königsberger Skizzen. 2. Abth. Danzig, 1842. S. 225–26.

4) Namentlich Schleiermacher und Wolf. Vergleiche Schütz's Briefwechsel, herausg. von K. J. Schütz. I. 387.

reifte jedoch erst im Jahr 1811. Dennoch ward, während Humboldt's Amtsführung, auch für Frankfurt gesorgt. So schreibt, unterm 11. April 1810, Prof. David Schulz von dort nach Halle: „Auch bei uns wird es zusehends besser; man thut wohl jetzt etwas Ordentliches für die Akademie. Hr. St. R. von Humboldt und Süvern waren vor Kurzem selbst bei uns. Mehrere neue Lehrer sind schon berufen."[5])

Dies alles geschah mitten in der tiefsten Noth, da man manchmal nicht wußte, wo man die Mittel hernehme zum nothwendigsten Bestand. Und doch wurde da am wenigsten gespart, wo man sonst wohl mit Ersparnissen anzufangen pflegt.

Den erhebendsten Eindruck aber macht die Gründung der Universität Berlin. Wir haben im Eingang dieses Buches der Umstände gedacht, die diese Idee anregten, der Männer, die sie zuerst erfaßten, endlich desjenigen, der sie dem Könige selbst vorlegte.[1]) Der König genehmigte, mittelst Kabinetsordre vom 4. September 1807, dieses Projekt. Es solle eine allgemeine Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften errichtet werden. Das nächste Motiv gab der Verlust der Universität Halle her, der bisher wichtigsten allgemeinen Lehranstalt der Monarchie. Die Ausfüllung dieser Lücke, erklärte man, müsse bei der Reorganisation des Staats eine der ersten Sorgen sein. Auch seien ja in Berlin schon eine Menge wichtiger Voranstalten und brauchbarer Kräfte vorhanden. Der Hauptgrund aber lag tiefer. Man fühlte, daß der Staat, Volk und Regierung, eines geistigen Impulses bedürfe, wie solchen nur

5) Ebendas. II. 470.

1) Siehe oben S. 41—42.

eine großartige Anstalt dieser Art, und zwar in der Nähe der höchsten Regierungsbehörden, zu geben im Stande sei. Man fühlte, daß da, wo sonst gemeine Seelen nur Luxus sehen, die Rettung des Ganzen liegen würde, und schrack mitten in dieser Bedrängniß nicht vor den Opfern zurück, die die Ausführung dieses Planes erheischte.

Bis zu diesem Punkte war die Sache gediehen, als Humboldt an die Spitze der neu errichteten Sektion für Kultus und Unterricht trat, und die Ausführung dieses Projektes, sofern sie möglich wäre, auf seine Schultern nahm. Denn kaum war nämlich jener vorläufige Beschluß gefaßt worden, so ward nicht nur die Art der Ausführung vielseitig erörtert, sondern der Ort selbst, wo es geschehen sollte, fand noch gewichtige Anfechtung. Auf Seite der Opponenten fand man selbst den ersten Minister Freiherrn von Stein. Stein konnte seine Ansichten von der Stille des akademischen Lebens mit dem Getümmel und den Lustbarkeiten einer großen Hauptstadt nicht zusammenreimen, und erklärte mit der gewohnten Heftigkeit einen solchen Entwurf geradezu für unsinnig. Namentlich fürchtete er von den Dirnen der Hauptstadt für die Sittlichkeit der akademischen Jugend. F. A. Wolf wußte diese Befürchtungen als übertrieben darzustellen, und den Minister zu überreden, der nunmehr den Plan eben so eifrig vertheidigte, als er ihn bisher bekämpft hatte.[2]) — Andrerseits wollte man die beschränkten Fonds für ein Hinderniß dieses Projektes ansehen. Darauf aber entgegnete man mit Recht, daß eben mit dem geringen Fond nirgend mehr als eben in der Hauptstadt bewirkt werden könne, da hier schon so mannigfache Anstalten und Sammlungen vorhanden seien. — Wichtiger war ein dritter Einwand, und diesen theilte W.

2) John Russell's Reise durch Deutschland und einige südliche Provinzen Oesterreichs, in den Jahren 1820, 1821 und 1822. Aus dem Engl. Leipzig, 1825. Th. II. S. 98—101.

von Humboldt, als er zuerst von diesem Plane vernommen. Humboldt entging das Unfreie und Prosaische nicht, was der nahe Sitz der Regierung und des bürgerlichen Lebens erzeugen müsse; er fürchtete die Freiheit des Universitätslebens beschränkt zu sehen, und hielt es nicht für gut, daß man das jugendliche, frische Leben dem formellen Geschäftsleben nahe bringen wollte; endlich scheute er den Druck, womit die Nähe der Regierung die schöne Freiheit des Lehrens wie des Lernens bedrohte.[3])

Gewiß mußten sich gewichtvolle Gründe entgegenhalten lassen, um diesen Einwurf zu beseitigen, um auch in Humboldt den Widerwillen zu besiegen, und wir haben sie schon im Vorangehenden angedeutet. Wenn man mitten in der größten Bedrängniß den Gedanken fassen konnte, eine großartige Lehranstalt dieser Art zu gründen, so waltete hiebei gewiß das Gefühl, daß nicht blos der Jugend und dem Geiste des Volkes durch eine Anstalt dieser Art, vielmehr, daß dem Staate selber durch die Nähe der Intelligenz und die Frische des akademischen Lebens geholfen werden müsse. Man machte auch auf die Vortheile aufmerksam, die der neuen Stiftung selbst aus der Oertlichkeit zustoßen würden; man bemerkte, wie die Lehrer unter den Augen der Behörden am sichersten bewahrt bleiben würden vor beschränktem Kastengeiste, vor kleinlichen Reibungen und Universitätsschlendrian, und unter den Studirenden der Geist der Roheit gebannt werden würde. Wichtiger aber immer erschien die Hoffnung, daß der Wechsel-

---

3) Auch A. v. Humboldt theilte diese Befürchtungen. „Ich zweifle nicht," schrieb er 19. Okt. 1807 an Prof. Schütz, „daß die neue Universität aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern ist, eine kräftige Jugend, der unser Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens so nahe aufwachsen zu sehen. Es wird das wichtige Problem gelöst werden, ob der Ort der Universität Seichtigkeit, oder die Universität dem Orte Fülle und Stärke geben werde." (Briefw. von Schütz, II. 184.)

verkehr zwischen den Häuptern der Wissenschaft und den obersten Gliedern der Staatsregierung auf diese letztern geistig erfrischend, ideenerweckend und unwillkührlich erhebend wirken werde.[4]) Und diese Hoffnung hat sich nicht betrogen. Es ist vielmehr von unermeßlichen Folgen für den preußischen Staat gewesen, und ist auch für alle Zukunft eine Garantie des Fortschritts und der Kultur in diesem geworden, daß man es damals wagte, die Wissenschaft und den Staat in eine so nahe Berührung zu bringen.

Zur selbigen Zeit kam noch mehr in Frage, nämlich die Art der Ausführung überhaupt. Man wollte eine Musteranstalt gründen. Es fragte sich demnach, was man von der bisherigen Einrichtung der Universitäten festzuhalten, was man daran zu bessern gedenke. Diese Erörterung ward um so bedeutender, da Männer wie Schleiermacher, Fichte, Wolf Theil daran nahmen. Wolf's Vorschläge[5]) hielten sich am meisten im praktischen Geleiß, und scheinen auch vorzugsweis benützt worden zu sein. Schleiermacher ging schon tiefer.[6]) Er entwickelte, mit der ihm eigenen Schärfe und Begeisterung, was man von den Universitäten unserer Zeit verlangen müsse. Mit richtigem Takte wandte er sich vornehmlich an die Lehrenden. Indem er forderte, daß man nicht Vorlesungen, sondern Vorträge halte, schlug er dem Universitätsschlendrian eine tödtliche Wunde. Reformatorischer, als Beide, trat Fichte auf, mit einem Plane, den er (1807) im Auftrage des geheimen Kabinetsraths Beyme entwarf, der jedoch erst nach

4) In diesem Sinne sah es auch Fichte an. Siehe dessen Leben und literarischen Briefwechsel, herausgegeben von J. H. Fichte, II. 540–42.

5) Sie wurden an Beyme gerichtet, schon im August 1807. Man findet sie bei Körte, a. a. O., II. 230–45.

6) Siehe dessen „Gelegenheitliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne.“ Berlin, 1808.

seinem Tode im Druck erschienen ist.[7]) Sieht man von der etwas bizarren Form ab, in welcher Fichte seine Ideen vorträgt, so kann man vieles noch heute recht Beachtenswerthe nicht verkennen. Er forderte, daß die neue Anstalt auch in ihren Formen dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft angepaßt werde. Nicht darin, daß man gelehrte Männer aus allen Fächern zusammenrufe, und soviel als möglich sogar Männer von entgegengesetzter Meinung, sah er das Heil; er wollte die Mängel des bisherigen Universitätsunterrichts an der Wurzel angegriffen wissen. Dieser Unterricht, sagte er, leistet zu wenig, er faßt die Bedürfnisse der Studirenden nicht genug in's Auge. Zu diesem Zwecke schlug er mündliche Prüfungen und Unterhaltungen vor. Er betrachtete die Universitäten überhaupt „als eine Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs." Was er dabei im Auge hat, geht doch zu sehr auf Raisonnir-Uebung aus; das Positive behandelt er zu verächtlich. Die Conversatorien waren ein recht guter Gedanke; aber man wolle das nicht wie eine Hauptsache, sondern als eine nützliche Ergänzung der zusammenhängenden Lehrvorträge behandeln. Der dialogische Unterricht paßt mehr für einzelne Zweige, wie z. B. die Philosophie, obwohl wir auch hier manche aus Griechenland entnommenen Vorstellungen fallen lassen müssen. Gewiß ist es gut, die Selbstthätigkeit der Lernenden mehr zu befördern, als es bisher geschehen; doch auch hier wolle man nicht zu viel, da gar so leicht nur unreife Eitelkeit entwickelt wird. Ueberhaupt aber lassen alle diese Dinge sich weniger von oben,

---

7) Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt, geschrieben im J. 1807 von J. G. Fichte. Stuttgart 1817. Auch hat der jüngere Fichte im Leben ꝛc. seines Vaters (I. 518—25) dessen Ideen sehr eingehend gewürdigt. Nur darf man, namentlich bei den Aeusserungen über die nachherige Errichtung der Universität (S. 524—25) nicht aus dem Auge verlieren, daß es der Sohn ist, den wir darüber vernehmen.

und nicht plötzlich machen. Auch legt Fichte auf Formen zu viel Gewicht, wo es auf den Geist ankommt und auf Männer, die den rechten besitzen, und ihn mitzutheilen verstehen.

So sah wohl auch Humboldt solche Vorschläge an. Wir finden keine Spur, daß er dergleichen Neuerungen vorzuschreiben dachte; er wollte vornehmlich recht eine Fülle von Geist und von Wissenschaft auf Einem Punkte versammeln; er wollte, daß diese Kräfte sich recht ungehemmt bewegen könnten, und erwartete davon mehr, als von allen äußerlichen Verordnungen. Ueberhaupt scheint er nicht gemeint gewesen zu sein, an einer so tüchtigen Ueberlieferung, als unsere Hochschulen sind, mehr, als durchaus nöthig, zu rütteln. Hier that keine Totalreform Noth, wie bei dem Elementarunterricht, ja zum Theil auch bei den Gymnasien. Man durfte nur nach frischen Kräften suchen, nur es an Mitteln nicht fehlen lassen, nur den Berufenen im Geiste der Freiheit begegnen; mit einem Wort, für diese neue Anstalt nur das auf recht zeitgemäße Weise und nach größerm Maßstabe wiederholen, was Münchhausen einst für Göttingen, was die Weimarische Regierung für Jena geleistet hatte — und man konnte des Erfolges versichert sein. —

Sobald Humboldt sich mit dem Gedanken, die neue Universität in der Hauptstadt zu errichten, befreundet hatte — dies aber scheint schon Statt gefunden zu haben, als er den Ruf auf den Posten annahm — war er auch mit ganzer Seele bei der Sache. Schon am 25. März 1809 schreibt Süvern von Königsberg aus an Prof. Schütz in Halle: „Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Universität ist Hr. v. Humboldt sehr beschäftigt; das ist jetzt seine Lieblingssache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entschieden ist, so ist doch die größre Wahrscheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage

zu Stande kommen wird."[8]) — Es galt nun zu bewirken, daß die Sache höchsten Orts als ausführbar erkannt werde; man mußte einen vollständigen Plan entwerfen, und, da in dem Stand der Finanzen die Hauptschwierigkeit lag, namentlich von dieser Seite die Ausführbarkeit darthun. Dem ungeachtet blieb zu besorgen, daß man von Seiten der Finanzbehörde die Mittel nicht werde darreichen wollen, die die Gründung einer wahrhaft großartigen Anstalt erfordert. Weil man jedoch die letzten Gründe für die Nothwendigkeit einer so umfassenden Maßregel nicht wohl ganz deutlich aussprechen konnte, so mußte man diese Nothwendigkeit auf andere geschickte Art darzustellen versuchen. Der eigenhändige Bericht, den Humboldt dem König darüber erstattete, ist vom 12. Mai 1809. Indem er die Grundzüge der beabsichteten Schöpfung vollständig darlegte, wußte er zugleich die bisherige Stellung Preußens, d. h. den Ruf, den es von Friedrichs Zeit her genoß, mit dem gegenwärtigen Bestreben in Verbindung zu bringen, so daß eine Halbheit nicht am Platze erschien. „Weit entfernt", sagt er in diesem Immediatberichte, „daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so ist es vielmehr gestiegen. Man habe gesehen, daß in allen neuern Staatseinrichtungen Sr. Maj. der Sinn herrsche, welcher in jenem wichtigsten aller Vorzüge auch den Zweck jeder Staatsvereinigung erkenne; man habe die Bereitwilligkeit bewundert, mit welcher, auch in großen Bedrängnissen, von Sr. Maj. wissenschaftliche Institute unterstützt, und selbst ansehnlich verbessert worden seien," u. s. w.[9])

---

8) Schütz's Briefw. I., 429.

9) Mitgetheilt in der Schrift des geh. Oberregierungsrathes

Durch Humboldt's Anträge bestimmt, gab der König, mittelst Kabinetsordre vom 16. August 1809, die definitive Genehmigung für das beabsichtigte Unternehmen. Die neue Universität erhielt das Recht zur Ertheilung akademischer Würden; die Akademien der Wissenschaften und Künste, so wie sämmtliche wissenschaftliche Institute und Sammlungen der Hauptstadt sollten, unter unmittelbarer Leitung der Sektion des öffentlichen Unterrichts, zu einem organischen Ganzen mit dieser neuen Hochschule verbunden werden. Für diese sämmtlichen Anstalten wurde eine Dotationssumme von 150,000 Thlrn. jährlich bestimmt, und von dieser 60,000 Thlr. allein der Universität zugewiesen.[10]) Der König schenkte ihr das mitten in der Stadt gelegene, stattliche Palais des Prinzen Heinrich als Universitätsgebäude. Auch den Akademien der Künste und der Wissenschaften, wie den andern hieher gehörenden wissenschaftlichen Anstalten, ward eine entsprechende Erweiterung ihres Fonds zugedacht, und diese wurde ihnen auch wirklich zu Theil.[11]) Diese Freigebigkeit war über alle Erwartungen. „Es war das höchste Beispiel einer thätigen Anerkennung für die Wissenschaft und für die Idee, welches jemals ein Staat gegeben hat; denn es fand Statt während der drückendsten Lage des Staats, bei der

---

und Prof. Dieterici: Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate. Berlin, 1836. S. 62—63. Der Verfasser gibt in gedrängter Uebersicht die Geschichte der Stiftung der Universität Berlin, wobei ihm die Benützung der Akten des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vergönnt war.

10) Nach Dieterici, a. a. O., erhielt, im Jahr 1810, die Universität 57,787 Thlr.

11) Durch ein Schreiben unseres Humboldt, vom 28. Febr. 1810, wurde der Bibliothekar Biester benachrichtigt, daß der jährliche Fonds der königlichen Bibliothek von 2000 auf 3500 Thlr. erhöht worden sei. Auch ward von Humboldt sofort eine Reform in der Verwaltung und in den Vorschriften für die Benutzung der Bibliothek betrieben. Siehe Fr. Wilken, Geschichte der königl. Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828. S. 131, 161.

größten finanziellen Bedrängniß: und man wollte nicht Schmuck und Zierrath, sondern ein Mittel der Heilung, der Wiedererneuerung damit sich erwerben." [12])

Nun war es Humboldt's Aufgabe, den Plan zur Ausführung zu bringen, und die erste Anlage der Hochschule einzuleiten. Zwar wurden auch hierbei die namhaftesten Stimmen, z. B. Wolf, Schleiermacher, später auch Reil, gehört und zu Rathe gezogen. Die eigentlichen Räthe sind schon genannt worden. Auch der Großkanzler Beyme, und der damalige Finanzminister Freiherr von Altenstein, sollen bei der Ausführung mitgewirkt haben. [13]) Das Wesentlichste that Humboldt selbst.

Der König hatte zugleich angeordnet, man solle darauf hinwirken, daß die Universität im Herbst 1810 eröffnet werden könne. Schon während des Königsberger Aufenthaltes betrieb Humboldt die Werbungen für die neue Anstalt, am eifrigsten aber seit der Rückkehr nach Berlin, wohin wir ihn jetzt begleiten wollen, bevor wir jene Thätigkeit näher betrachten.

Mitte Dezember 1809 endlich kehrten der Hof und die höchsten Regierungsglieder von Königsberg nach Berlin zurück. Humboldt erwartete man um den 18. auf der Durchreise in Frankfurt an der Oder. [1]) Der König und die Königin hielten den 23. ihren Einzug in Berlin.

Humboldt hatte, vor seinem Abschied von Königsberg,

---

12) Fichte, der Sohn, im Leben und liter. Briefw. J. G. Fichte's. I. 512.

13) Dieterici, a. a. O.

1) Schütz's Briefw., II. 469. Vielleicht war diese Erwartung trügerisch, und Humboldt schon etwas früher von Königsberg abgegangen.

Urlaub genommen,[2]) um eine Reise nach Thüringen (namentlich Erfurt) zu machen und Familienangelegenheiten zu ordnen. Im Jahre 1809 war sein Schwiegervater, der Herr von Dacheröden, gestorben. Frau von Humboldt war jetzt dessen einzige Erbin, nachdem ein Bruder, den sie gehabt, schon im Jahr 1806 mit Tod abgegangen und der Dacheröbische Lehnsnexus gelöst war. Die bedeutende Erbschaft, die ihr zufiel, bestand hauptsächlich in den beiden Gütern — Burgörner im Mansfeldischen und einem Gut zu Auleben in der goldnen Aue[3]) — auf denen sie einen großen Theil ihrer Jugend und, wie wir sahen, auch der ersten Jahre ihrer Ehe mit Humboldt verlebt hatte. Der älteste lebende Sohn aus dieser Ehe, Theodor, erhielt unterm 31. Oktober vom König auch die Erlaubniß, Wappen und Namen des in dieser Linie ausgestorbenen Geschlechts von Dacheröden dem seinigen beizufügen.[4])

Auf dieser Reise sah Humboldt auch Göthe'n wieder. „Herr von Humboldt," schreibt dieser an Zelter nach Berlin, „der mich durch seinen Besuch auf das angenehmste überrascht, nimmt diesen Brief an Sie mit" (1. Jan. 1810). Auch später erhielt Zelter manche Mittheilung dieser Art aus Humboldt's Händen, so im März dieses Jahres die Stanzen, die Göthe auf den 30. Januar — den Geburtstag der Herzogin von Weimar — gedichtet.[5]) Auch zwischen Nicolovius und Humboldt suchte Göthe seiner Seits das Band zu knüpfen. Schon unterm 27. Januar 1809 hatte er an Nicolovius und dessen Gemahlin in diesem

2) Schon unterm 3. Dez. wurde Nicolovius wieder beauftragt, für die Dauer dieser Abwesenheit das Präsidium in der Sektion zu übernehmen. Siehe Alfred Nicolovius a. a. O. S. 177.

3) Siehe Th. I. S. 143.

4) C. v. Hellbach's Adelslexikon, Ilmenau 1825. S. 597—98.

5) Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 380. 385. 395.

Sinne geschrieben: „In Berlin treffen Sie einen meiner werthesten Freunde, Herrn von Humboldt, und treten mit ihm, so viel ich weiß, in ein näheres Verhältniß. Es freut mich für Beide: denn in der gegenwärtigen Lage der Hauptstadt sowohl als des Staats ist die Mitwirkung einsichtsvoller und aufrichtiger Männer höchst wünschenswerth." [6])

Die Abwesenheit unseres Humboldt dauerte etwas länger, als man erwartet hatte. Auf dieser Reise besuchte er auch Halle und unter den dortigen Professoren namentlich den berühmten Naturforscher und Mediciner Reil. Dies war ein Geist von großer Rüstigkeit und für ein Unternehmen, wie die neue Universität, ein beinahe unentbehrlicher Mann. [7]) Er wurde auch für sie gewonnen und siedelte sich alsbald von der nunmehr westphälischen Universität nach Berlin über.

Am 26. Jan. (1810) traf Humboldt wieder in Berlin ein [8]) und nahm im Reuß'schen Garten seine Wohnung. [9])

Die Familie weilte fortdauernd in Italien. Bald nach seinem Abschied von dort ward Humboldt durch die Nachricht von der Geburt eines Sohnes erfreut, der am 23sten April 1809 das Licht der Welt erblickt hatte und den Namen Hermann bekam. Es ist der zweite Sohn, der ihm am Leben blieb und das jüngste aller seiner Kinder. — Frau von Humboldt war abwechselnd in Rom und Neapel. Am erstern Orte blieb sie in steter Berührung mit den Künstlern, auch als nun, nach Cornelius' und Overbeck's Ankunft, die romantisch-katholische Richtung so überwucherte. Das kümmerte sie wenig. „Ich bin gut mit Allen," schreibt sie noch später einer Freundin, „sie mögen neu- oder altkatholisch

6) Alfr. Nicolovius a. a. O., S. 173.
7) Steffens. Was ich erlebte, VI. 71.
8) Zelter an Göthe, I. 382.
9) Rahel's Briefe, I. 471.

sein oder Protestanten. Wenn sie nur gute Menschen und gute Künstler sind. Zu diesen guten Künstlern muß ich allerdings einige katholisch gewordene rechnen, aber sie sind es im Geist der Liebe. Als Künstler sind diese Katholiken mit die besten." [10]) — Schon auf das Frühjahr 1810 wurde sie selbst in Berlin erwartet; vermuthlich aber veranlaßte die inzwischen eingetretene Veränderung in der Stellung ihres Gatten den Aufschub ihrer Rückkehr nach Deutschland. [11])

„Heute habe ich Herrn von Humboldt auf einen Augenblick wieder gesprochen, der diesen Morgen hier angekommen ist," schreibt Zelter (26. Jan.) an Göthe. „Er ist sehnlich erwartet worden, da er uns gerade in einer nothwendigen Zeit fehlte." Und Armin, der Dichter, meldet gleich darauf (8. Febr.) nach Königsberg: „Humboldt ist von seiner Erbschaftsreise endlich zurück, er scheint wirklich ernsthafte Anstalten zur Universität zu machen; leider sind nur die Finanzen mit dem Innern in großen Differenzen." [1])

Trotz dieser Schwierigkeiten wandte Humboldt jetzt dem Gegenstande die angestrengteste Thätigkeit zu. Den 1. Okt. sollte die neue Universität eröffnet werden, aber noch war eine gute Anzahl wichtiger Lehrstellen zu besetzen, noch waren die schon vorhandenen Kräfte zu einem Ganzen zu verbinden, noch die Sammlungen und Hülfsanstalten mit den zureichenden Mitteln auszurüsten. Als Humboldt nach wenig Monaten aus dieser Stelle schied, war die Anlage so weit geschehen, daß der Eröffnung zu der bestimmten Zeit nichts mehr im Wege stand.

10) Fr. Brun, Römisches Leben, II. 326.

11) Rahel's Briefe, I. 464.

1) Mitgetheilt in Dorow's Reminiscenzen. Leipzig, 1842. S. 105.

Zum Glück liegt uns ein Blatt vor, das uns ganz in die schöne Zeit seines damaligen Wirkens und Lebens versetzt — ein Brief nämlich, den er am 29. April (1810) an Dr. Wilhelm Motherby nach Königsberg richtete.[2]) Im Eingang entledigte er sich einer Mittheilung und eines Auftrages von Göthe. Motherby hatte Göthe'n etwas von Kant's Hand zukommen lassen und für sich dagegen etwas von Göthe's Handschrift gewünscht. Humboldt verhalf ihm dazu, und sendete es ihm mit der Bemerkung zu: die Handschrift bleibe immer etwas sehr Charakteristisches in den Menschen; die Göthe's aber habe für ihn gerade nichts, das ihm dessen Eigenthümlichkeit gerade bezeichnete. Schiller hätte, seinem Urtheile nach, eine viel genialischere und ihm angemessenere gehabt. „Sie müssen noch außerdem wissen," fügt er hinzu, „daß Göthe seine Werke nie selbst schreibt, sondern immer diktirt; ein ganz von seiner Hand geschriebenes Blatt ist daher etwas Seltenes, und ich wüßte mich keines so langen zu rühmen, als die Inlage ist." Dann erwähnt er noch einiger Wünsche, die Göthe in einem seiner Briefe an ihn selbst ausgesprochen, und die von Motherby leicht befriedigt werden konnten. Göthe suchte nämlich Handschriftliches von Männern, die Hamann's und Kant's Lehrer sein konnten; Winke über die ganz eigne Art von Kultur, die in Königsberg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Statt gefunden, und ein Paar der seltenen kleinen Schriften von Hamann, die ihm noch fehlten. Darnach fährt Humboldt fort:

„Ich bin jetzt beschäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu schaffen. Gräfe aus Ballenstädt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, ist dazu bestimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen ange-

2) Zuerst mitgetheilt in Dorow's Facsimile's von Handschriften berühmter Männer und Frauen. Nr. 2. Berlin, 1836.

nommen, allein ich denke, daß es sich noch so fügen soll, daß er sich hinzugehen entschließt. Ich dächte, er müßte sich auf eine einträgliche chirurgische Praxis Rechnung machen können. Ich sah ihn bei meiner neulichen Durchreise durch Halle, wo er gerade war, bei Reil, und habe in ihm einen noch jungen und sehr liebenswürdigen Mann gefunden. Hier vermehrt sich das Personal für die Universität auch nach und nach. Reil hat nun seine völlige Entlassung, tritt aber sein Amt erst im Herbst an. Allein er will vorher auf einige Wochen herkommen, und ich erwarte ihn in einigen Tagen. Rudolphi, aus Greifswalde, der vergleichende Anatomie lesen soll, hat bereits angenommen. Illiger, ein sehr guter Entomologe, kommt aus Braunschweig. Ein Astronom, Oltmanns, der die astronomisch-geographischen Beobachtungen meines Bruders herausgegeben, wird aus Paris, und Gauß, wohl jetzt der erste Mathematiker Deutschlands, aus Göttingen berufen. Savigny, ein trefflicher Jurist, kommt aus Landshut. So rücken wir freilich nach und nach vorwärts. Allein zum wirklichen Werden der Universität fehlt allerdings noch viel, und diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen. Auch Sie erhalten nach Königsberg einen neuen Astronomen, Bessel, aus Lilienthal, und einen brauchbaren Theologen und, wie man uns versichert, guten Kanzelredner, Krause aus Naumburg.

„Dies Jahr hat Berlin im Klima gar keinen Vorzug vor Königsberg. Wir haben bis vor drei Tagen eisige Kälte und einen so austrocknenden Ostwind gehabt, daß sich fast Niemand ein gleiches Phänomen erinnert. Dieser Ostwind hat auch mein Augenübel gar sehr vermehrt. Nicolovius und ich schmälen oft gemeinschaftlich auf Berlin, und erinnern uns dann mit doppelter Dankbarkeit an Königsberg.

Ja, mein Lieber, es war offenbar in Königsberg viel, viel schöner, und ich beweise es auf eine wirklich auffallende Weise, da ich, außer Geschäftsbesuchen, fast keine einzige Gesellschaft besuche. Selbst Stägemann sehe ich äußerst wenig. Daß Ihnen Gotthold gefällt, ist mir ungemein lieb. Sein Aeußeres ist von der Art, daß es Vertrauen einflößen muß, und ich hoffe, daß ihm auch diese empfehlende Eigenschaft in seinen Schulverhältnissen nützlich seyn soll. Das Friedericianum kann eine sehr gute Erziehungs- (nicht blos Unterrichts-) Anstalt, deren wir so wenige besitzen, werden; es war in den letzten Jahren schrecklich und unverantwortlich in Verfall gerathen.

„Uebrigens geht mein Leben hier mehr auf eine sehr beschäftigte, als angenehme Weise hin. Eine Sache greift in die andere, und man hat selten Muße genug, einen ruhigen Rückblick zu machen. An sich ist das keine gerade erfreuliche Existenz, und Alles, was dabei noch anziehen kann, ist, daß etwas Wohlthätiges für Andere herauskomme. Meine Frau und meine Familie sind in diesem Augenblick sehr glücklich in Neapel. Ich habe schon einige Briefe von dort, die nicht genug die Schönheit des Himmels und der Erde aussprechen können."

Bei Besetzung der Lehrstellen der neuen Universität war das nächste Augenmerk auf Verwendung der im Staate noch vorhandenen Kräfte zu richten. Sofern aber diese zu dem umfassenden Zwecke nicht hinreichten, mußte man sie durch Verstärkung von außen her zu vervollständigen suchen.

Berlin selbst bot eine namhafte Zahl von Gelehrten dar, von denen Mehrere auch für die Universität ein Gewinn waren. Vor Allem ward die Akademie der Wissenschaft mit ihr in Verbindung gesetzt — ein Institut, das

freilich, und erst durch diese Verbindung, seiner eigenen Wiedergeburt entgegensah, da bisher darin der französische Geist aus Friedrich's Zeit noch immer vorgewaltet hatte. Doch zählte sie, namentlich im Fach der Naturwissenschaften und der Mathematik, mehrere Köpfe, die auch für die neue Anstalt von Gewicht waren, und von denen einige bisher schon öffentliche Vorträge zu Berlin gehalten hatten.

Doch ungleich wichtiger waren die Kräfte, die der neuen Stiftung von den nunmehr verlornen Universitäten, namentlich von einer derselben, überkamen. Fichte kam von Erlangen, eine Größe, die für sich allein wog. Halle aber gab mehr als Einen; es ward in gewissem Sinn das Fundament der neuen Stiftung. Dort war schon mehrere Jahre her vereinigt, was Preußen — besonders nach Kant's Tod — an wichtigen akademischen Kräften besaß. Dort hatten unter F. A. Wolf's Leitung die gründlicher und in ihrer humanen Bedeutung tiefer erfaßten Alterthumsstudien Boden gefaßt. Neben ihm trat nachher Schleiermacher, namentlich in dem Unglücksjahre 1806, hervor, und mit ihm schon die nationale Richtung, die bald so mächtig werden sollte. Diese Männer, auch Reil (ebenfalls ein ganz entschiedener Patriot), endlich Schmalz, damals noch ein Mann von ehrenwerthem Rufe — trugen das frischere Leben, das in Halle aufgegangen war, in die neue Schöpfung hinüber. — Zu den vorhandenen Kräften kam noch eine sehr namhafte. Niebuhr, der mehrere Jahre besonders in den finanziellen Angelegenheiten des Staats von großem Einfluß gewesen, zog sich unzufrieden zurück, und trat als Lehrer bei der Universität auf.

Mit all' diesen gewaltigen Mitteln wäre aber doch eine recht umfassende Schule der Wissenschaft und Kultur noch nicht geschaffen worden. Es mußte mehr und vielfältigeres geistiges Leben dahin strömen; man mußte aus verschiedenen

Gegenden Deutschlands Ergänzung suchen. Welch' ein Glück, daß ein so universeller Geist sich an der Spitze befand! Humboldt war ganz der Mann, um für alle Wissenszweige Sorge zu tragen, solcher auch, die bisher auf deutschen Universitäten nur schwach oder gar nicht betrieben worden waren, ganz der Mann, um sich nicht von bloßen Schaumgeburten und Parteiungen des Tages blenden zu lassen, und ächt wissenschaftliche Größe zu erkennen. So erging denn durch ihn, oder in seinem Auftrage, der Ruf an eine Menge der ausgezeichnetsten Deutschen. Man stellte Bedingungen, wie sie so vortheilhaft wohl nie unsern Universitätslehrern geboten worden waren. Dennoch lehnte mancher den Ruf ab, entweder den politischen Verhältnissen nicht vertrauend, oder weil er den Punkt, wo er war, nicht verlassen mochte. So erging es mit Friedrich Jacobs[1]), mit Hugo[2]), mit Gauß u. A. Dagegen glückte es Humboldt mit vielen und sehr bedeutenden Männern. Er gewann Illiger aus Braunschweig, Rühs und Rudolphi von Greifswalde, Reil, der vorerst noch in Halle geblieben war; er gewann Böckh[3]), de Wette und Marheineke von Heidelberg, endlich den großen Rechtsgelehrten Savigny[4]) von Landshut.

So ward es möglich, daß diese neue Anstalt gleich bei der Eröffnung Männer von großem Ruf, ja des ersten

---

1) Mit ihm verhandelte Uhden. Er sollte zugleich die Direktion eines der Berliner Gymnasien übernehmen. Siehe Fr. Jacobs' Personalien. Leipzig, 1840. S. 114.

2) Allgemeine Zeitung, 26. April 1810: Blicke auf die norddeutschen Universitäten.

3) Dieser ausgezeichnete Schüler Wolf's stand Humboldt schon in der Richtung seiner Studien sehr nahe. Er faßte das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auf, und war auch mit Pindar insonders beschäftigt.

4) Savigny soll, wie man behauptet, durch die höchste Besoldung gewonnen worden sein, die bis dahin einem deutschen Professor verwilligt worden. Nach John Russell, a. a. O., I. 391.

Ranges, in allen Fakultäten aufweisen konnte. Neben den Gründern der historischen Rechtsschule sah man die hellsten Richtungen der Zeit, nach allen Seiten, welche Fülle von Wissenschaft, von Anregung und Leben! Als Philosoph wirkte Fichte; in der Theologie glänzten Schleiermacher, de Wette, Marheinecke; in der Jurisprudenz besonders Savigny und Schmalz. Die medicinische Fakultät zählte neben Friedländer und Kohlrausch[5]) namentlich einen Hufeland und Reil. In den Naturwissenschaften, in Physik und Chemie fand man Klaproth, Hermstädt, Illiger, Erman; Mathematik lehrte Tralles; als Geschichtslehrer traten Niebuhr und Rühs auf; in der Alterthumswissenschaft F. A. Wolf, Spalding, Heindorf, Buttmann, Böckh, für vergleichende Sprachforschung Bernhardi. Hirt las über bildende Kunst. Neu und vielbedeutend trat jetzt auch das Studium des Altdeutschen heran, da von der Hagen die ersten Vorträge über das Nibelungenlied hielt. Diese und andere Namen führte gleich das erste Lektionsverzeichniß, im September 1810, auf. Und noch fehlten Einige, die nur auf Reisen, aber schon für die Universität bestimmt waren, wie Wildenow, der berühmte Botaniker, und der kritische Kopf J. Bekker.

Man hat von jeher diesen Anfang nur bewundert. Doch ist neuerdings auch ein Tadel laut worden, der um so mehr hier eine Berücksichtigung verdient, da er recht eigentlich gegen Humboldt gerichtet wurde und von einem Mann ausgeht, der sonst nur mit Begeisterung von dieser Stiftung spricht — nämlich von Steffens. Dieser klagt darüber, daß nur den Bestrebungen der neuesten Philosophie der Zutritt erschwert worden sei. „Man berief," sagt Steffens, „die ausgezeichnetsten Gelehrten, und ein jeder nahm gern

---

5) Dieser wurde von Rom berufen, wo ihn Humboldt als Hausarzt liebgewonnen hatte.

den Ruf an. Nur in Beziehung auf die Spekulation herrschte ein bedeutendes Schwanken. Im Anfange war es die Absicht, geflissentlich ein philosophisches Chaos hervorzurufen: welches einen merkwürdigen Gegensatz gegen die spätere, selbst von den Behörden unterstützte strenge Schule bildete. Die Bedeutung der Spekulation für die deutsche Bildung ward zugestanden und erkannt, aber nicht anerkannt. Besonders schien man der Naturphilosophie keineswegs günstig. Höchstens wollte man die Anwendung einiger Kantischen Begriffe auf die empirische Ausbildung der Naturwissenschaft dulden. So schien man geneigt zu sein, eine vorherrschend dynamische Hypothese, der atomistischen, in England und Frankreich zu Grunde gelegten, als für Deutschland passend zu betrachten. W. v. Humboldt glaubte, daß kein philosophisches System der damaligen Zeit auf Anerkennung Anspruch machen könnte. Junge geistreiche Männer, meinte er, könnten sich als Privatdocenten den Rang abzulaufen suchen, und dem endlichen Sieger könnte man den Kranz reichen. Einen Professor der Philosophie brauche man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, war ja auch ein tüchtiger Philosoph.“ 6)

Allerdings ist Berlin erst in späterer Zeit der Hauptsitz der neuern Philosophie geworden; auch ist es vielleicht richtig, daß Humboldt, weil er im Allgemeinen diese Entwicklungen für einen Rückschritt ansah, gegen das Bessere, was sie enthielten, nicht gerecht genug war. Es wäre jedoch die Frage, ob ihm z. B. Schelling nicht willkommen gewesen wäre, wenn er ihn hätte für Berlin gewinnen können, oder wenn der Gegensatz zu Fichte nicht zu herb gewesen wäre. Wenigstens hat er die Verdienste, die Schelling sich um die

6) Steffens. Was ich erlebte, VI. 143—44.

philosophische Diktion der Deutschen erworben, rühmend anerkannt,[7]) und er dürfte selbst vieles, was dem Gehalt der frühern Schelling'schen Philosophie angehört, nicht im Widerspruch mit seiner eigenen Betrachtungsweise gefunden haben — wenn er es auch auf eine natürlichere Art und mit mehr Kritik entwickelt sehen wollte.[8]) Wenn aber der oben enthaltene Vorwurf am Ende gar nur darauf hinausläuft, daß man sehr Unrecht gethan, Steffens selbst nicht an die neue Universität zu berufen, so fällt in die Augen, daß dieser Letztere hier nur als Richter in eigener Sache spricht. Ein großer Theil der denkenden Köpfe Deutschlands wird es Humboldt gar nicht verargen, wenn er etwas mißtrauisch gegen die Philosophie eines Mannes war, in der die sinnigste Naturbetrachtung sich von früh an so eigenthümlich mit einem die Freiheit des Denkens in hohem Grade gefährdenden Mysticismus paarte. Auch ist sich Humboldt in dieser Abneigung recht consequent geblieben. Denn wie er, trotzdem daß Schleiermacher seinen ganzen Einfluß dafür geltend machte,[9]) im Jahr 1810 nicht zu bewegen war, Steffens an die Universität zu rufen, so drückte er seinen Unmuth über Verirrungen dieses geistvollen Denkers auch in spätern Zeiten unverholen aus, wo die mystischen Richtungen sich größerer Begünstigung zu erfreuen hatten. Steffens war aus Norwegen zurückgekommen und hielt, bevor er nach Breslau heimkehrte, im Winter 1824—25 Vorlesungen über Naturphilosophie in Berlin. General Gneisenau hatte — aus rein persönlicher Neigung zu dem Vortragenden — seinen Saal hiezu eingeräumt, wo ein zahlreiches und ange-

---

7) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLI.

8) Ueber Humboldt's Stellung zur Naturphilosophie, siehe auch oben Th. I. S. 385.

9) Steffens a. a. O., VI. 148. Es gelang Schleiermachern, auch nach Humboldts Rücktritt, nicht, es durchzusetzen.

sehenes Publikum sich versammelte. Die auffallenden Sätze, die man hörte, wurden weitherum gesprochen. Unter andern hatte Steffens den Sündenfall mit der Schiefe der Ekliptik zusammengestellt. Dies kam auch zu Humboldt's Ohren, der sich sehr darüber lustig machte. „Ganz Recht!" meinte er, „die Ekliptik ist vor Schreck über den Sündenfall plötzlich schief geworden." [10])

Gesetzt aber auch, Humboldt wäre wirklich zu argwöhnisch gegen die neuere Spekulation gewesen, so müssen wir doch rühmen, daß er dafür seine Verwaltung um so freier von einem andern Fehler gehalten, in den die Leiter des öffentlichen Unterrichts, auch die tüchtigsten, wie wir erlebt haben, so leicht verfallen, — nämlich von dem, ein bestimmtes philosophisches System über Maßen oder ausschließend zu begünstigen. Gerade ein solches Verfahren rächt sich am bittersten an der Regierung selbst. Wollen wir daher nicht, mit Schleiermacher, [11]) die Wahlen und Berufungen lediglich der Universität wie einem unabhängigen Vereine in die Hand geben — und dies werden Wenige wollen! — so ist es noch das geringste Uebel, wenn bei Berufung von Philosophen von Seiten der Behörde zu große Vorsicht geübt wird. — Die Berliner Universität hat gerade in ihrer ersten Zeit, da die Philosophie noch nicht so überwiegend vortrat — freilich auch in Folge der Freiheit, die von oben gewährt war — einen Geist der Frische und Freiheit, vielfältigen und individuellen Lebens an den Tag gelegt, [12]) wie er nachher, trotz des übrigen Gedeihens der Anstalt, nicht in solchem Grade zu finden war, woran freilich immer auch der Geist

10) Aus handschriftlicher Quelle.

11) In der oben erwähnten Schrift über die Universitäten.

12) Siehe die Parallele zwischen den Universitäten Jena und Berlin, Th. I. S. 260—61.

der herrschenden Philosophie so viel Schuld gehabt haben mag, als die Einseitigkeit, der die Behörde in diesem Punkte huldigte.

Auch die sonstige Ausstattung der Universität war großartig. Man besaß dort schon länger ansehnliche Sammlungen, die jetzt der Hochschule übergeben, oder mit ihr in Verbindung gesetzt wurden. Man hatte eine bedeutende Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Sammlung anatomischer Präparate und eine reiche Anzahl andrer naturwissenschaftlicher Sammlungen, die, durch neue Erwerbungen noch bereichert, nun zu einem der großartigsten Museen für Naturgeschichte heranwuchsen. Noch andre wissenschaftliche Institute, z. B. Seminarien für Theologen und Philologen, wurden nach einem großartigen zeitgemäßen Plane entworfen und mit derselben Freigebigkeit bedacht.

Auch in der Universitätsverfassung wurde besonders in Hinsicht der Gerichtsbarkeit manche zeitgemäße Anordnung getroffen,[1]) und wie man auf der einen Seite so zu fördern gesucht, so mied man auf der andern jeden beengenden Zwang. „Selten," schrieb im Jahr 1813 ein diesem Fache nahe stehender Mann (Nolte) an Schütz in Halle, „selten möchte sich eine Universität gleich in der ersten Zeit einer so nachdrücklichen Hülfe der Regierung und einer so freien Thätigkeit zu erfreuen gehabt haben ... Hier ist fast kein Wunsch unbefriedigt geblieben."[2])

---

1) Auch wurden von der Sektion Vorkehrungen getroffen, um die Jugend vor den Gefahren der großen Stadt möglichst zu sichern. Allg. Zeitung, 16. Juli 1810.

2) Schütz's Briefw. II. 301.

So war denn das Nöthige eingeleitet, den königlichen Befehl pünktlich zu vollziehen. Humboldt selbst aber schied aus dieser Stellung, bevor die Universität eröffnet wurde. Doch war das Wesentliche gethan, so daß nun die Sache auch von geringern Kräften durchgeführt werden konnte. Es ist ein recht charakterischer Zug in Humboldt's Leben, daß er bei der Eröffnung dieser Schöpfung nicht einmal zugegen sein sollte. Unterm 29. April 1810 schon gab er den Wunsch zu erkennen, in die diplomatische Laufbahn zurückzutreten. Diesem Wunsch ward in der Mitte des Junius entsprochen, und er auf einen Posten berufen, wo man eben eines solchen Mannes recht dringend bedurfte.

Ueber die Gründe, welche Humboldt veranlaßt haben, diese schöne Thätigkeit aufzugeben, ruht noch jetzt ein Dunkel. Gewiß ist, daß das damalige Ministerium sich in einer sehr schlimmen Lage befand, und täglich seiner Auflösung entgegen schritt. In allen Maßnahmen herrschte eine gewisse Unsicherheit, weil man sich in dem Finanziellen nicht zu helfen wußte. Ueberall vermißte man einen Arm, der das Ganze leitete. Wiederholt verbreiteten sich Gerüchte von Dohna's Rücktritt und der Auflösung des ganzen Ministeriums. Endlich entschloß sich der König, Hardenberg herbeizurufen und ihn als Staatskanzler an die Spitze zu stellen; Napoleon ließ es geschehen, und am 6. Junius 1810 wurde der Neuernannte in sein Amt eingeführt. Der Großkanzler Beyme und der Finanzminister Freiherr v. Altenstein zogen sich sogleich zurück, auch Scharnhorst, doch dieser nur scheinbar, denn er wirkte fortan im engsten Einverständniß mit dem Kanzler. Der Minister Graf zu Dohna setzte seine Funktionen noch bis zum November dieses Jahres fort. Mit Hardenberg's Eintritt kam Einigkeit und ein festerer Gang in die Geschäfte; die Verfassung der obersten Regierungsbehörden ward vereinfacht, die finanzielle Schwierigkeit

gelöst; so daß man die innern Reformen mit größerer Kraft durchsetzen und nach außen mehr Haltung beweisen konnte. Es ist ein großes Verdienst dieses Mannes, solches bewirkt, und unter den schwierigsten Verhältnissen zugleich die Existenz des Staates aufrecht gehalten, und die Mittel seiner Wiederherstellung vorbereitet zu haben. Indem er sich mit bewunderungswürdiger Klugheit auf der einen Seite unter die französische Obermacht fügte, auf der andern die im Innern gährenden Kräfte in wohlthätigen Banden hielt, rettete er den Staat von einer vorzeitigen Explosion, die ihn muthmaßlich in den Abgrund gebracht hätte. Wohl hätte man sich des guten Gestirns, das über Preußen aufgegangen war, erfreuen können, wenn nicht gerade jetzt ein schöneres entschwunden wäre, da am 19. Juli desselben Jahres das Leben der allverehrten Königin erlosch.

Indem wir die Krisis, welche dem oben ausgesprochnen Wunsche unseres Humboldt fast auf dem Fuße folgte, vorangestellt, wenden wir uns zu dem zurück, was ihn bewegen konnte, schon im April seinen Abschied zu fordern. Die kritische Lage des Ministeriums berührte ihn kaum, ja er konnte hoffen, daß der Sturz desselben manche Hemmungen hinwegräumen würde, mit denen er bisher gekämpft. Doch jene Differenzen waren ausgebrochen, ehe dieser Sturz entschieden war, sei es nun, daß sie durch die Ungewißheit der Befugniß des Sektionschefs gegenüber dem Minister des Innern,[1]) oder durch Einsprache des Finanzministers in die Humboldt'sche Verwaltung herbeigeführt

1) Wir wollen doch nicht unerwähnt lassen, wie der Historiker Woltmann in dem oben Th. I. S. 48 angezeigten Artikel diese Vermuthung ausführt. „So reiche Mittel," sagt er, „selbst der erschöpfte niedergebeugte preußische Staat für die geheiligten Zwecke und Geschäfte dieser Sektion aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des

worden. Merkwürdig wäre es, wenn Altenstein damals dem Departement, das er später leiten sollte, die Mittel erschwert hätte.

Wie dem aber sei, die Auflösung des Ministeriums Dohna änderte nichts mehr in diesem Entschlusse. Kaum hatte der neue Staatskanzler die Zügel der Regierung ergriffen, so wurde dem von Humboldt ausgedrückten Wunsch gewillfahrt, indem er, durch Cabinetsordre vom 14. Juni desselben Jahres, zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österreichischen Hofe ernannt und ihm zugleich der Charakter eines geheimen Staatsministers beigelegt wurde. Wir werden die Wichtigkeit dieser Berufung im nächsten Buche betrachten. Abgesehen aber auch von dieser Bedeutung, konnte unter den damaligen Umständen — da der römische Posten vacirte, nicht leicht eine angenehmere Stelle gefunden werden, als die eines Gesandten in Wien.

So leid es Humboldt thun mochte, sein bisheriges Amt, so wie auch Berlin in einer geistig so anregenden Epoche verlassen zu sollen, so konnte ihn, in letzter Hinsicht zumal, der Gedanke trösten, daß es ihm nun auch für seine Person wieder mehr vergönnt sein werde, wissenschaftliche Studien zu pflegen, ohne sich deshalb den Aufgaben des Vaterlandes zu entziehen. Bisher aber war er dergestalt von Berufsgeschäften überhäuft gewesen, daß er nicht einmal hoffen durfte, der Aufforderung des Professors Vater genügen zu können, welcher ihn in dieser Zeit ersucht hatte, die längst

---

Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Absichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Ansicht und Ausführung beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint H. den ihm sonst so werthen und interessanten Posten wieder aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben."

gesammelten Materialien über die Vaskische Sprache für den Mithridates zu verarbeiten.

Unter'm 23. Juni ward Nicolovius beauftragt, einstweilen die Leitung der Sektion zu übernehmen, obwohl die Abreise des bisherigen Chefs sich bis Anfang Septembers verzögerte. Die Kunde von Humboldt's Ausscheiden erweckte allgemein die Besorgniß,[2]) daß diese Geschäfte ganz in's Stocken gerathen, und namentlich die Eröffnung der Universität hinausgeschoben werden würde. Man glaubte, daß hier nun alles wieder in die Sphäre des Gewöhnlichen sinke. Darin hatte man Unrecht. Der dauernde Impuls war gegeben, und auch die Anlage der Universität so weit gediehen, daß es Nicolovius, in Verbindung mit dem noch fungirenden Grafen Dohna, leicht wurde, die noch nöthigen Anordnungen zu treffen. Der Staatskanzler trug damals brieflich die Leitung der Sektion dem in Paris weilenden Alexander von Humboldt an, dieser jedoch zog es vor, seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, und lehnte dieses Anerbieten ab.[3]) Im November 1810 trat der geheime Staatsrath von Schuckmann an die Stelle, und Nicolovius ward zum Direktor in beiden Abtheilungen ernannt.

Die Tugenden, welche Humboldt als höherer Beamter entwickelt hatte, die gereifte Einsicht, die unbestechliche Wahrheitsliebe und die energische Thatkraft wurden auch höchsten Orts wohl erkannt. Die schönste Anerkennung war der Wiener Posten. Doch auch sonst fehlte es nicht an

---

2) Vergl. Morgenblatt, 11. Oktober 1810 (Correspondenz aus Berlin). — Nicolovius selbst fürchtete dies, nicht minder Wolf und Zelter. Siehe Alfr. Nicolovius, a. a. O., S. 189—90. Körn, a. d. O., II. 56. Briefw. zw. Göthe und Zelter, I. 405.

3) Siehe auch Morgenblatt vom 21. Aug. und 9. Dez. 1810.

Zeichen der königlichen Achtung. Als man im Anfang des Jahres 1810 (18. Jänner), da Humboldt noch auf der Erbschaftsreise war, die zweite und dritte Classe des bisher einfachen rothen Adler-Ordens stiftete und nur die dritte vorerst austheilte, war er unter den wenigen höchsten Staatsdienern, die sie empfingen.[1])

Auch vor dem wissenschaftlichen Tribunal fand sein Wirken immer mehr Anerkennung. Schon im Anfang des Jahres 1809 wurde er zum auswärtigen Mitglied der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen,[2]) und im Sommer 1810 in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren außerordentliches Mitglied er bisher gewesen, zum ordentlichen Mitgliede und zwar der philosophischen Classe ernannt. Mit ihm zugleich Schleiermacher, Niebuhr und Uhden zu ordentlichen Mitgliedern in der historischen Classe.

Humboldt war schon in Wien, als die neue Universität eröffnet wurde. Es geschah ohne alle Feierlichkeit.[1]) Die Vorlesungen begannen den 15. Oktober 1810. Der Erfolg war ein großartiger. Davon hat Steffens eine Schilderung gegeben, die jeden Leser mit sich fortreißt.[2]) Fast alle Hochschulen wurden von dieser neuen Anlage in Schatten gestellt; kaum vermochte Göttingen, und etwa Heidelberg mit ihr zu wetteifern. Und doch war diese Stiftung nicht, wie einst die

---

1) Allg. Zeitung, 31. Jan. 1810. Auch Scharnhorst, Yorl, Altenstein, Dohna, Beyme, Klewitz und A. waren unter den das erste Mal Dekorirten.

2) Siehe Morgenblatt, 17. April 1809 (Berlin, 25. März).

1) Doch holte man diese in gewisser Hinsicht nach, am 3. Aug. 1811, dem Geburtstage des Königs.

2) A. a. O., VI. 275—77.

vom Freiherrn von Münchhausen in's Leben gerufene, in ruhigen Zeiten, bei vollem Schatze, oder in einer Epoche eingeleitet worden, wo es leicht war, das Tüchtige zu erkennen und zu gewinnen.

Nun erst ward Berlin eine Stätte deutschen Geistes, die es bisher in geringerem Grade gewesen, und die doch jetzt bald alle andern überragte. Der Geist, der hier aufging, strömte bald auch in die Provinzen zurück. Als dann die Stunde der Entscheidung schlug, enthüllten sich die großen Folgen, die den geistigen Vorschritt des Landes begleiteten.

Und diese Wirkung dauert fort auf unsere Zeiten, ob schon auch diese Schöpfung noch manche Anfechtung zu bestehen hatte. Noch im Jahre 1815 erklärten sich engherzige Verwaltungsmänner, wie der geheime Staatsrath v. Bülow, laut gegen das Humboldt'sche Kind, die Berliner Universität, und weissagten ihr ein baldiges Ende.[3]) Welche Anfechtungen aber das ganze Departement des Unterrichts seit den Zeiten des Herrn von Kamptz erfuhr, ist uns leider in zu gutem Gedächtniß. Zum Glück war in dem edlen Altenstein — der im Jahr 1817 an die Spitze des neugestifteten besondern Ministeriums für Kultus und Unterricht trat — ein Mann gefunden, dem ernstlich daran lag, diese Schöpfung zu pflegen, und der ihren Widersachern Stand hielt, so weit er vermochte.

* * *

Ich habe es hier versucht, von dieser so interessanten Epoche des Humboldt'schen Lebens wenigstens einen Umriß zu liefern. Wie sehr aber wird uns hier noch der Mangel genauerer Kenntniß der damaligen Staatsverhandlungen,

---

3) Schütz's Briefw., I. 32.

des Kampfes der verschiedenen Parteien, der Ansichten so großer Staatsmänner fühlbar! Wie anders würde es sein, wenn uns eine aus den Akten gezogene Geschichte der innern Staatsveränderungen in Preußen, besonders der Jahre 1807 bis 1813, wenn uns die einzelnen Arbeiten der Immediatcommission, wenn uns außerdem die Gutachten und Berichte eines Humboldt und so mancher gleich bedeutende Schatz von Staatsweisheit und großartigen Ansichten vorläge, statt, wie bisher, nur in den Akten zu vermodern.

Sechstes Buch.

Humboldt in den großen politischen Geschäften, bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst.

Gesandtschaft zu Wien. Thätigkeit auf den Congressen zu Prag und Chatillon, bei den Pariser Friedensschlüssen, auf dem Congreß zu Wien, dann zu Frankfurt und London. Sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußen's bis zum Siege der Reaktion.

1810 bis 1819.

Wir kennen die Grundzüge des Humboldt'schen Wesens. Es war eine vorwiegend intellektuelle Natur, und doch eine muthige und thatkräftige dabei. Aber mitten im regsten Wirken für die praktische Welt verrieth ein eigenthümlicher Zug den Boden, in dem er seine Heimath hatte. Auch fand er in Thatengröße nicht das Glück. Dies suchte er nur in seinem eigenen Busen, in dem Ganzen, das man sich dort schaffen kann, wenn alles äußere Wirken immer unvollendet bleibt. Dieser innern Einheit versichert, konnte er sich aber dreist in's Weltgewühl mischen,

„Die Kräfte, die sonst unerforschet schliefen,
„Am reichgegebnen Stoffe kraftvoll prüfen."

Er hatte nicht zu fürchten, daß ihm die innere Freiheit gefesselt werde; er wußte vielmehr, daß er im wildesten Sturme sich wiederfinden würde. Er sah das Wirken für die Welt, das sich Hingeben an ihre Interessen, für Pflicht an; er warf sich muthig in das Rollen der Begebenheit, so sehr es des Geistes Art ist und zumal seines Geistes war, zu verweilen, und „starr den Blick auf Einen Punkt zu lenken." Der Mensch, sagte er, muß beide Wesen in sich einen, doch Seelenkleinod ihm Beschauung scheinen.[1])

1) Ges. Werke, IV. 341. 371. Vergl. meine frühere Charakteristik oben I. 47—53.

Einem so tief und gründlich gebildeten Geiste, wie Humboldt, auch unter den handelnden Männern nur zu begegnen, könnte schon Verwunderung erregen, und man würde es ganz natürlich finden, wenn man von ihm hier etwa urtheilen müßte, wie man es von Andern muß, von denen es heißt: Es war ein großer Dichter, aber ein schlechter Politiker, oder es war ein trefflicher Geschichtschreiber, aber ein mittelmäßiger Minister — dies vielmehr ist das Auffallende, daß man von eben diesem intellektuellen Geiste sagen muß: Er war auch der Ersten Einer unter den Staatsmännern seiner Zeit. Denn wenn je, und vor allem in der modernen Zeit, ein Beispiel gegeben worden, das den im Allgemeinen richtigen, aber doch auch mit manchem Vorurtheil gepaarten Satz: daß gelehrte Männer selten für die Welt und die Geschäfte taugen, merkwürdig beschränkt und eine glänzende Ausnahme davon darstellt, so hat Humboldt ein solches gegeben.

Und doch war er, wie alle wissen, die ihn gekannt haben, nicht einmal von Natur mit allen den Mitteln gerüstet, die staatsmännische Größe zu begünstigen pflegen. Sein Aeußeres war wenigstens nicht anziehend; beim ersten Anblick fühlte man sich eher von ihm abgestoßen, obwohl die hohe, mächtige Gestalt imponirte, und man sein Gesicht, je länger man es betrachtete, immer klüger, bedeutender, ja angenehm fand. Varnhagen, mit der ihm eigenthümlichen Auffassungsart, wollte sogar in seinem Aeußern das Charakteristische und Bewunderungswürdige wiederfinden. „Die Betrachtung seiner Persönlichkeit", sagt er,[2] „gab unerschöpfliches Studium, und erst manch neue Räthselfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufschluß des innern Wesens. Diese hohe und in den Schultern vorgebogene Ge-

2) In seiner Skizze: „Wilhelm von Humboldt."

stalt, diese zurückweichende Stirne, diese heraustretenden Forscheraugen, die zarte Blässe des ruhigen Gesichts, dessen Mienen gleicherweise im Ernst und im Lächeln Scheu und Ehrerbietung einflößten, der hagre, nicht muskelkräftige, aber durch starke Nerven zu jeder Anstrengung und Ausdauer willige Körper, die feine sanft schneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geschicklichkeit der Wendung versagt war — dies alles zusammen muß man im Leben gesehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu fassen, zu welchem solches Innere und solche Leiblichkeit hier vereinigt waren!" — Humboldt aber hielt sich selbst für häßlich, und im höhern Alter, wo der Kopf etwas vorsank, fiel das mehr in's Auge. Dem gewöhnlichen Blicke erschien er jederzeit unschön. Seine Haltung hatte nichts, was man adelich nennen konnte; es war eine recht bürgerliche und gelehrte. Man mußte ihn wenigstens sprechen hören, um die Gewandtheit und Würde, die er, auch im Umgang mit Vornehmen und Großen, an den Tag legte, irgend begreiflich zu finden.

Es war die Macht des Geistes und des Charakters, die auch seine staatsmännische Größe begründeten; es war Wille und Uebung, die auch jene mäßigen äußern Mittel zu einem harmonischen Ganzen vereinigten. Dieser grübelnde, beschauende, studirende Humboldt, der auch in den Kriegsjahren, mitten im Feldlager der Alliirten, immer die griechischen Klassiker in kleinen Ausgaben mit sich führte, der während des Alle beängstigenden Congresses zu Chatillon, dem er als preußischer Bevollmächtigter anwohnte, noch mit Vollendung seiner Uebersetzung des Aeschylischen Agamemnon sich beschäftigen konnte — dieser selbe Humboldt entwickelte in dieser Zeit einen Muth und eine Thatkraft, einen Sinn für die Gegenwart und eine Gewandtheit für die verwickeltsten Auf-

gaben, die sich der Lösung darboten, daß man ihn den Gneisenau der politischen Konferenzen und unter den Staatsmännern nennen konnte. In der That, die hohe Intelligenz, die ihm zu eigen geworden, bewies sich auch schlagfertig; sie versagte ihm nicht in der Gegenwart der geübtesten und verschlagensten Diplomaten, noch im Kampfe mit ihnen. Man fürchtete ihn wie eine Erscheinung, gegen die die gewohnten Waffen nicht ausreichen. Er war thatenlustig, wo so Viele die Dinge gern in ein ruhiges Geleis gezogen hätten und das blutige Waffenspiel verwünschten. Er faßte die Ideen, die, heller oder dunkler, im Geist der Zeit geborgen lagen; er sah ihnen mit Unerschrockenheit in's Antlitz, und machte mit diesem Besitzthum, als wenn er das Haupt der Medusa auf der Brust trüge, seine altgläubigen und furchtsamen Kollegen erstarren. Es war seine lebendigste Ueberzeugung, daß nur durch freie Institutionen eine Nation gehoben und gestärkt werden könne. Die furchtbarsten Waffen lagen in seiner Hand, die eisigste Kälte der Satyre und Ironie neben der ruhigsten Anmuth des Scherzes, die Würde und Festigkeit einer tiefgewurzelten Ideenwelt bei der ausgebildetsten Macht der Dialektik. Er hatte das Talent, die Dinge von den verschiedensten Seiten anzusehen, und die gewandteste Diskussion darüber zu führen. Und im Kampf, wie im Frieden, entwickelte er eine Ruhe und eine Klarheit, die den Hörer schon gefesselt hatten, bevor noch die Gründe ihn überwältigten.

Es war Humboldt, wenn er einmal nicht sinnen und denken konnte, ganz gleich, womit er sich beschäftigte; wenn er nur seine Kräfte daran erproben, einen großen Sinn bethätigen konnte. Seine Fähigkeiten hielt er in steter Ausübung. „Nichts von allem, was er je gelernt", sagt ein vieljähriger Beobachter,[3]) „durfte erlöschen oder schlummern, im

3) Varnhagen von Ense, a. a. O.

Gegentheil mehrte und kräftigte sich bei ihm stets das Einzelne wie das Ganze seines geistigen Besitzthums. Sein Willen schaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umstände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leistungen in Geschäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchst fördernd oblag, war er frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heitrer Geselligkeit." Er übte seine körperlichen Kräfte, wie die geistigen. Ein fast das Leben hindurch ihn begleitendes Augenübel war fast das Einzige, was ihn in seiner Thätigkeit manchmal hemmte; ein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch aussprechen konnte, sondern immer nur S sagte,[4]) war in ernster Debatte kaum bemerkbar, dem Scherze aber gab es auch einen äußern harmonischen Typus.

Wenn ihm etwas rein Geistiges nachtheilig worden, so ist es wohl die geistige Macht und Ueberlegenheit selber. Wir haben in der frühern Schilderung bemerkt,[5]) wie ihn diese Ueberlegenheit dahin führte, gegen die große Masse von Mittelmäßigkeit, mit welcher man zu verkehren genöthigt ist, nicht selten mit offnem Hohn zu verfahren, und manchmal auch solche, die es nicht verdient hätten, so zu behandeln. Auch strebte er sein Innerstes geflissentlich zu verhüllen; er verachtete die Alltagswelt zu sehr, um sie sein wahres Wesen erblicken zu lassen. Seine politische Thätigkeit — die ihn überhaupt seine innersten Gedanken und Sympathien mehr zurückzudrängen nöthigte — legte ihm auch noch von Amtswegen solche Verhüllung auf, und veranlaßte ihn nicht selten, seine Uebermacht auf wirklich erdrückende Weise zu äußern. Dies hat ihm ohne Zweifel sehr geschadet; es hat wohl auch dazu beigetragen, daß man sich seiner, sobald man solcher Gaben

---

4) Varnhagen, a. a. O.
5) Siehe oben Th. I. S. 54—55.

nicht mehr so dringend bedurfte, gern zu entledigen suchte. Den Diplomaten besonders war er jederzeit ein Aergerniß; er schlug sie mit ihren eigenen Waffen, und ließ ihnen doch nur zu deutlich merken, wie gering er solche schätze.

Aber auch dieser Uebermuth zeigt seine Stärke, die auch sonst nie bezweifelt wurde, und die sich in den verwickeltsten Fragen einer großartig bewegten Zeit auf's glänzendste bewährte. Er behandelte die Dinge mit Virtuosität. Was Andern Anstrengung dünkte, war ihm Genuß. Seine gelehrte Genauigkeit kam ihm auch in seinen Geschäftsarbeiten zu Statten; sein reiches Sprachwissen bei Verhandlungen und im geselligen Verkehr. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und sicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menschen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden,[6]) und das für Zwecke, die ihn innerlich oft kaum berührten, die nur die Pflicht ihm auflegte.

Dies Alles sind doch nur schwache Andeutungen! Um ganz zu würdigen, was Humboldt als Staatsmann vermochte, müßte man zur Genüge schildern können die Geistesstärke, mit der er den angestrengtesten Arbeiten oblag, bei oft nur dreistündigem Nachtschlaf, heiterer, gesellschaftlicher Laune, schwebend über den Massen, sie doch auch festhaltend und pflegend, als wenn er sie nicht verachtete; schildern können seine Alle, die unter ihm standen, bis zur Verzweiflung ermüdende Thätigkeit, seine Ordnungsliebe in Geschäften, Geduld im Anhören, seine listige Auffassung der Schwächen derer, mit denen er zu unterhandeln hatte, seine stoische Ausdauer in selbstgefaßter Meinung, Beherrschung aller Conferenzen, deren Mitglied er war, das Mißfallen der

---

6) Varnhagen, a. a. O.

geistig Unterliegenden; zur Genüge schildern, wie er, mit Ideen erfüllt, die weit über die engen Gränzen der Gegenwart hinaus reichten, dieses Allgemeine und Höhere im Sinn haltend, immer doch nur nach dem strebte, was unter gegebenen Verhältnissen ausführbar ist.

Dann erst würde man ganz erkennen, daß in neuern Zeiten schwerlich ein Andrer die öffentlichen Verhältnisse zugleich und die Wissenschaft mit solcher Größe des Geistes und solchem Geschick gehandhabt hat, als Wilhelm von Humboldt; daß er mehr war, als blos das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, sondern ein wirklich von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann; man würde ganz begreifen, warum Böckh ihn einen Staatsmann von Perikleischer Hoheit nennen durfte.[7]) Die Verbindung deutscher Wissenschaft und der großen Welt, von der wir große Förderung erwarten dürfen, hat in ihm ein Vorbild gefunden. Ueberhaupt aber hat Deutschland, nicht Preußen allein, neuerer Zeit unter seinen Staatsmännern wohl Einzelne zu rühmen, die in bestimmter Richtung dem Staate mehr geleistet, als er; an wahrer Größe aber steht ihm nur Einer gleich, der ihn übrigens an Volksthümlichkeit weit überragt. Dieser Eine ist der Freiherr von Stein, dessen Bedeutung man neuerlich vergebens herabzudrücken versuchte, deren allseitige Würdigung jedoch demnächst von ausgezeichneter Hand zu erwarten steht. Humboldt hat nie eine Popularität gewonnen, wie sie Stein schon lange besitzt; er würde sie in gewisser Rücksicht auch nicht ansprechen. Stein's Energie war auf wenige Punkte gesammelt; gerade eine so einseitige Größe muß populärer sein. Daß er so kraftvoll

7) In den in der Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 9. Juli 1835, zu Humboldt's Andenken gesprochenen Worten.

auf Eines, was Noth that, auf ein mächtiges Deutschland hinwies, möchten der Staaten mehrere oder einer sein, daß er selbst, so sehr er konnte, vor allem dies zu bewirken im Auge hatte, und über die Armseligkeit, die nach so großen Anstrengungen, des preußischen Volks zumal, allenthalben übrig blieb, so unverholen das Verdammungsurtheil aussprach, dies hat seinen Namen unvergeßlich gemacht. Diese laute, rücksichtslose Opposition lag minder in Humboldt's Natur. Stand er aber auch in dieser Rücksicht nach, so war doch sein ganzes Wesen fertiger, besonnener, sein Wirken vielseitiger und reicher, und in Hinsicht auf Freiheitsinteressen inhaltsvoller. Besonders der Schluß seiner politischen Laufbahn macht ihn nicht minder unvergeßlich. In den wichtigsten Momenten unserer neuern Geschichte steht auch sein Name geschrieben. Daß man dennoch Humboldt bisher so ungleich weniger genannt findet, als Stein, darf nicht auffallen. Abgesehen davon, daß manchem unsrer Patrioten der Gedanke der Nationaleinheit, wie er bei Stein im Zorn über die Verfehltheit der Gegenwart hervortrat, ganz allein Werth hat, ist Humboldt's Verdienst auch nur Wenigen der Jetztlebenden näher und im Zusammenhange bekannt worden. Die stille, aber reiche Größe muß vor allen Dingen recht gekannt sein!

Ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit — fürwahr ein richtiges Wort. Nicht der Mauernbrecher, der Stein war und unter Umständen noch mehr gewesen sein würde, sondern ein Geist, der dem jugendlichen Alter der Welt wie der bessern Zukunft unseres Volkes angehörte, schon in ihr lebte; der es nicht vergaß, auch für die Verwirklichung dieser Zukunft zu arbeiten, wo diese Aufgabe sich darbot, dem es aber doch mehr eigen, den Saamen der Wahrheit und Freiheit in die Nation hinauszustreuen, und ihn dann von selbst zur Reife kommen zu lassen, als die Frucht mit

Treibhauswärme zu zeitigen. — Nicht blos selbst nach klassischer Bildung ringend, nicht blos bemüht, Schönheit und Kunst der Griechen auf deutschen Stamm zu pfropfen, sondern zugleich ihr Leben mit unsern Vorzügen zu einen, unsern Sinn und Wesen mit griechischem Geist zu nähren — zeigte er sich auch darin als ein wahrer Zögling der Alten, daß er es ihnen gleich zu thun strebte, und, ähnlich den Staatsmännern, die zu Platons Zeit lebten, durchdrungen mit allen Schätzen des Guten und des Schönen, im Denken geübt wie im Handeln, an sich selbst das Gepräge harmonischer Bildung darstellte, das im Geiste uns Allen als ein Ideal vorschwebt.

Aber auch solches Talent bedarf der äußern Begünstigung, nicht sowohl um zu werden, als um sich zu offenbaren und eine bestimmte Höhe der Vollendung zu erreichen. Schon zu Rom und in seiner neuesten Thätigkeit hatte der praktische Humboldt sich entwickelt. Nunmehr bot Wien ein reiches Feld, und bald sollten die Begebenheiten in rascher Folge diese schöne Anlage vollenden.

Die nächsten Jahre (1810 — 1813) füllten die Bewegungen und Vorbereitungen, die dem Befreiungskampfe vorhergingen. Es war die Zeit der geheimen Verabredungen und Verbindungen, durch welche, beim ersten günstigen Ereigniß, der französische Koloß zu Boden geworfen werden sollte. Schon streckte dieser seine Arme von der pyrenäischen Halbinsel bis an die litthauischen Wälder; Preußen konnte nur im Stillen sich zum Widerstande rüsten, und Oesterreich gelangte nur, indem es Napoleon eine Tochter des Kaiserhauses überließ, und öffentlich alle Verbindung mit England aufgab, zu einiger Ruhe und Sicherheit.

Je gedrückter dieser Zustand erschien, desto eifriger betrieb man die Vorbereitungen der Befreiung, von Seiten einzelner oder insgeheim verbündeter Patrioten sowohl, als der tief beleidigten Regierungen.

Besonders merkwürdig ist, was damals muthvolle Männer auf eigene Hand unternahmen. Ueber halb Europa schlangen sich die Fäden einer halb geheimen, halb öffentlichen Verschwörung. Preußen, das Rache dürstende, war ihr Hauptsitz. Während des österreichischen Kriegs von 1809 wagte ein Heldenhäuflein selbst einen Kampf auf eigne Hand. Diese Tollkühnen wurden erdrückt, nicht aber die unsichtbare Kohorte, aus der sie hervorgetreten. Man wurde nur vorsichtiger. Große Staats- und Kriegsmänner — man sagt auch, einzelne Fürsten — standen an der Spitze. Man knüpfte auf eigne Hand Unterhandlungen im Ausland an, und versicherte sich überall her der Mittel, die im Entscheidungskampfe, der in Deutschland gekämpft werden mußte, zum Siege führen könnten. Von diesen Agitatoren nennen wir nur die Preußen Stein, Scharnhorst und Gneisenau; von Oesterreichern Stadion und Nugent; dann den Grafen von Münster, der die auf dem Kontinent zerstreuten Fäden in England zusammenhielt. Von Hormayr's „Lebensbilder aus dem Befreiungskampfe“, gaben uns bis jetzt die besten Aufschlüsse über das Wirken dieser Männer, vorzüglich durch die Briefe eines Gneisenau und Stein.[1])

Doch wirkten auch einzelne Regierungen mit energischer Thätigkeit für die Zukunft. Preußen hatte die schwierigste Aufgabe zu lösen, der sich aber der nunmehrige Staatskanzler

---

1) Auch die Erinnerungen des würdigen E. M. Arndt, selbst eines dieser Agitatoren, und Steffens' Werk: „Was ich erlebte“ haben uns treffliche Schilderungen und Winke geboten. Doch liegt noch Vieles im Dunkeln, und harrt der Enthüllung.

Freiherr von Hardenberg mit ungemeinem Geschick unterzog. Es galt im Innern Vorkehrungen zu treffen, wie nach außen; innen die Kräfte zu entfesseln, auf dem Weg der Umbildung vorzuschreiten, und ohne Geräusch ein Heer zu bilden. Nach außen galt es zunächst, mit größter Feinheit zu temporisiren, sich unter das drückende französische Joch zu fügen, jeden unzeitigen Ausbruch der im Innern gährenden und drohenden Elemente zu verhüten, endlich die Verbindung mit den großen Mächten zu befestigen oder zu erneuern, und den Grund einer allgemeinen Coalition zu legen, ohne welche eine gründliche Wiederherstellung nicht zu denken war. Wenige selbst der höchsten Staatsbeamten waren während dieser Jahre in die Geheimnisse der Politik und die Plane des Staatskanzlers eingeweiht; als Rathgeber des Königs und Betraute gibt man einzig den Kammerherrn, Fürsten von Wittgenstein, der das engste Vertrauen des Monarchen besaß, den Staatskanzler Hardenberg und den vortragenden Rath in Militärangelegenheiten und Adjutanten des Königs, von Boyen, an.[2]) Selbst dem Minister des Auswärtigen, Grafen von der Goltz, soll das Wichtigste verborgen geblieben sein.

In der schwierigen Lage, in der man sich Frankreich gegenüber befand, insonders vor Eröffnung des russischen Feldzugs, da man an nichts denken durfte, als der Lawine auszuweichen, die den Rest des preußischen Staates vollends zertrümmert hätte — hatte man noch eine Aufgabe zu lösen, die nicht viel geringere Schwierigkeiten darbot, die An-

2) Vergl. des ehemaligen Staatsraths und Günstlings von Hardenberg, Th. G. v. Hippel's Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III. Bromberg, 1841, und die mit H. (Hoffmann?) unterzeichneten Berichtungen zu dem Werke des Bischofs Dr. Eylert, in der Haude-Spener'schen Zeitung, 2. Febr. 1843. — Hippel nennt außerdem den Chef des allgemeinen Kriegsdepartements v. Hake und den Kabinetsrath Albrecht als Mitwissende.

knüpfung eines guten Vernehmens und eines wirklichen Bundes mit Oesterreich. Seit den Zeiten Friedrich's des Großen hielt ein tödtlicher Haß die beiden Staaten auseinander, durch deren innige Verbindung doch allein, auch in minder gefahrvollen Zeiten, die Sicherheit, der Einfluß und selbst die Existenz Deutschlands verbürgt werden können. Nach dem Ausbruch der Revolution hatte man sich äußerlich genähert, um bald in die unglücklichste Trennung zurückzufallen. Nachdem aber Beide, in vereinzelten Kämpfen, darnieder gesunken waren, erkannte man endlich[3]), daß nur in einem aufrichtigen und gründlichen Bunde, jetzt und fortan, das Heil liegen werde. Preußen hatte am meisten gesündigt; es hatte also auch die ersten nachdrücklichen Schritte zur Versöhnung zu thun. Auch dazu war man entschlossen. Die ersten ernsten Unterhandlungen leitete, wie man sagt, Preußens Gesandter am Londoner Hofe, Baron von Jacobi-Klöst ein; auf diesem Grunde baute man später fort.[4]) Vor allen Dingen that es Noth, einen Repräsentanten nach Wien zu schicken, der geeignet wäre, das Vertrauen des dortigen Hofes zu gewinnen, und eine innigere Verbindung mit ihm anzubahnen. Diese wichtige Aufgabe ward unserm Humboldt zugetheilt, der, wie wir sahen, eben den Rücktritt in den diplomatischen Dienst erbeten hatte.[5]) Gleich nach Hardenberg's Wiedereintritt in die Geschäfte, wurde

---

3) Am frühesten und lebendigsten erkannten dies Friedrich von Gentz in Wien, und der edle Sproß des Kaiserhauses, Erzherzog Johann von Oesterreich, so wie ihr beiderseitiger Correspondent, der Geschichtschreiber Johannes von Müller zu Berlin.

4) Siehe die Denkschrift Hardenberg's vom 2. Nov. 1811, in den Lebensbildern aus den Befreiungskämpfen. Jena, 1841. II. S. 98.

5) Hardenberg kannte die beiden Humboldt von frühen Jahren und wußte, was an ihnen war. Siehe oben Th. I. S. 150—51. 159—60.

der bisherige Gesandte in Wien, Graf von Finckenstein, abgerufen, und an dessen Stelle Wilhelm von Humboldt, mit Rang und Titel eines Staatsministers, zum Gesandten am Wiener Hof ernannt (14. Juni 1810).

Damit war theilweis schon die Rolle angekündigt, die unserm Humboldt, in diesen wie in den nachfolgenden Jahren des großen Befreiungs- und Umwandlungsdramas zufallen sollte. Zunächst hatte er die Mission zu erfüllen, die der Staat ihm übertragen. Er fand dabei Gelegenheit genug, Gewandtheit und Energie zu bethätigen, wenn er auch nicht als eigenmächtiger Agitator wirkte. Er hatte das Mißtrauen Oesterreichs, dann dessen Zögern zu überwinden. Nachher aber, als er fortdauernd an den Maßnahmen der Alliirten und den Verhandlungen ihrer Bevollmächtigten Theil zu nehmen berufen war, war er es besonders, der, zum Theil mit Stein verbündet, die Agitation, die außerhalb der Kabinette ihren Ursprung gehabt, die am rüstigsten in den Reihen der schlesischen Armee fortdauerte, in die Conferenzen der Kabinette selbst übertrug. Und wenn er z. B. im Jahr 1815 von Paris aus, auf eignen Antrieb, ein Schreiben an den Prinz-Regenten von England richtete, um größere Sicherstellung unserer Gränze gegen Frankreich durchzusetzen, so wirkte er da so eigenkräftig, als es nur immer Stein oder Gneisenau gethan haben mögen.

Wir könnten noch andere Züge aufführen, die von Humboldt's Thätigkeit in jenen Jahren erzählt werden, so z. B. wie er es angestellt haben soll, um einflußreiche Staatsmänner, die noch dem Napoleonischen System huldigten, gegen dasselbe zu gewinnen. Doch diese Mittheilungen waren nicht verbürgt genug. Auch bedürfen wir ihrer nicht. Ein zuverlässiges Faktum sagt in solchen Dingen mehr, als hundert Gerüchte, und wir werden noch mehr als einem Zuge begegnen, der uns den Eifer und die

Rüstigkeit, womit er den großen Zwecken jener Zeit oblag, außer Zweifel setzt.

Dagegen dürfen wir wohl die Frage, ob Humboldt dem Tugendbunde oder irgend einer geheimen Verbindung dieser Art angehört habe, mit Zuversicht verneinen. Zwar war er gewiß schon in jenen Vorbereitungsjahren mit vielen Männern, die solchen Einigungen nahe gestanden haben mögen, in persönlichem Verkehr; so z. B. mit Stein, der mit andern Genossen nach Prag geflüchtet war, und den Humboldt dort vielleicht aufsuchte,. als er auf seinen Posten nach Wien reiste. Andere Spuren liegen nicht vor. Aber Humboldt fand sich doch später, im Jahr 1819, als in einer französischen Broschüre[6]) über die geheimen Gesellschaften in Deutschland gesagt wurde, Männer, wie Gneisenau, W. v. Humboldt, Niebuhr, hätten sich 1813 nicht gescheut, die öffentlich ausgesprochenen Grundsätze des Tugendbundes zu billigen und zu unterstützen, auch — so viel uns wenigstens bekannt ist — nicht veranlaßt, dagegen etwa, wie Niebuhr, zu protestiren.

Durch Kreditiv vom 14. August 1810 ward Humboldt in seiner neuen Eigenschaft am Wiener Hofe beglaubigt.[1]) Anfang Septembers ging er von Berlin ab. Er machte eigens einen Umweg über Töplitz, um zwei Tage mit Gentz, der sich dort aufhielt, zuzubringen.[2]) Es war sehr natürlich

6) La vérité sur les sociétés secrètes en Allemagne — eine Schrift, die, wie man sagt, von dem bekannten Baron von Eckstein herrühren soll.

1) Aus guter handschriftlicher Quelle — was man solchen und ähnlichen auf den Tag hin genauen Angaben wohl auch ohne weitere Bemerkung glauben wird.

2) Gentz schreibt es an seinen Geistesgenossen Adam Müller, 21. Okt. 1810, mit dem charakteristischen Vorwort: „Erschrecken Sie nur nicht vor diesem Namen!“

daß er gleich diesen alten Bekannten aufsuchte, der schon seit mehreren Jahren eine bedeutende Stellung im Wiener Kabinette hatte. In der Mitte des Oktobers war Humboldt in Wien.[3]) Am 3. Nov. hatte er die Antrittsaudienz beim Kaiser, in der er sein Beglaubigungsschreiben überreichte.[4])

An die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaats war nach dem letzten Friedensschlusse der Graf von Metternich getreten. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, zu welchem die Hochzeitfeier des französischen Kaisers Veranlassung gegeben hatte, war dieser Minister erst kürzlich in Wien wieder eingetroffen (10. Okt.). Zusehends entwickelte er jetzt jene Schlangenklugheit, die bald so sehr zu Napoleon's Sturze mitwirkte, die feine, zuwartende Politik, die, wenigstens gegen den Feind im Westen, Oesterreich so große Vortheile gebracht hat. Wir haben hier die ersten Jahre der Wirksamkeit dieses berühmten Staatsmannes im Auge, die offenbar die glänzenderen seiner Laufbahn sind, und in denen er sich Verdienste erworben, die selbst seine heftigeren Widersacher anerkennen. Unter seiner Leitung nahm Oesterreich's Politik, besonders in Beziehung auf Preußen, eine nationalere Richtung, und hierin begegnete er sich sogleich mit dem Abgesandten, der eben von diesem Staate in Wien eintraf. Metternich war geistvoll genug, einen Wilh. Humboldt zu würdigen, und wie himmelweit auch ihre Ansichten und Bestrebungen im Allgemeinen auseinander gingen, so ward dies doch von den nächsten Zwecken, über die man sich einig wußte, überwogen. Nimmt man dazu den Reiz, den gerade der Gegensatz bietet, die Aufgabe, die sie einander waren, die Absichten, die sie verfolgten, so erklärt sich leicht, wie Beide in ein persönlich sehr gutes Vernehmen

---

3) Allg. Zeitung, 24 Okt. 1810.

4) Ebend., 14. Nov. 1810.

kommen konnten. Sogar ein trauliches scheint damals zwischen ihnen gewaltet zu haben; wenigstens spricht dafür eine Aeusserung von Gentz, aus der Zeit des Prager Congresses. Gentz entschuldigt in einem Briefe (Juli 1813), daß er des Abends nicht zu haben sei, weil sein Chef, der Graf Metternich, selbst ein großer Nachtvogel sei, und die, welche den Abend mit ihm zubrächten, vor 1 oder 2 Uhr nicht gern entlasse; wie er denn erst den Tag zuvor zu seiner großen Plage mit ihm und Humboldt bis halb zwei Uhr in den schlechtgepflasterten Straßen von Prag habe herumziehen müssen.[5])

Als aber der große Zweck, der so viel Verschiedenartiges zusammengeführt hatte, erreicht war, trat auch der Unterschied, der zwischen Metternich und Humboldt war, grell genug hervor. Es mag wohl viel Klugheit von Seiten dieses Letzteren dazu gehört haben, sich nicht vor der Zeit zu verdächtig zu machen. Schon auf dem Congresse zu Wien mag man ihn mehr als einmal weggewünscht haben. Und gewiß ist, daß diese alten Freunde, Metternich und Gentz, später (1819) das Ihrige gethan, einen Humboldt schleunigst außer Thätigkeit zu setzen.

Gentz sah Humboldten nach zehn Jahren wieder. Wir haben schon erwähnt, daß er jetzt an eine Freundin schrieb, alle Furcht vor Humboldt, alles Intimidiren sei verschwunden; dieser sei jetzt nichts als ein sehr angenehmer Gesellschafter.[6]) Er scheint gar nicht gespürt zu haben, warum Humboldt seine Ueberlegenheit damals so wenig fühlen ließ, wo es der Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, sehr geschadet haben würde. Im Jahr 1814 trat diese Ueberlegenheit doch wieder recht fühlbar hervor, und obschon Humboldt diese

5) In meiner Sammlung Gentzischer Schriften, I. 130.

6) Siehe oben Th. I. S. 124—25.

Verbindung fortan cultivirte, und den Freund, so alt er geworden, doch nicht aufgab, dessen großes Talent vielmehr anerkannte, und noch später rühmte, wie alles unter dessen Hände eine Gestalt annehme[7]), war doch ein innigerer Verkehr nach 1813 nicht möglich.[8]) War doch Gentz, so sehr er das Bündniß mit Preußen betrieb, diesem seinem Vaterlande im Innern abgeneigter, als selbst in Fällen, wo dieses fehlgegriffen, gerechtfertigt werden konnte. Bis 1813 aber trat solches weniger hervor, vielmehr trug diese alte Verbindung mit Gentz gewiß dazu bei, die Aufgabe, die Humboldten oblag, zu erleichtern.

Die Stellung eines preußischen Gesandten, der seit undenklichen Zeiten zum ersten Male aufrichtig in Wien Vertrauen suchte und fand, mußte auch persönlich eine überaus angenehme sein. Dazu kam, daß Wien, seit die Gebrüder Schlegel dort erschienen waren, auch geistigere Anregungen darbot, und seit 1809 überhaupt einen ernsteren Hintergrund bekommen hatte.

Auch war Humboldt dort mit seiner Familie wieder vereinigt. Frau v. Humboldt verließ, mit ihren Kindern, Rom im Herbst 1810. Der Aufenthalt diesseits der Alpen

---

7) Varnhagen von Ense, Denkwürd. V. 51.

8) Dies äußert sich sogar in einem Briefe der Frau v. Humboldt. „Gentz," schreibt sie 22. Jan. 1814 an Rahel, „kommt jetzt zurück, sagt man. Ich freue mich nicht zu ihm; ob ich ihn aber genug achte, es ihm zu sagen, weiß ich noch nicht. Er liebt die Unsren nicht, unsre Preußen, verstehst du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, daß die Welt voll ihres Ruhmes ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet." (In Varnhagen's Gallerie von Bildnissen, I. 155.)

wollte freilich nicht gleich behagen, auch schien das Wiener Klima ihrer Gesundheit nicht zusagend. Kam dazu noch die Sehnsucht nach dem geliebten Rom, so wundern wir uns nicht, daß sie in Wien nicht recht einwohnte.

Die Kinder wuchsen heran, die Mädchen zumal in blühender Gesundheit. Theodor, der ältere Sohn, ging im Jahr 1812 auf die Universität Heidelberg, während der jüngere, Hermann, im November desselben Jahres von einem so schweren Nervenfieber erfaßt wurde, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

Wie zu Rom, öffnete dieses Haus auch hier seine gastlichen Räume. Wir erwähnen nur einige der interessantern Beziehungen, nur einige der vielen Gäste, die sie in Wien begrüßten. Unter den fremden Diplomaten möchte wohl besonders der dänische Gesandte, Christian Graf zu Bernstorff, ein liebenswürdiger, gemüthvoller Mensch, unserm Humboldt willkommen gewesen sein. Blieb dieser ihm doch unverändert zugethan, auch nachdem er einen Platz eingenommen, auf dem Niemand ihn, sondern Jedermann Humboldt erwartet hatte. Der Hauptpersonen des Wiener Kabinets, eines Metternich und Gentz, gedachten wir schon. Graf Philipp von Stadion, der abgetretene Minister, setzte in's Geheim seine Thätigkeit gegen die französische Macht rastlos fort; ohne Zweifel verkehrte er auch schon mit Humboldt. Auch Friedrich Schlegel war jetzt in österreichischem Dienst; er hatte 1809 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die bekannten Proklamationen geschrieben, und lebte nun, an der Seite einer geistvollen Frau, in Wien, wieder mehr mit literarischer Thätigkeit beschäftigt. Für Humboldt war namentlich der Anstoß wichtig, den Schlegel kurz zuvor in seinem Werk „über die Weisheit und Sprache der Indier" der allgemeinen Sprachforschung gegeben hatte. Ueber solche und andere Verdienste vergaß er völlig die

Unbill, die Schlegel einst an ihm selbst verübt; er stützte ihn vielmehr durch seine Stellung und durch sein Ansehen. Selbst das störte ihn nicht, daß Schlegel katholisch geworden, daß der ehemalige Stürmer und Dränger nun ermattet war, und, in öffentlichen Vorträgen übcr Geschichte der neuern Zeit und der Literatur aller Völker, jetzt einer mystisch-conservativen Weltansicht das Wort redete. Humboldt wußte sich fest auf eignem Grund und Boden; er verkannte auch in Irrthümern die Tiefe und den Gehalt nicht, die ihnen beiwohnten, und war damals wohl schwerlich zu überreden, daß diese Verdüsterung so andauernde und bedenkliche Folgen haben würde.[1]) — Auch mit dem Arnstein'schen Hause, mit Karoline Pichler, 2c., standen Humboldt's in lebhaftem Verkehr. In ihrem eigenen Hause genoß namentlich der geistreiche Arzt, Dr. Koreff, ein Preuße, der mehrere Jahre in Wien zubrachte, große Gunst nnd Freundschaft. Im Jahr 1811 kam Theodor Körner zu seiner Ausbildung nach Wien. Sein Vater stand mit Humboldt seit Jahren in Verbindung[2]); er zählte darauf, daß zu Wien besonders dessen Haus fördernd und bildend auf den talentvollen Jüngling wirken würde, dessen früheste Versuche schon in mancher Hinsicht auffallend an die Manier eines unsrer größten Dichter, den Freund des Vaters und unseres Humboldt, erinnerten. Theodor war sehr geliebt im Hause dieses Letztern, und scheint da auch Eindrücke empfangen zu haben, die nachher, in That und Lied, kräftig nachhallten.

Unter den flüchtig Vorübereilenden ist vor allen Alexander v. Humboldt zu nennen. Kaum waren nur die ersten Theile seiner Reiseschilderungen erschienen, und schon

1) Siehe oben I. 125. 437—39. 477—78. II. 20.

2) Siehe oben I. 379. 448.

beabsichtigte er eine zweite große Unternehmung, diesmal nach Mittelasien und Tibet. Er kam im Nov. 1811 in der Absicht nach Wien, sich bei den Seinigen zu verabschieden. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Alexander kehrte nach Paris zurück, woselbst ihn die Verarbeitung seiner reichen Schätze noch manches Jahr fesselte. — Ein andrer werther Gast der Familie war, in eben diesem Jahre, der preußische Rittmeister v. Hedemann, den Humboldt 1810 kennen gelernt hatte, und der später sein Schwiegersohn wurde. Ein tüchtiger Offizier, der im Befreiungskampfe, als Adjudant des Prinzen Wilhelm, rühmlich sich hervorthat. — Zu Ende dieses Jahres sprach auch der Bildhauer Rauch, der nach Italien zurückkehrte, als willkommener Besuch ein, und im Sommer kam Körner, der Vater, welcher den Sohn und dieses befreundete Haus jetzt zu Wien aufsuchte. — Gedenke ich, statt manches Anderen, hier noch des nachherigen Gemahls der oft schon erwähnten Rahel, des jungen Varnhagen von Ense, der 1811 nach Wien kam und eifrig das Humboldt'sche Haus besuchte, so geschieht es, weil wir hinzufügen können, daß Humboldt diesen an den Staatskanzler und für den preußischen Staatsdienst empfohlen.

In Wien fand Humboldt auch für seine Lieblingsrichtungen mehr Muße, und mit doppeltem Eifer kehrte er besonders zu seinen Sprachstudien zurück, die er nun in immer größerer Ausdehnung betrieb.

Eigentliche Ausarbeitungen anlangend, beschloß er jetzt ernstlich, woran er schon mehr als einmal den Gedanken aufgegeben hatte, seine Baskischen Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die nächste Anregung hiezu gab der Prof. Vater in Königsberg, der ihn aufgefordert, einen Aufsatz

über die Baskische Sprache als Anhang zum Mithridates zu liefern. Darauf ging Humboldt ein; er nahm jedoch zugleich damit auch den Gedanken wieder auf, diesen Gegenstand in einer ausführlicheren Schrift zu behandeln. Auch lieferte er während der nächsten Jahre folgende Stücke[1]:

1. Einige Baskische Sprachproben für das von Prof. Vater mitherausgegebene Königsbergische Archiv, 1812, 3tes Stück.

2. Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des 2ten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache — mitgetheilt im 4ten Theil des von Vater, „unter Mitwirkung zweier großen Sprachforscher" [Fr. Adelung's und unseres Humboldt's] fortgesetzten Mithridates. Schon im Jahr 1812 wurden diese Berichtigungen zum Druck abgegeben, und dem Publikum angekündigt. Die dazwischen tretenden Kriegsbegebenheiten bewirkten jedoch, daß diese Abhandlung erst im Jahr 1817 erschien, in welchem Jahre die Buchhandlung (Voß in Berlin) überdies auch einen besonderen Abdruck davon veranstaltete, der deshalb den Vorzug verdient, weil Humboldt bei ihm die letzte Korrektur selbst übernehmen konnte. — Uebrigens sollten und konnten diese Berichtigungen keine vollständige Darstellung der Baskischen Sprache enthalten. Eine solche würde Humboldt vielleicht auch gegeben haben, wenn er nicht immer erwartet hätte, daß in Spanien selbst ein umfassenderes Werk erscheinen würde.

Seine Untersuchungen über diese Sprache waren immer auch mit andern über das Land und die Nation, so wie über den Zustand und die Bewohner des alten Spaniens verbunden. Daher er auch, sobald seine jetzige Lage ihm die

---

1) Sie sind sämmtlich noch nicht in den bis jetzt erschienenen Theilen seiner gesammelten Werke zu finden.

Möglichkeit davon absehen ließ, eine umfassende Monographie über die Basken auszuarbeiten anfing, wovon er, noch zu Wien, einen Vorgeschmack gab, in der

3) Ankündigung einer Schrift über die Baskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben, in Friedr. Schlegel's deutschem Museum, B. 2, Dez. 1812. S. 485—502. Dieses Programm ist besonders für den Geographen vom Fach von Werth, weil es, und zwar recht systematisch, die Behandlung der Länderkunde anstrebt, die damals erst von dem jüngern Humboldt in's Leben gerufen war, nachher aber durch Ritter so befestigt worden ist. Die eigentliche Landbeschreibung sollte in Form einer Reiseschilderung, das Ganze aber etwa in ein und ein halb Jahren erscheinen. Doch dieser umfassende Plan kam nie zur Ausführung. Erst traten die politischen Ereignisse dazwischen, nachher wurde der Gegenstand von anderen Interessen überwogen. Die aus Humboldt's Nachlaß veröffentlichten „Reiseskizzen aus Biscaya", [2]) dürften als Bruchstücke jener größeren Arbeit anzusehen sein; im Uebrigen begnügte er sich später, nur den wissenschaftlich bedeutendsten Theil des Ganzen, die Forschung über die Urbewohner Spaniens, so weit sie durch die Baskische Sprache begründet werden kann, dem Drucke zu übergeben.

Bemerken wir nun noch, daß Humboldt denselben Prof. Vater auch sonst bei der Herausgabe des Mithridates mit werthvollen Materialien unterstützte, zumal bei Bearbeitung der amerikanischen Sprachen, [3]) so können wir dagegen auch eines Geschenkes gedenken, das Humboldt damals von befreundeter Hand empfing. F. A. Wolf nämlich, sendete

---

2) Siehe oben Th. II. S. 31—33. 51.

3) Siehe die Fortsetzung des Mithridates, 3 Th. 2. Abth. Berlin, 1813. S. 432.

ihm im Jahr 1812 den ersten Theil einer von ihm veranstalteten Auswahl Platonischer Gespräche, oder — was er eigentlich sein sollte — den Vorläufer einer schon seit dem Jahr 1790 projektirten — später aber doch nicht erschienenen — Ausgabe und Recension des Plato. Diesem einzigen Theile ging, in lateinischer Sprache, eine Widmung an W. v. Humboldt voran, „den tiefen Kenner der griechischen Sprache und Litteratur, und alles Schönen und Guten überhaupt, der seit den neunziger Jahren so warmen, thätigen Antheil an den Vorbereitungen zu dieser Arbeit genommen habe."

Doch bald rissen Humboldt die Ereignisse des Tages von umfassenden Arbeiten dieser Art hinweg, und mit rastlosem Eifer folgte er den Ansprüchen, die sein wichtiger Beruf an ihn erhob. Damals, als das Gewitter sich zusammenzog, das in dem russischen Feldzuge sich entleerte, war Preußens Schicksal auf die äußerste Spitze gestellt. Es schloß, wie Oesterreich, aber noch weniger mit freiem Willen, die Allianz mit Napoleon. Doch so gehorsam es öffentlich sich in den Willen des Mächtigen fügte, so entschlossen betrieb es insgeheim die Vorbereitungen zu dem immer näher rückenden Entscheidungskampfe — insbesondere die Annäherung an Oesterreich. Man darf annehmen, daß zu Ende des Jahres 1811 oder Anfang von 1812 der Grund der großen europäischen Allianz und des Bundes der beiden deutschen Hauptmächte gelegt war. Die ersten wichtigen Anknüpfungen zwischen diesen beiden sollen, behauptet man, unmittelbar durch die Monarchen selbst geschehen und nur durch die Hände der allervertrautesten Rathgeber, von Berlin aus nur durch die Hand des Fürsten von Wittgenstein, gegangen sein. Darauf aber konnte das Werk durch Einen, der, wie Humboldt, ihm schon so vorgearbeitet hatte, um so rascher betrieben werden.

Etwa im Juni 1812 kam der König von Berlin nach Prag, von wo er sich nach Töplitz in's Bad begab. Die Anwesenheit des Monarchen in der Hauptstadt Böhmens rief auch Humboldt dahin. Gleich darauf nahm dieser Urlaub, und besuchte, vielleicht mehr zum Schein, seine thüringischen Besitzungen. Schon im August war er zu Berlin,[1]) und von dort kehrte er, ohne Zweifel mit den wichtigsten Instruktionen versehen, alsbald auf seinen Wiener Posten zurück.

Schneller, als man erwartet hatte, aber auch unter glücklichern Auspicien, kam die Stunde der Entscheidung heran. Die Katastrophe in Rußland, der Abfall York's, die Abreise des Königs von Berlin nach Breslau, die Vereinigung der Russen und Preußen — diese Nachrichten folgten einander mit Sturmeseile. Auch in Preußen gab es Zögernde und Furchtsame, aber unaufhaltsam trat nun die Partei des Widerstandes hervor, die zu zügeln man bisher schon Mühe gehabt hatte — eine geschlossene, geregelte Macht, der die Regierung nur das Wort von den Lippen nehmen durfte, mit der sie an Kraft und Rührigkeit wetteifern mußte, wenn sie das Heft nicht aus den Händen verlieren wollte. Der Gesandte am Wiener Hofe und das Wiener Kabinet wurden von dem, was vorging, in genauer Kenntniß erhalten. Theodor Körner, der noch in Wien war, schrieb den 10. Febr. 1813 an einen Freund in Dresden: „Du kannst wohl glauben, daß mir die Sohlen brennen, seitdem der Aufruf des Königs von Preußen an die Freiwilligen vom 3. Febr. in meinen Händen ist. Durch den hiesigen preußischen Gesandten, Herrn v. Humboldt, erhalte ich genaue Nachricht

---

1) Auch Niebuhr gedenkt dieses Besuches in seinen Briefen. Humboldt brachte ihm einen Gruß von Göthe, und die Mittheilung, daß dieser lange und mit großem Interesse über den damals erschienenen Anfang seiner römischen Geschichte gesprochen habe. (Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527—28.)

von der Volksstimmung in Preußen und von Allem [?], was in Breslau vorbereitet wird." [2]) — Der Monat März brachte das Aufgebot der preußischen Landwehr, den Aufruf des Königs an sein Volk, und die förmliche Kriegserklärung, und bald begann der Kampf in den Ebenen Sachsens, selbst bevor Oesterreich sich erklärt, und seine Macht in die Wagschaale geworfen hatte.

Darüber war man auch in Wien entschieden, daß jetzt, sei es durch Verhandlungen oder durch Waffen, ein Gleichgewicht der Macht und ein gesicherterer Zustand errungen werden müsse. Oesterreich aber, langsamer wie es ist, brauchte Zeit, um sich zu rüsten; es wollte auch der Gesinnung der Alliirten sich allerwegs versichern; es hatte, um des Familienbandes willen, selbst manche Form und Rücksicht gegen Napoleon zu beachten. Doch diese Zögerung schon war peinlich, und überdies wußte Napoleon's Genie gleich mit dem ersten Schlage recht eindringend fühlbar zu machen, wie lebensgefährlich jeder vereinzelte Kampf bleibe. Es galt daher, Alles aufzubieten, um etwaige Zweifel in Wien zu beseitigen, politische wie militärische Bürgschaften zu leisten, endlich Zögerungen oder Säumniß zu überwinden. Welches Feld für einen Humboldt, seinen Geist und seine Rührigkeit! In den Gesinnungen war man einig; doch der Leiter des Wiener Kabinets wollte sich nicht übereilen lassen; er wartete den Moment ab, wo es, gestützt auf eine schlagfertige Armee, mit Zuversicht den Ausschlag geben könne. Unterdessen warf er seine Schlingen so klug um den Gegner, daß dieser sich darin fangen, und — bei der Energie des preußischen Heeres und der Nachhaltigkeit österreichischer Massen — fallen mußte.

---

2) Mitgetheilt in den „Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen gesammelt v. Fr. Förster." — Deutsche Pandora, B. I. Stuttg. 1840. S. 11.

Mit Meisterschaft wußte Metternich die Franzosen über Oesterreichs Entschlüsse in der Irre zu halten. Graf von Otto, der Napoleonische Gesandte in Wien, der schon am 11. Januar seiner Regierung zu schreiben genöthigt war, Preußen setze völliges Vertrauen auf Oesterreich, und frage dieses regelmäßig um Rath über den Gang, den es einhalten solle, ward doch dergestalt düpirt, daß er noch am 20. März, wo Preußens Auftreten allenthalben so gut wie officiell bekannt war, sich der Gesinnung Oesterreichs ganz versichert hielt, und gleichsam als Gewähr dessen dem Minister des Aeußern, Herzog von Bassano, schrieb: „On a ordonné provisoirement au comte de Zichy, ministre d'Autriche, de quitter la cour de Prusse, et l'on a interrompu de même toute communication avec le baron de Humboldt, ministre de Prusse à Vienne.“ [3]) Napoleon sendete jetzt den Grafen v. Narbonne an Otto's Statt nach Wien, und hielt diesen durch eigene Zuschriften von Allem unterrichtet, was er wissen sollte; auch war die Stellung des Wiener Hofes bald nicht mehr zu verheimlichen. Der Kaiser selbst schrieb (von Dresden, 14. Mai) an Narbonne, daß er hinlänglich von den Schritten dieses Staates unterrichtet sei. Was ihm nicht schon die Rheinbundfürsten zu wissen gethan hatten, das verriethen endlich aufgefangene Briefe der in Wien beglaubigten Gesandten an ihre Höfe. „De nouvelles lettres“ — sind Napoleon's Worte — „interceptées de M. de Stackelberg à M. de Nesselrode, et de M. de Humboldt au roi de Prusse, ne laissent plus de doute sur la duplicité de M. de Metternich.“ [4])

---

3) Mitgetheilt unter einer Reihe „Pièces officielles“, im Moniteur vom 5. Okt. 1813.

4) Portefeuille de 1813, par M. de Norvins, à Paris, 1825. Vol. I. p. 353.

Die zögernde Politik Oesterreichs im Jahre 1813 ist oft und hart angegriffen worden, und nicht durchweg mit Unrecht.[5]) Sie hat jedoch auch wesentlich dazu gedient, Napoleon irre zu führen und zu stürzen. Schriftlich und mündlich unterhandelte er mit Metternich, der sich als Vermittler zwischen den kriegführenden Parteien gebärdete, und doch nicht abgewiesen werden durfte. Nur weil er hoffte, Oesterreich wieder an sich zu ziehen, ging Napoleon, anstatt den Russen und Preußen keine Rast zu gönnen, einen Waffenstillstand mit diesen ein, nahm Oesterreichs Vermittlung und den Friedenscongreß zu Prag an, und ließ seinen Feinden sammt und sonders Zeit, sich zu einigen und zu stärken. Seit Anfang des Junius hatten die Fürsten, die Minister und die Armeen sich an den Gränzen von Schlesien und Böhmen vereinigt. Da wurde das Einverständniß mit Oesterreich fest, da schlossen Preußen und Rußland Verträge mit dem Gold spendenden England ab. Humboldt ging Anfang dieses Monats in's Hauptquartier der Alliirten, und von da nach Ratiborzitz, einem Lustschloß der Herzogin von Sagan, unweit Gitschin, das seit dem 4. Juni der Mittelpunkt der großen Conferenzen war. „Sie wissen doch", schrieb Gentz am 23. Juni ebenfalls von Ratiborzitz nach Prag, „daß jetzt, durch eine in der Geschichte wohl einzige Constellation, die vier größten Souverains von Europa, (Napoleon ungerechnet!) mit ihren Kabinetten, Ministern, Höfen und sechs- bis achtmalhunderttausend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, concentrirt sind. . . In Gitschin, sechs Stunden von hier, hält der Kaiser sich mit Graf Metternich rc. auf; in Opotschna,

5) „Hardenberg, Stein, Gneisenau und Stuart zweifelten noch in den letzten Tagen des Juni und den ersten des Juli an Oesterreich's Ernst und seinen offnen, kräftigen Beitritt zum Bunde." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, III. 497.

drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiser Alexander mit seinen beiden Schwestern. Dort war auch ich zwei Tage, und sah vorgestern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiser speiste. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieser ewig denkwürdigen Tage gemeinschaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiser mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin gespeiset, und geht nach Reichenbach zurück. Ich sah ihn viel! — Ratiborzitz ist der Central-Versammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zusammen gehauset. Hier sind große Dinge getrieben worden. Humboldt ist mit Hardenberg hieher gekommen, hat sich ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitere zu Reife kömmt." [6])

Der Punkt, wo das entschieden werden sollte, war vorzüglich Prag, wo auf den 5. Juli der Friedenscongreß anberaumt war, indeß die Alliirten sich zu Trachenberg über den Feldzugsplan vereinigten.

Wie gut Humboldt es verstanden hat, auf die lauernde Politik des Wiener Cabinettes einzugehen, und dieses anzutreiben, ohne zu verletzen, bewies gleich das Vertrauen, das man ihm schenkte, als er von Preußen zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen zu Prag ernannt wurde, sowie der Antheil, der ihm seitdem in allen großen Verhandlungen gewährt worden. Von Rußlands Seite ward Herr von Anstett, von Napoleon der Herzog von Vicenza und der Graf von Narbonne zur Unterhandlung in Prag bestimmt; die vermittelnde Macht repräsentirte Graf Metternich. Schon die Vertreter, die Rußland und Preußen

6) Fr. v. Gentz's Schriften, her. v. Schlesier, I. 126 — 27.

gewählt, scheint Napoleon der Wichtigkeit des Geschäfts und der Würde des ersten Botschafters, den er zum Congreß bestimmt, nicht genügend erachtet zu haben. Doch äußerte er sich über Humboldt nicht; dieser hatte wenigstens einen in den Wissenschaften glänzenden Namen für sich, auch war er der preußische Gesandte am österreichischen Hofe. Die Wahl J. v. Anstett's aber hielt er geradezu für beleidigend — eines Mannes, der, als Elsasser von Geburt, durch das Gesetz seines Vaterlandes von einer solchen Mission ausgeschlossen würde und der seit mehreren Jahren, wenn auch nur in heimlichen und untergeordneten Sendungen, stets gegen Frankreich angekämpft und so eben erst zu Reichenbach den Vertrag mit England abgeschlossen habe. Napoleon nahm dies als Beleg, um zu beweisen, wie wenig Ernst es den Alliirten mit Aussöhnung und Frieden gewesen sei. [1])

Zugleich mit der Anberaumung dieses Congresses war der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert worden. Da aber Rußland und Preußen diese Verlängerung ratificiren, und ihre Bevollmächtigten davon unterrichtet sein mußten, so ward alsbald erst der 12. Juli als Termin bezeichnet, zu welchem sich die beiderseitigen Abgeordneten zu Prag einfinden sollten. In diesem Sinne verfügten auch die Alliirten. Der russische Minister v. Nesselrode schrieb 7. Juli zu Trachenberg an Stadion: „MM. d'Anstett et de Humboldt recevont aujourd'hui l'ordre de régler, sous la médiation de votre cour, tout ce qui a rapport a cette prolongation.“ Auch Hardenberg meldete (11. Juli) dem Bevollmächtigten Oesterreichs im Hauptquartiere, daß man Herrn von Humboldt von dieser Verlängerung in Kenntniß setzen werde. Humboldt hatte sich von Ratiborzitz aus nochmals in's Hauptquartier begeben; pünktlich am 12. Juli kam er

1) Moniteur, 5. Okt. 1813. „Pièces officielles.“

nach Prag. Graf Metternich meldete selbigen Tages dem Herzoge von Bassano: „Le conseiller privé d' Anstett est arrivé en attendant ici ce matin, et le Baron de Humboldt s'y trouve également depuis midi.[2]) Der Botschafter Frankreichs, Graf von Narbonne, befand sich zwar in Prag; allein aber wollte er nicht unterhandeln. Erst am 28. langte der Herzog von Vicenza an. Da man aber nun auch französischer Seits gleich über die Form der Unterhandlungen Streit erhob, so hatten wohl die Alliirten ein Recht, an einer ernsten Absicht des französischen Kaisers zu zweifeln. Der vermittelnde Minister hatte die Formen des Congresses von Teschen in Vorschlag gebracht, wo man nur schriftlich und nur durch die vermittelnde Macht unterhandelt hatte. Die Bevollmächtigten der Alliirten ergriffen dies, ohne Zweifel, weil sie alles schwarz auf weiß haben wollten, Humboldt auch deshalb, weil es mit den Instruktionen übereinstimme, die er über diesen Punkt erhalten habe. Die französischen Bevollmächtigten verlangten aber mündliche und schriftliche Unterhandlungen, und sie beklagten sich bitter, daß sie der gegentheiligen Gesandten nicht einmal ansichtig geworden. Darüber wurde von beiden Theilen eine Reihe Noten mit dem österreichischen Minister gewechselt, von französischer Seite noch mit Anzüglichkeit gegen Rußland. Der Waffenstillstand lief ab, ohne daß man über diese Formfrage hinausgekommen. Am 10. August erklärten Humboldt und Anstett, daß ihre Vollmacht und Eigenschaft als Bevollmächtigte aufgehört hätten.

Napoleon hat kurz darnach im Moniteur (vom 5. Okt.) die von beiden Theilen gewechselten Schriften veröffentlicht, darunter auch die vier Noten von Humboldt an Metternich (dat. 30. Juli, 7. 10. und abermals 10. Aug.) Diese letz-

---

2) Nach den Aktenstücken im Moniteur a. a. O.

tern zeichnen sich durch eine besonders feste und würdige Sprache aus. Der vermittelnden Macht wird, im Namen des Königs, der Ausdruck wahrhaft zärtlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit gewidmet, und, nachdem in der Note vom 7ten die Beschuldigung, die man Rußland hingeworfen — es habe die Unterhandlungen nur in der Absicht begonnen, Oesterreich zu compromittiren — mit der Erklärung zurückgewiesen worden, daß es unter aller Würde sei, ihr zu antworten, faßt Humboldt zum Schluß den Stand der Dinge und das Urtheil der Welt in den Satz zusammen: — Europa und die Folgezeit würden leicht beurtheilen können, welche von beiden Parteien der Wiederherstellung des Friedens, des Gleichgewichts und der Ordnung widerstrebt habe.

Die Verhandlungen in Prag würden ohne Zweifel auch dann ohne Erfolg geblieben sein, wenn man über die Aeußerlichkeiten hinweg gekommen wäre; auch war es ein Glück, daß damals kein Friede zu Stande kam. Frankreich war nicht gedemüthigt; die Rheingränze hätte man zugestehen müssen, und das wäre nach solchen Anstrengungen nur ein neues Unglück, und überhaupt von unberechenbaren Folgen gewesen.

Die Alliirten hatten das Recht, nun sofort die Kriegserklärung Oesterreichs zu erwarten. Es scheint aber, als wenn auch Humboldt bis zum letzten Augenblicke noch gezweifelt hättte, wenn schon die Andeutungen, die wir darüber besitzen, auch einigem Anstand unterliegen. Ein sonst nicht ununterrichteter Zeitgenosse [3]) führt nämlich als Beleg, wie genau und gewissenhaft dieser Staatsmann den Auftrag in Prag — wie alle ihm anvertrauten — ausgeführt habe, die Thatsache an, daß er in der Kanzlei des Grafen Metternich die Abfertigung der Kriegserklärung nach Dresden abgewartet und den Kourier

3) v. Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III., S. 89 — 90.

selbst zur Post begleitet und abfahren gesehen habe. Nun erst sei er gewiß gewesen, daß die Aenderung des Beschlusses nicht mehr möglich sei. Diese Notiz ist wenigstens nicht genau. Vielleicht ist der Kourier gemeint, der ohne Zweifel gleich am Schluß des Congresses die Entscheidung Oesterreichs in's Hauptquartier der Alliirten brachte; die direkte Kriegserklärung aber war an den Grafen von Narbonne adressirt, welcher sie in eigner Person (15. August) seinem Herrn und Kaiser nach Dresden überbrachte.

Doch dürfen wir auch die Worte nicht übersehen, die, freilich in höchst gereizter Stimmung, der Freiherr von Stein damals in einem seiner Briefe an den Grafen von Münster niedergelegt. „Ich hoffe", schrieb er von Prag, 23. Aug. 1813, an Letztern, „Ew. Excellenz haben mein Schreiben aus Reichenbach erhalten. Unterdessen hat sich die große Angelegenheit des Beitrittes Oesterreichs entwickelt. — Wir verdanken ihn, nächst Gott, dem klugen Benehmen Humboldt's und Anstett's, der Tollheit Napoleons, den edlen Gesinnungen des Kaisers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und Staatskanzlers, — nicht der weichlichen, egoistischen, mit einem elenden Flickwerk sich begnügenden Politik — — —.[4])

Am 11. August ging Humboldt von Prag ab. Er eilte nach Wien in Urlaub, um seine Angelegenheiten zu ordnen und Abschied von den Seinigen zu nehmen, von denen die bevorstehenden Ereignisse ihn muthmaßlich auf lange Zeit trennen mußten. Schon erwartete man ihn nämlich wieder im Hauptquartier der Verbündeten, wo er hinfort, zur Seite des Baron von Hardenberg, an den Unterhandlungen der Mächte Theil nehmen sollte.

---

4) Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 234 — 35.

Auch diese Trennung hatte ihre Freuden, denn die Glieder der Familie wetteiferten, nach Kräften für die große Sache des Vaterlandes zu wirken. Humboldt's ältester Sohn, Theodor, ein Jüngling von noch nicht 17 Jahren, hatte seine Studien unterbrochen, um unter Preußens Fahnen zu eilen. Er trat als Freiwilliger in die Garde zu Pferd, war bei Dresden und Kulm, und im Kampfe bis zum Sturm des Montmartre. — Auch Frau von Humboldt zeigte Sinn und Herz für die großen Angelegenheiten dieser Zeit, nicht nur als begeisterte Patriotin und Preußin, sondern, soweit es ihr vergönnt war, auch durch eigenen, werkthätigen Beistand. Während sie mit rastlosem Antheil, aber in ruhigem Erwarten, dem Geschick der Ihrigen und der Freunde des Hauses folgte, trug sie nach Wien selbst den Trieb der Frauenhülfe über, durch den ihre Landsmänninnen ein unvergeßliches Vorbild hinterlassen haben. [1])

Bis zum Frühjahr 1814 weilte sie in Wien. Doch sobald der Friede geschlossen und ihre immer wieder hart angegriffene Gesundheit es erlaubte, verließ sie diesen Ort, und begab sich, mit ihren Kindern, nach der Schweiz.

Schon den 1. Sept. (1813) war Humboldt, auf der Durchreise in's Hauptquartier, wieder in Prag. Er fand die Monarchen und Minister zu Töplitz, eben beschäftigt, die definitiven Verträge mit dem neuen Alliirten abzuschließen. Von Humboldt's damaliger Thätigkeit wissen wir das Wenige, daß er mit Gentz, wohl nur aus politischen Beweggründen, lebhaft correspondirte. Gentz war in Prag geblieben; den 9. Sept. meldet er seiner Freundin Rahel, die an

1) Die wenigen Briefe von ihr, die wir besitzen, geben davon hinlänglich Zeugniß. Vergl. Varnhagen's Bildnißgallerie, I. 148 — 156.

demselben Orte war und der er einzelne Stücke jener Correspondenz mittheilte, daß er von Humboldt eben „einen wichtigen, gründlichen, sehr apostolischen Brief empfangen habe, den er aber nicht mittheilen könne."

Von Tag zu Tag drangen die Waffen der Alliirten weiter. Die Schlachten an der Katzbach, von Kulm, von Dennewitz beugten die Macht des Gewaltigen; endlich näherte man sich von drei Seiten der Stadt, bei der die Entscheidungsschlacht geliefert wurde. Napoleon wich über den Rhein zurück und die Knechtschaft Deutschlands war gebrochen.

Nach der Leipziger Schlacht stattete Humboldt Freund Göthe'n in Weimar einen Besuch ab,[1]) zu gleicher Zeit Graf Metternich und der Staatskanzler v. Hardenberg, gleichsam als wollten die Leiter der verschiedenen Cabinette diesem Geistesfürsten Deutschlands ihre Huldigung darbringen.

Bis gegen den Ausgang des Jahres blieb das Hauptquartier zu Frankfurt am Main. Dort wurden wichtige Verhandlungen gepflogen. Man schloß Verträge mit den Fürsten des aufgelösten rheinischen Bundes, traf allgemeine Maßnahmen in Bezug auf Truppenbeitrag und Verpflegung. Früher schon hatte man eine oberste Verwaltungsbehörde über die eroberten oder in Beschlag genommenen Lande eingesetzt, zugleich mit dem Beruf, im Namen der Alliirten das allgemeine Interesse gegenüber den kleinern Staaten zu wahren. An die Spitze dieser Centralverwaltung trat Freiherr von Stein. Humboldt waren andere Aufgaben gestellt. Er schloß

---

1) Göthe, in seinen Tag- und Jahresheften, B. 32, S. 82, bemerkt zum Jahr 1813 noch Näheres aus seinem damaligen Verkehr mit Humboldt. „Geographische Karten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt verbreiteten Sprachen," sagt er, „wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begränzt, illuminirt."

zunächst, im Auftrage seiner Regierung, Verträge mit den kleinern deutschen Staaten, denen nicht so unbeschränkte Garantie bisher erworbener Rechte geleistet wurde, als Bayern, und zum Theil noch Würtemberg. So verhandelte er zu Frankfurt, 30. Nov., mit Baron von Reitzenstein den Beitritt Badens, den 2. Dez. mit M. v. Müller und G. F. v. Legel den Churhessens zur großen Allianz. [2]) Die Stein und Humboldt sollen, in den Conferenzen zu Frankfurt, auch die Ansprüche an die kleinen Staaten in Betreff der Truppenstellung noch, und zwar um das Doppelte, haben steigern wollen. Sie forderten ein Procent der Bevölkerung, es blieb jedoch bei der Hälfte, und die Fürsten verpflichteten sich nur, einen zweiten Theil in Reserve zu halten. [3])

Nicht minder wichtig waren diese Frankfurter Conferenzen in Rücksicht auf den Feind. Schon während der Leipziger Schlacht hatte Napoleon neue Unterhandlungen angeknüpft. Man antwortete darauf von Frankfurt, während man zugleich in einer sehr gemäßigten Erklärung den Zweck des Kampfes öffentlich darlegte. Jetzt, nach errungenem Vortheil, traten die verschiedenen Interessen der Verbündeten klarer hervor. Auf der einen Seite wollte man Napoleon, auf der andern Frankreich schonen; Preußen allein, wenigstens sein Heer, der energische Theil seiner Staatsmänner, wollte Napoleon **und** Frankreich demüthigen. Es fehlte auch nicht an Reibungen, die Rußland auch in diesem Punkte noch mehr zu Preußen hinzogen. Andrerseits kämpfte man nun beinahe gegen die Fortschritte der Alliirten selber; man wünschte den Rhein nicht einmal zu überschreiten und, als dies geschehen, so bald als möglich diesen Krieg zu endigen.

---

2) Siehe die Verträge bei Martens, Recueil, Supplément, T. V. p. 650–4.
3) (v. Gagern.) Mein Antheil an der Politik, II. 164.

Doch dürfen wir wenigstens Eines nicht vergessen, was der Chef des österreichischen Cabinets selbst dem Feind zu verstehen gab, daß es nämlich höchlich unangenehm sei, „einen Krieg mit Baschkiren und Kosaken führen zu sollen." Metternich, im Gefühl des Gewichtes, das Oesterreich in die Wagschaale gelegt, wußte die leitende, vermittelnde Rolle fortzuführen; man bot Napoleon noch von Frankfurt aus die Rheingränze, und erst als man diesen Strom überschritten, drang die Partie der Energischen, die in den diplomatischen Kreisen dem Feuereifer des schlesischen Heeres entsprach, mit entschiedeneren Forderungen durch.

Napoleon hatte den günstigen Augenblick nicht benutzt, er setzte aber dennoch die Unterhandlungen fort. Caulaincourt, Herzog von Vicenza, der das Vertrauen des österreichischen Cabinets erworben, ward zum Minister des Auswärtigen ernannt und zu weiteren Unterhandlungen ermächtigt. Auch setzte dieser sich sofort in Correspondenz mit Metternich, in Folge deren ein Friedenscongreß anberaumt wurde, der zu Chatillon an der Seine eröffnet werden solle. Der Krieg nahm unterdeß seinen Fortgang.

Humboldt folgte dem Hauptquartier, über Freiburg und Basel, bis Langres. Von da aber begab er sich, da er von preußischer Seite zum Friedensunterhändler bestimmt war, nach dem Orte des Congresses.

Bei den Friedensunterhandlungen zu Chatillon erschien als französischer Bevollmächtigter der Herzog von Vicenza; von Seite der Alliirten sollten zwar nicht die Minister des Auswärtigen selbst, obwohl sie, Metternich, Hardenberg, Nesselrode — sämmtlich im Hauptquartier waren oder, wie Castlereagh, vorher erwartet wurden, sondern es sollten die ihnen nächststehenden und einflußreichsten Diplo-

maten unterhandeln. Diese Bevollmächtigten erhielten jedoch so bestimmte und durchaus übereinstimmende Instruktionen, daß ihnen am Orte selbst fast nichts zu thun oblag, als die treue und gewandte Vollführung derselben. Das eigentliche Wichtige lag mehr außerhalb des Congresses. Davon aber sind uns so leise und allgemeine Andeutungen überliefert, daß wir die Rolle, die ein Hardenberg und Humboldt gespielt, mehr errathen müssen.

Noch immer wünschte Oesterreich, Napoleon aufrecht zu halten, doch gab es deutlich zu verstehen, daß dies vielleicht bald nicht mehr in seiner Macht stehen werde. Am 29. Jan. schon erklärte Metternich an Caulaincourt, daß, wenn Napoleon taub sei gegen die Stimme Frankreichs und Europas, sein Herr und Kaiser, so schmerzlich es ihm sein müsse, den Lauf der Dinge nicht aufzuhalten vermöge. Mit jedem Siege ward die Gegenpartei dringender, und es bedurfte der Schläge, die Napoleon noch einmal austheilte, es bedurfte dessen unbesiegliche Starrheit, um wieder Einklang unter die Verbündeten zu bringen. Aber selbst, nachdem man zu Chaumont (1. März) den Bund erneuert hatte, erklärte Metternich noch (8. März), er hoffe doch den Frieden; England sei stark genug, ihn wollen zu können. Schließe man ihn aber jetzt nicht, so würden die durchdringen, welche einen Vernichtungskrieg wollten; ja, selbst am 18. — da die Unterhandlungen ihr Ende erreicht hatten — versicherte er noch, er thue alles, um Castlereagh noch einige Tage im Hauptquartier zu halten. Sei dieser abgereist, dann werde — mit Napoleon? — kein Friede mehr geschlossen. Andeutung genug, welche wichtige und schwierige Aufgabe den Staatsmännern zufiel, die rein und rücksichtslos unser Nationalinteresse, die Vergangenheit und die Zukunft im Auge hatten. —

Den 3. Febr. 1814 trafen die Bevollmächtigten der

Alliirten zu Chatillon ein. Von Oesterreich erschien Graf Stadion, von Rußland Graf Rasumoffsky, von England Lord Aberdeen, Graf Cathcart und Generallieutenant Stewart, von Preußen Humboldt, der mit gewohntem Fleiß und Scharfsinn die Interessen seines Vaterlandes vertrat. [1]) „Die Mittheilungen zwischen ihm und Hardenberg, als Organ des Königs, wurden nur durch die sichersten Kouriere, Officiere oder reitende Feldjäger geführt und stets eigenhändig geschrieben." [2])

Den 4. Febr. machten sich die beiderseitigen Bevollmächtigten die gewöhnlichen Anstandsvisiten; am 5. begannen die Conferenzen, die im Hause eines Herrn von Montmort abgehalten wurden. Die Bevollmächtigten der Verbündeten erklärten sofort, daß sie nur als ein Ganzes, im Namen Europas, unterhandelten, und zwar in Sitzungen, über welche Protokolle geführt würden. [3]) Schon am 6. klagte der französische Bevollmächtigte, man sehe, daß die vier Gesandten — die drei englischen für einen gerechnet — sämmtlich eine und dieselbe Instruktion erhalten hätten; ihre Erklärungen seien ihnen durchaus gegeben, sie sagten kein Wort, ohne sich vorher verständigt zu haben. Selbst über die gemäßigtsten Ausdrücke erhebe man Schwierigkeiten, und er gebe nach, um nur die Zeit nicht zu verlieren. [4]) In der That, die Unterhandlungen bestanden von der einen Seite nur in Erklärungen, die man einstimmig zu Protokol gab; nur ein

---

1) Und doch fand er die Zeit, in diesen Tagen die letzte Hand an seine Uebersetzung des Agamemnon zu legen.

2) v. Hippel, a. a. O., S. 105—6.

3) Diese Protokolle (vom 5. 7. 17. 28. Febr. und 10. 13. 15. 18. u. 19. März) stehen nebst Noten und Beilagen bei Montholon, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon. A Paris et Berlin, 1822. II. 351 — 411. — Ebendas. S. 279 — 350 finden sich, außer andern verwandten Aktenstücken, die zwischen Metternich und Caulaincourt gewechselten Briefe.

4) Bei Montholon, II. 325—26.

paar Mal ergriff der österreichische Bevollmächtigte das Wort im Namen seiner Collegen.

Der französische Kaiser, bewogen von der Lage der Dinge gleich im Beginn dieses Feldzugs, hatte dem Herzoge von Vicenza carte blanche gegeben, den Frieden zu schließen. Als aber die Verbündeten, statt die Frankfurter Bedingungen zu stellen, am 7. Febr. eröffneten, daß man Frankreich nur die Gränzen von 1792 zugestehen könne, da fühlte der Bevollmächtigte sich unvermögend, die Last der Verantwortung auf sich zu nehmen. Er forderte von der Gegenseite einen ausführlichen Entwurf, was eine Pause herbeiführte. K. Alexander, hieß es, wolle sich mit den Verbündeten über die einzelnen Gegenstände der Forderung noch verständigen. Am 17. Febr. legte man — zwar nicht den Entwurf eines Waffenstillstandes, den Frankreich unterdeß gesucht — sondern einen ausführlichen Präliminarvertrag vor, auf dessen Annahme die Feindseligkeiten sofort eingestellt werden würden. Dieser ausführliche Entwurf verlangte von Frankreich, daß es alle Eroberungen, die es seit 1792 gemacht, zurückgebe, die Verfügung über die abgetretenen und in Beschlag genommenen Lande den Verbündeten allein überlasse, daß es die Unabhängigkeit Spaniens, Italiens, der Schweiz, Deutschlands und Hollands anerkenne — mit einem Wort, fast wörtlich das, was der Pariser Friedensschluß nachher gewährte. Der französische Bevollmächtigte erhob nur einige Fragen, z. B. ob der König von Sachsen, der nach der Leipziger Schlacht als Gefangener abgeführt worden, dessen Lande Preußen als Entschädigung ansprach, in seine Staaten wieder eingesetzt werden würde — worauf die Bevollmächtigten aber keine Antwort gaben. Dann erklärte Jener, er müsse, um auf das Ganze zu erwidern, erst Instruktionen einholen. Bis zum 28. erfolgte keine Antwort. Da erklärte man dem Herzog, daß sein ferneres Schweigen für

Ablehnung genommen werden müsse. Man verlangte einen bestimmten Termin, und erklärte, darüber hinaus die Unterhandlungen nicht fortsetzen zu wollen. Als solcher ward der 10. März bestimmt. Der österreichische Bevollmächtigte fügte hinzu, man wolle sich gern in Nebenpunkten versöhnlich zeigen; empfange man aber eine wesentliche abweichende Erklärung, dann müßten die Waffen entscheiden. — Inzwischen hatte der Glücksstern Napoleon noch einmal geleuchtet, Blücher und die große Armee wurden zurückgeworfen, Frankreich spannte seine Forderungen wieder höher. Erst den 10. machte Caulaincourt Eröffnungen, die aber unzureichend befunden wurden. Man gewährte einige Tage, forderte aber kategorisch die Annahme des Friedensvertrags oder sofortige Vorlage eines ausführlichen Gegenentwurfs. Das französische Cabinet wählte das Letztere. Am 15. März verlas der Herzog von Vicenza ein Contre-projet de paix préliminaire. Da solches jedoch in entscheidenden Punkten ganz von den Forderungen der Alliirten abging, namentlich auf der Rheingränze, auf dem Königreich Italien für Eugen und Entschädigungen für die übrigen Napoleonischen Dynastien bestand, somit keine der Bedingungen erfüllte, die man für die Verlängerung der Conferenzen gestellt, so erklärten die Gesandten, daß ihre Vollmachten erloschen seien, die Verbündeten aber die Waffen nicht niederlegen würden, bis die von ihnen gestellten Bedingungen anerkannt seien. Damit hatte der Congreß ein Ende.

Die Bevollmächtigten kehrten sofort ins Hauptquartier zurück; sie begaben sich hierauf nach Dijon, wohin Kaiser Franz, die Minister und Diplomaten nach dem Rückzuge von Troyes sich gewandt hatten. Noch von Vitry erließen die Alliirten eine Erklärung [5] (dat. 25. März), worin sie die

5) Sie steht auch bei Martens, Supplément des traités, V. 688 xc.

Ursachen des Abbruchs dieser fruchtlosen Unterhandlungen und den Zweck des fortgesetzten Kampfes darlegten. Diese Erklärung ist so gut geschrieben, es weht darin ein so edler, großer Sinn, daß man versucht sein möchte, einen Humboldt für den Verfasser zu halten.

Die Stunde Napoleons hatte geschlagen. Der Muth des schlesischen Heeres und die Vereinigung der beiden Armeen führten die Alliirten nach Paris. Napoleon ward die Macht entwunden, die Bourbonen kehrten zurück, und am 31. März zogen Friedrich Wilhelm und K. Alexander in Frankreichs Hauptstadt ein. Auch die Minister und Diplomaten langten 7. bis 8. April daselbst an.

Für Humboldt that sich keine neue Welt auf. Er traf alte Bekannte unter Franzosen und Deutschen, so den Einsiedler im Hôtel des deux Siciles, Grafen von Schlabrendorf (der auch dem Vaterlande jetzt Dienste leistete), ferner Oelsner, A. W. Schlegel, eine Staël, einen B. Constant und so viele Andere, vor allem aber einen geliebten, in Paris ganz einheimischen Bruder, dessen Nähe fruchtbar und beglückend sein mußte, wenn auch meist der König seine Person als Cicerone in Anspruch nahm. — Auch an neuen Bekanntschaften mangelte es nicht. Hier, wie vorher im Hauptquartier, wo die preußischen Staatsmänner und höhern Beamten gewöhnlich an der Tafel des Staatskanzlers vereinigt gewesen waren, lernte Humboldt noch manche der politischen Hauptpersonen, z. B. einen Grafen Münster, einen Castlereagh, kennen, mit denen der Gang der Dinge ihn noch in mannichfache Verbindung bringen sollte, so wie er wohl erst in dieser Zeit einer nähern Bekanntschaft der großen Feldherren des Vaterlandes, eines Blücher und Gneisenau, sich erfreuen durfte.

Bald aber ward er wieder zu den Geschäften berufen, um jetzt, da Preußen von Neuem eine so bedeutende Stimme unter den europäischen Staaten gewonnen, zugleich aber seine eigene Wiederherstellung noch durchzusetzen hatte, als Repräsentant dieses Staates zu wirken.

Zunächst trat er als solcher bei den Unterhandlungen des ersten Pariser Friedens auf. Diesen negociirte von französischer Seite Talleyrand; England ward durch Castlereagh, Aberdeen, Cathcart und Stewart, Rußland durch Nesselrode und Rasumoffsky, Oesterreich von Metternich und Stadion, Preußen von Hardenberg und Humboldt vertreten. Der Minister von Stein war ebenfalls in Paris anwesend; ein direkter Antheil aber an diesem Geschäft fiel ihm nicht zu. — Die Grundlage des Friedensvertrages war gegeben: es waren die Forderungen von Chatillon. Die deutschen Patrioten hatten ganz Anderes erwartet, zumal die rachedürstenden Preußen. Konnte man aber andere Forderungen erheben, nachdem man erstere so feierlich verkündigt hatte, konnte man es jetzt, wo man nicht mit Napoleon, sondern dem zurückgekehrten legitimen Könige unterhandelte? Schon vor der Entscheidung aber diese mäßigen Forderungen aufzustellen, dazu hatte man seine guten Gründe gehabt. Man war Frankreichs keineswegs so Herr, daß man den Nationalgeist nicht zu schonen gehabt; man wünschte Napoleons Sache von der des Volkes zu trennen, und dieses für eine Wendung der Dinge zu stimmen, die ohnehin genug demüthigte. Doch ging die Schonung, der K. Alexander das Wort redete, in der That zu weit. Preußen machte nicht einmal seine gerechten Ansprüche auf Rückzahlung von 94 Millionen Franken geltend, die ihm als Vorschuß über den Belauf seiner eignen nach Paris gezahlten Kriegskontribution gebührte. Begründete Forderungen Einzelner oder von Privatanstalten sollten zwar

befriedigt werden, aber mit Recht machte der rheinische Merkur sich über die Liquidationskommissionen lustig, die zwei dunkle vieldeutige Artikel in langen Jahren auslegen und die Gläubiger in langen Fristen auf den Nimmertag vertrösten würden, weil man kein Pfand behalten hatte.

Der Friedensvertrag ward von den genannten Bevollmächtigten den 30. Mai 1814 unterzeichnet. Die Ordnung vieler der wichtigsten, namentlich der deutschen Angelegenheiten, blieb einem Congresse vorbehalten, der sich zu Wien versammeln sollte. England jedoch sicherte sich sogleich seine Vortheile, sogar Holland ward sofort mit Belgien ein Geschenk gemacht; Preußen dagegen sollte seine Wiederherstellung erst auf dem Congresse suchen. Man hat es dem Staatskanzler von mehreren Seiten sehr zum Vorwurf gemacht, daß er sich Sachsen nicht im Friedensvertrage habe zusichern lassen; auch W. von Humboldt soll, wie man uns versichert, diese Ansicht getheilt haben. Humboldt fuhr dem König von Preussen entgegen, als dieser zum Congreß nach Wien kam, und sagte dem Monarchen zu dessen Erstaunen vorher, daß die Acquisition von Sachsen — die auch der Minister von Stein, der Freund des russischen Gouverneurs, Fürsten Repnin, für ganz ausgemacht hielt — sehr zweifelhaft sei. Es sei ein Staatsfehler gewesen, diese Sache in Paris nicht beendigt zu haben. Dort sei Alles leicht gewesen, und er (W. v. H.) hätte oft genug den Staatskanzler darauf aufmerksam gemacht. [1]) — Uns will jedoch bedünken, daß auch ein rührigerer Staatsmann, als Hardenberg, eine feste Zusicherung für Preußen damals nicht so leicht erlangt haben würde, sofern man Sachsen oder den größern Theil desselben ansprechen wollte. Kaiser Alexander, der einzige Mächtige, der diese Maaßregel

1) Aus handschriftlicher Quelle.

von Herzen unterstützte, weil er Polen behalten wollte, schob gerade damals jeden Beschluß über beide Fragen hinaus, um erst Truppen in Polen anhäufen zu können und so faktisch den Widerwillen der Engländer gegen diese Besitznahme zu mindern. Allerdings war es ein Fehler, daß man die Grundzüge des künftigen Besitzes nicht für Alle schon in Paris feststellte, und daß Preußen nicht darauf drang. Um dies aber mit Sicherheit durchsetzen zu können, durfte es selbst mit keiner ungemessenen Forderung auftreten.

Das Einzige, was Preußen sofort zugesichert erhielt, war das Fürstenthum Neufchatel. In einem geheimen Artikel machte Frankreich auch seine Verfügung über Ansbach und Baireuth zu nichte. Endlich konnte es schon als ein Vortheil gelten, daß diese Macht von jeder Theilnahme an den Territorialbestimmungen in Deutschland, Italien und Polen ausgeschlossen worden; als es aber zur That kam, ging auch dieser noch verloren.

Der Prinz-Regent von England hatte die verbündeten Monarchen zu einem Besuch auf der brittischen Insel eingeladen. Alexander und Friedrich Wilhelm traten, umgeben von Prinzen des Hauses, von Blücher und andern Feldherrn des Tages, von den nun zu Fürsten erhobenen Staatsmännern Hardenberg und Metternich diese Triumphreise an. Man schiffte sich am 6. Juni von Boulogne ein. Auch Humboldt begleitete die Souveräne. Drei Wochen blieben sie in England. Humboldt machte die genaue Bekanntschaft des Prinz-Regenten, der ihn besonders gewürdigt zu haben scheint. Dann begleitete er den König in die Schweiz. Am 26. Juni trafen sie in Calais ein; von da ging es über Paris nach Neufchatel. Hier fand Humboldt auch seine Gattin. Diese entschloß sich nun, mit der Familie nach Berlin zu gehen,

vermuthlich um dem Lärm eines Congresses auszuweichen, während dessen die Landsleute aber ihre Anwesenheit schmerzlich vermißten. Humboldt selbst eilte nach Wien, wo am 1. Oktober sich der Congreß versammeln sollte.

Auf dem Congresse zu Wien.

Als Hauptquelle für diesen Zeitraum dienen Klüber's Akten des Wiener Congresses; [1]) auf ihnen ruht das Thatsächliche, was wir, ohne besondere Angabe, berichten. Freilich fehlt noch viel, daß eine Urkundensammlung, mit grossentheils farblosen Protokollen, das reiche Bild der Zeit und des Wirkens Einzelner enthüllte. Letzteres zumal tritt in officiellen Dokumenten am seltensten zu Tag; wir bedürfen zu dessen Kenntniß Denkwürdigkeiten Mithandelnder oder solcher, die diesen besonders nahe standen, wir fordern Darstellungen, die von einer oder der andern Seite aus archivalischem Detail schöpften. In beiden Rücksichten sind wir hier sehr verlassen. Wir kennen fast durchaus die Gegenstände der Verhandlungen, den äußern Umriß der Entwicklung und das letzte Ergebniß, aber nur obenhin den leiseren Gang der Dinge, die tiefer liegenden Motive, das einflußreiche Gegeneinanderwirken der Männer und Parteien. Hier müssen wir für jeden Wink danken, der uns gegeben wird, und können das Bedeutende doch oft nur durch Combination erfassen. Solche Winke geben, namentlich für das äußere Treiben jener Tage, die Denkwürdigkeiten eines Varnhagen von Ense und eines Grafen de la Garde. Ersterer ist schon ein tieferer, ein sehr glücklicher Beobachter; Schade nur, daß er den wichtigern Dingen noch zu fern

1) 9 Theile. Erlangen, 1815 — 1835.

stand, daß er sein Material schon zu künstlich zubereitet, ohne durch einen recht parteilosen Standpunkt — denn es spricht doch nur der Preuße — zu entschädigen. Dem dreibändigen Werke des Herrn von Flassan — Geschichte des Wiener Congresses — verdanke ich kaum einige Notizen. Ungleich ergiebiger, dazu das Frischeste, und das Einzige, was uns ein Mithandelnder, wenn auch keine Hauptperson unter diesen, geboten, ist Herrn von Gagerns „Antheil an der Politik," freilich ein sonderbares Buch und ein sonderbarer Autor, der aber doch recht Schätzenswerthes überliefert, und um so unschädlicher ist, da er, mehr als nicht leicht ein Anderer, Urtheil und Ergänzung herausfordert.

Hoffentlich wird in der Folge noch Manches an den Tag kommen, was auch unseres Humboldt's Bild noch weit individueller, noch bedeutender machen dürfte. Doch wollen wir in dieser Hinsicht nicht zu viel erwarten, namentlich von da, wo es uns am liebsten sein müßte — von deutscher Seite.

Auf einem Congreß, der einen Kaiser von Rußland und den König von Preußen und so viele Fürsten und Prinzen am österreichischen Hoflager zusammen führte, den alle Staaten Europa's mit ihren ersten Staatsmännern, Ministern und Diplomaten beschickten, auf dem so Bedeutendes entschieden werden sollte, durfte Preußen — das wieder so hoch gestellte, und zugleich zu so dringenden Forderungen genöthigte — nicht mit geringen Repräsentanten auftreten. Als sein erster Bevollmächtigter erschien der Staatskanzler Fürst von Hardenberg, als zweiter der Gesandte am Wiener Hofe, Wilhelm von Humboldt. Ein dritter Repräsentant dieses Staates war gewissermaßen der Freiherr von Stein. Eine gewaltige Trias, und welch' verschiedene

Männer! Stein's damaliges Wirken war jedoch nicht von großem Erfolg. In diplomatischen Verhandlungen zeigte sich seine Größe nicht; überdies war er in Wien in einer schiefen Stellung. Er kam noch als russischer Rathgeber und Bevollmächtigter dahin, gleichsam der Repräsentant der engen Verbindung Preußens mit diesem Reiche — eine Verbindung, die schon Manche als identisch mit dem Interesse des Vaterlandes ansehen wollten. Preußens eigentliche Vertreter, Hardenberg und Humboldt, stimmten in den Hauptfragen, die damals verhandelt wurden, überein; sie konnten um so besser züsammengehen, da die oberste Leitung dem zweiten nicht oblag, der vielmehr, so weit seine Meinung nicht in den Vorberathungen durchdrang, mehr nur die geschickte und energische Vollführung der höchsten Orts beschlossenen Dinge zu besorgen hatte. Daß Humboldt übernommen, was seinen innersten Gefühlen widerstrebte, wird man so wenig glauben, als daß er alles durchgesetzt, was er, auch nur für seine Zeit, gewünscht hatte. Unzweifelhaft stieß er oft auf einen Willen, dem er weichen mußte; unzweifelhaft machte ihm auch der Charakter des Staatskanzlers zu schaffen, dieses eben so humanen, erfahrnen, wohldenkenden und ritterlichen, als mählich schwankenden, zögernden und alternden Mannes. Dies glauben wir, wenn schon Varnhagen ihr damaliges Zusammenwirken als ganz harmonisch schildert. „Zwischen ihm und dem Staatskanzler," sagt er, [1]) „bestand während der ganzen Dauer des Congresses das vertrauteste, ungetrübteste Einverständniß, und beide Männer ergänzten einander im besten Sinne. Dem Staatskanzler als solchen ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich

1) Denkw. V. 57.

die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm geworbene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine eigene Verleugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleich wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneisenau's, welches eben so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenbergs war schon in dessen Haupte von Humboldt's Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erstern immerfort als erwünschte Förderung in sich trug". Im Allgemeinen wird dies richtig sein, in den Dingen, um die es sich im Moment am meisten handelte, unbedingt. Dies schließt aber nicht aus, daß nicht auch schon Differenzen Statt fanden, und das erklärt uns auch des Staatskanzler's späteres Benehmen besser, als wenn wir annehmen sollen, daß er einen Geist, wie Humboldt, blos deshalb zu beseitigen gesucht, weil er fürchtete, von ihm überflügelt zu werden. Es wird auch bestimmt versichert, daß schon in Wien Verstimmungen zwischen ihnen obwalteten. Der König hatte dem Kanzler Humboldt's Aeußerung über die sächsische Angelegenheit, die wir oben erwähnt, mitgetheilt, worüber Hardenberg sehr gereizt war. Anderes dieser Art mochte hinzukommen, das wir jedoch, ohne nähere Beglaubigung, nicht nacherzählen.

Der Staatskanzler wußte aber wohl, wie unentbehrlich zur Zeit ein Geist und Kämpfer, wie Humboldt, sei — der als Diplomat nie mehr an seiner Stelle war, als 1814 und 1815 zu Wien und Paris; er selbst konnte einen solchen Gehülfen nicht missen, da ihn sein zunehmendes schlechtes

Gehör so oft außer Stand setzte, den Spitzen der Debatte zu folgen; auch der König hielt die größten Stücke auf ein Talent wie Humboldt. Unter den Umgebungen des Kanzlers, auch zu Wein, waren zwar ansehnliche Kräfte, ein Stägemann, Jordan, Arbeiter wie Hoffmann, der Statistiker; einen Humboldt aber hätte Keiner ersetzen können.

So war denn Humboldt vergönnt, an allen großen Verhandlungen der europäischen Mächte, ihres engeren sowohl als weiteren Rathes, der vier, fünf und acht Mächte, endlich der deutschen Staaten Theil zu haben. Er entledigte sich dieser Aufgabe in glänzender Weise, und ließ in gleichem Maße den Umfang seines Wissens, als seinen Verstand und sein Geschick bewundern. Von allen Seiten ward dies anerkannt; alle Dokumente, die uns vorliegen, geben Zeugniß davon, alle Berichte, die wir empfingen, stimmen darin überein. Er war einer der Hauptkämpfer in den verschiedensten Conferenzen, und vorzüglich den Franzosen ein Dorn im Auge. Und doch haben ihm gerade diese Gegner, haben ihm Genossen, deren Wesen und Richtung dem seinigen ungleich war, auch gegen ihren Willen gehuldigt. Den Ausspruch Talleyrand's, den Varnhagen bewahrte, haben wir an andrem Orte erwähnt. [2]) Das Organ eines Görres, der rheinische Merkur, obschon mehr der Stein'schen Richtung, als dem Humboldt'schen Geiste verwandt, rühmte bei jeder Gelegenheit, wie gut der Staatskanzler secundirt sei. [3]) Und läßt er am 12. Jan. 1815 sich noch aus Wien schreiben: „Der Minister von Humboldt ist gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt; dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten

---

2) Siehe oben I. 52. Vergl. Varnhagen's Denkw. V. 286.
4) Schon 31. Okt. 1814.

deutschen Verfassungspläne ausgehen und er versicht sie sonderlich; auch ist er unter allen am besten dazu geeignet, den Franzosen auf ihren unterirdischen Schleichwegen entgegen zu miniren" — so ergreift aber bei einer späteren Gelegenheit (18. Nov.) der Herausgeber selbst das Wort, und schließt das Urtheil, indem er den Stand der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens erörtert, also zusammen: „Was die handelnden Personen betrifft, so zeigte sich der Staatskanzler hier wie in Wien immer gutwillig, versöhnlich, arglos in seiner Politik und alles gern auf guter Seite nehmend; Humboldt kalt und klar, wie die Decembersonne." Faßt man alles zusammen, was über Humboldt's Wirken in jener Zeit zu sagen ist, so muß man bekennen, daß es ebenso durch Adel der Gesinnung, als durch Geist und Gewandtheit hervorsticht; daß Preußen an ihm einen ausgezeichneten Vertreter gewonnen hatte. Wir möchten Talleyrand, Metternich und Humboldt, so verschieden ihre Naturen waren, so ungleich ihr Werth in unsern Augen ist, für die hervorragensten Erscheinungen des Congresses ansehen. Der Erstere und der Letztere von diesen hatten auch, wenigstens in Geistesmacht und Oppositionsgeschick, einige Verwandtschaft, sonst stand freilich Humboldt als ein von den zwei genannten völlig verschiedenes Wesen da. Darin aber zeigt sich die Größe aller drei, daß sie durch persönliche Gaben das Gewicht der Staaten, die sie zu vertreten hatten, ungemein erhöhten, während ein Repräsentant, wie der kalte, beschränkte, ideenlose Castlereagh, nur das in die Wagschaale legen konnte, was Englands Name unter allen Umständen wog.[4])

Bei all' dem ist nicht zu glauben, daß ein Mann, wie

4) Castlereagh sprach viel, ohne Redegabe. Seinen Lieblingsausdruck „features" gebrauchte er auch zu Wien mit Uebermaß und Ungeschick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der solcherlei nicht umkommen ließ. (Varnhagen, a. a. O. V. 61.)

Humboldt, auf diesem Congresse einen Boden gefunden habe, der seinen Wünschen entsprochen hätte, auf dem sein volles Wesen sich hätte offenbaren können. Dazu war die Zeit nicht gemacht. Es hob ja eine conservative Epoche im Guten wie im Bösen an. Wie selten konnte — ich will nicht sagen das Ideale, nur das Zeitgemäße durchgesetzt werden! Auf einer Seite hatte man durch Verträge schon die Hände gebunden. Mit geringer Ausnahme mußte man die Napoleonische Erbschaft mit antreten, ohne doch dem Guten, das in der Napoleonischen Richtung lag, die Consequenz geben zu dürfen, die es heischte. Humboldt selbst wollte sie nicht. [5]) Er scheint eine Theilung Deutschlands in eine geringere Anzahl Staaten für gefährlicher gehalten zu haben, als das Dasein einer Menge abhängigerer Fürsten und Städte. Ob ihn dabei mehr das Interesse für Deutschland oder für Preussen geleitet, ist schwer zu unterscheiden. Dennoch war es Anfangs die Absicht der preußischen Staatsmänner, die Kleinstaaten durch Kreisobristen und diese durch ein österreichisch-preußisches Direktorium unschädlich zu machen. Es gelang aber Beides nicht. — Durch die ganze Richtung des Tages war ein höheres Streben von Anbeginn getrübt. So sehr es, nach so schweren Erfahrungen, nach einem gewiß nicht glänzenden Friedensschlusse, zu wünschen gewesen wäre, daß das Gewonnene recht tüchtig geordnet werde, so sehr blieb der Ausgang hinter diesem Wunsche zurück. Für uns liegt hier nur das Erfreuliche, daß wir Humboldt keine oder nur geringe Schuld beimessen können. Bedenkt man die Stellung, in der er wirken mußte, die Macht des Widerspruchs, der sein bestes Wollen begegnete, so können wir das, was er in verschiedener Richtung, besonders aber für die deutschen Angelegenheiten geleistet, ihm nur zu größerer Ehre anrechnen.

5) Klüber, Akten II. 9. 10.

Auch er hat gefehlt, in einer Richtung seinem eignen Wirken geschadet; in Einzelheiten wird man ihm nicht durchweg beipflichten; wir wünschen aber nur, daß die nachfolgende Zeit sich mit dem in Einklang erhalten hätte, was Preußen und Hannover damals durch ihre tüchtigsten Wortführer verfochten haben. Auch daran aber ist Humboldt wieder schuldlos; er ist sich treu geblieben; er stand nicht nur in Wien unter denen voran, die für Verfassungsleben und einen die Rechte Aller schützenden Bund wirkten, sondern hat dieselben Grundsätze bis an's Ende seiner Laufbahn vertheidigt.

Doch wollen wir auch des Einwurfs gedenken, welchen Herr von Gagern gegen Humboldt erhoben.[6]) Er beschuldigt die preußischen Staatsmänner im Allgemeinen und — namentlich bei den deutschen Verhandlungen — Humboldt insbesondere, daß sie des ältern deutschen Staatsrechts sämmtlich nicht sehr kundig oder eingedenk gewesen seien, und meint, man habe den Herrn von Küster, damaligen preußischen Gesandten in Stuttgart, herbeigerufen, „pour rectifier les erreurs de M. de Humboldt." Letzteres hat Varnhagen widerlegt; [7]) wir glauben gern, daß Humboldt sich den Schwall von Reclamationen aus der Zeit des heiligen römischen Reichs vom Halse schaffte, wo er nur konnte. Im Uebrigen aber können wir nicht finden, daß er des alten Rechtsbestandes zu uneingedenk gewesen, vielmehr scheint es, als wenn ihm die Heillosigkeit jener guten alten Zeit immer vorgeschwebt hätte, er aber diese Kenntniß nicht besser zu bethätigen gewußt hätte, als dadurch, daß er jede überflüssige Fortwirkung derselben nach Kräften zu beseitigen strebte.

Humboldt war nicht blos eines der begabtesten, sondern

6) Antheil, II. 40. 89—90. 120.
7) Denkw., V. 59.

gleicher Weise eines der thätigsten Glieder des Congresses. Man konnte zu Wien eine eigene Klasse der emsig Arbeitenden und wahrhaft Beschäftigten absondern. Zu diesen zählten besonders Humboldt, Wessenberg und Clancarty; mehr als Hülfsarbeiter Gentz und La Besnardière.[8]) Humboldt war Mitglied fast aller Comitéen; man beauftragte ihn, von Preußens Seite oder im Namen der Mächte, noch zu einer Menge Specialunterhandlungen mit den mittlern und kleinern deutschen und europäischen Staaten. Namentlich den deutschen Angelegenheiten widmete er bis zu Ende den wachsamsten, eisernsten Fleiß. Oft war es schwer, seiner habhaft zu werden.[9]) „Was Humboldt," sagt der oft erwähnte Berichterstatter, „während des Congresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben; auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei lässiger Scherzweise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt."[10])

Und während der drangvollsten Tage dieses Congresses zeigte Humboldt sich noch frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung, wie zu heiterer Geselligkeit, durchbesserte die kunstreiche Uebersetzung griechischer Chorgesänge, stellte mit sich allein Uebungen in Pestalozzischer Lehrart an, dichtete jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen

8) S. auch Gagern, II. 39.
9) Gagern, II. 176. Varnhagen, V. 44. 97.
10) Varnhagen, V. 57—58.

Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages bemerkt waren. Unglücklicherweise, sagte Humboldt selbst nachher (Sept. 1830), habe er gleich im Jahre 1815 zu Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er nun sehr bedauere, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben.[11])

Der Congreß begann gleich mit Verzögerungen und Schwierigkeiten. Zwar traten schon seit dem 16. September (1814) Bevollmächtigte der 4 Mächte — Englands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands — in vorbereitenden Sitzungen entweder bei Metternich in der Staatskanzlei, oder bei Humboldt im Gesandtschaftshotel zusammen,[1]) denen Anfangs, außer diesen, nur Lord Castlereagh, Graf Nesselrode und dann auch Hardenberg beiwohnten,[2]) und in denen man die Form der Verhandlungen bestimmte, die verschiedenen Gattungen der Geschäfte schied, endlich Frankreich abermals von den Territorialbestimmungen in Deutschland, Polen und Italien ausschloß (22. Sept.) Doch lud man Talleyrand, wie auch einen spanischen Bevollmächtigten (Labrador) alsbald zu diesen Präliminarien, weil Frankreich, als Großmacht, in das Comité gehöre, das den allgemeinen Gang der Geschäfte leiten solle. Da man erklärte, daß nur Staatssekretäre (des Auswärtigen) in dieses Comité zugelassen würden, machte Talleyrand sogleich bemerklich, daß dann Humboldt und Labrador nicht hergehörten, die diese Stellung nicht inne hätten. Letzterer, entgegnete man, sei nur provisorisch zugelassen, Humboldt aber wegen des Gehör-

---

11) Siehe auch Varnhagen, Denkw. IV. 296.

1) Fêtes et Souvenirs du congrès de Vienne, par le Comte A. de la Garde; à Paris, 1843. I. 185.

2) Histoire du congrès de Vienne, par M. de Flassan; à Paris, 1829. I. 13.

mangels des F. Hardenberg, dem er Kenntniß gebe von dem, was verhandelt würde. [3]) Allein diese ganze Beschränkung auf Staatssekretäre wurde alsbald aufgegeben, und auch die Zahl der zu dieser Leitung berufenen Staaten vermehrt. Man widersetzte sich zwar Talleyrand's Tendenz, die Bevollmächtigten aller Staaten herbei zu ziehen, und eine Art Nationalversammlung zu veranstalten, zog aber zu den allgemeinen Versammlungen die Bevollmächtigten sämmtlicher acht Mächte, die den Pariser Frieden geschlossen hatten, und behielt nur die in diesem Frieden ausgenommenen Gegenstände der alleinigen Entscheidung der vier Mächte vor. Ein andres Comité ward für die deutsche Verfassungsangelegenheit gegründet.

Die Verhandlungen der acht Mächte begannen damit, daß man die wirkliche Eröffnung des Congresses auf den 1. Nov. vertagte. Eine deshalb aufgesetzte Erklärung, die das Publikum davon unterrichtete (8. Okt.), gab als Grund der Vertagung an, daß die Vorarbeiten erst zu einer gewissen Reife gedeihen müßten, „pour que le résultat répondit a u x p r i n c i p e s d u d r o i t p u b l i c, aux stipulations du traité de Paris et à la juste attente des contemporains.“ Ueber die hier unterstrichene Stelle — die deutlich auf die sächsische Frage spielte — erhob sich sogleich die heftigste Debatte, besonders zwischen Humboldt und Talleyrand. „Que fait ici le droit public?“ fragte Preußen. Talleyrand: „Il fait que vous ètes ici.“ Humboldt: Mais cela va sans dire.“ Talleyrand: Si cela va sans dire, cela ira mieux en le disant.“ Gentz, der Protokollführer, machte gegen den Vorsitzenden die Bemerkung, daß er nichts einzuwenden wüßte; auch behielt man die Worte bei. Im Deutschen aber setzte man doch: „den Principien des Völkerrechts.“ [4])

3) Flassan, I. 17.
4) Gagern, II. 51—52. Flassan I. 27—28.

Vom 31. Okt. versammelten sich die acht Mächte zu ordentlichen Verhandlungen. Den ersten Akt bildete die Prüfung der Vollmachten. Sie fiel durchs Loos den russischen, englischen und preußischen Ministern zu. Noch arbeitete Talleyrand dahin, die letzte Entscheidung der Fragen einer Generalversammlung der Bevollmächtigten in die Hände zu spielen, ward aber von Metternich und Humboldt damit für immer zurückgewiesen. [5])

Viel bedeutendere Schwierigkeiten zeigten sich, als die eigentlichen Unterhandlungen und namentlich die über Territorialfragen eröffnet wurden. Die Hauptschwierigkeit machte die Wiederherstellung des preußischen Staates. Es fand ein Notenwechsel Statt, der bald die ernsthafteste Gestalt annahm. Preußen trug selbst Schuld an der Verwicklung. Es forderte Sachsen als Ersatz für das Verlorene oder nicht wieder zu Erlangende. Rußland hatte es ihm zugesagt, weil es Polen für sich wollte. Selbst Oesterreich und England hatten so gut wie eingewilligt, ersteres wohl nur, um eine kaum erst gestiftete Verbindung nicht zu stören. Als aber Frankreich, durch Talleyrand's Geschick, einen unerwarteten Einfluß erlangte, das sächsische Haus und Volk sein Recht verfocht, Bayern heftig widersprach und endlich auch England die Abtretung ganz Sachsens verweigerte, erkannte Oesterreich, daß es das deutsche Interesse der Rücksicht gegen Preußen nicht aufopfern dürfe, und stellte sich auf Seite der Versagenden. Zu gleicher Zeit opponirte England, gleichsam im Namen der Andern, gegen Rußlands zu großes Umsichgreifen in Polen, wo es nicht einmal über die Warthe und Nida zurückweichen, und selbst Posen fest-

5) Flassan, I. 29–30.

halten wollte. Preußen und Rußland hielten zu einander, und die Sache gewann seit Anfang Dezembers ein ganz kriegerisches Ansehn. Noch am 30. d. M. warf der preußische Staatskanzler ein so drohendes Wort hin, daß Oesterreich, England und Frankreich sich bewogen fanden, einen geheimen Defensivbund abzuschließen (3. Jan. 1815). Schon aber hatten die Monarchen von Rußland und Preußen selbst eingelenkt; um die Verständigung zu erleichtern, nahm man (7. Jan.) zu Conferenzen seine Zuflucht, zu denen, auf Metternich's und Castlereagh's Drängen, auch Talleyrand zugelassen wurde (12. Jan.) Rußland machte eine geringe Concession an preußisch Polen; Sachsen, gegen das nun einmal das Ausnahmsgesetz gelten sollte — wurde getheilt; nach einigem Hin- und Wider-Streiten über ein Mehr und Minder war die Frage entschieden (10. Febr.), gerade noch zeitig genug, um bei Napoleons Wiedererscheinen nicht alles in Verwirrung zu setzen. —

Preußens Staatsmänner hatten diesmal Talent und Energie in einer unglücklichen Richtung vergeudet. Denn daß auch Humboldt mit größtem Eifer für den Erwerb Sachsens kämpfte, ist außer Zweifel. Zwar erließ der Staatskanzler die wichtigern in dieser Sache gewechselten Noten allein, Humboldt aber nahm gewiß dabei mit seinem Geist und mit seinem Wissen Theil. Er agitirte nur noch heftiger außerhalb des eigentlichen Schriftenwechsels, und wurde dessen selbst in Fällen beschuldigt, wo er gewiß keinen Theil gehabt. So erschien z. B. ein scharfer Artikel gegen die sächsische Dynastie und zu Gunsten ihrer Verfolger auch in einem halboffiziellen französischen Blatte. Gentz, der in dieser Frage heftig gegen Preußen operirte, wandte sich an den Herzog von Dalberg, einen der französischen Bevollmächtigten, um Gegenschritte zu veranlassen (23. Nov.) Von gewisser Seite, sagte er, habe man ohnehin bedeutet, daß das

französische Cabinet gespalten sei, und Talleyrand und seine Collegen keine vollgültige Stimme abgeben könnten. „Je n'oublierai pas," fügt er hinzu, „que, dans une des conférences des soit-disans quatre, un Ministre de Prusse fit la proposition à propos de la note de Mr. de Talleyrand du 1. Octobre, de s'adresser avant tout au Roi de France, pour savoir si ses plénipotentiaires à Vienne étaient effectivement les organes de ses intentions." Diese „eben so indecente als insidieuse" Motion habe zwar keine Folgen gehabt, durch Artikel aber, wie dieser französische, müsse das Publikum getäuscht werden. Dalberg war natürlich gleicher Ansicht. „Par le courrier d'aujourd'hui," schrieb er den folgenden Tag an Gentz, „nous allons demander des informations à l'égard de l'article en question, et je ne serais pas étonné qu'il fût parti d'ici et que les Humboldt et consors eussent une bonne part à l'idée de présenter les affaires de Saxe sous ce voile de mysticisme qui manié avec art confond toutes les vérités et nuance tous les principes.[1]) Damals war es, wo die Franzosen Humboldt nur le sophiste incarné nannten,[2]) freilich vergessend, wie übel sich die Legitimitätsphrasen im Munde derjenigen ausnahmen, die Jahre lang alle Gewaltthätigkeiten der Kaiserzeit beschönigt hatten.

Preußen war in einer schlimmen Lage. Die am meisten zur Befreiung und Wiederherstellung Aller beigetragen, sollten allein kümmerlich und zerrissen aus diesem Kampfe gehen. Man war ärgerlich und betrübt, und meinte, bei Rußlands Vorschreiten in Polen Sachsen nicht entbehren zu können, ohne schwächer dazustehen, als je. Als nun alles hetzte und einredete, äußerte Humboldt doch: „Das bestimmte Reden für

---

1) Gentz's Schriften, herausg. von Schlesier, V. 43—45.
2) Gagern, II. 41.

Sachsen sei besser, als die bisherige Verschwiegenheit; nun könne Preußen sich doch entscheiden, ob es Sachsen aufgeben oder mit den Waffen behaupten wolle." [3])

Man hatte sich in eine Sackgasse verrannt. Preußen hatte volles Recht, eine genügende Wiederherstellung zu fordern; es mußte auch eine gewisse Stärke und Compaktheit ansprechen, um einer bisher nur künstlich erfüllten Aufgabe irgend gewachsen zu werden. Es durfte es um so mehr, nachdem fast alle deutschen Staaten — doch, merkwürdig, Sachsen nicht oder nur gezwungen! — sich auf Kosten ihrer Genossen verstärkt und abgerundet hatten. Aber woher ein Land nehmen, das zu dem bisherigen Besitzthum paßte, da Rußland den größern Theil von preußisch Polen ansprach und eine Ausdehnung nach dieser Seite, so weit militärische Gründe sie nicht unerläßlich machen, Preußens Macht eher schwächen, als stärken konnte. Ansbach und Baireuth waren auch entfernt, und Bayern nicht wohl wieder zu nehmen. Am Rheine aber und in Westphalen lag ein großer, reicher, herrenloser, der engern Verbindung mit einem Gewaltigen sehr bedürftiger Länderstrich, getrennt aber vom Hauptlande durch Hannover, das man schon deshalb nicht ansprechen konnte, weil es dem Könige Englands gehörte, ja das man mit eigenem Gute noch abrunden und bereichern sollte. Auf der andern Seite lag Sachsen, und lange schon hatte in den Preußen die Idee sich festgesetzt, daß man Sachsen haben müsse. Die bedeutenderen Staatsmänner des Landes theilten dieses Vorurtheil, das sie nun — nach den Verträgen mit Bayern und Würtemberg — zu doppeltem Unrecht, und, nachdem der Widerspruch dagegen sich erhoben hatte, einer durchaus unklugen Politik

3) Rhein. Merkur, 27. Dez. 1814. (Aus Wien, 14 Dez.)

verleitete. Denn dieses Bestehen Preußens auf dem Erwerbe Sachsens verdarb seine Stellung und Wirkung auf dem Congresse in hohem Grade, es verdächtigte auf lange Zeit seine bessern Bemühungen, verfeindete es nach allen Seiten und warf den isolirten Staat in eine zu enge, zweideutige Verbindung mit Rußland.

Wie anders, wenn Preußen zur rechten Zeit eingelenkt und erklärt hätte, es verzichte auf Sachsen, obwohl es ihm mehr oder minder feierlich zugesichert worden, und begnüge sich hier mit einer nothwendigen militärischen Grenze, die niemand versagen wollte. Dann wäre den Anderen die Aufgabe geworden, Genugthuung zu verschaffen. England, Rußland, wie die kleineren Staaten, hätten sich zu Concessionen verstehen müssen, ja Preußen hätte verlangen dürfen, daß über Länder, die selbst Auskunftmittel darboten, wie Belgien, nicht definitiv verfügt werde, bevor seine Genugthuung entschieden sei.

Und wollte man eine kecke Forderung stellen, so mußte sie dahin gerichtet werden, wo Preußens Vergrößerung von der Natur geboten ist, nämlich nach Norden und Nordwesten. Wer — außer höchstens Rußland, und dieses mußte für Polen Ersatz schaffen — wer würde an den kleineren Staaten der Niederelbe so viel Interesse genommen haben, um Preußen zu versagen, was ihm wichtiger sein muß, als so oder so viel Quadratmeilen, wichtiger selbst, als der Länderzusammenhang — eine Stellung seiner Hauptmasse an der Nordsee. Dort hätte man nicht nöthig gehabt, einen der ansehnlichsten und verdientesten deutschen Staaten — ein Land, das weder Deutschland noch Preußen Gefahr bringt und sich wohl hüten wird, mit dieser Nachbarmacht sich zu verfeinden — zu vernichten oder entkräften zu müssen; man hätte vielmehr den größeren Theil des Gewinnes ausländischer Herrschaft und fremdem Einflusse entzogen, gleichsam

zu Deutschland zurückgeführt; man hätte nur durchgesetzt, was Deutschlands eigenes Interesse heischt, daß nämlich unser nördlicher Hauptstaat nicht von unserm Hauptmeer ausgeschlossen bleibe und die Vertretung der gemeinsamen Zwecke dort nicht lediglich in die Hände schwacher oder dem Auslande dienstbarer Staaten gelegt sei.

Damit hätte man allerdings den vollständigen Landeszusammenhang nicht erworben. Besser aber keinen, als einen auf Unkosten des öffentlichen Vertrauens, mit offenbarem Unrecht und, da manchmal wenigstens die Noth das Unrecht entschuldigt, nicht einmal unumstößlicher Nothwendigkeit willen errungenen! Der Besitz der Westprovinzen gibt unter allen Umständen eine viel bedeutendere politische Stellung; durch ihn erst ward Preußen der Wächter in Ost und West, damit eine — auch bei geringern Kräften — unbestrittenere europäische Macht. Dieser Besitz hat freilich große Inconvenienzen, ja Gefahren. Abgesehen aber, daß sie, steht man nur recht zu Deutschland, nicht unbesiegbar sind, gewähren sie auch größere und unendlich mehr aus der Lage des Ganzen, aus der Nothwendigkeit entlehnte Ansprüche — Ansprüche, die Europa wenigstens dadurch wird befriedigen müssen, daß es dem Haupttheile gewährt, was ihm mangelt, ihn zur Nordsee führt und aus der jetzigen, zwischen Rußland, und kleinen, hülfsbedürftigen und doch immer eigenwilligen Ländchen eingepreßten Lage herausreißt.

Alle diese Gesichtspunkte hat man in den Jahren der Wiederherstellung nicht genug in's Auge gefaßt. Statt den Blick auf die Rheinlande und eine recht passende Erwerbung zu richten, mattete man sich um Sachsen ab, achtete selbst Ostfrieslands nicht — das man festhalten mußte, so lange nicht ein besserer Zutritt zum Nordmeere gewährt wurde — gab Lauenburg den Dänen, ließ die Russen über die

Warthe,[4]) durch die Holländer sich von der Maas abhalten, und vermochte am Ende doch nichts zu erreichen, als die unglückliche Zerstümmelung des sächsischen Landes.

Gewiß haben Hardenberg und Humboldt sich große, unvergeßliche Verdienste um die Wiederherstellung des Staates und namentlich dessen Gebietsausdehnung in Deutschland erworben, doch kann man sich nicht verhehlen, daß sie, hier in einem Vorurtheil befangen, andre Vortheile und Möglichkeiten nicht genug beobachtet haben. So fehlen oft die Besten mit ihrer Zeit. Auch Stein verließ den Congreß voll Verdruß über diesen Ausgang, und konnte selbst nach Jahren seines Unmuths darüber nicht Herr werden.

Eines muß man freilich hinzufügen, wenn man das damalige Streben dieser Männer nicht unbillig beurtheilen will. Alle Staaten suchten, in der Voraussicht, daß so große Bewegungen, wie die der letzten fünfzehn Jahre, sobald nicht wiederkehren würden, in einen Stand der Ruhe und des Behagens zu kommen. Da man aber, im Beginn einer erhaltenden Epoche, preußischer Seits zu andern Maßnahmen nicht treiben wollte, so suchte man sein Interesse da zu befriedigen, wo man es unter scheinbarem Vorwand zu können meinte. Den Fehlgriff rechtfertigt dies aber nicht. Staaten, wie Einzelne, müssen dem Geschick sich beugen und, ohne gewaltsames Vorgreifen, von der Zukunft erwarten, was ihnen bestimmt ist. Ist doch auch Rom nicht in Einem Tage gebaut worden! —

Einigen Andeutungen nach sollte man glauben, daß Humboldt zur Zeit, wo die sächsische Frage entschieden

---

4) Man könnte hier zu Humboldt's Gunsten hervorheben, daß er die Verträge von 1813 mit Rußland und England nicht geschlossen. Umsonst. Sobald man Sachsen wollte, konnte man auf anderes nicht wohl bestehen, auch trug ja keiner der preußischen Staatsmänner die westlichen Lande recht im Sinne.

war, auch bei seiner eignen Partei etwas in Ungnade gekommen sei. „Humboldt," heißt es irgendwo,[5] „hatte das Zutrauen Aller, auch des Königs verloren." Und Gagern berichtete, Hardenberg habe auf eine Anmahnung Castlereagh's (im Febr. 1815), Preußen solle doch lieber der Freund und die Stütze der nördlichen Staaten, als ihr Schrecken und ihre Geisel sein — dies zugesagt und das bisher eingehaltene Betragen der preußischen Agenten geradezu gemißbilligt, mit dem Zusatz, man werde künftig Gneisenau und andere wohldenkende Männer vorziehen.[6]) — Letzteres konnte nur eine vollständige Mystifikation sein. Gneisenau huldigte ja derselben Richtung. Sagt man ihm doch nach, daß er noch weiter gegangen und, als rechter Repräsentant der preußischen Kriegspartei, den Vorschlag gemacht haben soll, sich gegen den ungünstigen Congreß mit Frankreich d. h. dem von Elba zurückgekehrten Napoleon zu verbünden.[7]) Eine Angabe, die kaum glaublich ist, hier aber doch als ein Zeugniß der Denkart angeführt werden kann!

Ist Humboldt damals bei seiner eigenen Partei wirklich in Mißkredit gekommen, so kann es wohl nur bei den Russen und bei Kaiser Alexander gewesen sein. Es ist uns nicht bekannt, wie Humboldt über Polen dachte. Auffallend aber ist, daß bei allen betreffenden Verträgen Hardenberg allein figurirte. Auch wird behauptet, Alexander habe lange schon eine heimliche Abneigung gegen Humboldt gehegt, weil dieser nicht undeutlich auf ein unabhängigeres System der preußischen Politik hinarbeitete, während Rußland die Diplomatie dieses Staates eben so in's Schlepptau zu nehmen trachtete, wie, wenigstens im Beginn des Befreiungskampfes, das

5) Memoiren eines deutschen Staatsmanns von 1786 bis 1816. Leipzig, 1833. S. 303. Sonst freilich ein Werk ohne Belang.

6) Gagern, II. 127.

7) Allg. Zeitung, 27. Mai 1841. Beil.

preußische Heer. Die persönliche Zuneigung der Monarchen bewirkte am meisten, daß Preußen so an Rußland gefesselt wurde. Hardenberg und Humboldt fanden das größte Hinderniß, wenn sie nach jener Seite entschieden auftreten wollten. Es wäre denkbar, daß die energische Gesinnung des Letztern nicht unbekannt geblieben, und man russischer Seits auch auf den König zu wirken gesucht hätte. Zur Zeit aber hatte es wenigstens keine Folge.

Humboldt's ungemeine Thätigkeit auf diesem Congresse wird sich nicht besser charakterisiren lassen, als durch einen Ueberblick aller Verhandlungen, denen er beiwohnte, der Ausschüsse, deren Mitglied er war, wie auch der übrigen Geschäfte, die ihm während dieser Zeit übertragen wurden. Wir beginnen mit den Conferenzen der fünf Mächte — obschon sie später eröffnet wurden, als die andern, begnügen uns aber auch hier mit einzelnen Andeutungen und Winken.

An den Conferenzen der fünf Mächte nahmen, außer den beiden preußischen Bevollmächtigten, Hardenberg und Humboldt, österreichischer Seits der F. v. Metternich und der Frhr. v. Wessenberg [1]) Theil, von englischer Lord Castlereagh, von russischer die Grafen Rasumoffsky und Capodistrias, von französischer Talleyrand, Fürst von Benevent. Für Castlereagh trat im Febr. 1815 der Herzog von Wellington ein; zu ihm gesellte sich später noch Lord Clancarty. Zu den russischen Bevollmächtigten trat im März auch der Minister Graf von Nesselrode. Dies waren die einzigen regelmäßigen Theilnehmer dieser wichtigen Verhandlungen; Bevollmächtigte andrer Staaten wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelassen, in denen man specielle Angelegenheiten

---

1) Einer der achtungswerthesten österreichischen Staatsmänner und ein sehr tüchtiger Arbeiter.

derselben verhandelte — so der Marquis v. St. Marsan für Sardinien, Fürst Wrede für Bayern, Graf v. Münster für Hannover, Graf v. d. Schulenburg und Frhr. v. Globig für Sachsen. — Gentz führte das Protokoll.

In diesen Conferenzen — siebenundvierzig an der Zahl — wurden die Territorialfragen, insonders Deutschlands und Polens, zur Reife gebracht, und andere wichtige Gegenstände, die die Großmächte ihrer Entscheidung vorbehalten, erledigt [2]) Sie begannen am 7. Jänner und endeten den 10. Junius 1815.

Humboldt war in sämmtlichen Sitzungen anwesend. Es wurden ihm außerdem folgende spezielle Aufträge und Geschäfte zu Theil: I. In der sächsischen Angelegenheit. Er und Wessenberg paraphirten die einzelnen von den fünf Mächten genehmigten Artikel (Anfang März), wie sie dem Könige von Sachsen zur Annahme vorgelegt wurden (Klüber, IX. 54, VII. 150—56); [3]) den 10. April erließen Hardenberg und Humboldt eine Antwortnote an den sächsischen Minister Grafen v. Schulenburg, um einige von Sachsen noch erhobene Schwierigkeiten zu beseitigen; endlich wurde Humboldt am 1. Mai preußischer Seits beauftragt, unter österreichischer Vermittlung und Theilnahme Rußlands, mit sächsischen Bevollmächtigten zusammenzutreten, um die sächsischen Beitrittsurkunden zu redigiren. — II. Er, und wohl auch Hardenberg, unterhandelten als preußische Bevollmächtigte mit dem Grafen v. Münster die gegenseitigen Abtretungen zwischen Preußen und Hannover (Ostfriesland mit der niedern Grafschaft Lingen, Hildesheims und Goslars gegen Lauenburg), über

---

2) Die Protokolle der fünf Mächte, nebst Noten und Beilagen, stehen bei Klüber, Akten, IX. 24—166. Es fehlen uns nur die Protokolle der drei ersten Sitzungen (vom 7. 9. und 12. Januar) und das vom 3. Mai; vom allerletzten haben wir nur einen Auszug.

3) Die in diesen und dem nächsten Abschnitt in Klammern gesetzten Zahlen weisen stets auf Klüber's Congreßakten.

die beiden Staaten zufallenden Standesherrn, und speziell über Bentheim (IX. 36. 39). — III. Unterhandelte mit Gagern die Abgränzung der Niederlande gegen die Rheinprovinz. Daran nahm Clancarty, als Bevollmächtigter Englands, Theil. Der Frhr. v. Gagern unterzog sich dem traurigen Beruf, Preußen und Deutschland an allen Punkten von der Maas abzuhalten. Preußen mußte nachgeben, weil England sein Schooskind, den niederländischen Staat, bevorzugte. [4]) Alle Drei redigirten dann, mit Hülfe von Gentz, die einzelnen Artikel, wie sie in die Congreßakte aufgenommen wurden. [5]) — IV. Ward in der Sitzung vom 6. März von Preußens Seite in die Commission ernannt, die man zur Prüfung der verschiedenen Ansprüche an das Herzogthum Bouillon niedersetzte. In der Sitzung vom 7. Juni trug er darüber einen von ihm, von Gagern und von dem österreichischen Hofrath Rademacher unterzeichneten Bericht vor. Auf diesen wurde der betreffende Artikel beschlossen. — V. In der Sitzung vom 13. April wurden Nesselrode, Humboldt und Wessenberg beauftragt, wegen Abtretungen an Bayern Unterhandlungen mit Würtemberg, Churhessen, Baden und Hessen-Darmstadt zu versuchen (IX. 113), die jedoch erfolglos blieben und wohl auch von den großen Mächten nicht so ernstlich gemeint waren. — VI. Endlich wurde Humboldt vorzugsweis zur Redaktion der einzelnen Conferenzbeschlüsse wie der allgemeinen Congreßakte gezogen. Sobald die sächsische Frage im Wesentlichen erledigt war, ernannten die fünf Mächte eine Redaktionscommission (8. Febr.), in welche von preußischer Seite unser Humboldt und der geh. Legationsrath Jordan eintraten. Später ward ein eigenes Comité für die

4) Schon bei den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens fand Preußen sich in der Nothwendigkeit, auf eine Gränze an der Maas zu dringen.

5) v. Gagern, II. 175. 176.

Redaktion der Congreßakte niedergesetzt (6. März), worin ebenfalls Humboldt Preußen repräsentirte. Eigentlich sollte dieses Comité die Arbeit der besonders hiezu ernannten Redakteurs en chef, des französischen Staatsraths Labesnardière und des österreichischen Hofraths v. Gentz, erst begutachten. Als die Sache aber zur Ausführung kam, wurde sie dahin abgekürzt, daß Gentz die eigentliche Zusammenstellung besorgte, Clancarty aber und Humboldt dieses Geschäft im Namen der Conferenz überwachten (IX. 52—53. 152. 156).

Wir wenden uns jetzt zu den Conferenzen der acht Mächte — gleichsam dem Generalausschuß des Congresses, an dessen Verhandlungen, außer den Bevollmächtigten der fünf Mächte, auch die Spaniens, Portugals und Schwedens Theil nahmen, und zwar in der Regel alle diese durch ihre sämmtlichen in Wien anwesenden Congreßgesandten. Von Preußens Seite aber erschien Humboldt allein, oder Hardenberg nur in einigen Sitzungen, in denen wichtige Beschlüsse unterzeichnet wurden. Die Sitzungen begannen am 30. Okt. 1814 und endigten am 12. Mai des folgenden Jahres. Sie wurden in der Staatskanzlei abgehalten; Fürst Metternich ward zum Präsidenten der Versammlung erhoben, und Gentz führte auch hier das Protokoll. [6])

Für einzelne Gegenstände, die der Berathung dieser Versammlung oblagen, wurden auch besondere Sitzungen abgehalten, so z. B. zu Festsetzung von Maßregeln zur Unterdrückung des Negerhandels, wo Preußen sich unbedingt an England schloß, das diese Maßregeln betrieb — oder es wurden Ausschüsse niedergesetzt, auf deren Gutachten und Beschlüsse die Definitiv-Entscheidung gefaßt wurde. In allen diesen Ausschüssen

---

6) Die Protokolle, so weit sie zugänglich wurden, stehen in Klüber's Akten, VIII. 81—120, die der Spezialsitzungen über Abschaffung des Negerhandels ebendas. VIII. 3—52.

beinahe trat Humboldt auch im Namen Preußens, und zwar als dessen alleiniger Bevollmächtigter, auf, so

1) im Ausschuß für die Freiheit der Flußschifffahrt, und für Ordnung der Schifffahrtsgesetze auf dem Rhein, dem Neckar, dem Main, der Mosel, der Maas und der Schelde insbesondere. Das Comité ward den 14. Dec. 1814 constituirt; es eröffnete seine Sitzungen den 2. Febr. 1815 und beendigte diese Arbeiten am 24. März. Von Seiten Frankreichs erschien der Herzog von Dalberg, von England Lord Clancarty, von Oesterreich Frhr. v. Wessenberg, von Preußen Humboldt, außerdem Abgeordnete der Rheinuferstaaten (mit Ausschluß der Schweiz), und zwar Baron v. Spaen für die Niederlande, F. Wrede für Bayern, Frhr. v. Berckheim für Baden, Frhr. v. Türckheim für Hessen-Darmstadt und Frhr. v. Marschall für Nassau; in einzelnen Sitzungen Graf v. Keller für Churhessen und Baron v. Linden für Würtemberg, Syndikus Danz für Frankfurt und die Herren v. Mappes, Hadamar und Eichhoff für die Stadt Mainz. Die Protokolle, aus der Feder des Hofraths v. Martens [7]) geben ein überaus klares Bild dieser Verhandlungen, ein Bild zugleich der Rolle, die Humboldt in diesen Ausschüssen spielte. Denn dieser war, wo nicht besondere Gründe mehr Zurückhaltung geboten, die wahre Seele dieser Comitéen; vorzüglich aber in den hier in Rede stehenden Verhandlungen zeigte er die Macht seines Genius. Gleich in den ersten Zusammenkünften des Ausschusses legten Dalberg und Humboldt [8]) jeder einen Entwurf vor, der die Principien der ganzen Verhandlung festzustellen suchte. Dalberg faßte die Flüsse, die verschiedene Länder berühren, mehr

---

7) Diese Protokolle, nebst Noten und Beilagen, befinden sich ebenfalls bei Klüber, III. 11—280.

8) Siehe dessen Memoire préparatoiré sur le travail de la Commission de navigation, vom 3. Febr. 1815, a. a. O. III. 24—30.

im Allgemeinen in's Auge; Humboldt dagegen schickte wenige principielle Sätze voraus, und ging dann sofort auf die Verhältnisse des Rheins und der Schelde über, für welche er zunächst nur eine Veränderung der Gesetzgebung von 1804 nach Maßgabe der seitdem eingetretenen Veränderungen verlangte. Da man zuerst die allgemeinen Bestimmungen über Flüsse, welche durch mehrerer Herren Länder laufen, treffen mußte, so legte man hier die Dalbergischen Artikel zu Grunde. Doch wurden hier schon Humboldt's Vorschläge, endlich auch eine neue, von ihm herrührende Redaktion dieser Punkte (III. 146—155) fast durchweg, oft mit Stimmeneinheit angenommen. Dieser Einfluß zeigte sich noch sichtbarer, als man zu den speziellen Punkten der Rheinschifffahrt — den Stapel, die Gründung einer Centralcommission, die Oktroibestimmungen, endlich die auf diesen Oktroi gelegten Renten und Pensionen gelangte. Wiederholt ward Humboldt angegangen, die einzelnen Punkte zu gestalten, so daß nach und nach fast das Ganze seine Arbeit wurde. Humboldt's Vorschläge in Betreff der Centralcommission (III. 98—104) wurden gleich der Debatte zu Grunde gelegt, und in Folge einer nochmaligen Redaktion von seiner Hand (III. 220—24) mit geringen Aenderungen genehmigt. Alsbald überreichte er zwei Denkschriften in Sachen des Rheinoktroi, von denen die eine mehrere zur Zeit der provisorischen Verwaltung seit Herbst 1813 von dem Grafen von Solms-Laubach vorgenommenen Aenderungen rechtfertigte (III. 155—160), die andere, dat. 31. Dec. 1814, die Grundprinzipien über diese Frage entwickelte (III. 160—166). Er verfolgte diesen Gegenstand noch mehr in seine Einzelheiten, indem er die Gesetzgebung vom 5. August 1804 einer ausführlichen Kritik unterzog. Dann entwarf er die Artikel über die Renten und Pensionsansprüche (III. 230—33, und in nochmaliger Redaktion, 240—44). Endlich übertrug man ihm auch die

Ausarbeitung sämmtlicher die fünf andern Flüsse betreffenden Artikel, die auch fast ohne Anstand gebilligt ward. Humboldt erließ dann nachträglich in dieser Angelegenheit zwei Noten: eine an die Mitglieder des Comités über die zur Exekution dieser Beschlüsse zu ergreifenden Maßregeln (7. April), und eine andere in ähnlicher Absicht an den F. v. Metternich, gleichfalls im April 1815. — Die Leistungen dieses Comités hat man mit Recht von jeher ausgezeichnet; es trug nicht die Schuld, daß eine so wichtige Frage, wie die Schelbeschifffahrt, nicht vollständiger erledigt wurde, noch weniger, daß man nachher für das berüchtigte Jusqu'à à la mer die Auslegung, die die Holländer zu geben wagten, dulden mochte. Dieses Comité hatte auch in seinen Reihen so erfahrne Männer, wie Clancarty und Eichhoff, und einen so kenntnißreichen und geistvollen zugleich, wie Humboldt. Daß dessen Arbeiten sich am meisten ausgezeichnet, bekennen selbst die Franzosen,[9]) und als jüngst ein jüngerer deutscher Publicist rühmend bemerkt hatte, daß es jenen Männern gelungen, die Sonderinteressen der einzelnen Staaten mit den allgemeinen Forderungen des vaterländischen Wohlstands in einer Art Vertrag zu vereinigen, fügte er gleich hinzu: „Vor allem sei Deutschland dafür dem Vertreter der größten deutschen Macht Dank schuldig, den unermüdlichen Bemühungen und der geistvoll-versöhnenden Thätigkeit Wilhelm von Humboldt's." [10])

2. Im Ausschuß für die Angelegenheiten der Schweiz.[11]) In diesem war auch Frh. v. Stein thätig, aber im russischen Auftrag. Humboldt anlangend, scheint nur

---

9) Flassan, II. 288.

10) H. B. Oppenheim, der freie deutsche Rhein. Geschichtliche und staatsrechtliche Entwicklung der Gesetzgebung des Rheins. Stuttg. u. Tüb. 1842. S. 119—20.

11) Die Protokolle stehen bei Klüber, V. 177—309.

die Entschiedenheit bemerkenswerth, mit der er, im Namen seiner Regierung, einerseits mit Rußland die Integrität und Selbstständigkeit des Aargaus gegen die Ansprüche des Cantons Bern vertheidigte, dem man dafür ein freilich vereinzelt liegendes Stück deutschen Gebietes (des Bisthums Basel) als Entschädigung hingab (V. 180—81), andrerseits aber Oesterreichs Interesse in Betreff des Veltlin, Chiavennas und Bormios gegen Graubündten unterstützte (V. 308). — Man erzählt auch, daß Doktor Troxler von Luzern, welcher nach Wien gegangen war, um die Diplomaten, die die Angelegenheiten der Schweiz zu entscheiden hatten, über die verworrenen Verhältnisse dieses Landes aufzuklären, und den innern reaktionären Bestrebungen nach Kräften entgegenzuwirken, auch bei Humboldt Zutritt gefunden und daß dieser nachher eingestanden habe,[12] die Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn Troxler's Angaben früher bekannt gewesen wären. Wohl möglich, nur ist schwer zu glauben, daß dies von Preußen bewirkt worden wäre, welches, wegen des ohnehin schwierigen Besitzes von Neufchatel, eine direkte Einmischung in die Verfassungsfragen der Schweiz von jeher möglichst zu meiden suchte.

3. Im Ausschuß zur Bestimmung des Ranges der diplomatischen Agenten (VIII. 99. 102. 117—19. VI. 204—6.)

4. Im Ausschuß für die Redaktion der Congreßakte, der die Arbeit der Hauptredakteure, Labesnardière, Anstett und Gentz, überwachen sollte (VIII. 113).

Humboldt unterzeichnete dann sämmtliche von den 8 Mächten erlassene Beschlüsse oder Erklärungen, allein die über den Negerhandel und die Flußschifffahrt, — mit dem

---

12) Gegen Varnhagen, der Troxlern eingeführt hatte. Siehe des Erstern Denkwürdigkeiten, V. 25.

Staatskanzler die über die Angelegenheiten Sardiniens und der Schweiz, über den Rang der Diplomaten, endlich, am 9. Junius 1815 das Generalinstrument aller zu Wien gefaßten Beschlüsse, die Schlußakte des Wiener Congresses.

Er unterhandelte und unterzeichnete mit Fürst Hardenberg als zweiter Bevollmächtigter noch zu Wien eine Anzahl Verträge, die Preußen damals mit verschiedenen Staaten abschloß: I. den Theilungs- und Friedensvertrag zwischen Preußen und Sachsen, dat. 18. Mai 1815. Für Humboldt gewiß ein peinliches Geschäft, wenn auch jetzt nur das von allen Mächten Verfügte in Ordnung zu bringen war! Von sächsischer Seite unterhandelten Schulenburg und Globig. — II. den Vertrag mit Hannover, über die früher bezeichneten Abtretungen, dat. 29. Mai 1815. Hannöverischer Seits unterhandelten die Grafen von Münster und von Hardenberg. — III. den Vertrag mit dem König der Niederlande (vertreten durch die Freiherrn v. Spaen und v. Gagern), dat. 31. Mai 1815. Bestimmte die gegenseitigen Gränzen, und enthielt die Abtretung der nassauischen Erbfürstenthümer an die Krone Preußen,[13]) die sie alsbald gegen eine Anzahl Ortschaften am Rheine (unter diesen Ehrenbreitstein) der ältern nassauischen Linie überließ. — IV. den Vertrag mit Sachsen-Weimar (v. Gersdorf), dat. 1. Junius 1815, durch den, wie durch einen Supplementar-

---

13) Humboldt behauptete, dieser Erwerb sei Preußen nur aufgedrungen worden, wogegen Lord Clancarty versichern wollte, die Preußen hätten seit den ersten Conferenzen zu Chatillon nie aufgehört, ihr Auge dahin zu richten. v. Gagern, a. a. O. II. 131. — Bei den Unterhandlungen mit Nassau weigerte sich Preußen, Standesherrschaften als volle Unterthanen anzunehmen. Gagern erzählt uns, daß er über diesen Punkt eine ziemlich lebhafte Unterredung mit Humboldt, und der Herzog von Nassau mit Hardenberg gehabt habe (II. 131—32. 318).

Vertrag, geschlossen zwischen Hardenberg, Humboldt und Gersdorf, Paris 22. Sept. 1815, der Großherzog einen Gebietszuwachs aus Preußens Händen empfing, darunter den Neustädter Kreis, den man, unbegreiflich genug, Sachsen, an das er gränzt, abgenommen, um ihn dem kleinern Fürsten zuzuwerfen, von dessen Gebiet er getrennt liegt! — V. den Vertrag mit Dänemark (Chr. G. u. J. Fr. Grafen von Bernstorff), dat. 4. Juni 1815. Preußen erhielt, seinem Wunsch gemäß, schwedisch Pommern mit der Insel Rügen, das Dänemark für Norwegen erhalten hatte, und trat dafür Lauenburg ab. — VI. den Vertrag mit Schweden (Gr. von Löwenhielm), dat. 7. Juni 1815, kraft dessen Schweden die Abtretung Pommerns und Rügens gegen eine Entschädigung von 3½ Millionen Thalern genehmigte. [14])

Am eifrigsten widmete sich Humboldt den deutschen Angelegenheiten, insbesondere der Errichtung des Grundvertrages des deutschen Staatenbundes. Gern überließ ihm hier der Staatskanzler den größern Theil der Arbeit und Lenkung, und konnte es getrost. Schlug doch auch Stein, in einem Entwurf, der die Grundlagen des Bundes zeichnete, namentlich Humboldt als Mitglied des constituirenden Ausschusses vor. [1])

Humboldt gehörte nicht zu den Männern, die etwas

---

14) Diese Verträge stehen sämmtlich in der Preußischen Gesetzsammlung, theils des Jahres 1815, theils in einem Anhang des Jahres 1818.

1) „Il sera établi," sagte Stein „un comité pour rédiger un plan de constitution pour la fédération Germanique, qui sera composé du baron de Humboldt, du comte Solms-Laubach, de M. de Rademacher, comme rapporteur des affaires allemandes, ou du baron de Spiegel, qui en possède une parfaite connaissance." Lebensbilder aus den Befreiungskämpfen, II. 74.

jetzt oder überhaupt Unmögliches für Deutschland forderten. Er hat sogar Manches noch mit Zuneigung betrachtet, was schnellsegelnde Patrioten schon über Bord werfen wollten. Hinlänglich erkannte er die Nothwendigkeit eines solidern Bandes aller Deutschen, und hat, vielleicht kräftiger als irgend Jemand, gewirkt für Herstellung eines solchen; dennoch aber konnte er, der Freund mannigfaltiger Kultur, und immer geneigt, deutsches und griechisches Wesen in Vergleichung zu ziehen, in strenger Nationaleinheit nicht wohl das Heil eines Volkes erblicken, dessen Charakter sich dagegen sträubt, und dem so viel Vorbedingungen dazu mangeln. Humboldt hat selbst jene Kleinstaaten, deren Dasein nach andern Vorgängen eine Anomalie ist, und welche kaum mehr in unsere Lage und Verhältnisse passen, noch in Schutz genommen,[2]) und aus Gründen, die, wenn man zurück blickt, sich genügend rechtfertigen lassen. In der traurigsten Zeit unserer Geschichte hatten gerade diese kleinen Punkte Blüthen des Schönen und Guten getrieben, an die in den größeren Massen lange nicht zu denken war. Wieviel verdankten wir der sächsischen Erbtheilung, was allein einem Ländchen wie Weimar! Anders freilich stellt sich die Sache, wenn wir die Jetztzeit oder die Zukunft ins Auge fassen. Scheint es doch, als wenn die Aufgabe der kleinen nunmehr von kräftigern, von mittlern Staaten allein gelöst

---

2) Er und Hardenberg sagten in ihrer Note an den Fürsten Metternich, 10. Febr. 1815: „Niemand kann so sehr gegen eine Theilung Deutschlands in so oder so viele Theile sein, als die Unterzeichneten; Niemand fühlt so sehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutschen auszeichnen, in der Vielfachheit der Regierungen und der Verschiedenheit der Verfassungen ihren Grund [?] haben, wenn auch Deutschland manchmal sehr schwer dafür durch die Bedrohung und den Verlust seiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand ist daher so sehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrschung, Unterdrückung oder Verschlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht." (Klüber, II. 9.)

werden könnte. Die heerdenweise Entwicklung der Neueren drängt auch die Staaten in größere Massen zusammen, und unsere Lage schon zwischen zwei so gewaltigen und ungehindert fortschreitenden Colossen dürfte diese ungemessene Zersetzung auf die Dauer nicht ertragen. —

Den Männern, die 1814 und 1815 für einige dreißig große und kleine, insgesammt souveräne und der Hauptsache nach fürstliche Staaten ein neues Band des Zusammenhaltens gründen sollten, war keine kleine Aufgabe gestellt. Gleich die Kaiserkrone konnte Preußen nicht in Oesterreichs Händen wollen, es selbst konnte sie nicht ansprechen. Darüber war man einig, daß der wesentliche Einfluß zwischen beiden Großstaaten getheilt werden müsse. Aber wie weit sollte dieser Einfluß sich erstrecken, wie sollte er sich gestalten? Preußen, scheint es, hätte am liebsten eine Hegenomie gesehen von Nord und Süd. Im Süden aber stand Bayern, im Norden Hannover entgegen, andere ansehnlichere Staaten hinter diesen. Auch hatte Oesterreich, die Verhältnisse richtig abschätzend und einer ungleichen Theilung zur rechten Zeit vorzubeugen bemüht, schon in Verträgen mit den Rheinbundstaaten, namentlich Bayern die volle Souveränetät zuerkannt. Wirklich stand in diesen Mittelstaaten eine Macht gegenüber, die man anzuerkennen genöthigt war, auf die man von Preußens Seite nur einen mit Oesterreich getheilten, nur einen mittelbaren, einen aus der Natur der Dinge hervorgehenden Einfluß üben konnte. Auch Humboldt scheint nur mit Widerstreben der Anerkennung von Verhältnissen sich gefügt zu haben, die theils mit der Unordnung, theils mit der Schlaffheit des frühern Reichszustandes drohten. Daher kam es, daß wenigstens der erste preußische Bundesplan, sonst angefüllt mit freisinnigen und wahrhaft nationalen Ideen, doch auch bestimmte, Oesterreich und Preußen sollten nur mit einem sehr kleinen Theile ihrer Besitzungen dem Bunde beitreten. Man

wollte durch eine Einrichtung, deren Ergebniß so zweifelhaft blieb, sich die Hand nicht binden. Der Gegenpart war voll Anmaßung, er, der so willfährig fremdem Einflusse gedient hatte; die Preußen dagegen hegten, im Siegesgefühle, nur zu natürliche Herrschgelüste. Sie wollten etwas Besseres als den nachmaligen Bund; sie wollten entschiednern Einfluß oder größtmögliche Selbstständigkeit verbürgt haben. — Man muß dann noch erwägen, wie verworren in vieler Rücksicht, wie wenig übereinstimmend, wie schwankend, zwischen Altem und Neuem damals noch die Ansichten auf allen Seiten waren. Preußen war am thätigsten; es machte einen Entwurf nach dem andern, und forderte nicht mit Unrecht die Gegenpartie auf, doch nicht blos zu kritisiren, sondern selbst auch Vorschläge zu machen (Klüber, II. 39.) Und zuletzt müssen wir sagen, daß Humboldt und seines Gleichen auch da, wo sie geirrt und der Zeit ihren Tribut abgetragen, die Größe Deutschlands, das Bedürfniß der Zeit und die Interessen der Menschheit mehr im Auge gehabt haben, als die Gegner, selbst wo sie ein Recht vertheidigten.

Den ersten aller Entwürfe übergab Harbenberg dem Fürsten v. Metternich in einer Conferenz zu Baden bei Wien am 13. Sept. 1814.[3]) Es mag ihn verfaßt haben, wer will, gewiß ist, daß die Ideen, die Humboldt nachher mehr denn einmal ausführte, darin schon dominirten. Charakteristisch daran ist der Gedanke von Kreisobristen, wonach die mächtigeren deutschen Fürsten über die kleinern umliegenden eine Art Aufsicht führten, und der eines ersten Bundesrathes, welcher, zusammengesetzt aus diesen Kreisobristen, die Vertretung der gemeinsamen Angelegenheiten nach außen, wie die Initiative und Execution der Maßnahmen im Innern zu besorgen hätte. Der Plan hatte das Gute, daß er die kleinen

3) Er findet sich in Klüber's Akten, I. 45—56.

Staaten, so weit es ging, unschädlich machen, und eine nach innen und außen angesehenere Centralgewalt gründen wollte. Nur waren die Aufgaben dieser Kreisobristen noch zu ungleich und willführlich vertheilt; anstatt, daß diese Leitung immer nur im Namen der Gesammtheit und, wo möglich, den Chefs der verschiedenen Häuser übertragen wurde, erschien sie als eine Art Kaiserherrschaft im Kleinen, die doch nach Entfernung der großen nicht am Platze war. Bedeutsam aber blieb diese Richtung immer, so wie denn überhaupt der Entwurf des Guten und Wünschenswerthen eine Menge enthielt.

Dem Grundgedanken dieses Planes, so wie den vorher geschlossenen Verträgen entsprechend, traten die ansehnlichsten deutschen Cabinette, Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg, in ein constituirendes Comité zusammen. Ueber Sachsen, das nicht hätte fehlen dürfen, hing noch das Schwert des Damocles. Baden und Kurhessen hätten wohl auch hieher gehört. [4]) Baden verlangte es auch, in einer Note an beide Großmächte, und in mündlicher Ansprache. Sein Bevollmächtigter aber (Frh. v. Hacke) ward vom preußischen Staatskanzler nicht einmal empfangen; nur Humboldt, sagt man, hörte seine Beschwerden. [5]) Dennoch fühlte man im Comité dieses Mißverhältniß, und gedachte, Baden und Hessen wenigstens eine Art Zwischenstellung zwischen dem ersten und zweiten Rath einzuräumen. Besser aber, man wäre einen Schritt weiter gegangen. Dann würde es der kleinen Staatenmenge nicht so leicht geworden sein, das leitende Comité zu sprengen; die Ansichten in diesem hätten sich nicht so schroff gegenüber gestanden; es würde zuletzt

---

4) Der erste preußische Entwurf führte auch beide im ersten Rath auf (Klüber, I. 51).

5) E. Münch, Allg. Geschichte der neuesten Zeit, I. 416. In den mir zu Gebot stehenden Quellen fand ich diese Angabe nicht.

nicht alles Gute, das man auf diesem Wege beabsichtigte, wieder zu Wasser geworden sein.

Im constituirenden Comité waren die Staaten also vertreten: Oesterreich durch Metternich und Wessenberg, Preußen von Hardenberg [6]) und Humboldt, Bayern durch den Fürsten Wrede, Hannover von den Grafen Münster und Hardenberg, Würtemberg durch den Grafen v. Wintzingerode und Frh. v. Linden. Die Sitzungen begannen den 4. Oktober 1814 und endeten 16. Nov.; sie waren von höchstem Interesse. Hofrath von Martens führte das Protokoll. [7]) Nicht sowohl jener preußische Entwurf, sondern zwölf in ähnlichem Geiste zwischen Preußen, Oesterreich und Hannover concertirte Artikel (I. 57—61) wurden der Erörterung zu Grunde gelegt, um über die Hauptpunkte sich erst zu verständigen Ein österreichisch-preußisches Direktorium war beseitigt, der erste Rath und die Kreisobristen beibehalten, eben so die Feststellung gewisser Bürgerrechte und eines Minimums landständischer Befugnisse.

Vom Beginn der Verhandlungen traten die schroffsten Gegensätze hervor. Umsonst bemühten sich besonders Humboldt und Münster, einen Fürsten wie Völker schützenden Bund zu gründen; Bayern und Würtemberg bildeten eine ununterbrochene Phalanx des Widerstandes. Wenn Humboldt im Namen seines Königs erklärte, „dieser sehe es für Regentenpflicht gegen seine Unterthanen an, diese wieder in eine Verbindung zu bringen, wodurch sie mit Deutschland eine Nation bildeten, und der Vortheile genössen, welche

6) In den drei letzten Sitzungen (7.—16. Nov.) erschien der Staatskanzler nicht mehr. Es war natürlich, daß Humboldt bei wichtigen Fragen sich vorbehielt, erst Rücksprache mit diesem zu nehmen.

7) Diese Protokolle (bei Klüber, II. 64—189.) sind nicht so farb- und leblos, wie die meisten andern Congreßprotokolle, die fast nichts als die Resultate aufbewahren.

daraus für die Mitglieder derselben erwachsen müßten" (II. 184); wenn er unablässig für ein Bundesgericht, als Berufungsbehörde für Staaten und für Einzelne (II. 168), wenn er für Feststellung, nicht blos der Rechte des hohen Adels, sondern einer Magna Charta für sämmtliche Classen deutscher Unterthanen arbeitete, wenn er allen deutschen Staaten die Einführung von Verfassungen und wenigstens eines Minimums von Rechten, die man den Ständen zugestehen müsse, vorgeschrieben sehen wollte, sahen jene beiden süddeutschen Staaten in all dem nur eine Verletzung der ohne Maß von ihnen ausgedehnten Souveränetätsbegriffe. Man mag immer zu ihrer Entschuldigung sagen, sie hätten sich nicht Gesetze vorschreiben lassen wollen, mit denen der Mächtige doch nach Belieben schalten würde; man mag anerkennen, daß eben diese Staaten theils jene den Völkern bestimmten Zusicherungen besser erfüllt, als nachmals Preußen und Hannover, theils hie und da wenigstens sich ihrer Souveränetät dazu bedient haben, zu bindende Reaktionsbeschlüsse zu verhindern; dennoch ist nicht zu leugnen, daß ihr Widerstand auch gegen die wohlwollendsten Absichten der preußischen und hannöverischen Bevollmächtigten zum guten Theil die Armseligkeit der deutschen Bundesära mit hat begründen helfen. In keiner Weise wollten die beiden Staaten ein Uebergewicht der größern, das doch in der Natur der Dinge liegt, anerkennen, obschon Oesterreich und Preußen sich zu der Erklärung bestimmen ließen: daß selbst ihre vereinigten Stimmen den drei andern, wenn sie einhellig opponirten, nichts aufdrängen sollten (II. 81—82. 127). Selbst in Bezug auf das Recht des Krieges und der Bündnisse erhoben Bayern und Würtemberg ganz dieselben Ansprüche, die Preußen machte, und die das mit so großen Besitzungen außerhalb Deutschland versehene Oesterreich gar nicht aufgeben konnte (II. 105. 122 — 23). Doch hier wich man nicht. Tapfer verfocht

Humboldt das Recht der Grossstaaten; in der Sitzung vom 24. Oct. entwickelte er die Gründe, warum diese nicht nach gleichen Grundsätzen mit den blos deutschen Staaten beurtheilt werden könnten (II. 116), und noch, als Oesterreich einer begütigenden Redaktion dieses Punktes schon Eingang verschafft hatte, erklärte er, diese scheine ihm ungenügend, und behielt sich in Abwesenheit des Staatskanzlers noch eine Erklärung darüber vor (II. 173). [8]) Doch die kleinen Staaten verfochten auch ein Recht. Hat man doch oft vergessen, was man den Bundesstaaten, die fast in jede einseitige

---

8) Die entschiedenste Abneigung, in diesem Punkt ein Zugeständniß zu machen, trat auch noch später bei Humboldt hervor. Preußen hatte noch zu Wien die Absicht erklärt, nicht nur mit allen seinen vormals bestimmt zum deutschen Reiche gehörenden Landen, sondern auch mit Schlesien und Geldern dem Bunde beizutreten (II. 81. 106. 469). Als aber später diese Frage am Bundestage definitiv erledigt werden sollte, schlug man in Preußen von einigen Seiten vor, wegen möglicher Feindseligkeiten von Seiten Rußlands lieber auch das eigentliche Preußen und Posen dem Bunde einzuverleiben. Hardenberg aber und Humboldt widerriethen. Preußen müßte, nach ihrer Ansicht, verlieren, wenn es aufhöre, eine außerdeutsche Macht zu sein; es trete aus der Reihe der ersten unabhängigen Staaten. Daß Preußen, meinte Humboldt, seit dem Jahr 1813 in allen Verhandlungen zu den fünf größten Staaten, von denen sogar Spanien ausgeschlossen blieb, gerechnet wurde, verdanke es doch auch mit dieser zugleich außerdeutschen Stellung. Durch die vorgeschlagene Maßregel dagegen werde es ein bloßer Bundesstaat Deutschlands, und stelle sich in Eine Kategorie mit Bayern, Würtemberg und Hannover. Zu einem solchen Preußen würden die europäischen Staaten nicht mehr mit diesem Vertrauen reden. Auch könne man, fügte er (Angesichts der unglücklichen Entwicklung der Bundes-Angelegenheiten) hinzu, erforderlichen Falls von den nichtdeutschen Staaten Gründe hernehmen, in diesem oder jenem Punkt Abweichungen von den im Bunde aufgestellten Sätzen Statt finden zu lassen. Endlich — und das war zur Zeit wohl der entscheidende Einwurf — fürchteten Hardenberg und Humboldt, der Beitritt mit der ganzen Monarchie werde auf dem Bundestage nicht durchzuführen sein. Diesen Gründen, die der Obrist, nachherige Kriegsminister v. Witzleben, zum Theil, um sie zu widerlegen, in einem Memoire vom J. 1818 erwähnt hat (siehe Dorow's Job v. Witzleben, Leipzig 1842, S. 117—20), mag man unter den obschwebenden Verhältnissen immer beistimmen, dennoch bleibt zu wünschen, daß die künftige Entwicklung der Dinge auch dafür eine Ausgleichung mit sich führe. Denn das eigentliche Preußen gehört doch in der That so gut zu Deutschland, als Böhmen oder Illyrien.

Unternehmung verwickelt werden müssen, oder die an den Lasten eines Krieges Theil genommen hatten, schuldig wäre. Erst auf dem Boden der Zollvereinspolitik können wir eine Ausgleichung der hier sich kreuzenden Ansprüche erwarten.

Nach mehrwöchentlichen Verhandlungen forderte Würtemberg geradezu, man solle die Verfassungsfragen so lange vertagen, bis die deutschen Territorialfragen erledigt seien, da vorher ein Einverständniß nicht zu hoffen. In einer Antwortnote, die Hardenberg und Humboldt am 22. Nov. erließen, führte man zu Gemüthe, von wem der langsame Gang dieser Unterhandlungen hauptsächlich bewirkt worden. Den Schluß der Territorialverhandlungen abzuwarten, sei gar nicht nöthig, denn es handle sich überhaupt weniger um kleine Irregularitäten des Länderbesitzes, als um die Vereinigung der einzelnen Staaten in einen tüchtigen Gesammtkörper, und es bleibe nur zu wünschen, daß jeder einzelne Staat die rechte Stellung zu diesem nehme (IX. 252—55). Diese Lektion kam schon zu spät. Nicht allein die Bemühungen der kleinen Staaten, die Pentarchie zu sprengen, 9) sondern eben so die Uneinigkeit des Ausschusses selbst, und wie wir glauben, auch die Spannung über die polnisch-sächsische Frage, führten einen völligen Stillstand dieser Verhandlungen herbei.

Erst — als die Länderfragen sich ihrer Beendigung näherten — faßte man die Verfassungsangelegenheiten wieder in's Auge. Den 4. Febr. wiederholten Hardenberg und Humboldt in einer Note an Metternich den bereits mündlich

9) „Jene fünf mächtigeren Staaten,“ so äußert sich Herr von Gagern, ein Hauptagitator der kleinen, „verwickelten sich in der Leerheit und Zweideutigkeit ihrer Sätze. Herr von Humboldt, sonst ein Mann von großem Talent und Wissen, hatte zu undankbaren Stoff [?], und das Volumen oder die Multiplikation der Plane ersetzten nicht den innern Gehalt.“ (Antheil II. 205—6).

lebhaft geäußerten Wunsch, „daß nunmehr die Angelegenheiten der deutschen Verfassung wieder in Berathung genommen werden möchten," und versprachen demselben unverzüglich die Vorarbeiten mitzutheilen, die sie zu diesem Zweck entworfen hätten. Sie schlugen jetzt selbst vor, die kleinern deutschen Fürsten und Stände, deren Gesinnung sich wider Erwarten freundlich ausgesprochen habe, zu den Berathungen über die künftige Verfassung herbeizuziehen, nur mit Beifügung des Wunsches, daß man dieselben aufforderе, sich durch eine aus ihrer Mitte hervorgehende Deputation vertreten zu lassen, da von einer zu großen Zahl Bevollmächtigter eine gedeihliche Berathung nicht zu hoffen sein würde. Metternich war damit völlig einverstanden. Sofort überreichten (15. Febr.) Hardenberg und Humboldt zwei neue Bundesentwürfe, einen mit, einen ohne Kreisdirektoren; sie drückten dabei die leitenden Motive in einer sehr merkwürdigen Note aus. Zunächst vertheidigten sie nochmals den Gedanken der Kreisdirektoren. „Die Gefahr," sagten sie, „daß Deutschland in einige große Theile zerfalle, rührt nicht von der Eintheilung in Kreise her . . . Diese Gefahr entsteht aus der überwiegenden Macht einiger Staaten, der großen durch die Sekularisationen und Mediatisationen entstandenen Verringerung der Zahl der übrigen, und der durch die Zerstörung des deutschen Reichs herbeigeführten Entwöhnung von aller, auch noch so billigen, gemeinschaftlichen Verfassung." (II. 10.) Beide Staatsmänner gingen in der damaligen Erbitterung gegen die süddeutschen Höfe so weit, selbst auf bedingte Herstellung der mediatisirten Fürsten hinzudeuten (II. 9. 10—11). Hatte denn Preußen diese Sekularisirungen und Mediatisirungen nicht gefördert? Hatte Hardenberg nicht selbst den Baseler Frieden abgeschlossen, der alle diese Veränderungen herbeizog? Humboldt hatte keinen Theil an diesen Vorgängen gehabt, aber, redlich gestanden, hier hat ihn entweder eine sonst

gerechtfertigte Polemik, oder eine unpraktische griechisch-deutsche Idee fortgerissen. Es ist doch ein ganz anderes Ding, Bürger einer noch so kleinen Griechenrepublik, als geborener Unterthan eines Fürsten Wittgenstein oder Hohenlohe zu sein! — Vortrefflich aber waren fast alle Vorschläge und Maximen, die der zweite Theil dieser Note entwickelte, und wir können nicht umhin, die wichtigste Stelle daraus hier einzurahmen. „Es gibt," sagten sie, „bei der deutschen Verfassung nur drei Punkte, von denen man nach der innersten Ueberzeugung der Unterzeichneten nicht abgehen kann, ohne der Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks den wesentlichsten Nachtheil zuzufügen: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Die Unterzeichneten können sich schmeicheln, daß auch der österreichische Hof die Ansicht theilt, daß die Errichtung einer deutschen Verfassung nicht blos in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern eben so sehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig sei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Ereignisse untergegangene Reichsverfassung, von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen ächt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, sondern überzeugt ist, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Völkerstämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht. Geht man aber von dieser Betrachtung, dem allgemeinen Verlangen nach einer nationalen Verbindung, aus, so erhalten die drei erwähnten Punkte eine verstärkte Wichtigkeit. So ist es z. B. unleugbar, daß, wenn es der künftigen Verfassung an einem Bundesgerichte

fehlt, man nie wird die Ueberzeugung aufheben können, daß dem Rechtsgebäude in Deutschland der letzte und nothwendigste Schlußstein mangle, und die Unterzeichneten theilen selbst vollkommen diese Ueberzeugung." (II. 16—17).

Die dieser Note beigefügten Entwürfe (II. 18—64), die ausführlichsten unter allen, sind, wie auch Klüber versichert (II. 295), aus Humboldt's Feder geflossen. Es athmet in ihnen derselbe Geist, der obige Note auszeichnet, derselbe, der auch in dem ersten Entwurf waltet, nur daß die inzwischen gemachten Erfahrungen wohl genutzt und ungemessene Ansprüche beseitigt sind. Nicht leicht ist den Interessen der Nation in Hinsicht auf Rechtszustand und allgemeine Wohlfahrt so sorgfältig und ausführlich vorgedacht worden, wie in den nun vorgelegten Plänen. Aber die Zeit war ihnen nicht günstig. Oesterreich hatte nur auf den Moment gewartet, um wieder einmal den Ausschlag zu geben. Auch ihm mochten viele Punkte, die Preußen betrieb, nicht angenehm sein; man wünschte gar keinen so festen und detaillirten Bundesplan, man wollte nicht so viel Lebhaftigkeit in die Bundesverhältnisse gebracht wissen. Preußen modificirte zwar seine Absichten in einem Anfang April vorgelegten Entwurfe (I. H. 4. S. 104—11) nochmals; es revidirte ihn dann abermals (30. April) und überreichte ihn so dem Fürsten v. Metternich am 1. Mai (II. 298—308). Ein oberer Bundesrath, nur durch einige Bevollmächtigte der Kleinstaaten vermehrt, das Bundesgericht, die Festsetzung allgemeiner Bürgerrechte so wie eines Minimums landständischer Befugnisse waren auch in diesem letzten rein preußischen Plane bewahrt. Umsonst. Oesterreich hatte schon das Heft in Händen, und alle Bemühungen für das Bessere waren nunmehr vergeblich.

Bevor wir jedoch den Verlauf dieser Angelegenheit schildern, sei uns vergönnt, wenigstens auf einige Punkte dieser Entwürfe den Blick zu lenken. Nicht als fänden wir

nur in diesen des Bedeutsamen genug, sondern wir wählen sie, weil sie für die Gegenwart das größre Interesse haben, und fassen vorzüglich die beiden bestimmt von Humboldt herrührenden Entwürfe vom Februar (1815) in's Auge, die für uns hier, da sie nur in Rücksicht auf die Kreiseinrichtung von einander abweichen, für einen gelten können. — Im 96sten Paragraphen dieses Entwurfs ward Preßfreiheit zugesichert, gegründet auf die Verantwortlichkeit der Schriftsteller, oder, falls diese nicht genannt sind, der Buchhändler oder Drucker, verbunden mit der „nöthigen" polizeilichen Aufsicht periodischer Schriften; und erst in den letzten Vorlagen ward diese „zweckmäßige polizeiliche Aufsicht" der periodischen Presse etwas weiter, jedoch nur auf Flugschriften ausgedehnt. — Den Ständen aber garantirte der Hauptentwurf (II. 44—45.), unabhängig von der sonstigen Verschiedenheit landständischer Verfassungen in den einzelnen Ländern, zum mindesten folgende Rechte: 1. das der Mitberathung bei Ertheilung neuer, allgemeiner, die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger betreffenden Gesetze; 2. das der Bewilligung bei Einführung neuer Steuern oder bei Erhöhung der schon vorhandenen; 3. das der Beschwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landesverwaltung, worauf ihnen die Regierung die nöthige Erklärung darüber nicht verweigern dürfe; 4. das der Schützung und Vertretung der eingeführten Verfassung, und der durch dieselbe und durch den Bundesvertrag gesicherten Rechte der Einzelnen bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. — Auch die beiden modificirten Entwürfe hielten diese Punkte fest; der letzte fügte noch hinzu, daß, wo eine ständische Verfassung erst neu organisirt werden müsse, sie so einzurichten, daß alle Classen der Staatsbürger daran betheiligt würden (II. 304). — Man sieht, Humboldt forderte nichts Ueberschwengliches von dem Beginn constitutioneller Entwicklung.

Die Freunde der Freiheit werden diese Bestimmungen sehr karg finden. Dennoch dürfte man, bei näherem Betracht, einen solchen Ausgangspunkt (terminus a quo), als Unterbau verfassungsmäßigen Lebens, nicht für gering ansehen, und um so weniger, da durch das Zugeständniß der Verwilligung in dem einen Falle die Möglichkeit weiterer Fortbildung auf dem Wege ruhiger Uebereinkunft, also des gesetzmäßigen Ausbaues, schon vorgesehen ist. Hiezu kommt noch ein weiteres Interesse. Fast — wenn auch nicht ganz — dieselben Rechte gedachte man in Preußen, wo ein solcher hier vielfach schwierigerer Neubau erst zu gründen war, den demnächst zu errichtenden Reichsständen zu gewähren, was noch von Wien aus der König, in dem berühmten Edikt vom 22. Mai 1815, seinem wieder zu neuen Anstrengungen gegen Frankreich aufgerufenen Volke verkündete. Da hieß es (§. 3. 4.): „Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll. — Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung." Von Reichsständen hatte Humboldt in jenen Entwürfen nicht gesprochen, weil es sich im Allgemeinen von selbst verstand, auf Oesterreich aber nicht anwendbar schien. Dagegen müssen wir uns wundern, daß die preußische Verheißung nicht einmal das verbürgte, was sämmtliche Bundesentwürfe, die von diesem Staate ausgingen, als ein Minimum gefordert hatten. Scheint es doch, als wenn unterdeß schon ein entgegenwirkender Einfluß sich geregt und den König bewogen hätte, weiterer Zusage sich zu enthalten.

Sicher nur durch Widersprüche, theils von Seite anderer Cabinette, theils aus dem eigenen Feldlager, war Humboldt selbst zu diesem, übrigens wohlbedachten Minimum-

gekommen; denn in dem ersten preußischen Entwurfe, der wohl auch dem besten Theile nach auf seine Rechnung gehört, war den Ständen noch ungleich mehr eingeräumt, nämlich ein näher zu bestimmender Antheil an der Gesetzgebung, Verwilligung der Landesabgaben, Vertretung der Verfassung bei dem Landesherrn und bei dem Bunde. (l. H. 1. S. 47—48) — Hat Humboldt doch auch die Hauptentwürfe (vom Februar) noch in manchen Punkten beschnitten! Dennoch würde man sehr Unrecht thun, wollte man, mit Herrn v. Gagern, [10]) aus diesen rückwärts gethanen Schritten schließen, „der geistreiche Verfasser — der Entwürfe — sei bereits durch Widersprüche ermüdet gewesen." — Vielmehr ist die Ausdauer zu bewundern, womit er an jenem Ultimatum festhielt, mit der er noch zuletzt erklärte, wie wenig die Bundesakte ihm genüge. Wenn er wich, so war dies keine Umkehr, sondern ein Zugeständniß, das er den Umständen, das er der Nothwendigkeit machen mußte.

Bekanntlich kam im März 1815 Napoleon von Elba zurück. Kriegerische Maßnahmen wurden das Erste und Dringende; die deutsche Verfassungssache, wenn sie noch zu Stande kommen sollte, mußte auf jede Weise beschleunigt werden. Da gewann Oesterreich den Vortritt; es adoptirte die meisten Forderungen der süddeutschen Staaten; willfahrte den Anliegen der kleinen Fürsten, und führte so die Dinge in das längst gewünschte Geleis. In der Mitte Mai's trat es in definitive Besprechung mit Preußen, zu der zuletzt noch der erste hannöverische Bevollmächtigte, Graf v. Münster, gezogen wurde (II. 341). Darauf rief man sämmtliche deutsche Staaten, die kleineren anfangs in Deputationen, [11])

10) Antheil, II. 220.

11) Diese hatte auch Preußen, schon am 29. März, dazu eingeladen; siehe die Antwort von Hardenberg und Humboldt auf eine

bald mit ihren sämmtlichen Bevollmächtigten, zur Berathung. Oesterreich legte (23. Mai) einen Entwurf der Bundesakte vor, mit der Erklärung, daß es „in Einverständniß mit Sr. Majestät dem König von Preußen geschehe." Die preußischen Bevollmächtigten leisteten noch in der Berathung, was in ihren Kräften stand; im Ganzen änderten sie nichts. Die Protokolle (II. 339—368) auch werden farblos und öde; schon brach — in diesem zweiten Theile der deutschen Verhandlungen zu Wien — der Bundestag an. Alles ward möglichst schwebend gehalten, das Meiste der Zukunft überlassen, selbst das Soll in Bezug auf landständische Verfassungen mit dem famosen Wird vertauscht (II. 385. 433). Man drängte zum Schluß, um den kriegerischen Ereignissen zu folgen. Schon in der 11ten Sitzung, 10. Junius, ward die am 8. desselben Monats paraphirte Akte unterzeichnet. Sie trägt auch die Namen Hardenberg und Humboldt. Diese aber gaben, bevor sie unterzeichneten, die schriftliche Erklärung ab, „wie sie zwar gewünscht hätten, der Bundesakte eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit gegeben zu sehen, daß sie aber, bewogen durch die Betrachtungen, daß es besser sei, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen, und daß es den Berathungen der Bundesversammlung frei bleibe, den Mängeln abzuhelfen, die Unterzeichnung nicht zurückhalten zu müssen geglaubt hätten." (Wien, 6. Juni 1815). [12])

Auch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Das Gute selbst, was noch gerettet worden, trug wenig Früchte, und bald ließ auch Preußen, das auf so guten Wegen gewandelt,

---

Note der vereinigten souveränen Fürsten und freien Städte bei Klüber, I. H. 1. S. 48—51.

12) Klüber, Akten, II. 556.

sich zu völliger Umkehr bestimmen. Allerdings wurde der Bund dann fortgebildet; zunächst aber nur im Interesse einer vollständigen, sämmtliche Staaten fesselnden Reaktion.

Nur einen flüchtigen Blick werfen wir auf die geselligen Verhältnisse, in denen Humboldt während des Congresses sich bewegte, und fügen dann einige Abenteuer und Anecdoten aus dieser Zeitepoche hinzu. Ueberlastet mit dringenden und so bedeutenden Geschäften fand Humboldt doch noch Zeit, dem rauschenden Leben des Tages und den vielfältigsten Einladungen zu folgen. Zwar sah man ihn nie auf der Bastei, [1]) dem allgemeinen Spaziergangsorte der Wiener, wo damals die ganze vornehme Welt sich tummelte, aber man traf ihn bei allen Festlichkeiten, die damals gedrängt auf einander folgten; man fand ihn in den Salons, wo einzelne Theile der großen Masse sich zusammenfanden, (z. B. in dem der Fürstin Taxis, dem Hauptversammlungspunkte hochstehender Preußen, bei Frau von Arnstein, [2]) einer gebornen Preußin, u. s. w.) Wir finden Humboldt beim Festball im kaiserlichen Palast, sich mit Dalberg und Wessenberg über die sächsisch-polnische Frage unterhaltend, [3]) finden ihn bei einem Picknick im Augarten, das der bekannte Sidney-Smith veranstaltet hatte, in lebhafter Unterredung mit dem Grafen von Rechberg. Rechberg unterhielt ihn mit

---

1) Varnhagen v. Ense, Denkw. V. 44.

2) Ebendas., zweite Aufl. IV. 414—15. „Man konnte in ihren Sälen an demselben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Consalvi, den Fürsten von Hardenberg, die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn v. Humboldt, die Prinzen v. Hessen-Homburg, die Grafen v. Bernstorff, v. Münster und v. Neipperg, und viele andere, solchen Ansehens, aus der gedrängten Menge auslesen.“

3) De la Garde, Fêtes et Souvenirs, I. 554.

solchem Autorenthusiasmus von einem Werk über Rußland, daß er darüber ganz vergaß, auf seinen Herrn, den König von Baiern, zu achten, der umsonst ihn in einer Verlegenheit um Hülfe anrief. [4]) — Gentz wußte die ausgesuchteste Gesellschaft bei sich zu vereinigen. Da sah man den Herzog von Weimar, einen Talleyrand, den Grafen und die Gräfin von Bernstorff, die schöne Gräfin von Fuchs, den Dr. Bollmann — (bekannt durch seinen Versuch, Lafayette aus Ollnütz zu befreien, nachmals halb Deutscher, halb Amerikaner), ferner Rahel mit ihrem Gatten und natürlich auch unsern Humboldt. [5]) — Man erzählt auch von einem Mahle beim Fürsten Staatskanzler [6]) (15. März), bei dem Humboldt, Fürst Radziwill, Stägemann, Grolmann und Schöler, der Finanzminister v. Bülow, Graf Flemming, Bartholdy, Varnhagen, Rahel u. A. versammelt waren. Auch der Turnmeister Jahn, derb und schmutzig, wie er war, erschien dabei, und theilte Lehren und auch Grobheiten aus. „Humboldt's Eifer," erzählt uns Varnhagen, „sich Jahn durch mich vorstellen zu lassen, verleitete den Kraftmann, auch hier sein Spiel zu versuchen, das aber schlecht gelang, der überlegene Geist hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Fassung stehen, als wisse er nicht, ob er gefoppt worden."

Von schon Bekannten fand Humboldt in dieser Zeit auch den Cardinal Consalvi, der als Bevollmächtigter des Papstes erschien. Auch der Major v. Hedemann begrüßte den künftigen Schwiegervater während dieser Zeit. Der Buchhändler Cotta kam im Auftrag seiner Collegen,

---

4) Ebendas. II. 97.

5) Varnhagen v. Ense, Denkw. V. 87.

6) Ebendas., V. 113—114. Rahel's Briefe, II. 267—69.

so vieler andern diplomatischen und nicht diplomatischen Personen hier nicht weiter zu gedenken.

Auch an Abenteuern, an lustigen Erzählungen fehlte es nicht; und Humboldt selbst gab Stoff dazu. Das Ernstere wollen wir zuerst berichten, ein Duell nämlich, das die wenigstens äußerlich heitere Arena des Congresses beinahe mit Blut bespritzt hätte, und das um so mehr auffiel, weil es nicht zwischen ein paar jungen Hitzköpfen, sondern zwischen gesetzten Männern Statt hatte, die beide hoch gestellt, beide Minister einer angesehenen Macht waren, zwischen unserm Humboldt nämlich und dem Kriegsminister Preußens, Herrn v. Boyen. Diese Männer geriethen durch einen fast kindischen Etiketteanstoß an einander, wobei Humboldt wohl einigen Uebermuthes geziehen werden muß. Der Kriegsminister nämlich war zu einer Conferenz der fünf Mächte eingeladen, um in Betreff des bevorstehenden Feldzugs einige Erläuterungen zu geben (3. Mai). Die Sache war abgethan; man wollte zu andern Gegenständen übergehen, bei welchen die fernere Anwesenheit dieses Ministers nicht wohl angemessen schien. Statt ihm dies aber einfach anzudeuten, geleitete ihn Humboldt unter einem Vorwand, der das Blut des Militärs in Harnisch brachte, hinaus. Boyen forderte Genugthuung mit den Waffen in der Hand, Humboldt, dem der Muth nie fehlte, den nie der Gleichmuth verließ, nahm diese Forderung mit der heitersten Miene von der Welt an. Das Duell fand Statt. Es waren keine Zeugen dabei, als der Fürst v. Hardenberg und der auch von Humboldt sehr geschätzte Arzt Dr. Koreff. Man schlug sich ganz ernst und gewissenhaft; es schien aber, als wenn die Kämpfenden unantastbar seien, denn keiner erhielt eine Wunde. Manche lächelten über das leichtverletzliche Ehrgefühl des Ministers v. Boyen, allgemein aber bewunderte man die Ruhe und Ritterlichkeit und den guten Humor seines Gegners, die sich eben so unerschütterlich auf

der Mensur wie vor dem grünen Tische des Conferenzsaales zeigten. [7])

Noch eines Vorfalls gedenke ich. Bekanntlich kam der Maler Isabey nach Wien, um die merkwürdige Versammlung auch in einem Gemälde zu verewigen. Auf der einen Hälfte des Bildes waren die gekrönten Häupter versammelt, auf der andern die diplomatischen Hauptpersonen um die Tafel gruppirt, wo die Geschicke Europa's entschieden wurden. Jede einzelne Figur war Portrait; der Künstler wählte den Moment, wo Metternich den Herzog von Wellington einführt. Ein Umstand aber hätte die Absicht des Künstlers beinahe gestört. Sämmtliche europäische Bevollmächtigte von Bedeutung sollten auf diesem Blatte figuriren. Unter diesen aber durfte ein Mann wie Humboldt gewiß nicht fehlen. Nun erfuhr aber Isabey, daß er bei diesem Staatsmann auf großen Widerstand stoßen werde, denn man wußte, wie entschieden abgeneigt dieser sei, sich malen zu lassen. Hatte er doch selbst der Prinzessin Louise Radziwill, Schwester des Prinzen Ferdinand von Preußen, es abgeschlagen! Nur mit wenig Hoffnung also ging Isabey zu Humboldt. Seine Verlegenheit, mochte sie nun erkünstelt oder wahrhaft sein, vermehrte der, wie Graf de la Garde sagt, „sprichwörtlich gewordne Humor" des Angeredeten, der, seine weit vorstehenden großen blauen Augen auf ihn richtend, also antwortete: „Schauen Sie mich an, und gestehen Sie, daß mich die Natur mit einem zu häßlichen Gesicht versorgt hat, als daß Sie den Grundsatz, welchen ich mir gemacht, mißbilligen könnten, nie einen Sou für mein Portrait auszugeben.

---

7) De la Garde, II. 354—55. Ich bin, um die Farbe des Tages zu erhalten, in Obigem ganz der Darstellung und Beurtheilung dieses Berichterstatters gefolgt, und füge nur noch bei, daß das Duell im Prater vor sich ging, und daß man nach zwei Pistolenschüssen sich versühnte.

Sagen Sie selbst, würde die Natur nicht auf meine Kosten lachen, wenn sie eine so dumme Verblendung an mir gewahr würde? Nein! sie soll sehen, daß ich den schlechten Streich, den sie mir gespielt, zu würdigen weiß." — Der Maler, überrascht von dieser Erklärung, betrachtete jetzt mit Staunen die unregelmäßige Gestalt (figure hétéroclite) des Ministers. Er faßte sich jedoch alsbald und erwiederte, das sei gar nicht seine Absicht, von Sr. Excellenz eine Belohnung zu wollen für die so angenehme Mühe, die er auf sich zu nehmen wünsche. Er komme nur, denselben um die Gunst zu ersuchen, daß er ihm einige Stunden sitze. „Wenn Sie weiter nichts wollen," fiel Humboldt ein, „mit dem größten Vergnügen. Ich sitze Ihnen, so oft Sie wünschen. Geniren Sie sich ganz und gar nicht. Ich kann nur von meinem Princip nicht abgehen, für meine häßliche Figur nicht das Mindeste aufzuwenden." Humboldt saß dem Künstler, so oft dieser es begehrte. Als das Bild fertig war und Stiche desselben ins Publikum kamen, fand man Humboldt's Portrait am treusten, und dieser sagte mehr denn einmal: „Ich habe nichts gezahlt für mein Portrait. Isabey hat sich dafür an mir rächen wollen. Er hat mich sprechend ähnlich gemacht." [8])

Als die Nachricht von Napoleons Rückkehr nach Wien gelangte, waren zwar die schwierigsten Fragen entschieden; die Stockung aber, in welche die Geschäfte einmal gerathen waren, dauerte fort. Da kam die Schreckensbotschaft, die so manchen zittern machte. Humboldt aber nicht; er freute sich des Umschwungs und rief: „Vortrefflich, das gibt Bewegung!" [1])

8) De la Garde, II. 392—94.

1) Varnhagen, v. Ense, Denkw. V. 106.

Es war ein Glück, daß Napoleon dieses Wagstück nicht früher, und daß er es nicht später angetreten. Noch waren die Monarchen in Wien versammelt; Maßnahmen und Beschlüsse wurden schneller und einiger gefaßt. Zuerst erschien von Seiten der 8 Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, eine Erklärung, die aber lediglich gegen Napoleon und dessen Einbruch in Frankreich gerichtet war (13. März). Auch Hardenberg und Humboldt unterzeichneten sie (Klüber I. H. 1. S. 53—55). Es war kein Meisterstück. Man trennte Napoleon's Sache zu schnell von der Sache der Nation. Indem man dieser die Einhaltung des Pariser Friedensschlusses garantirte, hätte man die bestimmte Voraussetzung beifügen sollen, daß Frankreich Napoleon's Sache nicht zur seinigen machen werde. Dies holte man zwar in einem nachfolgenden Stücke gewisser Maßen nach, aber doch nicht feierlich und entschieden genug. Nach den weiteren Vorgängen in Frankreich und Napoleon's Anerbietungen fühlte man nämlich immer mehr, daß obige Erklärung nicht genüge. Der Ausschuß der acht Mächte setzte deshalb eine Commission nieder, welche prüfen sollte, ob es nöthig geworden, eine abermalige Erklärung zu erlassen. Die Commission erstattete am 12. Mai den Bericht: sie verneinte die Frage. Statt aber aufs Bestimmteste zu erklären, man sehe den Pariser Friedensschluß nicht weiter für bindend an, begnügte man sich, das Conferenzprotokoll dieses Tages in der Wiener Hofzeitung zu veröffentlichen (VI. 290—302).

Durch Vertrag vom 25. März erneuerten Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland ihre bisherige Allianz, insbesondere den Vertrag von Chaumont; man bestimmte zugleich die Hauptmaßnahmen für den Krieg, und lud alle Mächte Europas ein, diesem Bunde beizutreten. Das englisch-preußische Instrument dieses Vertrages trägt die Namen Hardenberg, Humboldt, Wellington (I. H. 4. S. 57—61).

Ein Zusatzvertrag vom 30. März bestimmte Englands Subsidien; er wurde Seiten dieses Staates durch Lord Clancarty, preußischer Seits von den oft erwähnten Bevollmächtigten geschlossen (II. 291—93).

Nun hatte man den Beitritt, besonders der mittlern und kleinen deutschen Staaten, zu unterhandeln. Mit Staaten königlichen Ranges und den zunächststehenden geschah es durch besondere Verträge; [2]) auch hier war Humboldt insonders thätig. [3]) Mit den kleinen Fürsten und Städten dagegen knüpfte man eine Generalverhandlung an. Am 29. März theilten die österreichischen und preußischen Bevollmächtigten diesem Gesammtkörper den geschlossenen Vertrag mit. Darauf antworteten die Bevollmächtigten der kleinen am 14. April. Bereitwillig zu Uebernahme jeder Last, begehrten sie nur, auch an den gemeinsamen Vortheilen Theil nehmen zu dürfen; dann verlangten sie, daß bei dem Friedensschluß auf ihre billigen Wünsche, besonders wegen einer festern und sichern Gränze, Rücksicht genommen werde (II. 205). Schon am 12. April lud Humboldt, in Metternich's und Hardenberg's Namen, die Bevollmächtigten ein, sich den Abend in der Staatskanzlei einzufinden. Auch Metternich und Wessenberg, Hardenberg und Humboldt erschienen. (IV. 395—96). Man beschloß die Redaktion einer allgemeinen Beitrittsurkunde, und ernannte von Seiten der großen Mächte eine Commission, solche mit einer Deputation der Kleinstaaten zu verhandeln. Von Preußen wurde Humboldt dazu beauftragt. Nach einigen Conferenzen, vom 20—27. April

---

2) Man sicherte diesen Staaten dieselben Ansprüche zu, die der Vertrag vom 25. März verbürgte; Würtemberg aber ließ sich noch ausdrücklich Theilnahme an den Friedensverhandlungen zusichern; siehe den Vertrag vom 30. Mai 1815, bei Klüber, VIII. 231.

3) v. Gagern, Antheil II. 154. 178.

(IV. 408—26), war die Sache erledigt und unterzeichnet (II. 273—89). — Aus allen diesen Verhandlungen scheint hier nur das noch bemerkenswerth, was uns Gagern berichtet, [4]) daß nämlich Humboldt für die norddeutschen Staaten eine Art Nothwendigkeit zu begründen suchte, sich Preußen anzuschließen, wobei an die Eintheilung in Nord und Süd, und der Main als Gränze gedacht wurde. So natürlich dies war, wußte man es anderer Seits doch zu umgehen, und zwar diesmal aus annehmbaren Gründen. Es wurde nämlich unter Englands Führung eine Armee in den Niederlanden gebildet; dieser wurden die Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Nassauer und Hanseaten zugewiesen, auch königlich sächsische Truppen sollten nachfolgen. — Oesterreich, Rußland und Preußen setzten außerdem eine Commission nieder, zu dem Beruf, mit den kleinen deutschen Höfen über die Verpflegung der drei Armeen (vom Oberrhein, Niederrhein und den Niederlanden), über die Hülfsmittel zu ihrer Herbeischaffung und das Hospital- und Lazarethwesen zu unterhandeln. Dabei wirkten von Preußens Seite Humboldt und der geh. Staatsrath Stägemann (21—24. April, IV. 439—93, und zwar den Anforderungen gemäß, die der wackere Kriegsminister von Boyen gestellt hatte.

Nach Unterzeichnung der Bundesakte (10. Juni) eilten die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten theils in's Hauptquartier, theils in ihre Heimath zurück. Auch Hardenberg ging sofort nach Berlin. Nur Humboldt, Wessenberg und Clancarty weilten noch acht Tage, mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt. Dann gingen auch sie nach ihren Bestimmungsorten ab.

4) Antheil, II. 164—65.

Humboldt begab sich zunächst nach Berlin. Auch war schon bestimmt, daß er nicht mehr nach Wien zurückkehren sollte. Schon nach dem letzten Friedensschlusse nämlich war er zum künftigen Gesandten in Paris designirt worden. [1]) Nur der Krieg bewirkte abermals einen Aufschub in diesem Punkt, und erst den 3. Okt. 1815 erhielt er (zu Paris) das wirkliche Rappel-Schreiben von seinem bisherigen Posten, auf dem dann Gen. v. Krusemarck sein Nachfolger wurde.

Schon auf dem Weg in die Heimath erhielt Humboldt die Nachricht des Sieges von Waterloo. Kaum in Berlin angekommen, wurde er zu den Friedensunterhandlungen berufen. Nach wenigen Tagen ging er, über Frankfurt, nach Paris. Dort waren seit dem 10. Juli auch die Kaiser von Oesterreich und Rußland und der König von Preußen anwesend, und bald trat eine Commission von Bevollmächtigten der verbündeten großen Mächte in Conferenzen zusammen, um nicht allein die Bedingungen des Friedens mit Frankreich, sondern zugleich eine Menge anderer schwebender oder auftauchender Fragen zwischen den alliirten Höfen zu verhandeln. In dieser Commission wirkten als regelmäßige Mitglieder nur der Herzog v. Wellington und Lord Castlereagh für England, Fürst Andreas Rasumoffsky und Graf Nesselrode für Rußland, Metternich und Wessenberg für Oesterreich, endlich Hardenberg und Humboldt für Preußen. [1]) Später trat russischer Seits

---

1) Klüber, I. H. 1. S. 39. Rahel's Briefe, II. 224. (13. Juni 1814).

1) Andere Personen wurden nur in einzelnen Sitzungen zugelassen, so der russische Gesandte in Paris, Pozzo di Borgo, Fürst

Graf Capodistrias an die Stelle des Ministers v. Nesselrode. Gentz führte das Protokoll. Die Sitzungen wurden im ehemaligen Hotel Borghese, der Wohnung des Lord Castlereagh, in der Regel von 12 bis 3 Uhr gehalten. Der Fürst v. Metternich präsidirte ihnen. Später kam man oft im Hotel Sir Ch. Stuarts zusammen. — Bevollmächtigte der mittlern europäischen und deutschen Staaten wurden zu diesen Hauptverhandlungen nicht zugelassen; alle Bemühungen von einzelnen Seiten, dies zu erlangen, blieben fruchtlos.

Die Freunde des deutschen Vaterlandes erwarteten, daß man nach diesen abermaligen Anstrengungen Deutschland durch eine bessere Gränze gegen Frankreichs Uebermuth sichern werde. Besonders kämpfte Görres im rheinischen Merkur und E. M. Arndt in Flugschriften für diese Forderung. Frankreich sollte sogar, diesen Sprechern zufolge, alle ehemals zum deutschen Reiche gehörenden Provinzen, Elsaß, Lothringen, Burgund, die Freigrafschaft und die abgerissenen Stücke der Niederlande, herausgeben. Man sah davon ab, daß weit der größte Theil der damit geforderten Lande der französischen Zunge angehört, und wie gefährlich es sein mochte, Länder anzusprechen, die man nicht zu beherrschen weiß, und um eines so zweideutigen Gewinnes willen Frankreich so bitter zu reizen. Dennoch zeigten diese Ansprüche von einem hohen Aufschwung der Nation; man durfte um so gewisser erwarten, daß wenigstens das Nothwendige geschehe, daß durch Zurücknahme des Elsaß, einer rein deutschen Provinz, das blosliegende südwestliche Deutschland geschützt, und durch Entfernung Frankreichs vom Rheine das Streben der Franzosen selbst, das linke Rheinufer zu erlangen, gedämpft werden würde. Denn diesen Gedanken wird Frankreich kaum

---

Schwarzenberg und mehrere österreichische und preußische Generale, dann der preuß. Finanzminister Frh. v. Bülow, endlich auch die Bevollmächtigten Frankreichs.

aufgeben, so lange es nur einen Punkt am Rhein noch im Besitz hat.

Von Preußen besonders, das, vereint mit den Engländern, allein so ruhmvoll diesen Feldzug entschieden hatte, erwartete man, daß es energisch das deutsche Interesse vertreten würde. Man wußte, daß Blücher und Gneisenau in Paris waren, daß Stein dahin berufen worden; man hoffte auch von den eigentlichen Leitern der Politik das Beste. Stein hatte zwar so wenig, als die Feldherren, einen eigentlichen Theil an dem Friedensgeschäfte; das nationale Interesse aber war nicht weniger gut von den Männern vertreten, die Preußen in die Friedenscommission gesendet, von Hardenberg nämlich und Humboldt. Sie verschuldeten am wenigsten, daß der Erfolg so hinter allen Erwartungen zurückblieb. Humboldt namentlich, der jugendlich rüstige, widmete dieser Sache die ganze Energie, der wir ihn fähig wissen.

Zwar ruht auf dem Anfang dieser Verhandlungen ein Dunkel, das selbst die neuesten Werke über diesen Gegenstand und die darin mitgetheilten Aktenstücke [2]) nicht aufhellen; wir wissen auch nicht näher, wie Humboldt die Sache auffaßte, [3]) und wie weit er die Forderung auszudehnen

---

2) J. B. Cretineau-Joly, Histoire des traités de 1815, à Paris, 1842; A. F. H. Schaumann's Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Aktenstücken. Göttingen, 1844. — Vielleicht, daß Hr. v. Gagern, der, öffentlichen Ankündigungen nach, in einer Fortsetzung seines „Antheils an der Politik" den zweiten Pariser Frieden behandeln wird, einige Aufhellung gibt! — Das Buch von Schaumann ist sonst sehr wichtig, nicht als Geschichtswerk, denn es ist durchweg Parteischrift, aber wegen der im Anhang mitgetheilten Denkschriften und Noten aus jener Zeit, die großentheils hier zum ersten Male im Druck erschienen sind.

3) Im Allgemeinen hat Humboldt schon viel früher (1800) seine Ansicht sehr bestimmt ausgesprochen. Im Naturzustande, sagt er, können die Gränzscheidungen der Flüsse mit ziemlicher Sicherheit auch als Gränzen der Völker angesehen werden. „Im Zustande

gewünscht; allein das geht aus unzähligen Zeugnissen *) mit Gewißheit hervor, daß die preußischen Bevollmächtigten nicht nur Elsaß, sondern auch Lothringen wirklich gefordert haben; daß sie aber darin von Oesterreich wenig oder gar nicht unterstützt wurden, von England und Rußland endlich eine rundum abschlagende Antwort erhielten. Da wir anzunehmen berechtigt sind, daß Hardenberg und Humboldt sich vorher über diesen Punkt verständigt hatten, und daß sie gleichmäßige Forderungen stellten, so wird ein schriftliches Zeugniß, auch nur von Hardenberg allein, hier hinreichendes Gewicht haben. Der Regierungsrath Butte (damals in Frankfurt a. M.) hatte dem Staatskanzler eine von ihm verfaßte Schrift: „Unerläßliche Bedingungen des Friedens mit Frankreich" zugesendet, worin nachdrücklichst für Rückgabe des Elsaß, Lothringens, der ehemaligen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, wie auch der französischen Niederlande gesprochen wurde. Hardenberg soll, wie man sagt, gleich nach Empfang dieser Schrift gegen den geh. Rath Stägemann geäußert haben, er sei erstaunt, in dieser Schrift fast buchstäblich die Bedingungen aufgestellt zu finden, die er in der Commission vorgeschlagen habe; er versicherte auch, noch von Paris aus (9. Okt.), dem Verfasser selbst, „fast alle seine Sätze fänden sich in den von ihm abgelegten Abstimmungen." „Wenn dennoch", fügte er hinzu, „der Friede nicht hiernach abgeschlossen wurde, so ist Preußen außer

---

der Bildung, wenn der Mensch auf dem Boden Kraft genug gewonnen hat, sich über denselben zu erheben, entsteht eine andre Art natürlicher Gränze zwischen verschiednen Nationen, die Verschiedenheit der Sprache und der Kultur." (Ges. Werke, III. 217—18).

4) Vergl. z. B. Rhein. Merkur, 30. Aug., 9. Sept., 15. Okt., 18. und 24. Nov. Im letzteren Stücke deutete auch Görres darauf hin, daß Preußen und Oesterreich noch nicht innig genug zu einander gehalten, und daß diese Scheidewand erst völlig fallen müsse, wenn es besser mit Deutschland werden solle.

Schuld. Es stand allein, und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen; es mußte der höhern Rücksicht, der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker — sei sie auch weniger dauernd — die bessere Ueberzeugung aufopfern." 5)

So hatten also die preußischen Staatsmänner fast das Aeußerste versucht, um die Wünsche der Patrioten zu befriedigen; sie thaten es ohne eigentliche Nebenansicht für den preußischen Staat, und ärnteten nichts als Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art. So sehr wir Ursache haben, uns über ihre volksthümliche und kräftige Haltung zu freuen, können wir doch nicht umhin, zu fragen, ob sie, nach der Lage der Dinge, wohl nicht zu viel gefordert haben? Vielleicht, daß sie von der Stimmung des Tages sich zu weit haben fortreißen lassen; vielleicht, daß sie die Forderung durchgesetzt hätten, wenn sie von vorn herein nur das Nöthigste verlangt, und sich darüber mehr mit Oesterreich verständigt hätten. Man ging weiter, und fand Oesterreich zögernd und fast abgeneigt, wie die andern; man reizte die Engländer, die die Verhandlungen in Wien noch nicht vergessen hatten und preußische Vergrößerungssucht witterten; Rußland wünschte ohnehin nicht, Deutschland verstärkt zu sehen. Da man mit dieser starken Forderung anstieß, war die Sache verloren. Es handelte sich gar nicht mehr um Abtretung von Provinzen, höchstens um Abtretung einzelner Punkte. So ging diese günstige Gelegenheit, das Elsaß, welches allein ein wahrhafter Verlust für uns ist, wieder zu erlangen, vorüber! Nicht ohne Oesterreichs Schuld, dessen Sicherheit so sehr dadurch berührt wird, das das vermittelnde Wort zu sprechen berufen war!

Man hat so oft und auch jüngst wieder von den

5) (Dorow's) Denkschriften und Briefe, V. 192—93.

geheimen Motiven gesprochen, welche unsere Großstaaten bewogen haben sollen, von dem Verfolg bedeutenderer Forderungen abzustehen. Keine dieser Mächte, sagt man, wollte der andern, oder den übrigen Bundesstaaten einen Zuwachs gewähren. Preußen anlangend, ist dies eine grundlose Verdächtigung; wir brauchen Humboldt gegen eine solche wohl nicht in Schutz zu nehmen;[6]) legen aber auch für Hardenberg Protest ein. Sollte er Lothringen etwa für Preußen gefordert haben! Es verstand sich von selbst, daß jeder wesentliche Gewinn Oesterreich zur Verfügung gestellt werden müsse, sei es nun, daß dieses, wie damals die Rede ging, einen erlauchten Sprößling seines Hauses zur Hut an die Gränze setzen, oder daß es — vielleicht besser! — diesen Erwerb benutzen wollte, um die Territorialansprüche Bayerns und der übrigen süddeutschen Staaten zu ordnen.

Der Verfasser des neuesten Werkes über den zweiten Pariser Frieden macht den Bevollmächtigten Preußens so gut wie Oesterreichs den Vorwurf, daß sie nicht genug darauf bedacht gewesen seien, die übrigen deutschen Staaten entschieden bei diesen Verhandlungen zu betheiligen. Dieser Vorwurf trifft; er weist auf ein Hauptgebrechen im deutschen Staatenverhältniß und berührt eine Forderung, die man

---

6) Humboldt erklärt sich auch deutlich, und zwar zur Zeit, wo man die letzten Bemühungen dahin wandte, wenigstens noch eine Reihe Festungen für Deutschland und die Niederlande zu erlangen. „La Belgique," sagt er, „acquerrait plusieurs points importants, l'Allemagne s'étendrait du côté du haut Rhin, ce qui serait d'autant moins nuisible, que les traités conclus à Vienne laissent toujours ouvert un arrangement entre l'Autriche et la Bavière, qui ne peut se réaliser qu'aux dépens de quelques-uns des petits princes de l'Allemagne, et qui serait prodigieusement facilité par quelque acquisition de ce côté. La Prusse gagnerait assez en voyant ses voisins ainsi renforcés, pour pouvoir se borner à quelques peu d'objets, tendant uniquement au but de compléter son propre système de défense." Siehe Humboldt's Denkschrift bei Schaumann, a. a. O., im Anhang, S. XXVI.

künftig wird befriedigen müssen, sollte es auch nicht im Sinne dieses hannöverischen Publicisten geschehen. Wir sind ganz der Meinung, daß Preußen darin 1815 nicht genug gethan,[7]) daß man sich mit den Mitstaaten hätte verständigen, daß man in deren Namen zugleich hätte auftreten sollen. Eine dritte deutsche Stimme, als Stellvertreterin der Kleinen, würden schon die andern Großmächte nicht wohl bei den Friedensverhandlungen zugelassen haben; durch Berathung der deutschen Mächte aber unter sich wäre Oesterreich aufgerüttelt worden, und das dringendste Interesse recht zur Sprache gekommen. Das hätte Früchte getragen, wenn auch nicht für den augenblicklichen Zweck. Denn für diesen ließen es mehrere deutsche und nicht deutsche Staaten auch sonst an Rührigkeit nicht fehlen! Der niederländische Bevollmächtigte, Freiherr v. Gagern, freilich nicht praktisch und der veränderten Verhältnisse eingedenk genug, drang lebhaft auf Zurückgabe aller ehemals zum Reiche gehörenden Glieder; Würtembergs Minister aber, Graf Wintzingerode, faßte in einem gut geschriebenen Memoire das wesentlichste Interesse Südwestdeutschlands in's Auge, und forderte zu dessen Sicherung das Elsaß. Alles ohne Erfolg.

Bei der schnöden Politik, die Rußland gegen uns an den Tag legte, war es in der Ordnung, daß es auch schriftlich den Forderungen Preußens am entschiedensten entgegentrat. Den 28. Juli schon überreichte Graf Capodistrias

7) Hardenberg fühlte wohl, daß nicht genug geschehe; nicht aber, was man eigentlich verabsäume. In seinem Memoire vom 8. Sept. sagt er zu den Bevollmächtigten der übrigen Großstaaten: Les cours alliées, comme celles de la Sardaigne, des Pays-Bas, de Bavière, de Wurtemberg, témoignent en partie un désir inquiet d'être informées de nos transactions et d'y prendre part. Elles ont le droit d'y prétendre tant que cela conforme leurs intérêts, et il faudra bien convenir de la marche à suivre à cet égard, dès que nous serons d'accord entre nous. Bei Schaumann, Anhang, S. C—CI.

in Rußlands Namen eine Denkschrift, in der die Prinzipien, nach denen man bei dieser Unterhandlung verfahren müsse, in ganz entgegengesetztem Sinne entwickelt waren. Mit Napoleon's Gefangennehmung, hieß es, habe das Bündniß, das man zu Wien geschlossen, seinen Zweck erreicht. Freilich müsse man jetzt von Frankreich Garantien fordern, aber nicht jene reellen, die auf Verkleinerung seines Länderbesitzes ausgingen, sondern nur moralische, auf die innern Staatseinrichtungen Bezug nehmende, oder moralisch reelle, z. B. Contribution und Hinwegnahme alles Kriegsmaterials. — So rächte sich die Unbestimmtheit der in Wien gegebenen Erklärungen. Der Krieg, behauptete man, sei gar nicht gegen Frankreich oder die französische Regierung, er sei nur gegen Napoleon und seine Anhänger geführt worden — der erste Pariser Friede müsse daher aufrecht erhalten, nur wieder in Kraft gesetzt werden. Eine Verdrehung, die man nicht nöthig hatte den Franzosen erst in den Mund zu legen, und die diese begierigst ergriffen. Bald sah man die Wirkung, die diese Darstellung hervorrief.

Als es nun schien, als solle aus diesem Feldzug gar kein Gewinn für Deutschland hervorgehen, übernahm es Humboldt noch, die Sätze des Grafen Capodistrias besonders zu widerlegen. Er schrieb ein Memoire, worin er hauptsächlich auf diese Rücksicht nahm, und zugleich die letzten Forderungen, die Preußen aufgestellt, nachdrücklich verfocht. Es war schon nicht mehr von Abtretung ganzer Provinzen, sondern nur von Auslieferung einer Reihe Gränzfestungen die Rede. Diese Denkschrift [9]) ist musterhaft. Wären die Gegner nicht so entschieden gewesen, diese richtige Auffassung der Sachlage, diese klare Ausführung der

---

9) Sie findet sich im Anhang bei Schaumann, a. a. O., Seite XXVII—XXXI.

Ideen, „diese Unumstößlichkeit der Beweisführung" hätte überzeugen müssen. — Humboldt bewies, daß man sich auf die Deklaration vom 13. März nicht mehr berufen könne, da die ganze Lage der Dinge sich verändert hätte. Frankreich habe seitdem gethan, was damals nicht vorausgesetzt worden — es habe die bestehende Regierung abgeschüttelt und derjenigen gehuldigt, gegen die ganz Europa vorher gekämpft hatte, auf deren Entfernung der erste Pariser Friede beruhe. Nicht um den Franzosen ein bestimmtes Gouvernement aufzudrängen, sondern um der durch sie bedrohten Sicherheit willen hätten die Verbündeten die Waffen geführt. Frankreich und die königliche Gewalt könnte man nicht mehr als identisch ansehen, und da man jenes habe erobern müssen, so sei man nun auch, bevor man an etwas anderes denke, sich selbst schuldig, Sicherung gegen ähnliche Gefahren zu fordern. Nur ein Mittel aber gebe es, das diese verbürge, ein Mittel, das der erste Friedensschluß noch nicht gewährt hätte, die Verminderung der französischen Uebermacht. Ueber die Art aber, wie das zu bewirken, erklärt er sich also: „Parmi les différentes méthodes qu'on pourrait adapter, soit pour affaiblir la France, soit pour renforcer ses voisins, la plus simple, la plus conséquente et la plus conforme au système général des puissances alliées, [10]) paraîtrait celle de procurer aux Etats voisins de la France une frontière assurée, en leur donnant, comme moyen de défense, les places fortes dont la France depuis qu'elle les possède, s'est servi comme point d'agression. . . Ce n'est pas depuis Napoléon ou depuis la révolution seulement que la France a fait des tentatives pour envahir

10) Man sieht, wie Humboldt schon auf die Stimmung der Alliirten eingeht, um nur zu etwas zu bewegen.

l'Allemagne et la Belgique. Elle les a toujours renouvelées de tems en tems, et les places qu'on lui ôterait à présent ont servi de base à ses opérations militaires. . . Les cours d'Allemagne doivent, d'ailleurs, attacher un intérêt particulier à revendiquer au moins une partie de ce qui lui a été injustement arraché." Mit feinster Ironie wies Humboldt dann die moralischen Garantien ab, für die Capodistrias gesprochen; er erklärt, daß Maßregeln, wie die Wegführung alles Kriegsmaterials nicht moralischer, sondern nur verletzender sein würden, als die Abtretung einiger festen Plätze; er sagt endlich, die Contribution allein führe eine Ungleichheit mit sich; Rußland und England brauchten nicht solche Summen für Gränzsicherung, die Deutschland, wenn es nicht durch Abtretungen gesichert würde, verwenden müsse. Die Kriegsentschädigung sei für Alle; Garantie aber gegen spätere Angriffe habe Deutschland allein zu fordern, da es allein oder vorzugsweis von Frankreichs Uebermacht bedroht sei, und doppelt bedroht sei, seit dieses noch durch die festen Plätze, welche Deutschland vertheidigen sollten, sich verstärkt habe.

Humboldt hat diese Denkschrift — dies glauben wir versichern zu können — etwa um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des August (1815) geschrieben. Die Verhandlungen waren schon in die zweite Epoche getreten; die Forderung, Frankreich solle ganze Provinzen heraus geben, war zurückgewiesen. Preußen griff die Sache von neuem an. Um wenigstens Etwas zu erreichen, warf es sein Augenmerk nun auf die furchtbare Reihe französischer Gränzfestungen von Condé und Valenciennes bis Strasburg, und stellte in diesem Sinne gleichsam ein Ultimatum im Namen Deutschlands. Man konnte hoffen, diesmal durchzubringen, weil diese so herabgesetzte Forderung von Oesterreichs Ansicht nicht so entfernt war, zugleich aber mit dem Princip vereinbar

schien, das England und Rußland ausgesprochen: Frankreich rein auf den Besitzstand von 1790 zurückzuführen. Man forderte ja nur ungefähr so viel an Land und Leuten, als Frankreich über diesen Besitzstand hinaus im letzten Frieden behalten hatte. Da aber dieses Wenige doch eine Abtretung oder wenigstens Veränderung des einstmaligen Besitzstandes voraussetzte und auch hiegegen die Sätze des Grafen Capodistrias angerufen werden konnten, so schien es noch nöthig, mit der Ankündigung dieses Ultimatums eine nachdrückliche Widerlegung jener Sätze zu verknüpfen. Dies eben hatte Humboldt auf sich genommen; doch sprach er zugleich nachdrücklichst für die letzte Forderung selbst [11]).

---

11) Schaumann, der Verfasser des neuesten Werkes über diese Friedensverhandlungen, will diese nunmehrige Bewegung des preußischen Cabinets dem Fürsten Hardenberg allein zuschreiben, dessen Schwäche und den schnöden Motiven einer auf etwaige Vergrößerung Oesterreichs eifersüchtigen Politik. Er stellt nämlich die Sache so dar, als wenn Humboldt keinen Theil an dem Fortgang dieser Verhandlungen genommen habe. Man hörte ihn nicht, heißt es; er schwieg; er zog sich zurück; er erschien kaum mehr in den Conferenzen. Man belastete diesen Genius mit Nebenarbeiten, die freilich wegen der vielen Einzelheiten, die dabei berücksichtigt werden wollten, einen Mann von so ungeheurem, und dabei so geregelten Wissen erforderten, ihn aber auch von der Theilnahme an wichtigern Geschäften entfernten. – Diese ganze Darstellung ist erfunden; augenfällig in der Absicht, den Einen frei zu sprechen und zu erheben, den Andern anzuklagen. Das Sonderbarste aber ist, daß der Verfasser diese Darstellung, neben unbeglaubigten Privatangaben, gerade auf jenes Humboldt'sche Mémoire stützt, das doch ganz und gar nicht dazu stimmt, das allerdings den kräftigen Genius, der es verfaßt hat, zur Genüge bewährt, den Gegnern ganz die rechte Schärfe zeigt, sonst aber mit Hardenberg's Denkschrift vom 28. August ganz, und mit der nachfolgenden vom 8. September im Wesentlichen zusammentrifft. Der eigentliche Unterschied der beiderseitigen Arbeiten bestand nur darin, daß der Eine (Humboldt) mehr die Principien erörterte und die Forderung im Allgemeinen rechtfertigte, der Andere aber (Hardenberg) die Forderung in ihre Spezialität verfolgte. Daher nur kommt es, daß die Ansicht des Ersteren, wenn man einzelne Stellen herausreißt, vieldeutiger erscheint, während sie es, nach dem Zusammenhange des Ganzen, durchaus nicht ist. Auch er hat jetzt nur das preußische Ultimatum, die Festungslinie, im Auge. Wenn er sagt, das südliche Deutschland würde sich durch Gewähr dieser Forderung

Hardenberg aber stellte in zwei, schnell auf einander folgenden Denkschriften, der einen vom 28. August, der andern vom 8. September, das Detail dieser Forderungen auf. Man nahm damit Condé, Valenciennes, Maubeuge, Philippeville, Charlemont und Givet für Niederland, Thionville und Saarlouis für Rheinpreußen, Bitsch, Landau, Fort Vauban und Hüningen für das südliche Deutschland, Fort Jour und Fort L'Ecluse für die Schweiz und Savoyen in Anspruch. Die Befestigungswerke von Strasburg, vornehmlich der Citadelle, sollten geschleift werden. Zugleich drückte er den Wunsch aus, daß Strasburg, mit einem angemessenen Territorium, zur freien Stadt des Reiches erklärt, in das Verhältniß zurückkehre, in dem sie sich nach dem westphälischen Frieden befunden habe [12]). Die Festung Luxemburg sollte Niederland an Preußen abtreten. Dieselben For-

---

„du côté du haut Rhin" vergrößern, so kann man dies doch nicht etwa auf ganz Elsaß beziehen, denn gleich daneben wird ja gesagt, diese Vergrößerung würde so gering sein, daß damit keine eigentliche Veränderung des in Wien festgesetzten Besitzstandes eintreten und zu keinen neuen Verhandlungen Anlaß gegeben sein würde. — Hardenberg und Humboldt handelten hier noch in Einverständniß. Wir zweifeln gar nicht, daß Humboldt mehr für Deutschland gewünscht, als diese Forderung enthielt; daß er dies, wo er nur konnte, unverholener und kräftiger aussprach, und auch hier jene Energie bethätigte, die ihn überall auszeichnet. Darum aber die Sache selbst umstellen, Hardenberg in's Schwarze malen, und Humboldt Dinge unterlegen, für die nicht ein zureichendes Zeugniß spricht, ist sehr unrecht. Humboldt's Name bedarf es gar nicht, daß man die Leistungen des Andern herabdrücke, er leuchtet so schon glänzend genug.

12) Flassan, in seiner Geschichte des Wiener Congresses, berührt diese Verhandlungen ebenfalls und namentlich die Forderungen, von denen wir hier reden. Er legt sie Humboldten allein in den Mund. „La Prusse," sagt er, nachdem von Gagern's Anträgen gesprochen worden, „par l'organe de son plénipotentiaire, baron de Humboldt, insistait non moins fortement sur des cessions de la part de la France, et pour qu'elle abandonnât différentes places, telles que Montmédy, Longwi, Metz [?], Thionville et Sarre-Louis." (Congrès de Vienne, II. 455.) Eine Angabe, der nur die Genauigkeit fehlt!

derungen im Wesentlichen wiederholte er in der Denkschrift vom 8. Sept. Nur Strasburg, das zu erlangen — leider — schon unmöglich schien, ließ er ganz fallen. In einer Beilage berechnete man die Distrikte, auf die Deutschland dringe, noch genauer; es war eine Linie, gezogen von der Mosel unter Metz, jenseits der Saar hin, über die Vogesen weg, durch die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, nach dem Rhein, so daß, außer Saarlouis und Landau, doch wenigstens Saargemünd, Bitsch, Weißenburg, Fort Louis und Hagenau zu Deutschland zurückgekehrt wären, und der Keil, den Frankreich gegen die Pfalz hinein getrieben hat, mit sammt den wichtigen Linien von Weißenburg, hinweggenommen worden wäre. Endlich forderte Hardenberg für Preußen noch den Zutritt an die Maas, in der Gegend von Aachen, „afin d'élever de graves inconvéniens sur la frontière.“ [13])

Das hatte man nicht geahnt, daß auch diese letzte Anstrengung vergeblich sein würde. Rußland aber und selbst England verwarfen auch diese gemäßigte Forderung. Metternich glaubte, auch hier wieder als Mittler zwischen die Parteien treten zu dürfen. Er forderte nur Landau; die Festungen des Elsasses, mit Ausnahme eines minder bedrohenden Platzes, sollten geschleift werden; Strasburg nur seine Citadelle behalten. Nicht einmal dies wurde gewährt.

Mitten in dieser Noth faßte Humboldt einen Entschluß, der ihm die größte Ehre macht — er wandte sich auf eigene Hand an den Prinz-Regenten von England, dessen nähere Bekanntschaft er im Jahr 1814 gemacht hatte, und versuchte das letzte Mittel, Theilnahme an den Geschicken des Brudervolkes zu erregen, das vom hochmüthigen Moskowiter so schnöde behandelt wurde. Der Brief ist zu

13) Die beiden Denkschriften siehe bei Schaumann, im Anhang, XLVI — LVI und XCV — CXI.

Ende des August geschrieben; leider aber nur ein Bruchstück davon mitgetheilt worden [14]). Nachdem der Verfasser, wie es scheint, zuerst von den Beweggründen und der Rücksicht des österreichischen Cabinets gesprochen, legt er seine Lanze gegen die Russen ein und erklärt nun rückhaltlos sich über die Gründe der sogenannten Mäßigung des Kaisers Alexander und seiner Minister. „La générosite de la Russie," sagte er zu dem Regenten von England, „a un autre motif: elle s'explique par ses vues politiques: elle cajole la France pour l'éloigner de l'Autriche; et loin de prouver, par le fait, l'intérêt qu'elle affecte prendre au bien-être de l'Allemagne, il paraît au contraire, qu'elle ne serait pas fâchée de la voir toujours dans un état de faiblesse qui l'empêchât d'être d'aucun poids dans la balance politique de l'Europe. Un des négociateurs russes vivement attaqué, dans ces jours, sur la nécessité de garantir l'Allemagne contre les invasions françaises en privant la France des moyens d'agression et interpellé de s'employer auprès de l'empereur son maître pour le porter à appuyer les cours qui demandèrent à la France la cession des places fortes qui menacent ses voisins, ou de donner à ceux-ci plus de moyens de résistance, répondit ingénument, qu'il n'était pas de la politique de la Russie de donner à l'Allemagne des frontières assurées contre la France. Si

14) Von Montvéran t in seinem Werke: Histoire critique et raisonné de la situation de l'Angleterre au 1. janvier 1816. A Paris. Tome 8 (1822), p. 323, 24. Montvéran führt den Brief mit den Worten ein: „Une lettre écrite, à la fin d'août, à S. A. R. le prince-régent d'Angleterre par le baron de H..... ministre du roi de Prusse, nous paraît une pièce historique d'un assez grand intérêt pour la donner ici. Elle montre l'état des partis de l'étranger et leur but. Nous en supprimons les paragraphes inutiles." — Schaumann hat dieses merkwürdige Bruchstück ganz übersehen.

à une telle expression, on a joint la probabilité qui existe, qu'un autre négociateur russe, le comte P... d. B.............. français, pourrait bien, dans le cas de changement de ministère en France, entrer lui-même dans ce ministère avec l'agrément de l'empereur A......, événement dont on a déjà parlé hautement, l'intérêt prononcé que le cabinet de Russie montre dans ce moment et à toute occassion pour la France, n'est certainement pas problématique." [15])

Auch dieser Schritt unseres Humboldt war umsonst. Weder Strasburg, ja nicht einmal die Weißenburger Linien kamen zu Deutschland. Das Wenige, was der nachherige Friedensschluß gewährte, ist bekannt. Es begannen nun (20. September) die Verhandlungen mit Frankreich, die uns wenig interessiren. Eben jetzt zog Kaiser Alexander die verbündeten Monarchen noch enger an seine Person, durch Stiftung der heiligen Allianz, welche am 26. Sept. von Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm III. unterzeichnet wurde. Wie sehr damals der Haß der Russen gegen Humboldt zugenommen hatte, kann man denken; man erzählt auch in dieser Hinsicht ein Faktum, das merkwürdig genug wäre: Kaiser Alexander soll nämlich sich vom König von Preußen ausbedungen haben, Humboldt von dem Projekt der heiligen Allianz nichts zu sagen, bis sie abgeschlossen wäre. [16])

Zur Conferenz vom 20. September wurden auch die

15) Das „a joint" im Obigen ist etwas bedenklich; Montvérant hat nach hautement ein Punktum; das Folgende giebt aber augenscheinlich den Nachsatz. — „Le comte P... d. B." ist unzweifelhaft Pozzo di Borgo, und vor „français" muß noch gestanden haben, „qui est né" oder „qui a été citoyen." Pozzo di Borgo war einst Abgeordneter von Corsika in der Nationalversammlung, und nunmehr russischer Gesandter zu Paris!

16) Nach handschriftlicher Mittheilung von guter Hand.

Bevollmächtigten Frankreichs eingeladen, Fürst v. Talleyrand, Herzog von Dalberg, Baron Louis. Man legte das Friedensprojekt vor. Die Franzosen äußerten sich noch erstaunt über die Zumuthungen; darauf antworteten aber die Verbündeten in einer Note vom 22. September, und erklärten: so solle es sein. [17]) — Wenige Tage darnach trat wirklich eine Veränderung im französischen Ministerium ein. Talleyrand nahm seine Entlassung. Nicht Pozzo di Borgo selbst — dies wäre zu auffallend gewesen, trat an dessen Stelle, sondern der Herzog von Richelieu, der die besondere Gunst Kaiser Alexander's genoß, früher selbst in Rußland gewesen und sich länger in Odessa aufgehalten, und von dem Talleyrand sagte, qu'on l'avait nommé Ministre en France par ce qu'il connaissait le plus la Crimée. In der Friedenssache aber bewirkte diese Ernennung wenig. Was hätten auch die Verbündeten noch nachlassen sollen! In einer Conferenz vom 2. Okt. wurden die Präliminarien erledigt; das Protokoll gab die Grundlage des Friedensschlusses. [18]) Die Kaiser von Oesterreich und Rußland waren schon abgereist, Friedrich Wilhelm III. verließ Paris den 9. Okt. Die Vollendung des Friedensgeschäftes aber dauerte fast noch drei Monate. Man setzte Commissionen nieder, die das Detail der Schlußverträge und unzählige Reclamationen besorgten. Einem besondern Comité ward die Redaktion des Hauptvertrages übergeben. Labesnardière und v. Gentz wurden zu Redakteuren, Wessenberg, Capodistrias und Humboldt zu Wächtern dieses Geschäfts ernannt. [19]) — Daneben gingen die Haupt-

---

17) Diese Antwort siehe bei Schoell, Histoire abrégée, T. XI. (1818), S. 469 — 72.

18) Sämmtliche Sitzungsprotokolle wurden von Humboldt und Hardenberg unterzeichnet; die frühern aber und wichtigern fehlen uns bis jetzt ganz. Das Obige hat Cretineau-Joly mitgetheilt, und darnach Schaumann im Anhang zu seinem Werke (Nr. XVIII.)

19) Schoell, a. a. O. XI. 499.

konferenzen ihren Gang. In der vom 13. Oktober ward man mit Frankreich über die Zahlung der Entschädigungssumme, am 22. über die fünfjährige militärische Besetzung einig. Das Protokoll der vier Mächte vom 3. November [20]) bestimmte die Vertheilung der von Frankreich abgetretenen Distrikte und mehrere noch zu erledigende Territorialfragen in Deutschland. Preußen erhielt die von Frankreich abgetretenen Distrikte der Departemente Saar und Mosel, den Theil des ehemaligen Departements Saar, der in Wien Oesterreich übergeben worden, endlich die Aussicht auf das Herzogthum Westphalen, wofür Hessen-Darmstadt mit Mainz und einem Gebiet auf dem linken Rheinufer abgefunden werden sollte. Die Festung Luxemburg blieb dem Könige der Niederlande; es wurden aber Unterhandlungen angeknüpft, Preußen ein Besatzungsrecht und die Ernennung des Commandanten zu erwirken. [21]) — In der Sitzung vom 6. November verfügte man über die französische Contribution. Davon erhielt Preußen, gleich England, 25 Millionen Franken vorweg, dann 100 Millionen, wie jede der übrigen Großmächte, endlich 20 Millionen zu Befestigung des Niederrheins. [22])

Der Friedensvertrag wurde den 20. November 1815 unterzeichnet; das französisch-preußische Dokument von Richelieu, Hardenberg und Humboldt. Am selbigen Tage unterzeichnete man auch die Nebenverträge, einen über die Contribution, einen zweiten über die militärische Besetzung unter Herzog von Wellington, [23]) endlich einen sehr um-

---

20) Martens, Recueil de traités, Supplément, T. VI. p. 668—75.

21) Dies sind wohl die wichtigen Verhandlungen, welche Gagern mit Humboldt zu Paris gepflogen haben will. Siehe des Erstern Antheil, II. 41.

22) Siehe das Protokoll bei Martens, a. a. O., VI. 676—81.

23) An den die Bevollmächtigten der 4 Mächte; deshalb am 20. November eine besondere Note richteten. Sie findet sich auch bei Schaumann, a. a. O., Anhang, Nro. XIX.

fassenden in Betreff von Reklamationen aus allen Gegenden Europas. [24])

Dieser letzte Vertrag machte die größte Mühe, und erforderte recht einen Mann von Humboldt's Thätigkeit und Ausdauer. Die vielfachen Forderungen, die Private, Körperschaften, öffentliche Anstalten an Frankreich zu machen hatten, waren, was leicht vorausgesehen wurde, nach dem letzten Frieden nicht nach Gebühr beachtet worden. Nun aber setzte man bestimmte Normen fest, wer Ansprüche machen könne, wie sie befriedigt werden müßten, endlich, wie in zweifelhaften Fällen schiedsrichterlich gesprochen werden sollte. Den ganzen Oktober und die Hälfte Novembers nahmen diese Arbeiten, wie die Prüfung einzelner Reklamationen in Anspruch. Zur Prüfung und Sonderung ward ein eigenes Comité bestellt, und Oesterreich darin durch den Freiherrn v. Wessenberg, Preußen durch den Staatsminister Freiherrn von Altenstein vertreten. Die Unterhandlungen mit Frankreich über diese Gegenstände betrieb dann Humboldt in Separatconferenzen, in denen für die Gegenseite die Staatsräthe Dübon und Portal unterhandelten und aus denen obiger Vertrag hervorging. Humboldt war von diesem Geschäft so in Anspruch genommen, daß seine Arbeiten sich oft tief in die Nacht hinein zogen. Diesmal war es aber wenigstens eine fruchtbare, erfolgreiche Thätigkeit. [25])

Auch bei andern Reklamationen entwickelten die preußischen Bevollmächtigten diese Energie und Thätigkeit. Es galt die Schätze der Kunst und Wissenschaft zurückzufordern, die die Franzosen aus den eroberten Landen nach Paris geschleppt hatten. Preußen, das ihnen ohnehin jetzt am

---

24) Martens, Recueil, Supplément, VI. 717—73.

25) Allgemeine Zeitung, 15. Dez. 1815 (Corresp. aus Paris, 30. Nov.); Schöll, a. a. O., XI. 499—500; Schaumann, a. a. O., S. 154.

verhaßtesten war, ging mit seinem Beispiel voran; es forderte alles zurück, nicht nur, was man aus seinen alten, sondern auch, was man aus den neuen Provinzen geraubt hatte. Der Minister von Altenstein bewies eben so viel Kenntniß und Takt, das Wichtige zu bezeichnen, als Humboldt Eifer und Energie, es zu fordern. Man wechselte Noten darüber (im August und September) und zog zuletzt militärische Macht zu Hülfe. Die Franzosen knirschten vor Wuth. Nun forderten alle Nationen, die Niederlande, Spanien, Italien, die kleinern deutschen Staaten ihre Schätze zurück. Das Rühmlichste war, daß Preußen seinen Fleiß und Eifer nicht blos im Interesse des eigenen Staats, sondern des gesammten deutschen Vaterlandes verwendete. Namentlich Baden leistete es unvergeßliche Dienste. Diese allgemeine Zurückforderung literarischer Schätze hatte zu Heidelberg den Gedanken erweckt, die Ansprüche dieser Universität auf die 1622 von den Truppen Maximilians von Bayern geraubten und nach Rom gebrachten Handschriften geltend zu machen und wenigstens 38 werthvolle Manuscripte der alten Palatina, die 1797 nach Paris geführt worden, jetzt von dort zu reklamiren. Die Regierung gab sofort ihrem Gesandten im Hauptquartier zu Paris, Freihern von Berstett, Auftrag. Berstett fand bei dem preußischen Ministerium gleich die geneigteste Aufnahme. Die Staatsminister Altenstein und Humboldt betrachteten, ächt patriotisch, die Ansprüche Heidelbergs als allgemein deutsche Angelegenheit und versicherten — der Letztgenannte in einer Note vom 10. August — ihre nachdrücklichste Verwendung. Hierauf kam der Geschichtsforscher Fr. Wilken, zur Zeit Prorektor der Universität, als Bevollmächtigter derselben nach Paris. Er fand die lebhafteste und wärmste Theilnahme, vor allen bei den preußischen Staatsmännern, den genannten Ministern und Geh.-Legationsrath Eichhorn.

Frankreich verweigerte zwar die Herausgabe. Glücklicher Weise aber konnten auch die päpstlichen Abgeordneten — Ritter Canova, dessen Bruder und Abbate Marini — nur durch militärische Hülfe Seiten des preußischen Generalmajors Freiherrn von Müffling, damaligen Gouverneurs von Paris, zu ihrem Zweck gelangen, so daß man auch etwas dagegen fordern durfte. Humboldt zumal konnte hier große Dienste leisten, er, der seit den Jahren mit diesen Römern, mit dem Staatssekretair Consalvi, mit dem Papst selbst in Berührung gewesen war. Auch verwendete sich Preußen so lebhaft, daß man in Rom gemeint war, Heidelberg für eine preußische Universität zu halten; und der Papst genehmigte es. Durch die Theilnahme ermuthigt, die diese Reklamation gefunden, beschloß Wilken, die ihm übertragene Forderung noch zu Paris auf die gesammte ehemalige bibliotheca Palatina auszudehnen, und wandte sich zu diesem Zweck Anfang Oktober an die Minister der Allirten. Die beiden deutschen Höfe gingen unmittelbar an die Curie und stellten diese Forderung in einer Note, die preußischer Seits entworfen worden war. Auch dies war von Erfog, obwohl der Papst nur einen Theil der großen Sammlung herauszugeben beschloß. Es war der für Deutschland wichtigste Theil. Achthundert siebenundvierzig altdeutsche Handschriften wurden zur Verfügung des Königs von Preussen gestellt, der sie natürlich dem frühern Eigenthümer zuwies. Wilken ging selbst nach Rom, sie dort abzuholen; auch hier wurde er von dem anwesenden preußischen Geh.-Legationsrath von Ramdohr eifrig unterstützt, und überdies war er durch ein Schreiben Humboldt's an den Cardinal Consalvi nachdrücklichst empfohlen. Noch fünf wichtige Handschriften wurden, außer den 847, zurückgegeben. So kam wenigstens dieser nationale, für die erwachten altdeutschen Studien so wichtige Schatz in's Vaterland zurück. „Daß

unsere Hoffnung, sagt Wilken, nicht unerfüllt blieb, verdanken wir besonders der eifrigen und patriotischen Fürsprache und Verwendung Sr. Excellenz des königlich preußischen Staatsministers, Freiherrn von Humboldt, bei den höchsten Behörden." Preußen bedung sich nichts, als die freieste Benützung der Schätze für alle Deutschen. Im Januar 1816 beförderte dann General Müffling die seiner Verwahrung übergebenen Heidelberger Handschriften von Paris an Humboldt nach Frankfurt, der sie am 14. Januar d. J. dem großherzoglichen Gesandten, Geh.-Rath v. Berstett, daselbst überantwortete. [26])

An dem Tage, an welchem das Friedensinstrument mit seinen Nebenverträgen vollzogen wurde, unterzeichneten Hardenberg und Humboldt noch zwei Dokumente: I. einen Allianztraktat der vier Mächte vom selbigen Tage. Er wurde in 5 Separatinstrumenten vollzogen, und erneuerte die Verträge von Chaumont und Wien für jeden Fall eines Angriffs von Frankreich; [27]) II. die Akte, durch welche die Alliirten die Neutralität der Schweiz anerkannten. [28])

Damit endeten die wichtigen Verhandlungen von Paris.

Dem geselligen Verkehr blieb hier noch weniger Zeit übrig als in Wien. Auch war für die Preußen, bei der Erbitterung, die gegen sie obwaltete, die Aufforderung nicht

---

26) Fr. Wilken, Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen. Heidelberg, 1817. S. 238—70, 549—52.

27) Martens, Recueil, Supplément, VI. 734—38. Die Mächte versprachen sogar, im Fall der Noth die Gesammtheit ihrer Kräfte in Bewegung zu bringen, behielten sich aber dann auch vor, „d'arrêter entre elles, relativement à la paix qu'elles signeraient d'un commun accord, des arrangements propres à offrir à l'Europe une garantie suffisante contre le retour d'une calamité semblable."

28) Ebendas., VI. 740—42.

so groß. Mit Manchem jedoch verknüpften Humboldt noch geistige oder wissenschaftliche Interessen, wo das politische schon getrennt war, wenn auch nicht Alle dem Beispiel der Frau v. Staël gefolgt sein dürften, welche auch jetzt den alten römischen Freund nicht vergaß, sondern ihn, so gut wie Gentz, den gemäßigten und weit weniger gehaßten, das eine Mal mit diesem zu sich einlud. [1]) — Um so inniger mochten die Deutschen zusammen halten. Humboldt genoß dazu die Nähe des Bruders, wenn diesen auch meist der König um sich haben wollte. Er genoß ferner, und zwar zum letzten Male, den anregenden Umgang des Grafen Schlabrendorf. Dieser konnte sich auch jetzt nicht von Paris trennen, so viele Lockungen in die Heimath auch an ihn ergingen. Dagegen lehnte Oelsner, der vieljährige Genosse des Grafen, die Anerbietungen nicht ab, die ihm auf Humboldt's, seines Jugendfreundes, [2]) Veranlassung von der preußischen Regierung gemacht wurden und die eine Anstellung im Departement des Auswärtigen versprachen. Er ging vor Ende 1815 nach Frankfurt, dort seine Bestimmung abzuwarten. Hier traf er auch mit Humboldt und dessen Familie zusammen, von der er fortdauernd Beweise des Wohlwollens erhielt, selbst, als Widersacher sich bemühten, ihn auch bei diesem Gönner anzuschwärzen. [3]) Der Staatskanzler Fürst Hardenberg wünschte eine Bundeszeitung herausgegeben zu sehen; der Gedanke eines offiziellen Blattes jedoch zerschlug sich bald. Nachdem Oelsner auf eigene Hand

---

1) Gentz Schriften, V. 285.

2) Siehe oben Th. I. S. 36.

3) „Bei Hrn. von Humboldt," schreibt Oelsner 1817 noch von Frankfurt aus an Rahel, „hat man mir zu schaden gesucht, indem man behauptet, ich hätte schlecht an (dem Grafen) Reinhard gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen saß, mich seiner nicht angenommen, mich furchtsam zurückgezogen." Siehe Varnhagen von Ense's Galerie von Bildnissen, II. 120—21.

zwei Hefte einer Bundeslade (1817) hatte erscheinen lassen, erhielt er die Erlaubniß, mit einem Gehalt der Regierung nach Paris zurückzukehren. Schon war die Zeit, wo man gern solche Köpfe anstellte, vorüber.

Am Schluß dieses Zeitraums, in dem wir Humboldt so rastlos thätig fanden, sei auch der Auszeichnungen gedacht, die ihm theils von seinem Könige, theils von andern Mächtigen vielfach zu Theil wurden. Schon im Jahr 1813 ernannte der König ihn zum Ritter des großen rothen Adlerordens; auch erhielt er das eiserne Kreuz zweiter und den russischen St. Annen erster Klasse; bald darnach das Großkreuz des kaiserlich österreichischen Leopoldordens. Im Jahr 1815 erhielt er dann die Großkreuze des dänischen Danebrogordens, des Verdienstordens der bayrischen Krone und des badischen Hausordens der Treue. Endlich wurde ihm noch die höchste Civil-Auszeichnung des Befreiungskampfes zu Theil; Hardenberg und W. v. Humboldt waren die Einzigen, die der König des eisernen Kreuzes erster Klasse am weißen Bande würdig erachtete. [1])

Auch gehörte er zu den hervorragenden Männern, die der preußische Staat nach dem zweiten Pariser Frieden, zu Anerkennung ausgezeichneter Dienste, mit großen Dotationen beschenkte. Blücher, York, Bülow von Dennewitz, Kleist v. Nollendorf, Trauentzien und Gneisenau, Hardenberg und Humboldt, endlich Knesebeck, wurden mit solchen bedacht [2]) Die Dotation, die Humboldt (März 1817)

---

1) Von Hippel, Beiträge zur Geschichte Friedrich Wilhelm III. Bromberg, 1841. S. 117.

2) Die Dotationen der Generale soll der König noch in Paris unterzeichnet haben.

bestimmt wurde, sollte 5000 Rthlr. jährliche Einkünfte geben, [3]) und er durfte sie selbst sich auswählen. Humboldt reiste deshalb im genannten Jahre nach Schlesien, und wählte Schloß und Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neiße. [4]) Die Herrschaft war früher Besitzthum der Fürst-Bischöffe von Breslau; erst kürzlich hatte der Staat sie erworben; nun ging sie an die Humboldt'sche Familie über, und brachte dem neuen Eigenthümer mit der Zeit wohl 8 bis 9000 Rthlr. ein. Die Herrschaft liegt oberhalb der Stadt, an beiden Ufern des Flüßchens Neiße, in schöner, überaus fruchtbarer Gegend. Es gehören dazu, außer Stadt Ottmachau mit dem sehr romantisch gelegenen Schlosse, die herum liegenden Güter und Ortschaften Friedrichseck, Ritterwitz u. a.

Auch in seiner Laufbahn durfte Humboldt der glänzendsten Beförderung gewärtig sein. Den Rang und Titel eines Staatsministers besaß er schon; auch hatte ihm Hardenberg das Versprechen gegeben, ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernennen zu lassen, sobald eine Veränderung damit vorgenommen werden würde. [5]) Zur Zeit nämlich stand dieses Ministerium unter der speziellen Oberleitung des Staatskanzlers. Zunächst war Humboldt aber, wie schon erwähnt wurde, zum Gesandten in Paris ernannt, wo jetzt ein gescheider Kopf recht am Platz war, um wo möglich, das Königthum vor schlimmen Rathgebern zu hüten. Das Hotel des Prinzen Eugen (ehemaligen Vicekönigs von Italien) in der Rue Lille, das der König von Preußen während beider Okkupationen bewohnt hatte, war

3) Allg. Zeitung, 6. Apr. 1817 (Corresp. vom Main, 30 März.)

4) In der Allg. Zeitung vom 31. Okt. 1818 (Corresp. aus Berlin, vom 19. Okt.) ist eine authentische Mittheilung über diese Güterschenkungen enthalten, und die Humboldt'sche Dotation zu 100,000 Reichsthalern angeschlagen.

5) Nach handschriftlicher Quelle.

für die Gesandtschaft dieses Monarchen angekauft worden. Humboldt sollte jedoch nicht sogleich in Paris bleiben, sondern sich zunächst nach Frankfurt a. M. begeben, um daselbst, als Mitglied einer Territorialkommission, die noch obschwebenden deutschen Gebietsverhandlungen zu Abschluß zu bringen. Mehrere jüngere Männer wurden ihm für diese Frankfurter Mission zu Gebot gestellt, darunter Einer, der diesem Umstand einen großen Theil seiner Ausbildung und eine engere Verbindung mit der Familie unsres Humboldt verdanken sollte. Dies war der Freiherr Heinrich von Bülow, aus Mecklenburg, der zweimal seine Studien in Heidelberg unterbrochen hatte, um unter die Fahnen zu eilen, sich während dieser Friedensverhandlung bei dem Staatskanzler für den preußischen Dienst und das diplomatische Fach gemeldet hatte, und sogleich die Bestimmung erhielt, unter Leitung dieses hervorragenden Staatsmannes beschäftigt zu werden. Dagegen bot Hardenberg dem noch immer in Paris weilenden Bruder Humboldt's an, bis zur Rückkehr des Letztern die diplomatischen Geschäfte in Paris zu übernehmen. Alexander v. H. lehnte es jedoch ab; und dies veranlaßte die interimistische Anstellung des bisherigen Gesandten in München, C. F. H. Grafen v. Goltz auf diesem Posten, auf dem er jedoch nur bis zu Humboldt's Rückkehr fungiren sollte. —

Wichtiger aber als alle diese Auszeichnungen, die W. v. Humboldt während und kurz nach diesen Begebenheiten zu Theil wurden, war der Ruf und die Verehrung, die er sich bei den besten seiner Zeitgenossen erworben hatte. Und er hatte dies, obschon die Großartigkeit seiner Leistungen nur Wenigen, nur bruchstückweise bekannt war. Auch war es ein solider Ruf. Ungleich so manchen, deren Größe schwindet, je näher wir ihnen treten, leuchtet dieser Name nur heller, so oft ein Blatt auftaucht, das von ihm kömmt,

oder auch nur streifend ihn berührt. — In Preußen zählte man schon damals ihn zu den ersten Köpfen; und bald erschien er als derjenige, auf den jetzt sich die meisten Hoffnungen richteten. Der Staatskanzler stand in einem Alter, wo selten die Kraft noch aushält; Freiherr von Stein aber war für diese ruhigere Zeit und die verwickelteren Forderungen des Tages nicht so geschaffen, wie für jene Epoche, wo er mit gewaltiger Hand den Anstoß geben konnte. Auch wußte er seine Schroffheit und die Unlust am Gang der Dinge so wenig zu zügeln, daß man seine Ausbrüche bald auch da für ungerecht hielt, wo sie es nicht waren. Humboldt stand in voller Kraft; er fühlte, daß jetzt ein anderer Zeitraum anbreche, und wußte mit glücklichem Instinkt der Richtung der Zeit zu begegnen. Bis jetzt war es einem kräftigen Geiste leicht worden, sich in der Höhe zu halten; die Woge der Begebenheiten trug ihn selbst fort, die Größe der Ereignisse stählte die Kraft; jetzt aber galt es, die ganze Zähigkeit und Energie des Charakters zu bewähren, es galt, den Menschen einzusetzen, um im Gewühl der Leidenschaften und Parteien sich gleich zu bleiben und das Ziel, das man im Auge hatte, nicht zu verlieren.

Den 25. November (1815) verlies Humboldt Paris, einen Tag später als der Staatskanzler. Er holte ihn ein, und kam mit ihm am gleichen Tage (28. November) in Frankfurt an, und blieb da, während Hardenberg alsbald nach Berlin abging. [1]) Auch die andern Glieder der Territorialcommission, die Gesandten Oesterreichs, Englands, Rußlands, trafen am Orte ihrer Bestimmung ein, von österreichischer Seite Freiherr v. Wessenberg, von englischer

1) Allg. Zeitung, 2. und 3. Dez.

Lord Clancarty, von russischer J. v. Anstett. Sie waren lediglich zu diesem Geschäft berufen, und hierbei mit eigenen Hülfsarbeitern versehen. Unter Humboldt arbeiteten Legationsrath Graf v. Flemming, Hofrath Bois des Landes und als Attaché Freiherr v. Bülow. Von Flemming war schon in der Congreßzeit die Rede; er blieb nur bis Anfang des nächsten Herbstes bei Humboldt, und ging dann im folgenden Frühjahr als preußischer Gesandter nach Brasilien. [2]) Bülow stieß im Dezember 1815 zu seinem Chef, und wurde gleich als „talentvoll, arbeitsam und sehr brauchbar“ erkannt. Er bildete sich unter dieser Leitung in wenigen Jahren zu dem Staatsmann, dem man die wichtigsten Geschäfte übertrug, und der jetzt (seit 1842) die auswärtigen Angelegenheiten des preußischen Staates leitet. — Die Arbeiten der Territorialcommission schritten nicht so rasch fort, als Manche erwartet hatten; die Gesandten der entfernten Mächte sahen erst den nähern Instruktionen entgegen, und vor allem mußten Bayerns Ansprüche durch besondere Uebereinkunft des Wiener Cabinettes mit diesem Staate erledigt werden.

Während so die Geschäfte nur langsam vorrückten, bot Frankfurt Anregungen genug. In starken Colonnen marschirten preußische Heerestheile in die Heimath zurück und durch diese Stadt. Der greise Blücher rastete einige Zeit hier, Stein blieb, mit seiner Familie, den ganzen Winter daselbst, gegen das Frühjahr sprach auch Gneisenau zum Besuch ein. Zudem langten auch die Gesandten beim künftigen Bundestage einer nach dem andern an, darunter Männer, die gewiß keine Schuld trugen, wenn die spätern Verhandlungen nicht den Erfolg hatten, den man gehofft hatte; ich nenne hier den mecklenburgischen Gesandten,

---

2) Allg. Zeitung, 20. Sept. 1816; 19. Febr. 1817 — Graf Flemming starb im J. 1827 (8. Okt.) zu Arensberg in Westphalen.

Freiherrn v. Plessen, der sich erst später umstimmen ließ, den niederländischen Gesandten, Herrn von Gagern, den hannöverischen Cabinetsrath v. Martens, den bremischen Bürgermeister Smidt. Preußen eilte nicht so mit der Ernennung; überhaupt verzögerte sich die Eröffnung des Bundestages sehr. Zu Wien hatte man sie auf 1. November 1815 angesetzt. Da hinderten zunächst die Friedensverhandlungen, und nun wollte man auch die noch schwebenden Territorialfragen erst beseitigen. Endlich mochte man von mancher Seite wohl auch Zeit zur Vorbereitung wünschen. So kam es, daß sich die wirkliche Eröffnung bis in den November des folgenden Jahres verschob. — Friedrich Schlegel erschien als Legationsrath bei der österreichischen Präsidialgesandtschaft, fand aber für seine Ansichten selbst in Frankfurt wenig Boden. Von preußischen Diplomaten traf Humboldt zur Zeit nur Freiherrn v. Otterstedt, der bei der Stadt Frankfurt als Geschäftsträger beglaubigt war. Da Humboldt noch nicht eingerichtet war, machte dieser gleichsam die Honneurs von preußischer Seite. [3]) Endlich nenne ich noch den Grafen v. Reinhard, der als französischer Gesandter erschien und an Humboldt gewiß einen längst Bekannten begrüßte.

Frau v. Humboldt, mit der Familie, weilte noch in Berlin. Noch im J. 1815 fand die Hochzeit der zweiten Tochter, Adelheid, mit dem Obristlieutenant v. Hedemann Statt. — Erst im Mai des nächsten Jahres verließ Frau v. Humboldt Berlin, zunächst um nach Carlsbad

---

3) So erzählt Frau von Varnhagen, in ihren Briefen (II. 361) von einem großen Thee, den Hr. v. Otterstedt am 21. Dez. (1815) gab. Wohl 150 Personen erschienen; Blücher, Humboldt, Stein's, Schlegel, sie selbst, alle Fürsten, die in Frankfurt lebten, waren zugegen. — Den Weihnachtsabend traf sie Humboldt wieder bei einer Kinderbescheerung, zu der auch Graf Flemming, Schlegel 2c. geladen waren (II. 360).

zu gehen. Mitte Juli besuchte Zelter unsern Humboldt in Frankfurt. „Er war sehr liebenswürdig," schreibt er an Göthe, [4]) „und erwartet seine Familie aus Carlsbad." Endlich fanden sich die so lang Getrennten wenigstens auf einige Zeit wieder zusammen.

Von der guten Stimmung, in der Humboldt damals, besonders nach der Ankunft seiner Familie, sich befand, spricht Frau von Varnhagen in einem ihrer Briefe mit Entzücken. Sie war nach Frankfurt gereist, um ihre Freundin wieder zu sehen. Zugleich hielt sich die Gräfin Custine mit ihrem Sohne — dem neuerdings besonders durch sein Werk über Rußland bekannt gewordenen Legitimisten — dort auf. „Mit ihnen," schreibt Rahel an ihren Gemahl, „speiste ich gestern Mittag (25. Sept.) zuletzt bei Humboldt's, wo Humboldt sich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Gestern erreichte es nun seine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn so geschält. Er beherrschte ganz allein, und nöthig, und mild das Gespräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, ist in gleichem Ton mit Hausleuten, Gästen und Kindern, sagte unaufhörlich komisch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer, aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; diese alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er ist von der tiefsten sorgenlosesten Aufrichtigkeit über alle Gegenstände, und dies giebt seinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitere Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verstand, als je. — Oder hab' ich mehr. Wir beide sind auch ganz weich, ganz leise, ganz milde, ganz wahr und ganz weit, weit vorwärts in unseren Aeußerungen mit einander.

4) Briefw. zw. Göthe u. Zelter, II. 284.

Den Abend fand ich ihn noch wieder bei Gräfin Custine: eben so."

In Frankfurt fand Humboldt auch mehr Muse, seinen Lieblingsstudien nachzugehen, und hier war es, wo er die so lang erwartete Uebersetzung von Aeschylos Agamemnon endlich zum Druck abgehen ließ. Er schrieb im Februar 1816 die Einleitung dazu, an und für sich eine bedeutende Arbeit, wichtig besonders für die Charakteristik der griechischen Poesie, namentlich der Tragik und des Aeschylos insbesondre, wichtig ferner für die Theorie der Uebersetzungskunst. [1]) Humboldt widmete das Ganze seiner Gattin, die von früh an diese Studien mit Geist und Herzen begleitet hatte. [2]) So erschien diese Uebersetzung des Agamemnon im Frühjahr 1816 bei Gerh. Fleischer in Leipzig. [3])

Seit 1804 war nicht leicht ein Jahr verstrichen, ohne daß er an diesem Werk gebessert hätte: noch zuletzt aber hatte es einen wichtigen Verschub erhalten. Keine der bisherigen Recensionen nämlich konnte einer Uebersetzung, die nicht blos einen unbestimmten schwankenden Schatten des Urbilds darstellen sollte, füglich zu Grunde gelegt werden. Nun wußte Humboldt, daß Gottfried Hermann in Leipzig sich mit einer neuen Ausgabe des Aeschylos beschäftige. Er trat daher — wenn ich nicht irre, nach den Tagen der Leipziger Schlacht — mit diesem ausgezeichneten Philologen in Verbindung, der ihm von seiner Bearbeitung

---

1) Siehe oben Th. I. S. 243—50.

2) Siehe oben Th. I. S. 145—46.

3) In 4to. Sie steht nun auch in den gesammelten Werken, III. 1—96.

des Agamemnon auch alles mittheilte, was ihm, sowohl zur Berichtigung, wie zur Auslegung des Textes, bei der Uebersetzung nützlich sein konnte. Dadurch war Humboldt in den Stand gesetzt, einen durchaus neu geprüften Text zu Grunde zu legen; [4]) und er ist ihm so genau, als möglich war, gefolgt. Er bekennt, daß er ohne diese Förderung vorzüglich die Chorgesänge nie gewagt haben würde dem Publikum vorzulegen. So aber fühlte er sich ermuthigt, mitten in großen Geschäften noch einmal Hand an dieses Werk zu legen.

So trat denn diese im J. 1796 begonnene Arbeit endlich in die Welt. Sie gilt noch heute für ein Musterstück; als das Vorzüglichste, was für Uebersetzung des Aeschylos insbesondere geleistet worden. A. W. Schlegel, der große Meister in diesem Fache, erkannte Humboldt als ebenbürtigen und berufenen Kritiker seiner eigenen Arbeiten an, deshalb namentlich, weil er „in der Kunst charakteristischer Nachbildung selbst am Aeschylos eine so schwierige Aufgabe gelöst habe.“ [5])

Ein großes Geschenk war diese Uebersetzung für alle Freunde der alten Dichtung. So für Göthe, der im Sommer 1816, in einem kleinen thüringischen Bade sich daran labte. „Agamemnon, übersetzt von Humboldt,“ schreibt er in seinen Tag- und Jahresheften, „war mir so eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte.“ [6])

---

4) Die auf den Sinn sich beziehenden Veränderungen des Textes hat Hermann selbst, in einem Anhang zu dem Werke, angegeben.

5) Siehe A. W. Schlegel's Indische Bibliothek. B. II. H. 2. Bonn, 1826, S. 218; auch Humboldt's gef. Werke, I. 110.

6) Göthe's Werke, B. 32, S. 114.

Während dieses Aufenthalts in Frankfurt kam Humboldt die Nachricht zu, daß Graf Goltz den Pariser Gesandtschaftsposten behalten, er selbst aber anderweit verwendet werden solle. Der französische Minister, Herzog v. Richelieu, ein hoch überschätzter Mann, fand Goltz bequemer, als W. v. Humboldt, und unterhandelte zeither mit Hardenberg, um diesen los zu werden. Er nahm den Antheil als Vorwand, den Humboldt an einem demüthigenden Frieden genommen habe, und behauptete, es müsse das Nationalgefühl verletzen, ihn als Gesandten in Paris zu sehen. Die Wahrheit aber war, daß dem Herzog in seiner Mittelmäßigkeit die Nähe eines so wichtigen Mannes nicht behagte. Hardenberg gab nach, und bot jetzt Humboldt den eben offen werdenden Londoner Posten. Baron v. Jacobi-Klöst, der viele Jahre dort gewesen war, hatte seine Entlassung erbeten, um den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen. 1) Humboldt verwunderte sich zwar über Hardenberg's Nachgiebigkeit und Richelieu's Zumuthungen; die Hoffnung, an einem Orte, dessen Clima seiner Gattin zusagte, mit den Seinigen vereinigt, und, wie nicht leicht anderswo, halb der Wissenschaft, halb dem Staate leben zu können, war zu schön, um sich so leicht von ihr zu trennen; in anderer Rücksicht freilich war ihm der Londoner Posten lieber. Es war nicht angenehm, für die Folgen der Restauration unter diesen Elendigkeiten verantwortlich zu scheinen. Humboldt nahm daher das neue Anerbieten an, und so trug Graf Goltz, ein fast noch eingeschränkterer Mann, als Richelieu, den Pariser Posten bleibend davon. 2)

Es war jedoch nicht die Absicht der Regierung, Humboldt sofort nach London gehen zu lassen. Erst sollten die

---

1) Siehe auch Allg. Zeitung, 22. Mai 1816.

2) Nach handschriftlicher Mittheilung.

Geschäfte in Frankfurt bis zu einem gewissen Punkt geführt werden, und dazu fand der Staatskanzler Niemand geeigneter, als den, der diese Angelegenheiten in Wien und Paris mit betrieben hatte; dann wünschte man, ihn auch in dem Kreise der ersten Staatsdiener, der demnächst in Berlin zusammentreffen sollte, um die Verfassungsfrage und ein umfassendes Finanzgesetz zu berathen, mit in Thätigkeit zu sehen. Endlich glaubte man allgemein — und vielleicht auch Humboldt selbst, daß man ihn in den höchsten Regierungszweigen bald nothwendiger erachten, und ihm eine Stellung geben würde, auf die er gegründetere Ansprüche hatte, als irgend Jemand. Wir werden jedoch bald sehen, was sich der Erfüllung dieser Hoffnung entgegen stellte.

In Frankfurt ward ihm noch eine andere Thätigkeit zugewiesen, er ward nämlich, jedoch nur provisorisch, zu den Angelegenheiten des neuen Bundestags gerufen. Der bisherige Gesandte Preußens an den hessischen Höfen, Geh. Rath v. Hänlein, war zum künftigen Gesandten am Bunde erkohren worden. Plötzlich ward diese Ernennung zurückgenommen; v. Hänlein ging wieder nach Cassel, und an seiner Stelle ward der frühere Minister des Aeußern, Graf von der Goltz — mit dem Pariser nicht zu verwechseln! — zum Bundestagsgesandten bestimmt. Da aber derselbe nicht augenblicklich in Frankfurt eintreffen konnte, die einleitenden Arbeiten nun aber vorgenommen werden sollten, so ward Humboldt einstweilen mit seinen Funktionen beauftragt. [3]) Man fand jetzt gerathen, die Eröffnung des Bundestags nicht länger hinauszuschieben; die sämmtlich schon anwesenden Gesandten vereinigten sich im September, mit Anfang des nächsten Monats die vorbereitenden Sitzungen

3) Laut Anzeige in Frankfurter Zeitungen, siehe Allg. Zeitung vom 27. Aug. 1816.

zu beginnen, in den ersten Tagen des November aber den Bundestag feierlich zu eröffnen. An diesen Präliminarconferenzen — sieben der Zahl nach, vom 1. Okt. bis 4. Nov. — nahm Humboldt Theil; zur Eröffnung selbst erwartete man den Grafen Goltz. Die vorbereitenden Sitzungen wurden im fürstlich Thurn- und Taxisschen Palast, der Wohnung des kaiserlichen Präsidialgesandten, abgehalten, und waren von Wichtigkeit für den freiern Geist, den der Bund in den ersten Jahren entwickelte. Nachdem man von den Vollmachten Kenntniß und die Beitrittsurkunden Würtembergs und Badens zum Bund in Empfang genommen, die förmliche Eröffnung des Bundestages festgesetzt und die Verhältnisse der Bundesversammlung zur Stadt Frankfurt bestimmt hatte, [4]) schritt man zur Feststellung einer vorläufigen Geschäftsordnung des Bundestages. [5]) Hier hatte Humboldt den bedeutendsten Einfluß, und nur zum Vortheil der Sache, [6]) wie denn auch Gagern bekennt, sie sei an sich gut und in guten Händen gewesen, [7]) wobei er jedoch nicht zu bemerken vergaß, daß er selbst die entschiedene Publikation der Protokolle durchgesetzt habe, die dem Entwurfe nach stets von der Versammlung abhängen sollte. Der Bundestag behielt diese provisorische Geschäftsordnung in den ersten Jahren bei, und erst im Jahr 1819 wurde sie nach den indeß gemachten Erfahrungen revidirt, und durch eine definitive Geschäftsordnung ersetzt.

Am Ende sollte Humboldt Preußen auch bei der feier-

---

4) Siehe Allg. Zeitung, 21. 28. 31. Okt. 1816.

5) Ebendas., 1. u. 7. Nov.

6) In dem oben S. 18 citirten Art. der Biographie Nouvelle des Contemporains wird auch gesagt, Humboldt habe der Bundesversammlung im Okt. d. J. ein Mémoire eingereicht, „concernant le mode à établir pour la discussion des affaires qui seraient jugées de la compétence de la diète.“

7) v. Gagern, Antheil III. 30.

lichen Eröffnung des Bundestags selbst, am 5. Nov. 1816, vertreten. Der Graf von der Goltz war zwar am 3. angelangt, befand sich jedoch in Folge eines Unfalls auf der Reise unpaß und mußte seine Stelle an diesem Tage Humboldt überlassen. Tags vorher noch hatte dieser die Absicht hintertrieben, eine kirchliche Feier mit der Eröffnung zu verbinden. [8]) In der That war es ungeschickt, Anstalten treffen zu wollen, die doch nicht übereinstimmend zu Stande gebracht werden, und nur an die unselige Spaltung der Nation erinnern konnten. Es fand demnach nur die solenne Auffahrt der Gesandten zu der um 11 Uhr Vormittags beginnenden Sitzung im Thurn- und Taxisschen Palais Statt. Das sämmtliche Personal der Gesandtschaften war gegenwärtig; mit Humboldt Hofrath v. Hänlein, der Sohn, der bei der Bundesgesandtschaft verblieben war, Bois des Landes und Bülow. Der präsidirende Gesandte, Graf v. Buol-Schauenstein eröffnete die Versammlung mit einer würdigen Rede, die, indem sie einen Blick auf Deutschlands Geschichte warf, ebenso sehr die Achtung vor der Selbstständigkeit der einzelnen Bundesglieder, als die Nothwendigkeit eines festern nationalen Verbandes darlegte. Darauf antworteten die übrigen Gesandten, einige länger, die meisten kurz. Humboldt sprach zunächst die Gesinnungen und Wünsche seines Königs aus, indem er dabei auf die Vortheile hinwies, die aus einem allgemeinen und beständigen Gesammtvertrage der Deutschen hervorgehen müßten, aus einem Vertrage, dessen Wesen nach Außen und Innen hin sichernd, bewahrend und erhaltend sei, und der das Zusammenwirken selbstständiger, unabhängiger und in ihren Rechten gleicher Staaten zum

8) Mit einem ähnlichen Vorschlag trat Gagern im Beginn des Wiener Congresses hervor, wurde aber, wie er selbst sagt, von Metternich und den Preußen sehr kalt damit aufgenommen. Antheil, II. 49.

gemeinschaftlichen Wohl durch gemeinschaftlich festgestellte gesetzliche Formen und Einrichtungen möglich mache. Indem der deutsche Bund auf diese Weise in wohlthätigen, allgemeinen Beziehungen mit dem europäischen Staatensysteme stehe, bilde er zugleich aufs neue Länder zu einem politischen Ganzen, deren Bewohner durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Andenken, und eine ehemalige ehrwürdige Verfassung unauflösbar verbunden seien. Der Redner drückte dann die Hoffnung aus, daß dadurch die Sicherheit aller Einzelnen, wie des gemeinsamen Vaterlandes verbürgt, und alle Vorzüge erhalten und erweitert werden würden, durch die Deutschland auf die Achtung der andern europäischen Nationen Anspruch mache. Endlich fügte er für sich noch einige Worte hinzu. „Mir persönlich," sagte er, „hätte nichts Erfreulicheres begegnen können, als den ehrenvollen Beruf zu erhalten, diese Gesinnungen hier und an diesem Tage auszusprechen, und einer Versammlung, wenn auch nur augenblicklich, anzugehören, welcher meine innige Verehrung und mein lebhaftes Bestreben, nach allen meinen Kräften mit Ihr zu dem gemeinschaftlichen Zweck hinzuarbeiten, gewidmet ist, und deren gütiges und geneigtes Vertrauen ich mir angelegentlich erbitte." Darauf wurden sämmtliche Vollmachten vorgelegt, und die von allen Gliedern beigebrachten Ratifikationen der Bundesakte verlesen. Hiermit endete die Sitzung. Dann war große Tafel beim präsidirenden Gesandten, bei welchem sich auch am Abende eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft einfand. Der Stadt aber verkündete Kanonendonner und Glockengeläute das wichtige Ereigniß. [9])

Humboldt hatte sich auf schickliche Weise mit diesem abgefunden, und mit frohen Hoffnungen eine Einrichtung

---

9) Vergl. außer dem ersten Protokoll der deutschen Bundesversammlung die Allg. Zeitung vom 10. 12. und 28. Nov. 1816.

begrüßt, die so entscheidend für Deutschlands Zukunft sein mußte. Daneben aber verleugnete sich auch hierbei seine Natur nicht, so daß die Gemahlin Friedrich Schlegel's, das Echo ihres Gatten, gleich darnach an eine Freundin schreiben konnte: „Humboldt hat verhindert, daß man den Bundestag mit einer kirchlichen Feier eröffnete; er hat es bei Allen durchgesetzt, sich aber keine Freunde dadurch erworben. Er hat auch sehr anregende Toasts verhindert, die bei der Tafel ausgebracht werden sollten u. s. w. Kurzum, unser Freund hat seine heidnische Götterhaftigkeit (die kein Blut in den Adern haben) tüchtig bewiesen. Möge es ihm wohl bekommen!" [10])

Den 11. Nov. fand die erste eigentliche Geschäftssitzung des Bundestages Statt, und schon in dieser trat Graf von der Goltz seine Funktion als Bundestagsgesandter an. Wir unsern Theils freuen uns, daß Humboldt nicht an den weitern Geschicken dieser Versammlung Theil haben sollte. Wie viel ehrenwerthe Männer zählte diese — und was änderten sie? Wie oft hat man die Bundestagsgesandten, die nichts sein können als das treue Organ ihrer Cabinette, mit Unrecht für die Beschlüsse verantwortlich machen wollen! Freiherr von Gagern nahm einst den Anlauf, als sähe er sich in einer Deputirtenkammer. Wie schnell hat man ihn von seiner Stellung enthoben! —

Die Arbeiten der Territorialcommission hielten Humboldt bis in den Januar 1817 zu Frankfurt. Sie stützten sich in der Hauptsache auf das Pariser Protokoll vom 3. Nov. Da es nur galt, sich mit den kleineren deutschen Staaten vollends zu verständigen, so lag das Geschäft fast allein in Humboldt's und Wessenberg's Händen; die

---

10) (Dorow's) Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt u. Literatur, Th. IV. Berlin 1840, S. 122.

Gesandten Englands und Rußlands waren mehr als Zeugen und im Nothfall als Vermittler zugegen. Bayern machte die Hauptschwierigkeit. Zwar fand es sich im April 1816 bewogen, die rheinische Provinz als theilweise Entschädigung für die an Oesterreich abgetretenen Lande anzunehmen, immer aber mit Vorbehalt seiner Ansprüche auf den Länderzusammenhang. — Preußen hatte sich vornehmlich mit Hessen-Darmstadt zu verständigen. Hessen sollte das Herzogthum Westphalen abtreten, und dafür Entschädigungen jenseits des Rheins erhalten. Mainz und die umliegenden Cantone wurden ihm zugesprochen; es hätte sich jedoch gern an der Nahe und nach dem Hundsrück ausgedehnt; auch machte die Stellung der Bundesfestung eigenthümliche Schwierigkeit. Dennoch wurde den 30. Juni 1816 zu Frankfurt der Vertrag geschlossen, — nämlich zwischen Wessenberg, Humboldt und den hessischen Bevollmächtigten H. W. C. v. Harnier und Heinr. Frh. v. Münch. [11]) Darin ward auch die Wiederherstellung Hessen-Homburgs garantirt. Auch wurden um dieselbe Zeit, wie zum Spott, aber der Wiener Congreßakte gemäß, kleine Fetzen überrheinischen Landes, eben diesem Homburg, ferner Oldenburg und Sachsen-Coburg hingeworfen; Graf Pappenheim ließ sich durch eine Geldentschädigung von Preußen abfinden. [12]) Endlich kam, in Folge schon in Paris begonnener Unterhandlungen, am 8. Nov. 1816, ein Vertrag zwischen Preußen und Niederland wegen Besetzung der Bundesfestung Luxemburg zu Stande; Humboldt und Gagern waren die Unterhändler. So blieb denn zuletzt nur der Territorialstreit zwischen Bayern und Baden unerledigt. Bayern war für den Fall, daß die männliche

---

11) Martens, Recueil de traités, XIV. 73 u. ff.

12) Dies that später auch Mecklenburg-Strelitz, durch Vertrag vom 22. Mai 1819.

Linie des Hauses Baden aussterbe, der Rückfall der badischen Pfalz zugesichert worden. Dadurch, und durch Ueberlassung des Main- und Tauberkreises, hätte es den Zusammenhang seines Landes errungen. Es schien nun, als wenn jener auf dem Congreß zu Wien vorgesehene Fall in Bälde eintreten würde, da die letzten Sprossen des Hauses Baden zur Zeit nicht für ebenbürtig gehalten wurden. Das badische Fürstenhaus ließ jedoch alle Minen springen, um die Anerkennung der Grafen von Hochberg zu erlangen, und, mit Beseitigung früher von den Großmächten geschehener Versprechungen, die Integrität des Landes zu sichern. Eine Frage von solcher Bedeutung war aber auf gewöhnlichem Wege nicht zu schlichten; es bedurfte Zeit, sie zu lösen, und am Ende sprach wieder einmal ausländischer Einfluß die Entscheidung. — So ging denn die Territorialcommission, ohne die Geschäfte zum völligen Abschluß gebracht zu haben, Anfang 1817 auseinander.

Am 11. Jänner verließ Humboldt mit den Seinigen Frankfurt. Er begab sich zunächst nach Weimar, wo er Göthe'n besuchte, der sich darüber in seinen Tag- und Jahresheften also vernehmen läßt: „Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit sollten mich auch dieses Jahr öfters beglücken . . . Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch diesmal, wie immer, belebend und anregend bei mir ein.“ [1])

Von Weimar gingen Humboldts auf das uns schon bekannte Gut Burgörner; im Februar kamen sie nach Berlin. Auch jetzt aber sollte Humboldt nicht lange mit den Seinigen

---

1) Göthe's Werke, B. 32, S. 138.

vereinigt bleiben. Die älteste Tochter, Caroline, kränkelte; man hatte ihr angerathen, Seebäder in Neapel zu brauchen. Frau v. Humboldt beschloß, mit den Töchtern und in Begleitung ihres Schwiegersohnes — v. Hedemann — abermals eine Wallfahrt ins gelobte Land anzutreten. Es graute ihr ohnehin vor der Nebelinsel, auf die Humboldt bald abzugehen dachte. — Einem Glied der Familie jedoch mußte diese Trennung doppelt schwer werden, der jüngsten Tochter Gabriele. Noch in Frankfurt hatten sich die Bande geknüpft, durch die Baron Bülow für immer an diese Familie gekettet wurde. Gabriele aber war noch sehr jung, und Bülow sollte erst seine Carrière machen, zunächst aber, als nunmehriger Legationssekretär seinen künftigen Schwiegervater nach London begleiten.

Im April trat Frau v. Humboldt die Reise an; den 3. Mai kam sie nach Rom; im Sommer ging sie nach Neapel, im Herbst nach Rom zurück. Von einem Zeitpunkt zum andern schob sie die Rückkehr hinaus, ganz beglückt im dortigen Leben, und mit Sinn und Geist, wie vormals, der Kunst und den Künstlern zugewandt. Ihr eignes Befinden widerrieth ihr auch, das Londoner Clima aufzusuchen. Dann harrte sie wohl auch einer Wendung im Geschicke ihres Gatten. Den 19. Okt. schrieb sie noch an eine Freundin: „Ich bleibe den Winter und gehe zum Sommer über Berlin, wo ich bei Theodor's [des ältesten Sohnes] Heirath gegenwärtig sein soll." Im August lange sie auf der „Nebelinsel" an. Sie scheide von Rom, wie man vom Leben scheide. [2]) Ihre erste Station sollte das Bad von Nocera im Kirchenstaat sein. Noch einmal kehrte sie nach Rom, und blieb daselbst, bis

2) Vergl. ihre Briefe aus den Jahren 1817—18 an Friederike Brun, in deren „Römischen Leben," II. 320—334.

Humboldt im Sommer 1819 eine, wie es schien, feste Stellung zu Berlin angetreten hatte. Dann kehrte sie zurück. Schöne Kunstwerke folgten ihr in die Heimath. [3])

Humboldt blieb zunächst in Berlin, und legte damals den Grund zum Zerwürfniß mit dem Staatskanzler. Noch stand er aufs Beste mit ihm, so wie auch der König ihm vielfach seine Huld bewies. Er erhielt jetzt für die in schwierigen Zeiten geleisteten Dienste jene oben erwähnte Dotation; [1]) und war unter denen, die der König gleich bei der Gründung, durch die Cabinetsordre vom 20. März (1817), aus besonderm Vertrauen in den neuen Staatsrath berief. Diese neue Schöpfung hatte aber kaum ihre Thätigkeit begonnen, so wandte sie, wenn auch indirekt, sich gegen den, der sie eigentlich ins Leben gerufen, gegen den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg, und Humboldt war es, der diesen Angriff leitete, und ihm durch das Gewicht seiner Persönlichkeit eine nachhaltige Bedeutung gab.

Seit wenigen Jahren war eine große Veränderung in der Lage der Dinge eingetreten, und es schien zweifelhaft, ob der Staatskanzler ihr werde Stand halten können. Wir haben den ritterlichen Eigenschaften und großen Verdiensten dieses Staatsmanns gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte inmitten der Drangsal das unter Stein Begonnene kräftig fortgebildet, ein freies Bauernthum begründet, die Bevorzugungen des Adels gemindert, die Zünfte abgeschafft u. s. w.; er hatte Menschenrechte geschaffen, ohne die man Bürgerrechte nicht denken kann. Auch diese war er im

---

3) Darunter die herrliche Statue der Spes von Thorwaldsen, die dieser für sie in Marmor ausgeführt hatte.

1) Vergl. auch die Allg. Zeitung, 6. April 1817.

Begriff, ins Leben zu rufen, als der Krieg die Reformen unterbrach. In hohem Grade zu rühmen fanden wir auch die Leitung der auswärtigen Politik, besonders während der verhängnißvollen Jahre 1811 bis 1813. So schwierig aber diese Zeit war, so begünstigte sie doch auch seine wohlwollenden Absichten in vieler Hinsicht; der König stützte ihn gegen Widersacher; die Rechte der Krone wurden durch jene Veränderungen kaum berührt. Als aber der Widerstand stärker wurde, traten auch die Schwächen des Kanzlers merkbarer hervor, der Mangel an Energie, ein gewisses Schwanken und Zögern, das die Dinge nicht zum Bruch kommen lassen wollte, ein Ausweichen und Nachgeben, wo er den Gegnern standhaft hätte begegnen sollen. Eitel auf seine Stellung, suchte er sich zu halten, wie es ging; eifersüchtig auf Talente, die ihn überflügeln könnten, suchte er Kräfte dieser Art von den Geschäften oder wenigstens vom Mittelpunkte derselben zu entfernen; dagegen es manchmal auch unwürdigen Individuen gelang, sich bei ihm in Gunst zu setzen, und Macht und Einfluß zu gewinnen. Vorzüglich aber mangelte ihm die Jugendkraft, um in bewegter Zeit dieses Steuerruder noch lang mit Glück zu regieren. Er hätte gern die Einen durch die Andern im Zaum gehalten; aber der Andrang war zu stark, und bald war er froh, sich mit den Siegenden verbünden zu können, um wenigstens am Ruder zu bleiben.

Daß damals ein gewisser Rückgang eintrat, war natürlich. Der öffentliche Geist war während des Kriegs so mächtig worden, so viel hochfliegende Hoffnungen waren aufgetaucht, daß der ruhig Betrachtende, besonders der, welcher mit dem Zustand Preußens etwas tiefer bekannt war, früh schon die Ebbe kommen sehen mochte, die auf diese Fluth folgen werde. Niemand aber mochte ahnen, daß die große Bewegung so kleinlich ausgehen werde. Vielmehr sah ganz

Deutschland jetzt gespannt auf einen Staat, der sich so mächtig gezeigt, und durch die Besitzungen am Rheine seinen Einfluß so erhöht hatte.

Allerdings war die Arbeit nicht gering, die die preußische Regierung nach dem Kriege erwartete. Wie viel gab es zu ordnen, wie viel Unterbrochenes fortzuführen, Neues einzurahmen, Zugesagtes zu begründen! Wie heftig brach, selbst ehe die Friedensverhandlungen beendigt waren, schon der Parteikampf hervor! Einer mächtigen Partei war diese kräftige Regung des Volkes längst zuwider gewesen. Jetzt, wo die Noth vorüber war, hob sie kühn ihr Haupt. Schmalz, der Ankläger der geheimen Verbindungen, gab das Signal. Es begann ein furchtbares Kleingewehrfeuer der Presse. Der König unterdrückte den Kampf; er unterdrückte zu gleicher Zeit (Jan. 1816) das freimüthige, aber auch oft übermüthige Organ von Görres, den rheinischen Merkur.[2] Er gab sogar Schmalz den Adlerorden, was die Patrioten so erzürnte, daß ein Mann, wie Gneisenau, schon damals den Abschied nehmen wollte. — Allerdings lagen rohe, im Einzelnen wohl auch feindliche Elemente in den Gemüthern; im Allgemeinen aber herrschte ein edlerer, hingebender Sinn, und leicht hätte man das scheinbar Gefährliche durch ruhiges und volles Einhalten der Bahn des Fortschritts in Ordnung gewiesen. Erst indem man das Rohe eben so roh erdrückte und den Fortschritt in wesentlichen Dingen beschnitt, bereitete man gefährlicheren Stimmungen den Weg. Wie leicht zu

---

2) Auch Humboldt mißbilligte den leidenschaftlichen Ton, mit dem dieses Blatt oft seine Ansichten kund gab. Auf eine Beschwerde, die Bayern schon auf dem Congreß zu Wien im deutschen Comité (14. Nov. 1814) deshalb erhob, erklärte er, Grund dazu sei allerdings vorhanden; man würde aber besser thun, keine Notiz davon zu nehmen, wie denn auch Preußen über die in einer angeblich zu München erschienenen Schrift enthaltenen Schmähungen keine Beschwerde geführt habe. (Klüber, Akten, II. 191—2).

befriedigen, wie bescheiden waren die Wünsche der Mehrzahl des Volkes und der meisten Sprecher in den Jahren 1815 bis 1819, wie viel gehässiger, dem Bestehenden feindlicher erschien der Widerspruch nach 1830! Daran trug lediglich die vorangegangene Reaktion Schuld.

Nur in Einem mochte damals die Sache schwieriger sein, als sie seitdem erschienen ist. Der Kampf der Meinungen wogte nicht blos in den Reihen des Volkes; er machte sich vielmehr in fast gleicher Stärke in den höchsten Kreisen fühlbar, und selbst die ersten Staatsmänner waren von dieser Spaltung der Meinungen und Systeme ergriffen. Das macht aber eben den Entscheidungskampf der Jahre 1817 bis 1819 so wichtig, daß die bedeutendsten und begabtesten Männer des Landes näher oder entfernter Theil nahmen, und jede Meinungsnüance von einem namhaften Repräsentanten vertreten war.

Für das Haupt der Widerstandspartei, des Adels, der Absolutisten und aller derjenigen, die durch Verfassungsveränderungen noch mehr zu verlieren fürchteten, hielt man den Fürsten von Wittgenstein, der, wie wir schon früher angedeutet, in hohem Maße das Vertrauen des Königs besaß. Er leitete zur Zeit auch das Ministerium der Polizei, übernahm aber bald (1819) das des königlichen Hauses, ein Amt, wo sein Einfluß sich mehr verstecken konnte. — Bedeutenden Einfluß gewann bald auch Fr. Ancillon, der bisherige Erzieher des Kronprinzen, dann Mitglied des auswärtigen Ministeriums und des Staatsraths. Die geistvollen Schriften dieses Mannes zielten großentheils auf die Verfassungsfrage. Er verfehlte auch die Wirkung nicht, da Wenige Scharfblick genug hatten, um zu spüren, wie in ihnen, unter dem Anschein der Vermittlung, der Geist des Jahrhunderts befehdet wurde.

Unter den Geistern der Bewegung gab es sehr verschiedene

Nüancen; alle aber forderten ein tapferes, freisinniges, energisches Regiment. Zuerst nenne ich diejenigen, die, bei geringerem Vertrauen zu constitutionellen Einrichtungen, die Erinnerungen an die Zeit Friedrichs des Großen vereint mit denen des Befreiungskampfes festhielten, die allen Rückschritt haßten, und die Freiheit der Presse als besten Wächter einer sonst ungehemmten Regierung betrachteten. Als das Haupt dieser Richtung kann man Gneisenau ansehen. Die meisten Feldherrn gehörten zu ihr, Blücher, Boyen, Grolmann u. A.; in gewissem Sinn auch Beyme, in dem sich die altpreußischen Ansichten auf eigenthümliche Art oft mit den keckſten Richtungen des Tages verknüpften. — Zunächst an diese Männer reiht sich die nicht minder energische Partei des Freiherrn von Stein. So ungestüm ihr Haupt mit seinen jeweiligen Stimmungen hervortrat, so schwankend erschien es in Hinsicht auf seine Forderungen selbst. So viel ist gewiß, daß er Schritte gethan wissen wollte, um die preußischen Verhältnisse mit der allgemeinen Richtung der Zeit in Einklang zu setzen; die Schritte aber, die er selbst andeutete, erschienen nicht immer als die zeitgemäßen. Daher auch unter seinen Anhängern und Verehrern sich der Eine mehr zu Görres, der Andere zu der modernen Betrachtungsweise Schleiermacher's, der Dritte zu denjenigen neigte, die noch nicht viel von einer preußischen Constitution wissen wollten. Ich nenne hier nur Gruner, Eichhorn und Arndt. — Entschieden constitutionell war die Richtung, für welche Görres als Sprecher auftrat; aber sie hatte einen etwas mittelalterlichen Zuschnitt. Es schien, als ginge die Absicht vornehmlich dahin, dem Adel und der Kirche — über die sich das Beamtenthum emporgeschwungen hatte — ihre Stellung wieder zu verschaffen, wo dann auch das Bürgerthum seinen Theil hinnehmen möchte. — In Manchem verwandt mit den beiden letztgenannten Richtungen, aber begabter mit politischen

Fähigkeiten waren Männer, wie Niebuhr (damals aber in Rom), Vincke und solche, die vor Allem dem Vielregieren entgegenwirken, die Thätigkeit der Staatsgewalt nach der Weise Englands auf Gränzen zurückweisen, und durch Erneuung des Selbstregierens in den untern Kreisen die Fähigkeit, auch in den höhern mitzuwirken, begründen wollten. — Endlich bezeichne ich diejenige Richtung, die, ohne das zunächst in Preußen Mögliche und Ausführbare zu überschreiten, am bestimmtesten die Verbindung mit den liberalen Ideen anstrebte — die Richtung von Humboldt und Schön (damaligem Oberpräsident der Provinz Westpreußen zu Danzig). Sie theilten ganz das Streben, die Ausdehnung der Regierungsgewalt zu begränzen, aber sie forderten zugleich Bürgschaften für die individuelle Freiheit, die der Corporationsgeist oft mehr tyrannisirt, als der Staat. Sie erkannten die Nothwendigkeiten, den Bürger vor allem an eigene Bewegung und politisches Interesse zu gewöhnen; und deshalb forderten sie ständische Verfassung, d. h. eine solche Richtung der Bürger aufs Allgemeine, wodurch ihre Theilnahme am öffentlichen Leben am besten gebildet und erhöht würde. An große Gerechtsame dieser Stände dachten sie zunächst nicht. Das wäre übereilt gewesen, und wer hätte von dem bisher absoluten Fürsten auf einmal so viel begehren wollen! Humboldt hatte daher, mit gutem Bedacht, sein Minimum zu Wien aufgestellt; und er war früh entschlossen, selbst mit nur berathenden Ständen vorerst fürlieb zu nehmen, wenn es nur Reichsstände wären. Dann war der erste Schritt wenigstens gethan.

Zwischen diesen Parteien, der einen, die dämmen und anhalten, der andern, die entschiedenen Fortschritt auf den Bahnen verlangte, die zur Befreiung geführt, stand nun der Staatskanzler mitten inne, persönlich der letzten viel zugeneigter, aber zögernd und schwankend, um es mit der andern

nicht gar zu verderben, und immer bedacht, sich auf die eine zu stützen, wenn die andere ihm über den Kopf wachsen wollte. Inzwischen gewann die Widerstandspartei Boden, und eh' er sichs versah, lag das Heft, das er noch zu führen glaubte, schon nicht mehr in seinen Händen. — Auch in seinen Gehülfen trat das Schwankende seiner Richtung zu Tag. Auf der einen Seite hatte er Stägemann, [3]) Altenstein, Klewitz, Rother u. s. w., auf der andern Schuckmann, und bald verschmähte er selbst die Hülfe des Demagogenriechers, Herrn von Kamptz, nicht.

Die Constitutionsfrage war der Mittelpunkt des Kampfes, obwohl dieser bei andern fast unverhüllter hervortrat. Denn bald deckte man, zum Verdrusse des Staatskanzlers, auch in seiner Verwaltung die Blößen auf. Allein jenes war die vorherrschende Frage. Stein hatte auch hier den Anstoß gegeben. Gewiß hatte die Einführung des constitutionellen Systems in diesen Staat besondere Schwierigkeiten, aber diese lagen oft gar nicht, wo man sie gern suchte, und sie wurden nur zu gern von denen hervorgehoben, die gar keine Verfassung wollten. Allerdings gab es auch Manche, die die Einführung widerriethen, weil sie nichts als eine Beschränkung der Regierung durch die Aristokratie befürchten mochten. Die Mehrzahl der Widersacher aber führte ganz andere Gründe an. Sie hielten das Wesen eines Militär-

---

3) Dieser Name ist uns schon mehrmals in Humboldt's Leben begegnet. F. A. von Stägemann war einer der begabtesten Staatsmänner, eifriger Patriot, und liebenswürdiger Dichter; freisinnig, aber mehr nach Art der Altpreußen. Humboldt hielt große Stücke auf ihn. In den Jahren 1817 — 19 war Stägemann die rechte Hand des Kanzlers nach der liberalen Seite; die Richtung der Zeit hatte ihn weit an sich gerissen. Zu Anfang des Jahres 1819 übernahm er die Oberleitung der neuen preußischen Staatszeitung — schon eine schlüpfrige Stellung! Als die Reaktion siegte, schlug auch er um, aber ohne den angebornen Freisinn zu verlieren.

staats entgegen, und behaupteten, daß Preußen in seiner Lage, die schnelles, kräftiges Handeln heische, ein solcher sein und bleiben müsse. Die Natur des Staates, sagten sie ferner, sei zu verschiedenartig, um eine Gesammtverfassung zur Zeit möglich zu machen. Wo denn der Tausendkünstler sei, der die Mark und Posen und die Rheinlande in eine einzige Versammlung vereinigen könne? Zunächst, sagten schon Gemäßigtere, habe die Regierung mit Einrichtung der Verwaltung, des Budgets, der Finanzen vollauf zu thun, und vor allem müsse der Parteigeist sich abkühlen, ehe man zu einer so wichtigen Veränderung schreiten könne. — Auf alles dies erwiederte man mit Recht, wie sehr es endlich Zeit sei, Preußen auch zum Civilstaat zu machen. Habe man doch das Militär selbst volksthümlich gestaltet! Die aufgeklärte Theilnahme eines Volkes an der Politik sei eine Verstärkung der Regierungskraft, von der Frankreich und England so oft Nutzen gezogen, und deren Werth Preußen in den Befreiungsjahren und in Wien wohl gefühlt habe. Gerade ein so seltsam zusammengesetzter und so zerstückelter Staat habe doppelten Grund, den Gemeingeist zu heben, ein gemeinsames Band um Altes und Neues zu schlingen. Nicht blos die Augen, auch die Bestrebungen müßten in Berlin fixirt werden. In den Jahren der Noth sei die Erhebung des Beamtenstandes auf Unkosten der Aristokratie eine Wohlthat gewesen; er habe jedoch damals zur Genüge mit seinen Kräften allein gewirkt; allgemach sei er nur ein andres Bevormundungsmittel worden, und fürchte nun, so gut wie der Adel, durch politische Concessionen zu verlieren. Diese aber seien feierlich versprochen worden, die Bundesakte garantire sie, und das preußische Volk habe gewiß verdient, nicht geringer gehalten zu werden, als die übrigen Deutschen. Man brauche nicht so viel von Vorbereitungen und Gefahren zu reden. Sei es doch nie die Absicht der Regierung gewesen,

dem Lande Rechte einzuräumen, die eine starke Regierung unmöglich machten. Das Schlimmste jedoch sei dieses Zögern und Schwanken. [4]) Allerdings sei die Zeit eine aufgeregte, aber so könne die Aufregung nur zunehmen. Es sei freilich nöthig, den Geist der Zeit in eine bestimmte Bahn zu lenken; dies aber werde man nicht bewirken, außer durch das Zugeständniß verfassungsmäßiger Freiheiten, so karg diese vorerst auch ausfallen möchten.

Der Staatskanzler wollte aufrichtig diesen Schritt. Er hatte schon im Edikt vom 27. Okt. 1810 verkündet, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze, geben zu wollen; hatte diese Zusicherung bei jedem Anlaß wiederholt, und in den bedrängtesten Zeiten schon Eingesessene der Provinzen zur Berathung einzelner Maßregeln in Berlin versammelt. Er hatte den König noch vor der Veröffentlichung der Bundesakte bewogen, seinem Volke deshalb ein bestimmtes Versprechen zu geben. Jetzt (1817) sollte auch der Staatsrath, der lange verkündete, ins Leben treten, und aus ihm ein constituirender Ausschuß hervorgehen, der die Verfassungsfrage erledige.

Des Staatskanzlers eigene Ansichten in diesem Betreff ließen das Beste hoffen. Er hatte zwar, als geborener Hannoveraner, in früherer Zeit schwerlich andere Begriffe von ständischen Dingen gehegt, als die in dortiger Gegend herkömmlichen; vielleicht daß sie bei ihm in Folge einer Reise, die er in frühen Jahren gemacht, etwas englische Tünche bekommen hatten; er konnte auch jetzt nichts wollen, was die Verhältnisse des preußischen Staats übersprungen hätte.

---

4) Im J. 1813 hatte die Regierung gar keinen Zweifel über ihre Stellung zum Volke. In der Verordnung der Landwehr sagt der König: „Die Zeit erlaubte nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten!“

Aber er hatte die Fortgänge der Zeit begriffen. Man darf sich nur der Antworten erinnern, die er, aus dem Stegreif, Görres in jener berühmten Unterredung zu Coblenz gab, und man wird nicht zweifeln, daß es sein ernstlicher Wille war, die ständische Einrichtung den Forderungen der Zeit anzupassen, so daß auch bei kargem Zuschnitt derselben der gesammte Volksgeist sich darin aussprechen könne. Man hat neuerdings sogar die Behauptung aufgestellt, [5]) Hardenberg sei geradewegs auf eine Constitution nach französischem Zuschnitt losgegangen, und sich dabei auf die Mitgarantie berufen, die er bekanntlich den künftigen Reichsständen in Betreff neu aufzunehmender Staatsschulden zusicherte. Damit hat man aber zu viel beweisen wollen. Es sagt nur so viel, daß Hardenberg in der Hauptsache mit jenem Minimum einverstanden war, welches Humboldt in Wien als maßgebend aufgestellt hatte; worin neue Auflagen — wozu natürlich auch Staatsschulden gehören, die das Volk einst abzahlen soll — zu den Punkten gerechnet wurden, in denen dem Volke ein Bewilligungsrecht zugestanden werden sollte.

Demnach sollte man glauben, der Staatskanzler würde sich in dieser Frage mit den Männern des Fortschritts in bestem Einverständniß befunden haben. Doch auch hier trat bald eine Differenz hervor. Die Letztern forderten, daß ohne Säumniß die nöthigen Schritte geschehen sollten. Hardenberg aber wollte Zeit gewinnen; er sprach schon 1815 gegen Vertrautere die Ansicht aus, daß die Volksvertretung aus Entwicklungen hervorgehen müsse, „deren Zeit und Gestaltung sich nicht so im voraus bestimmen lasse.“ Er hätte dennoch den Andrang vielleicht auch rascher befriedigt; aber

---

5) Bülow-Cummerow, Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Berlin, 1842. S. 21—25. — Wenn Hardenberg ein Kronfideicommiß zu errichten rieth, so lag darin nur ein Gedanke an die Zukunft.

er stieß, so oft er etwas Entscheidenderes wagen wollte, auf Widerstand, und sah sich bald genöthigt, mehr als er wohl selbst gewollt, Gewicht auf ehemalige Verfassungszustände zu legen, die doch besonders bei der Verschiedenheit der Theile dieser Monarchie nicht von so großer Bedeutung waren, und aus denen man das etwa noch Brauchbare rascher hätte ausscheiden können. Er wollte sich aber nicht treiben lassen, indeß die Widersacher diese Verzögerung nutzten. Kam noch dazu, daß unter denen, die ihn antrieben, Männer waren, die ihn auch sonst zu überflügeln drohten, die sich nicht scheuten, Schwächen der Verwaltung offen aufzudecken, so fühlte er sich noch weniger geneigt, seinen Schritt zu beschleunigen. Solcher Angriff trat aber schon 1817 hervor, und von diesem haben wir zunächst hier zu sprechen.

Am 30. März, dem Jahrestage der ersten Einnahme von Paris, ward der Staatsrath feierlich eröffnet. Auch ergingen an diesem Tage zwei Cabinetsordren — die ersten königlichen Mittheilungen an den Staatsrath — wovon die erste einen Ausschuß aus dessen Mitte zur Entwerfung der Constitution, die andere einen gleichen zur Prüfung eines neuen Finanzgesetzes niedersetzte.

Wie der Staatsrath überhaupt, so war auch der Constitutionsausschuß — den wir zur Unterscheidung von einem später niedergesetzten den weitern Ausschuß nennen können — ein Inbegriff der höhern Beamtenintelligenz, die die verschiedensten Richtungen in sich trug. Auch Humboldt war zum Mitglied des Ausschusses ernannt. Nur das ist von dieser Maßregel zu sagen: daß sie nicht ganz mit dem Edikt

vom Mai 1815 übereinstimmt. Die dort verheißene constituirende Commission sollte aus Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen, jetzt übertrug der König dieses Geschäft dem Staatsrathe, zunächst diesem Ausschusse allein. [1]) — Doch bestimmte die Cabinetsordre schon das Auskunftmittel. In den letzten Tagen, wo der Staatsrath dieses Jahr versammelt war, ward eine Sitzung der Verfassungscommission gehalten. Der Staatskanzler entwickelte in

---

1) Die ganze Cabinetsordre lautet so: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volkes bestimmt, daß eine Commission in Berlin niedergesetzt werden sollte, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestände, um sich mit der Organisation der Provinzialstände, der Landesrepräsentanten und der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgestellten Grundsätzen unter Ihrem, des Staatskanzlers, Vorsitze zu beschaftigen. Der Krieg, die gänzliche Feststellung des Besitzstandes und die Organisation der Verwaltung, haben die Ausführung jener Anordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet ist, so will Ich die zu der gedachten Commission zu bestimmenden Staatsbeamten aus seiner Mitte nehmen, und dem Staatsrath die Erfüllung meiner Absicht übertragen. Ich bestimme zur Commission Sie, den Staatskanzler, als Vorsitzenden; den Fürsten Radziwill; den General der Infanterie Graf von Gneisenau; den Staatsminister v. Brockhausen; den Staatsminister Freiherrn von Altenstein; den Staatsminister v. Beyme; den Staats- und Justizminister v. Kircheisen; den Staatsminister Freiherrn v. Humboldt; den Staats- und Finanzminister Grafen v. Bülow; den Staatsminister des Innern v. Schuckmann; den Staats- und Polizeiminister Fürsten v. Wittgenstein; den Staats- und Kriegsminister Generalmajor v. Boyen; den Minister-Staatssekretär v. Klewitz; den Generallieutenant und Generaladjutant v. d. Knesebeck; den Domdechanten Grafen v. Spiegel; den Geh.-Staatsrath v. Stägemann; den Generalmajor v. Grolmann; den wirklichen Legationsrath Ancillon; den Staatsrath v. Rehdiger; den Geh.-Justizrath u. Professor v. Savigny; den Geh.-Legationsrath Eichhorn; das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath eintreten wird. Diese Commission soll sich zuerst mit der Zuziehung der Eingesessenen aus den Provinzen beschäftigen, ihre Arbeiten sollen dem Staatsrath vorgetragen, und von diesem mir die Vorschläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will. Berlin, den 30. März 1817. Friedrich Wilhelm. — Zum Mitglied aus den Rheinprovinzen ward noch im Juni d. J., der (kurz darnach auch zum Präsidenten des Appellationshofs zu Köln erhobene) rechtskundige Daniels bestimmt.

einem ausführlichen Vortrag die Art und Weise, wie das Verfassungswerk zu begründen sei, zeigte, daß zunächst eine genaue Kenntniß des Vorhandenen und dessen, was vorhanden gewesen, nöthig sey, und beantragte, Commissarien in die verschiedenen Provinzen zu senden, mit der Bestimmung, an Ort und Stelle Nachrichten über die alten Verfassungen zu sammeln, und mit Eingesessenen der Provinzen über diese Angelegenheit zu reden, und ihre Meinungen zu hören. Die Commissarien wurden aus der Mitte des Ausschusses ernannt. Ihre Arbeiten sollten vor der nächsten Staatsrathssitzung geendigt sein, und in dieser der Berathung zu Grunde gelegt werden. — Im September reisten die ernannten Commissarien nach den ihnen zugewiesenen Landestheilen ab, v. Altenstein nach den Rheinprovinzen, v. Klewitz nach den Marken und Pommern, v. Beyme nach Schlesien. [2]) — Darin bestand aber auch die ganze Thätigkeit, die dem Constitutionsausschuß in dieser und der nächsten Zeit zufiel.

Ungleich rüstiger griff man den zweiten Gegenstand an, der damals im Werke war. Der Finanzminister Graf v. Bülow, ein Neffe des Staatskanzlers, hatte den Entwurf zu einem Gesetz über die Steuerverfassung des Königreichs höchsten Ortes überreicht. Der König trug dem Staatsrath sofort die sorgfältige Prüfung desselben auf, und ernannte zur besondern Bearbeitung dieses „wichtigen Gegenstandes" ebenfalls eine eigne staatsräthliche Commission, in dieser aber den Staatsminister v. Humboldt zum Vorsitzenden und den geh. Oberregierungsrath Friese zum Referenten. [3]) Die

---

2) Allg. Zeitung, 11. u. 12. Sept. 1817.

3) Außerdem war der Ausschuß aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: den Fürsten von Puttbus u. Radzivill; mehreren Räthen der höchsten Verwaltungsstellen, nämlich Ladenberg, v. Diederichs, Rother, Maaßen, Hoffmann, v. Rehdiger, Scharnweber,

Commission sollte die Sache vorbereiten, und dann dem Staatsrathe vortragen, dessen Gutachten aber an den König gebracht werden. Es handelte sich hauptsächlich um zeitgemäße Anordnung der indirekten Steuern, deren Einrichtung in Preußen noch sehr im Argen lag. Man konnte hier, eher als in mancher andern Frage, eine durchgreifende Maßregel erwarten, was auch die Stellung der Monarchie zu den übrigen deutschen Staaten höchlich wünschen ließ. Der Entwurf aber leistete keineswegs den Forderungen einer aufgeklärten Finanzpolitik Genüge, und fand entschiedenen Widerspruch. Namentlich schien es unpassend, das Volk forthin mit gewissen drückenden oder verhaßten Consumtionssteuern zu belasten. Da aber die Commission nicht blos begutachten, sondern im Fall, daß sie den vorgelegten Plan mißbilligte, selbst Vorschläge machen sollte, so gab es unter den Mitgliedern selbst heftige Erörterungen. Schon hier zeigte sich Humboldt's Stärke. „Unvergeßlich," äußert darüber ein Mann, der einst Mitglied dieser Commission war und dessen Urtheil uns vorliegt, [4]) „ist mir die große Klarheit, mit welcher Humboldt den Vorsitz in dieser Commission führte." Nachdem die Mehrzahl über das Gutachten und die Grundzüge eines zeitgemäßern Systemes sich vereinigt hatte, wurde dem Staatsrath in pleno Bericht abgestattet. Hier nun trat, in der Sitzung vom 2. Juli, Humboldt als Hauptsprecher auf, und deckte, in einem freien und eben so kühnen als sachreichen Vortrag, die Blößen sowohl des lügenhaft glänzenden Rapports, den der Minister über den Zustand der preußischen Finanzen entworfen, wie auch des von ihm vorgelegten Gesetzentwurfes, und zwar, wie Einige

---

v. Beguelin jun. und v. Dewitz, endlich den zehn Oberpräsidenten der Provinzen.

4) Handschriftlich.

sagten, mit etwas Ungestüm auf. Es erhob sich ein großer Sturm. Mehrere einzelne Mitglieder traten gegen ihn auf; er nahm die Einwürfe ruhig auf, und antwortete jedem Einzelnen wieder in einer trefflich gesprochenen Rede, die noch etwas länger dauerte, als der erste Vortrag, der drei Viertelstunden gedauert hatte. [5]) — In der Sache kam es auch hier nur zu einem aufschiebenden Ergebniß. Der Staatsrath ward gleich darnach vertagt, und noch war nichts entschieden, als die Niederlage des Bülow'schen Projektes. Die Verschiedenheit der Ansichten war noch zu groß, um einen Beschluß zu Stande kommen zu lassen, und erst in den nächstfolgenden Jahren gelang es einer viel minder zahlreichen Commission, die Grundlage der Steuergesetzgebung zu entwerfen, welche im Wesentlichen noch besteht. — Ueber das Auftreten W. v. Humboldt's aber in dieser Versammlung — sagt ein andrer Zeitgenosse — erscholl nur eine einstimmige Bewunderung, seine Gabe der Rede, sein scharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind staunend anerkannt. [6])

Hardenberg fühlte bald die Folgen dieses Auftritts, und sah, daß sein Verwandter nicht mehr zu halten war. Dieser mußte noch im Dezember d. J. resigniren und mit einem kleinen Handelsministerium, das man ihm aufbaute, fürlieb nehmen. — Das Verhältniß zwischen dem Staatskanzler und Humboldt war durch diesen Vorgang sehr erschüttert; auch der König scheint schon mißtrauischer gegen den Letztern geworden zu sein. Das Publikum aber sah ihn seitdem als das Haupt der Opposition an, und mehrmals wiederholte

5) Handschriftliche Notizen; Allg. Zeitung, 20. Juli 1817 (wo aber Humboldt fälschlich zum Referenten gemacht wird), und 3. Okt. 1818.

6) Varnhagen von Ense, Denkw. VI. 200—201.

sich das Gerücht, der Kanzler wolle von den Geschäften zurücktreten. „Hätte ihn Humboldt oder Gneisenau — denn diese beiden nannte man — damals abgelöst, so wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeschäften geschieden, . . . und rüstigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was seinen schon matteren nicht mehr gelingen wollte.“ 7)

In Berlin fand Humboldt auch seinen alten Freund F. A. Wolf, nach langer Trennung, wieder. Wolf, vielfach angefeindet von Schülern und Genossen, fühlte sich immer unwohler in seinen Verhältnissen; an Humboldt aber schloß er sich nur desto fester. Als er in diesem Jahre, zum Ersatz des Museums der Alterthumswissenschaften — dessen Unterbrechung Humboldt sehr ungern gesehen hatte — die litterarischen Analekten eröffnete, schickte er, statt Vorworts, ein Schreiben an diesen Genossen voraus, 1) in dem er alle seine Klagen und Bitterkeiten ausschüttete. Zugleich empfiehlt er ihm, „dem Freunde mehrerer Mitarbeiter,“ die neue Zeitschrift, mit dem Wunsche, daß er, wenn es seine Muße erlaube, sie mit eignem Antheil fördern wolle.

Er nahm auch politisch Partei für Freund Humboldt, und es schien kurz darnach Manchem, als sei er ein von diesem zurückgelassener Posten. Man sagte ihm sogar nach, er theile jenem in altgriechischer Sprache, als der sichersten

---

7) Ebendas., VI. 227—28.

1) Litterarische Analekten, vorzüglich für alte Litteratur u. Kunst, her. v. F. A. Wolf, B. 1. Berlin, 1817—18. S. III.—XXII. Humboldt wird unter der Chiffre: H. W. G. H. angeredet; der Brief war wirklich geschrieben und zu dem jetzigen Zweck nur etwas erweitert worden; er ist datirt 18. April 1816.

Geheimschrift, die verfänglichsten Neuigkeiten mit. Gewiß eine thörichte Beschuldigung, äußert Varnhagen. [2])

Im Juli ging Humboldt von Berlin ab, und machte zunächst eine Reise nach Schlesien, um sich die Güter auszuwählen, die seine Dotation ausmachen sollten. Er nahm, wie wir schon bemerkt haben, die Herrschaft Ottmachau. Darauf besuchte er — in der ersten Hälfte des August — den Staatskanzler in Carlsbad, wo dieser eine Kur brauchte. So erschüttert ihr Verhältniß war, blieb doch zur Zeit alles übertüncht. Es wurde hier verabredet, Humboldt solle den Kanzler am Rheine erwarten, um mit ihm gemeinschaftlich dort die neuen Besitzungen zu organisiren.

Kaum aber war Humboldt abgereist, so that es dem Kanzler leid. Humboldt erhielt Nachricht, daß seine Anwesenheit in London dringend sei, und er demnächst auf diesen Posten sich begeben möchte. Einen Mann, der überall, wo er sprechen oder handeln konnte, so mächtig auftrat, der eben erst im Staatsrath eine solche Bewegung verursacht hatte, wollte der Staatskanzler nicht in seiner Nähe haben; er ertheilte daher jene Bestimmung, die nicht wohl abzuweisen war. Zwar riethen Freunde, Humboldt solle (da der Kanzler seine längst gegebenen Versprechungen in Betreff eines Ministeriums nicht halten zu wollen scheine) London wieder ausschlagen, und in den Staatsrath zurückkehren. Abwesend werde er verlieren. Er aber entschloß sich, zu gehen. [1])

Ende August schon war er in Frankfurt. Hier wollte er den Staatskanzler, der auf dem Wege nach den Rheinprovinzen täglich eintreffen konnte, erwarten. Allein plötzlich

---

2) Varnhagen v. Ense, Denkw., VI. 235.

1) Nach handschriftlichen Mittheilungen.

kam die Nachricht, der Fürst sei erkrankt, und habe, statt nach dem Rheine, den Weg nach Pyrmont eingeschlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen sandte er den geheimen Rath Rother nach Frankfurt. Humboldt's Abreise stand nun nichts mehr im Wege.

Doch weilte er noch einige Zeit daselbst. Varnhagen — damals preußischer Geschäftsträger am badischen Hofe — begegnete ihm dort, und berichtet, Humboldt habe zwar verhehlt, daß er ungern nach London gehe, jedoch durchblicken lassen, daß er nicht lange dort bleiben werde. [2]) — In Frankfurt ward Humboldt das Vergnügen zu Theil, seinen greisen Lehrer Dohm, den würdigen Veteranen der preußischen Diplomatie, noch einmal wieder zu sehen. Dohm war höchst erfreut über dies zufällige Zusammentreffen. Er kam von einer Rheinreise zurück, und fand in Frankfurt unsern Humboldt und den in preußische Dienste getretenen geh. Legationsrath Klüber. Beide machten ihm sehr interessante Mittheilungen, auf deren Natur die Bemerkung von Dohms Schwiegersohn und Biographen [3]) schließen läßt, wenn er sagt, sie hätten nur aufs neue bethätigt, daß dem allergrößten Theil des jetzt lebenden Geschlechts die eigentlichen Triebfedern und Beweggründe, hinsichtlich dessen sowohl, was geschieht, als dessen, was unterbleibt, nicht bekannt würden, indem gerade die am besten unterrichteten Personen zu schriftlicher und öffentlicher Mittheilung nicht Zeit, nicht Lust, oder auch die sonst nöthige Vergünstigung nicht hätten.

In der zweiten Hälfte Septembers ging Humboldt nach London ab. Er reiste über Brüssel, wo gerade die königliche

---

2) Varnhagen v. Ense, Denkw., VI. 207.

3) Ch. W. Dohm. Nach seinem Wollen u. Handeln. Von W. Gronau. Lemgo, 1824. S. 535.

Familie Hof hielt. Varnhagen, [4]) der zufällig auch eine Reise dahin gemacht hatte, traf abermals mit ihm zusammen, und hatte zugleich mit ihm eine Audienz beim Prinzen von Oranien. Der preußische Gesandte Fürst von Hatzfeld stellte sie Sr. königl. Hoheit vor.

Am 8. Oktober 1817 meldeten Londoner Zeitungen, der neue preußische Gesandte, Baron v. Humboldt, sei, in Begleitung seines Legationssekretärs, Frhrn. v. Bülow, über Harwich zu London eingetroffen. Den 10. Okt. hatte die feierliche Aufwartung beim Prinz Regenten in Carltonhouse — dem königlichen Palaste — Statt. Er fuhr in den Wagen des österreichischen Botschafters, Fürsten Paul Esterhazy, beim Prinzen auf, und wurde, unmittelbar nach dem neuen spanischen Gesandten, durch den Staatssekretär des Auswärtigen, Lord Castlereagh, Sr. königl. Hoheit vorgestellt. In seiner Begleitung waren die Herren Jouffroy, Bülow und Graf Luft. Humboldt erhielt noch am selbigen Tage eine Privataudienz, in der er sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Die eigentliche Antrittsaudienz hatte er erst am 5. Dezember. [1]) Denn kurz nach seiner Ankunft in London setzte der Tod der Prinzessin Charlotte, Erbin des Thrones und Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, den Hof, wie ganz England, in tiefste Trauer.

---

4) In seinen Denkwürdigkeiten (VI. 217—18) sagt er, er sei im höchsten Grade gespannt gewesen, wie Humboldt, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann, sich hier benehmen würde. Dieser stand aber noch viel höher, als er sich gedacht hatte. Obwohl der Prinz ganz liebenswürdig war, fand Humboldt sich doch nicht zu dem geringsten Aufwand, nicht einmal zu einer etwas eleganten Phrase bewogen, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden. Der kundige Altmeister des Faches, fügt Varnhagen hinzu, kannte das Terrain. „Wo die Kosten schon anderweitig bezahlt sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen"

1) Allg. Zeitung, 19. und 23. Okt. 18. Dez. 1817.

Dem Prinz Regenten war Humboldt eine sehr erwünschte Erscheinung. Er zeichnete ihn auf jede Art aus, und bewies ihm große Vertraulichkeit. „Am Sonnabend" — sagte der Londoner Courier vom 26. März (1818) — „wohnte der Prinz Regent einem glänzenden Mittagsmahl beim preußischen Gesandten, Freiherrn v. Humboldt, bei. Der Prinz erklärte seinen Willen, daß die alte englische Herzlichkeit bei der Tafel herrsche, und sang selbst zwei Lieder, als das Tischtuch weggenommen war."

In den Geschäften herrschte freilich noch der altgewordene Torysmus; auch das Auswärtige leitete noch Castlereagh. Aber schon trat die Gegenpartei mächtiger im Parlament hervor, und kündete sich die Veränderung an, die später Canning ans Ruder brachte. Ueberhaupt bot England — die Hochschule des öffentlichen Lebens — dem Manne, dem in der Verfassungsfrage seines eigenen Vaterlandes noch eine bedeutende Rolle bestimmt war, ein sehr lehrreiches und gewichtiges Schauspiel dar. Und gewiß hat ihm dies den Aufenthalt werth gemacht, wenn ihm auch das materielle Treiben, so gut als das aristokratische, nicht immer sehr behagen mochte. Dafür spricht auch das Wort von J. E. Bollmann, dem unternehmenden Deutschen, der unsern Humboldt schon in Wien kennen gelernt hatte, und jetzt in London sich aufhielt. Er schrieb (28. Nov. 1817) an Varnhagen: „Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen gesehen, — er ist recht freundlich, findet die englischen Nebel ganz anders, wie die deutschen — sie sind pittoresk und interessant. Uebrigens scheint er sich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zwecklosen Gedränges bemerken." [2])

2) Mitgetheilt in Varnhagen's Denkw. und verm. Schriften, I. 128.

Fragen wir nach den eigenen Geschäften, die Humboldt auf diesem Posten betrieb, so sind uns wenigstens einige der wichtigeren zu bezeichnen vergönnt: I. Die Betreibung von Maßregeln gegen die Barbaresken. Von mehreren Seiten, namentlich von Hamburg aus, arbeitete man damals dahin, der Piraterie der nordafrikanischen Staaten ein Ende zu machen. Preußen verfocht lebhaft die Sache, ohne zur Zeit den Zweck ganz zu erreichen. [3]) — Humboldt schloß II. eine Uebereinkunft zur Ausrottung des Negerhandels. Er versprach, daß Preußen das Durchsuchungsrecht bei den Mächten des Continents thätigst unterstützen würde, wogegen England sich anheischig machte, Schritte gegen die Barbaresken zu thun, und den deutschen Schiffen den Eintritt in das Mittelmeer, aus dem sie bis dahin so gut wie ausgeschlossen waren, zu eröffnen. Leider hat der nachherige preußische Minister Bernstorff sich dem Durchsuchungsrecht — dem einzigen sichern Mittel zur Abschaffung des Negerhandels — lange engherzig widersetzt. [4]) — Endlich war Humboldt III. thätig beim Abschluß der preußischen Anleihe vom J. 1818. Im April d. J. kam der w. geh. Oberfinanzrath Rother — gegenwärtig Minister, auch unserm Humboldt bis in den Tod zärtlichster Freund! — nach London, um diese Anleihe mit S. v. Rothschild zu unterhandeln. Er brachte sie sofort zu Stande; Humboldt leistete aber bei den Formalitäten

3) Im Sept. 1818 las man in öffentlichen Blättern, Baron v. Humboldt, der preußische Gesandte am englischen Hof, habe wegen des Unfugs der Barbaresken ein Memoire in London übergeben, wovon Abschriften den Ministern der drei andern Höfe mitgetheilt worden seien. Darauf habe die englische Regierung erklärt, daß sie zwar aus Grundsätzen der Humanität dem Antrage des preußischen Hofes beitreten wolle, jedoch nur in dem Falle [?], wenn auch die andern europäischen Mächte dasselbe zu thun bereit wären. Vergl. Allg. Zeitung, 13. Sept. 1818.

4) Nach handschriftlichen Angaben.

dieser Angelegenheit seine Dienste. Londoner Blätter vom 30. Okt. berichten: den Tag vorher hätten der preußische Gesandte Frh. v. Humboldt, der Rath Bornemann, und Hr. Rothschild vor einem Notarius der Bank von England die Sicherheits- und Hypothekeninstrumente für das preußische Anlehn von 5 Millionen Pf. St. übergeben. [5])

Nicht lange nach seiner Ankunft in London war Humboldt entschlossen, den Posten bald aufzugeben. Seine Gemahlin hatte ihm geschrieben, daß ihre Gesundheit sich verschlimmere, und ihr den Aufenthalt in dem feuchten England schlechterdings nicht erlaube. Eine solche Familientrennung war aber Humboldt auf die Länge unerträglich. Er bat daher, schon im Frühjahr, daß man ihn des Postens entheben möchte.

Jetzt aber begann der Undank gegen ihn sich auffallend zu entwickeln. Schon im Nov. vorigen Jahres hatte man ein eignes Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts eingerichtet, und damit den Frh. v. Altenstein betraut. Jetzt ging man damit um, einen längst gehegten Plan auszuführen, und dem Ministerium des Aeußern wieder einen eigenen Chef zu geben. Als ob aber Niemand im Staate vorhanden, der dieses Postens würdig erschienen wäre, zog man einen Ausländer herein, einen Mann von gewiß edlem Charakter, dessen Persönlichkeit überall anmuthete, der aber auch nicht entfernt die hervorstechenden Fähigkeiten besaß, die diese Wahl hätten erklären können. Alle Welt hatte vielmehr den Mann auf dieser Stelle erwartet, der dem Vaterland in den schwierigsten Zeiten die anerkanntesten

---

5) Allg. Zeitung, 11. Nov. 1818.

Dienste geleistet hatte. Der Kanzler hatte es diesem selbst versprochen. Wir wissen zwar, was man in einigen Rücksichten gegen Humboldt geltend machte. Möglich war es, daß ein Geist von dieser Ueberlegenheit einem Staate, der in Friedenszeiten manchmal wie auf Eiern gehen muß, manche Mißliebigkeit hätte zuziehen können. Die Diplomaten scheuten ihn. Rußland zumal würde schlimm dazu gesehen haben. Aber wußte denn der Staatskanzler dies 1815 nicht so gut, als 1818? Im April des letztgenannten Jahres trug man zum ersten Male dem Grafen Christian v. Bernstorff, bisher dänischen Gesandten am preußischen Hofe, dieses Amt an. Man hat sogar behauptet, die Ernennung sei durch des Kanzlers Furcht vor Humboldt's Rückkehr beschleunigt worden. Sie aber lag gewiß längst in der Politik des Fürsten. Wir wissen nur, daß man den Antrag schon im Mai mit größtem Nachdruck wiederholte, und daß im August die dänische Hofzeitung Bernstorff's Entlassung und dessen Uebertritt in preußische Dienste verkündete. Er erschien aber als preußischer Minister erst auf dem Congreß zu Aachen, wo auch nicht Humboldt, sondern Bernstorff den schwarzen Adlerorden erhielt — als hätte dieser sich schon das größte Verdienst um den preußischen Staat erworben!

Diese Berufung machte große Sensation. Humboldt selbst war gereizt, weniger durch den Vorgang an sich, als über den Staatskanzler, der wirklich nicht redlich an ihm gehandelt hatte. Bezeichnend scheint uns auch eine Aeußerung, die der damalige niederländische Gesandte in Rom, J. G. v. Reinhold, in einem Briefe vom 7. Nov. 1818 nach Deutschland schrieb. [1]) „Die Frau v. Humboldt," sagt

1) Mitgetheilt in den (Dorow'schen) Denkschriften u. Briefen zur Charakteristik der Welt und Litteratur, Th. V. Berlin 1841. S. 220.

er, „macht keinerlei Anstalt zum Abzuge, lebt aber immer mehr für sich. Die Verhältnisse ihres Mannes haben sie sehr verstimmt; auch leidet ihre Gesundheit. Ich möchte wissen, wie man in Preußen überhaupt die Einschiebung des Grafen v. Bernstorff ansieht.“ [2])

Es scheint, als wenn Humboldt, nachdem er Kunde

2) Um zu hören, wie man in Preußen den Vorgang aufnahm, wollen wir die Stimme eines Hardenbergianers und dann die des Frh. v. Stein anführen. Der mehrerwähnte Th. G. v. Hippel, in seinen „Beiträgen zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III.“ (Bromberg, 1841, S. 151 — 2) äußert sich bei Ernennung des Grafen Bernstorff zum Minister des Auswärtigen also: „Die öffentliche Meinung hatte zwar, statt Bernstorff, den eingebornen Wilhelm v. Humboldt für solche Stellen ernannt zu werden erwartet. Humboldt's durchdringender Verstand bedarf auch keiner Lobrede. Allein er theilte mit allen Männern von großer Geistesüberlegenheit, denen die Hingebung des Gemüths fehlt [?], die zur Liebenswürdigkeit wird, das Schicksal: mehr gefürchtet, als geliebt zu werden. Niemand mag in den Geheimnissen seiner Gedanken gern von einem Andern erforscht werden. Humboldt's angeborner, durch die Kultur tiefer Wissenschaften gesteigerter Scharfsinn, das Talent, Andere zu ergründen, war den sogenannten klugen Leuten unerträglich. Geniale Köpfe befreundeten sich bald mit ihm aus Wahlverwandtschaft. War er ihnen, wie meistens, an Wissenschaft überlegen, so lernten sie gerne von ihm, an den Strahlen seines Genius sich sonnend.“ Dann fährt er fort: „Es mochte nothwendig geschienen haben, einen Mann von Verstand, Offenheit und Liebenswürdigkeit, aber geringerem Talent, an die Spitze von Geschäften zu stellen, die einer häufigen persönlichen Mittheilung mit klugen Leuten, den Gesandten, unterworfen sind, als einen Mann, der nur Geist war, nichts als Geist.“ — Auf dieses, unter solchen, die Humboldt nur mehr äußerlich oder aus den Geschäften kannten, weit verbreitete Urtheil lassen wir das des Frh. v. Stein folgen. Nachdem dieser auf das Gerücht, daß Humboldt sich zurückziehen wolle, schon in einem Briefe vom 17. Aug. 1818 angedeutet hatte: wie sich viele der bessern und tüchtigern Männer ganz von dem Staatskanzler abgewendet hätten, schrieb er den 16. Sept. an Herrn v. Gagern: „Bernstorff ist ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft habe, den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage, die seine Geschäftsführung erst beantworten wird. An Geist und Wissen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundre die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige, talentvolle Männer lahm zu legen. — Der Geist des Herrn ist von ihm gewichen, der Segen des Himmels fehlt dem alten Sünder, nichts gedeiht unter ihm, nichts gelingt ihm.“ (v. Gagern, Mein Antheil an der Politik, Th. IV. Stuttg. u. Tübingen, 1833. S. 64).

von dieser Ministerialbesetzung bekommen, nun geradezu resignirt, und die Entlassung von seinem Posten gefordert habe. Im August cirkulirte wenigstens, gleichzeitig mit der Nachricht von Bernstorff's Berufung, allenthalben das Gerücht, Humboldt habe seine Entlassung gefordert, und wolle sich zurückziehen. Einige sagten, von allen Geschäften, Andere, um nur im Staatsrath thätig zu sein. General v. Gneisenau, hieß es, werde ihn in London ersetzen. [3]) Daran war vieles voreilig. Es bereitete sich damals der große Monarchen- und Ministercongreß zu Aachen vor. Bis dahin scheint man Humboldt vertröstet zu haben, dort werde auch er erscheinen und da seine Angelegenheit erledigt werden.

Im September kam Alexander von Humboldt zu seinem Bruder nach London. Er kam von Paris, und ging (im Okt.) nach Aachen, wohin ihn der König gerufen hatte, der immer größere Freude in seinem Umgange fand. Den 13. Okt. traf er in Aachen ein. Alexander beabsichtigte damals, einen längst entworfenen Reiseplan, nach Tibet und in den malayischen Archipelagus, endlich zur Ausführung zu bringen. Der König setzte ihm, zu Aachen, einen jährlichen Zuschuß von 12,000 Thlrn. für die Dauer dieser Reise aus. In einigen Monaten sollte sie ins Werk gesetzt werden. Sie kam aber doch nicht zu Stande; Alexander ging den 26. Nov. nach Paris zurück, und lebte daselbst noch eine Reihe Jahre nur seinen Studien.

Mochte nun Wilhelm noch von Geschäften in London zurückgehalten oder der Ruf, in Aachen zu erscheinen, noch

---

3) Allg. Zeitung, 24. Aug. 3. Okt. 1818.

nicht an ihn ergangen sein, er blieb noch mehrere Wochen in England zurück. Als er erschien, waren nicht nur die Hauptgeschäfte dieses Congresses fast schon beendet, die Aufhebung der französischen Okkupation beschlossen rc., sondern auch eine Nebenfrage, die dort zur Entscheidung gebracht wurde, die badische Erbfolge und Territorialangelegenheit, schon so gut wie zum Schlusse geführt. [1]) In dieser Sache war Humboldt früher in Frankfurt thätig gewesen, und sollte es demnächst wieder sein. Es scheint, daß seine schleunige Ankunft damit in Verbindung stand. Den 5. November meldeten die Nachrichten aus Aachen, daß er mit Kourierpferden von London eingetroffen sei. [2])

Die Erbfolge der Grafen von Hochberg konnte eigentlich schon im J. 1817 als entschieden erachtet werden; und somit — da die günstige Gelegenheit, Baden hinlänglichen Ersatz zu schaffen, für jetzt vorüber war — auch die Territorialangelegenheit. Der Kaiser von Rußland gab wieder einmal den Ausschlag. Doch fand das badische Haus und Volk auch an Preußen einen eifrigen Beschützer. Preußen hatte das Benehmen des bayrischen Cabinets vom J. 1814 noch nicht verschmerzt; auch wünschte es, in einer Zeit, wo es sich selbst in noch so gespannter und gehemmter Lage sah, nicht, diesen Mittelstaat so günstig arrondirt zu sehen; endlich wollte es, aus guten Gründen, die Staaten am Oberrhein nicht zum Vortheil dieses Dritten verringert sehen. Nur das schien sonderbar, daß man das übrige Deutschland,

---

1) Preußischer Seits wirkten jetzt Hardenberg u. Bernstorff allein. Wir glauben, daß in vertraulichen Besprechungen damals auch andere deutsche Angelegenheiten berührt wurden, in einer Weise, worüber das J. 1819 völlig aufklärte. Metternich u. Hardenberg waren schon vor dem Congreß in Coblenz und auf dem Johannisberg zusammengetroffen! Schritt für Schritt ging das Wiener Cabinet auf sein Ziel los.

2) Allg. Zeitung, 14. Nov. 1818.

den Bund, auch jetzt nicht fragte. Die Sache wurde in Aachen von den Großmächten entschieden, das Successionsrecht anerkannt; die formelle Erledigung der Territorialangelegenheit aber nach Frankfurt gewiesen, wo sich zum Abschluß dieser Sache, auf den Grund der Aachener Bestimmungen, so wie zur Fertigung eines allgemeinen Territorialrecesses die früher dort gewesene Commission und zwar in denselben Personen, die 1816 darin gearbeitet hatten, nochmals versammeln sollte.

Nach London kehrte Humboldt nicht wieder zurück; Frh. v. Bülow blieb dort, und versah mehrere Jahre die Geschäfte. Humboldt sollte zunächst nach Frankfurt gehen; im Uebrigen ward ihm nun doch die Aussicht auf ein Ministerium in Berlin eröffnet, oder wenigstens auf die Hälfte eines solchen, welche man dem alternden Herrn v. Schuckmann abzunehmen gedachte. Das Verhältniß mit Hardenberg war äußerlich hergestellt, besonders während der Anwesenheit des jüngeren Humboldt zu Aachen. Hardenberg machte die Zusage, weil er wohl einsah, daß der König ein solches Talent nicht wollte feiern lassen.

Hardenberg und Humboldt verweilten noch in Aachen, als die Fürsten und Minister schon abgereist waren. Anfang Dezember verließen auch sie den Congreßort; sie passirten am 4ten beide durch Coblenz, [3]) von wo der Kanzler direkt nach Berlin ging, der Andere nach Frankfurt.

Hier traf Humboldt einige Tage nachher ein; [4]) J. v. Anstett war schon dort; alsbald langten auch die beiden andern Glieder der Territorialcommission, Lord

---

3) Allg. Zeitung, 11. Dez. 1818.

4) Ebendas., 17. Dez.; Frh. v. Stein an Gagern, aus Frankfurt, 18. Dez.

Clancarty und Freiherr v. Wessenberg, daselbst an. Von Bayerns Seite ward Herr von Pfeffel zu Unterhandlungen erwartet.

Fürst Hardenberg zögerte wie gewöhnlich, und hätte den kräftigeren Genossen vielleicht nochmals von Berlin zu entfernen gewußt, wäre nicht in der unmittelbaren Nähe des Königs ein Mann gewesen, der Humboldt's Ankunft wünschte, in der Hoffnung, durch ihn seinen Einfluß gegen den des Fürsten von Wittgenstein zu stärken, nämlich der freigesinnte, edle Witzleben,[1] zur Zeit Generaladjutant und vortragender Rath des Königs. Dieser bestärkte den Monarchen in dem Wunsche, W. v. Humboldt als verwaltendes Mitglied des Ministeriums nach Berlin zu ziehen. Hardenberg weigerte sich, wie man sagt, und als er sah, daß dem Uebel nicht mehr auszuweichen war, suchte er bei der Theilung des Ministeriums des Innern Humboldt's Stellung so beengt als möglich zu machen.

Durch Cabinetsordre vom 11. Jan. 1819 wurde

---

1) „Eine wichtige Person im Leben dieses Königs, von ausgezeichnetem natürlichen Talent, freier Denkart, zu sentimental als Geschäftsmann, zu vertrauend, nach mehr strebend, als er umfassen konnte, überaus anmuthig in Gefühl u. Sitten, der aber leider! unvorsichtig, vielleicht mehr aus Musikliebe, als aus Lust zu gefallen, sich tief in die Agendensache verstrickte, sie erleichterte u. hier viel Unheil beförderte." So wird Witzleben von Unterrichteten geschildert. Die Freundschaft mit Humboldt dauerte ungeschwächt fort, auch als dieser aus den Geschäften geschieden war; Witzleben suchte noch später seinen Rath und blieb ihm mit größter Innigkeit bis ans Ende zugethan, so daß Alexander v. Humboldt beim Tode des Bruders zu der Aeußerung sich veranlaßt fand: „sein Bruder sei Witzlebens treuester politischer und auch gemüthlicher Freund und am tiefsten von dem Gefühl durchdrungen gewesen, daß die Natur in demselben die edelsten Gaben des Geistes, der Charakterstärke u. der zartesten Sinnesart vereinigt habe!" Vergl. Dorow's Job v. Witzleben. Leipzig, 1842. S. 73.

Fürst von Wittgenstein des Polizeiministeriums entbunden, dieses ganz aufgehoben und mit dem Ministerium des Innern vereinigt. Von diesem wurden dagegen folgende Gegenstände getrennt: a) die ständischen Angelegenheiten und Verhandlungen mit den Landständen; b) die städtischen und übrigen Communal-Sachen; c) das Provinzial- und Communal-Schuldenwesen; d) die sogenannten landschaftlichen Creditsysteme; e) die Militärsachen, insofern sie nicht als rein militärisch vom Kriegsminister ausschließlich besorgt werden, also die Angelegenheiten der Armee-Ergänzung, der Landwehr-Formation, des Service-, Vorspann-, Marsch- und Einquartirungswesens, und die Mitwirkung zur Mobilmachung. „Dieses, nebst dem Departement des Fürstenthums Neufchatel, welches der Staatskanzler abgiebt, wird dem Staatsminister Freiherrn v. Humboldt, welcher Sitz und Stimme im Ministerium erhält, anvertraut." — Fürst v. Wittgenstein ward durch dieselbe Ordre zum Minister des königl. Hauses ernannt. 2)

Die Nachricht, daß Humboldt nach Berlin kommen und in das Ministerium treten werde, machte an diesem Ort gewaltige Sensation. Besonders das erregte Erwartungen, daß ihm die ständischen Angelegenheiten übertragen waren, obschon damit eigentlich mehr die künftige Leitung dieser Angelegenheiten, als deren Begründung bezeichnet sein mochte. In jedem Fall aber war derjenige, dem die erstere zufallen sollte, auch am ersten berufen, die andere zu fördern. Die ganze Bestimmung aber kann mit als Beleg dienen, daß sich der Kanzler in dieser Sache noch zum großen Theil im Einverständniß mit ihm wußte. Auch Stein war ganz zufrieden über diese Ernennung. Den 5. Aug. d. J. schrieb er

---

2) Allg. Preußische Staatszeitung 24. Jan. 1819.

von Schloß Cappenberg an Gagern: „Von Humboldt's Einwirkung auf die Geschäfte erwarte ich mir sehr vieles; er hat hinlängliche Beharrlichkeit und Gewandtheit, um Hindernisse zu beseitigen.“ [3])

Eine wichtige Partie des neugebildeten Ministeriums waren besonders die bäuerlichen Verhältnisse, zumal in einer Zeit, wo man wegen des Verfassungswerkes ernstlich daran denken mußte, die längst erwartete ländliche Gemeindeordnung zu Stande zu bringen. Die öffentliche Meinung hielt Humboldt ganz für den Mann, der dem Lande diesen Dienst leisten könne. [4])

Die Trennung des Ministeriums des Innern in zwei Theile war übrigens kein glücklicher Gedanke. Wenn der Eine dieser Minister die Communalsachen, der Andere die Polizei unter sich hatte, so konnte es an Reibungen nicht fehlen. Es hieß auch, Humboldt habe noch Bedingungen zur Uebernahme desselben gestellt, weil er fürchtete, sowohl mit Hrn. v. Schuckmann, als mit dem Gewerbdepartement des Grafen v. Bülow in Collisionen zu gerathen. Diese

---

3) v. Gagern, Antheil, IV. 77.

4) Wie sehr dieser dem Gemeindewesen sein Augenmerk zugewendet, geht aus einem später noch zu erwähnenden, ohne Zweifel an Witzleben gerichteten Schreiben, dat. 29. Nov. 1821, hervor, worin er dem Empfänger des Briefes vorrückt, in einer wichtigen Erörterung über die Ministerien „des wichtigsten Geschäfts des Ministeriums des Innern kaum erwähnt zu haben.“ „Ich meine,“ sagt er, „die innern politischen Verhältnisse des Staats, die Rechte und Stellung der verschiedenen Classen seiner Mitglieder, der Corporationen, Stände und Gewerbe gegen einander. Zum Theil sind diese Verhältnisse allerdings dergestalt gesetzlich bestimmt, daß ihre Erhaltung u. Behandlung der Justizbehörde anheim fällt, allein zum Theil sind sie anderer Natur: sie müssen nach allgemeinen und besonderen Staatsmaximen geleitet werden. Selbst der gesetzlich bestimmte Theil bedarf einer solchen Leitung, da z. B. Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch öfter bemerkt haben, daß nicht alle Regierungen die Städteordnung in gleichem Geiste handhaben, wenn sich auch gewiß keine erlaubt, die gesetzlichen Bestimmungen derselben umzuändern oder zu verletzen.“ Bei Dorow, Job von Witzleben. S. 16.

Schwierigkeiten wurden jedoch, soweit als thunlich, gehoben, und man sah der Ankunft Humboldt's zu Berlin entgegen, sobald die Frankfurter Territorialverhandlung beendigt sein würde. [5])

Zu Frankfurt war Humboldt in lebhaftem Briefwechsel mit Witzleben und Stein. Mit letzterm besonders hatte er damals viel Verkehr, und es läßt sich denken, daß die Verfassungsfrage Hauptgegenstand ihrer Unterhaltungen war. Stein brachte einen Theil des Winters in Frankfurt zu; im Frühling besuchte ihn Humboldt in Nassau. Den 22. Mai meldete Stein an Gagern: „In diesem Augenblick ist Humboldt bei mir, der sie grüßen läßt." [1]) — Auch einer besondern Angelegenheit, die den noch immer thatkräftigen Mann damals beschäftigte, verfehlte Humboldt nicht, nach Kräften seine Theilnahme zuzusichern. Stein gründete damals (20. Jan. 1819) in Frankfurt die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, der wir die Herausgabe des großen Nationalwerkes, der Monumenta Germaniae, verdanken. Humboldt konnte durch seine Bekanntschaften im Ausland der Unternehmung wesentliche Dienste leisten, und war auch unter den Ersten, welche die Gesellschaft unter ihre Ehrenmitglieder aufnahm.

Die Geschäfte der Territorialcommission fesselten ihn bis in den Juli zu Frankfurt. Erst Ende Januar war der

5) Allg. Zeitung, 14. 15. 25. März 1819.

1) Briefe des Frh. v. Stein an den Frh. v. Gagern, S. 69. 75.

bayerische Gesandte v. Pfeffel eingetroffen. Bayern protestirte natürlich gegen den Inhalt des Aachener Protokolls. Es war aber zu spät. Den 8. Mai reiste der Gesandte ab, ohne etwas bewirkt zu haben. [1]) Darauf wurde Seiten der vier Mächte, zu Frankfurt 10. Julius, ein förmlicher Vertrag mit Baden abgeschlossen, [2]) und am 20. d. M. der von dieser Commission entworfene, berühmte Territorialreceß von diesem Tage unterzeichnet. Beide Aktenstücke unterzeichnete auch Humboldt. Der Frankfurter Territorialreceß vereinigte alle seit der Akte des Wiener Congresses in und außer Frankfurt getroffenen Territorialverträge in einem Gesammtinstrument, als eine Art Nachtrag der Congreßakte. [3])

Schon am 22. Julius reiste Humboldt nach Berlin ab. [4])

Ende Juli langte Humboldt zu Berlin an. [1]) Den 12. August ward ihm sein Ministerium von dem Fürsten

1) Allg. Zeitung, 1. Febr., 16. u. 30. Mai 1819.

2) Er hob, zu Gunsten Badens, die onereusen Clauseln des Frankfurter Vertrags vom 20. Nov. 1813 auf und garantirte den jetzigen Länderbestand des Großherzogthums. — Im 7. Artikel des Territorialrecesses wurde jeder weitere Anspruch Bayerns auf Schadloshaltung für nichtig erklärt, weil es das Angebotene nicht acceptirt habe. Das stand nun freilich mit den Wiener Conferenzprotokollen in Widerspruch!

3) Der Vertrag vom 10. Jul. u. der Territorialreceß stehen bei Martens, Nouv. Recueil, IV. 604 ꝛc. 634 ꝛc.

4) Allg. Zeitung, 27. Juli.

1) Allg. Zeitung, 6. Aug. 1819. — Noch in demselben Jahre traf auch die Familie, nach so langem Aufenthalt in Italien, wieder mit ihm zusammen. Humboldts wohnten damals im Eckhaus der Behren- u. Charlottenstraße, wo einst Prinz Louis Ferdinand gehaust hatte.

Staatskanzler feierlich übergeben. [2]) Durch eine Cabinetsordre vom 20. desselben Monats verordnete der König, daß die den Herren v. Humboldt und v. Schuckmann anvertrauten Ministerien künftig Ministerien des Innern heißen, und sich als verschiedene Departements durch die Namen der sie leitenden Chefs unterscheiden, mithin „Ministerium des Innern, Departement des Staatsministers Freiherrn v. Humboldt," und „Ministerium des Innern, Departement des Staatsministers v. Schuckmann," bezeichnet werden sollten. [3])

Als Humboldt sein Ministerium antrat, sah es schon düster am politischen Horizonte aus. Die Reaktion nahm gewaltig zu; einzelne, zum Theil sehr beklagenswerthe Ereignisse hatten den willkommensten Vorwand geboten. Ich nenne nur das Wartburgfest, die Coblenzer Adresse, endlich die Ermordung Kotzebue's Schon die Coblenzer Adresse hatte den König mißtrauisch gemacht; sie scheint ihn namentlich bewogen zu haben, sich mit der Verfassungsfrage nicht zu übereilen, sondern das Heft zunächst fest und ungeschwächt in der Hand zu behalten. Schon damals erklärte er (21. März 1818): nicht jede Zeit sei die rechte, eine Veränderung in der Verfassung des Staates einzuführen, und er, der die Verheißung gegeben, behalte sich auch das Recht vor, zu bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle. — In die schon schwüle Atmosphäre trat nun auf einmal noch der Unglücksfall mit Kotzebue (23. März 1819), den Absichten einer gewissen Partei nur zu erwünscht. Oesterreich schien nur auf eine solche Thatsache gewartet zu haben. Jetzt faßte man ernstlicher die Universitäten ins Auge, auf die schon zur Zeit des

---

2) Ebendas., 26. Aug.
3) Ebendas., 7. Sept.

Aachener Congresses die bekannte Denkschrift von Stourdza so deutlich gewiesen hatte; dann fingen Verdächtigungen nach allen Seiten an, und es begann (Juli 1819) die Demagogenuntersuchung, das Reich des Herrn v. Kamptz. Männer, wie Arndt, Jahn, die Welcker, Reimer u. A. wurden wie Verschwörer behandelt. Endlich aber beabsichtigte man noch durchgreifendere, allgemeinere Maßregeln. Nach Carlsbad ward ein Congreß deutscher Minister berufen. Ende Julius gingen die Bevollmächtigten dahin ab, von preußischer Seite der Minister des Auswärtigen, Graf v. Bernstorff. Auch war über die Gegenstände dieses Congresses schon eine Vorberathung zu Töplitz zwischen Metternich, dem Könige von Preußen und dem Staatskanzler Hardenberg gepflogen worden. — So sah es aus, als Humboldt das Ministerium antrat. Es war gewiß ein ahnungsreiches Wort, das F. A. v. Stägemann damals (7. Aug.) in einem Briefe niederlegte, indem er, Humboldt's Ankunft berührend, von dessen „neuestem Verhängniß" sprach. 4)

Die öffentliche Meinung aber knüpfte große Erwartungen an diesen Antritt. Humboldt galt als die Hauptstütze des Liberalismus in Preußen; immer mehr richteten sich die Hoffnungen der Fortschreitenden und Constitutionellen auf diesen begabten Fürsprecher, der noch jüngst (zu London) Gelegenheit gehabt hatte, neue Erfahrungen über parlamentarische Institutionen einzusammeln; der das Verhältniß Preußens zu Deutschland zu würdigen wußte, und einsah, daß diesem

---

4) Siehe K. E. Oelsner's Briefe an Stägemann. Herausg. von Dorow. Leipzig 1843. S. 96.

ohne eine preußische Volksvertretung die rechte Consistenz fehle. [1])

Auch täuschte er, so weit es in seiner Macht lag, diese Erwartungen nicht. Früh schon hatten die Freiheitsideen sich in ihm festgewurzelt, er hatte sogar die Idee individueller Freiheit mit einer Unbedingtheit erfaßt, die zu sehr über die Bedürfnisse der wirklichen Welt und insbesondere unserer Zeit und unsres Volkes hinwegsah. Wir sahen ihn von der höchst praktischen Tendenz ausgehen, der Wirksamkeit des Staates Gränzen zu setzen; er that es aber in einer Ausdehnung, der die Menschen selten oder nie gewachsen waren. Die Deutschen nun gar waren weit entfernt, die Hülfe des Staats so weit entbehren zu können. Wir sahen, wie er das richtige Grundprinzip, daß alles auf Entwicklung der Invidualkraft ankomme, daß nicht die Gattung, noch irgend eine größere oder kleinere Gemeinschaft, und am wenigsten der Staat, sondern das individuelle Leben, der Mensch und dessen Ausbildung der höchste und eigentliche Zweck aller Dinge sei — wir sahen, wie er dies Prinzip in einer Unbedingtheit und einer Vereinzelung erfaßte, [2]) von der längeres Nachdenken ihn wohl zurückbringen mußte. Das Prinzip aber gab er darum nicht auf, auch als ihn mannigfache Einsicht in das praktische Leben und große Begebenheiten zu einem engern Anschluß an die Bedürfnisse der Zeit und des Volkes bewogen hatten.

Dadurch aber zeigte er gerade seinen staatsmännischen Beruf, daß er, sobald er es mit der Wirklichkeit zu thun hatte, nicht blos die Richtung seines Geistes, die freilich in dem Gegebenen nicht ganz aufgehen konnte, sondern eben

1) Siehe z. B. die Correspondenz aus Erfurt vom 12. Febr. in der Allg. Zeitung vom 27. Febr.; die aus Leipzig vom 30. März, in der Beil. dieser Zeitung vom 22. April 1819.

2) Siehe oben Th. I. S. 171—198.

so sehr die dringenden Bedürfnisse und entschiedenen Wünsche der Mehrzahl oder der Gebildeteren seiner Zeit und seines Volkes um Rath fragte; daß er, durchdrungen von der Ahnung, in den vorherrschenden Ideen einer Epoche etwas Göttlichem zu begegnen, diese Ideen aufsuchte, sie mit dem eignen Sinnen und Denken in Verbindung setzte, und so auf persönliche, aber dem Weltgeist befreundete Weise in das Allgemeine einzugreifen sich bemühte.

Es war von jeher lebendigste Ueberzeugung in ihm, daß nur durch freie Institutionen ein Volk gehoben und gestärkt werden könne. Er selbst aber würde die Verwirklichung dieser Freiheit vielleicht auf einem Wege erzielt haben, der seinen Lieblingsgedanken mehr entsprach, hätte nicht jener praktische Sinn ihn eines Andern belehrt. So hielt er denn die letzten Prinzipien in treuem Sinne, aber er schloß sich inniger an das nähere Bedürfniß der Nation und die vorwaltende Richtung des Jahrhunderts an, die auf Verfassungsleben und auf Theilnahme der Bürger an den gemeinsamen Angelegenheiten des Staates zielt. Daß dies die vorwaltende Richtung der Zeit sei, sagte ihm der Einklang der jugendlichen und vorgerückteren Zeitgenossen; daß es Bedürfniß auch der großen Mehrzahl sei, die besonders damals im Allgemeinen noch wenig Lust bezeigte, in den öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, verkündeten ihm die glücklichen Resultate, die jede Aufrüttelung des Volkes aus seinem jahrhundertelangen Stillleben in dem Charakter desselben hervorbrachte.

Endlich erkannte er, daß dieser praktische Gesichtspunkt dem ideellen die Hand biete. Die deutsche Nation ist von politischer Selbstbefähigung so zurückgekommen, daß man ihr nicht anders mehr dazu helfen kann, als dadurch, daß man sie gleichsam nöthigt, sich wieder mit praktischen Interessen zu beschäftigen. Das Allgemeine hat noch den meisten Reiz:

es erweckt den praktischen Sinn am leichtesten, und Schritt vor Schritt bildet sich die Kraft, im engern Kreise der leitenden Hand des Staates zu entrathen. — Und einer Stärkung des Gemeinseins bedarf der Deutsche gleich dringend in nationaler Rücksicht, wenn er nicht Gefahr laufen soll, bei nächster Gelegenheit wieder einmal von Wälschen oder Kosacken mißhandelt zu werden. —

Schon zu Wien sahen wir Humboldt die constitutionellen Bestrebungen nach Kräften unterstützen. Er faßte dabei sein engeres Vaterland vornehmlich ins Auge, das in diesem Punkte gleichsam die Mitte halten zu sollen scheint zwischen dem zurückstehenden österreichischen, und den in dieser Hinsicht vorgerückten kleineren Staaten Deutschlands. Er stellte ein Minimum ständischer Rechte auf, dem sich Preußen unbedingt, Oesterreich vielleicht bei Provinzialverfassung unterwerfen konnte. — Fortan wandte er dem preußischen Verfassungswerke sein Augenmerk zu; mit verdoppeltem Eifer, seit ihn das Vertrauen des Monarchen in den Constitutionsausschuß und in den Ministerrath berufen hatte. Er war von der Nothwendigkeit der Reichsstände für Preußen durchdrungen, und arbeitete jetzt, so viel er nur konnte, zur Verwirklichung dessen, was seiner patriotischen Ueberzeugung sowohl für die dauerhafte Befestigung der Monarchie und ihrer Stellung in Deutschland, als für die Entwicklung des preußischen Volkes das Zweckmäßigste schien. Und er konnte dies um so zuversichtlicher, da die Akte des deutschen Bundes und die Zusage seines Königs noch dazu aufmunterten.

Aber auch hier zeigte er sich als Staatsmann. Er forderte nicht plötzlich, was die Idee des Repräsentativsystems auch bei entschieden monarchischer Form zu begehren scheint und was er früh schon, wie uns dünkt, begriffen hatte. [3])

---

3) Siehe oben Th. I. S. 201—2. 204—5.

Und diese Ideen, deren Verwirklichung er der Zukunft überließ, waren von dem abstrakteren Liberalismus noch sehr verschieden. Ruhte doch seine ganze Anschauung der Freiheit auf anderem Grunde! — Er hatte den Geist ergriffen, der die Welt durchweht; aber er glaubte nicht, dem Buchstaben folgen zu müssen, in dem er vorübergehend sich ausdrückt, oder von andern Nationen uns überliefert wurde. [4])

Er forderte von einer preußischen Constitution nichts, was unter den gegebenen Umständen unmöglich war. Er wollte nur die Anfänge des constitutionellen Lebens gegründet, und — sofern es durchzusetzen — den Weg bezeichnet wissen, auf dem sich einst weitere Rechte daran knüpfen ließen. Er war im Wesentlichen mit berathenden Ständen zufriedengestellt; aber nur durch Reichsstände sah er den Zweck erfüllt. In jenem vielbesprochenen Minimum von Rechten, die sein Bundesplan von 1815 sämmtlichen deutschen Landständen verbürgen wollte, war zwar in zwei bestimmten Fällen — bei Einführung neuer Steuern oder Erhöhung der schon vorhandenen — den Ständen eine mitbeschließende Stimme zuerkannt, [5]) es sind dies aber Fälle, in denen die Regierung auch nur dem Rathe der Stände sich nicht leicht entziehen dürfte. Dennoch war es ein Glied in der Kette, die noch manches aufnehmen kann;

---

4) Humboldt's Werke — und hier sind seine Schriften aus seiner letzten Lebensperiode so vollgültig, als die Aeußerungen aus der Zeit seines politischen Wirkens — enthalten noch manchen Fingerzeig, der den deutschen Charakter seiner politischen Richtung bewährt. „Fessellose Freiheit," sagt er, „frommt nie auf Erden" (IV. 379). Er fordert, daß man „Gesetzmäßigkeit mit der Freiheit verbinde, d. h. ihr durch Schranken das eigene Dasein sichere." (Einl. zur Kawisprache.) Endlich sagte er so schön: „das Gesammtstreben der Menschheit bezweckt im letzten Resultate nichts Anderes, als Gesetzmäßigkeit forschend zu finden oder bestimmend zu begründen."

5) Siehe oben S. 287.

und ein glücklicher Gedanke, weil es die schrittweise und gesunde Entwicklung des Verfassungswerkes gleichsam vorzeichnet.

Humboldt wollte keinen Sprung in den preußischen Verhältnissen gemacht wissen; aber einen entschiedenen Schritt, und keinen halben. Hier war von keiner Schwächung der Staatsgewalt die Rede; sie sollte nur ein Mittel an die Hand bekommen, die Wünsche des Volkes besser kennen zu lernen. Die Rechte, die dem Volke eingeräumt werden sollten, waren gering; dadurch aber, daß ein bestimmter Antheil am Allgemeinen eröffnet wurde, konnte der praktische Sinn gestärkt, der Nationalgeist gebildet, politische Selbstbefähigung begründet werden.

Nie war seine Meinung, daß man ein Staatsgebäude nach bloßen Grundsätzen der Vernunft aufführen könne [6]. Er hielt es auch für ein Glück, daß unsere frühere Geschichte so manches Vorbild gewährt, das man befragen, daß sich noch manche Elemente vorfinden, die man benutzen könne. [7]

---

6) S. oben Th. I. S. 163.

7) Besonders merkwürdig, in dieser Rücksicht sowohl, als für sein damaliges Streben überhaupt, ist ein Schreiben, das er, kurz vor seinem Ministerialantritt, an den Verfasser einer Schrift: „Ueber die Verfassung Westphalens," den Hofgerichtsadvokaten Sommer in Kirchhunden bei Arensberg im Herzogthum Westphalen richtete, und aus dem die Absicht hervorleuchtet, den Gegnern zu sagen, daß sie es nicht allein seien, die das Historische und noch Vorhandene zu würdigen wüßten. Der Brief lautet: Frankfurt a. M., den 31. März 1819: Ew. Wohlgeboren haben mir durch ihre Schrift ein sehr schätzbares Geschenk gemacht, und ich habe dieselbe mit verweilender Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse durchgelesen. Es wäre ungemein zu wünschen, daß alle Theile des preußischen Staats sich gleich gründlicher und gunstvoller Darstellungen und Beurtheilungen ihrer ehemaligen oder bisherigen Verfassungen zu erfreuen hätten. Daß neue Verfassungen, wo sie dauerhaft und beglückend sein sollen, so viel als möglich müssen auf einen historischen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gutgeordneten Gemeindeverfassungen auszugehen hat, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammenzufügen, und daß der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen in der Erweckung und Erhaltung

Namentlich bei Bestimmung der Glieder, die zur Standschaft berufen sein sollen, so wie des Wahlgesetzes war die Rücksicht auf Gerechtsame, die sich bis auf die jüngste Zeit herab erhalten hatten, unerläßlich. Im Allgemeinen aber mußte man mehr das gegenwärtige Bedürfniß zu Rathe ziehen, als die Ueberlieferung, mehr von Grund aus neu bauen, als auf ältere Fundamente stützen. Von Humboldt aber ließ sich auch hier nur das Beste hoffen, und in keinem Falle war er gemeint, die Einführung der Verfassung von dieser Rücksichtnahme auf ehemalige Verhältnisse hinhalten zu lassen.

---

eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen von isolirender Selbstsucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem durch die Verfassung selbst bestimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos auf's Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt. Jeder Deutsche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder solcher Verfassungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entstanden, keine Vergangenheit besitzen, oder die sie muthwillig zerstört haben, sondern daß sich dieselben in unserer vaterländischen Geschichte reichlich vorfinden, so wie noch viele Elemente in noch fortbestehender Einrichtung. Die Frage kann nur sein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verschmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß? Und hierzu liefert Ew. Wohlgeboren Schrift wichtigen Stoff der Betrachtung. Indem ich Ihnen meinen Dank für die Mittheilung derselben wiederhole, bitte ich Sie, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung anzunehmen. Humboldt. — Kürzer faßte er sich mit der Antwort, die er in einem ähnlichen Falle an den bekannten Kriegsrath v. Cölln richtete: „Ew. Hochwohlgeboren danke ich hierdurch ergebenst für die mir unterm 27. d. M. gefällig gemachte Mittheilung des 1. Hefts des historischen Archivs der preußischen Provinzialverfassungen. Es verdient allgemein beifällig aufgenommen zu werden, da es bis jetzt noch an einer Schrift gefehlt, in welcher die Entstehung der brandenburgischen Verfassung und Gesetzgebung, im Zusammenhange mit der äußern Gestaltung der Monarchie, in einer kurzen übersichtlichen Darstellung, historisch-pragmatisch entwickelt ist. Berlin, 30. Okt. 1819. Humboldt." — Diese Briefe bewahrt die Allg. Zeitung vom 10. Juni und 14. Nov. 1819.

Es that auch sehr Noth, daß ein bewegender Geist sich des preußischen Verfassungswerkes annahm, wenn es nicht ganz in Stillstand gerathen sollte. An Materialien fehlte es nicht, allein der Kanzler zögerte, der Constitutionsausschuß hatte bis zum Juli 1819 so gut als nichts gethan.[1]) Indeß war das Verlangen nach einer preußischen Constitution immer dringender geworden, seit Baden (1817) damit vorgeschritten und selbst Bayern (1818) den Vorsprung gewonnen hatte. Auch Humboldt soll erklärt haben, Preußen dürfe, nach diesem Vorgange Bayerns, noch weniger zurückbleiben[2]) Doch gerade diese ständischen Verhandlungen in München mochten den Gegnern des constitutionellen Lebens lebhafte Besorgnisse einflößen; und das Wiener Cabinet bot gewiß alles auf, etwas Aehnliches in Berlin zu hintertreiben. Es ging sogar im Sommer 1819 das Gerücht, Fürst Hardenberg habe dem Könige die Grundzüge einer Verfassung vorgelegt; dieser aber habe vor ihrer Genehmigung weitere Vorarbeiten verlangt. Soviel ist gewiß, daß die zunehmende Reaktion mehr und mehr auch auf dieses Werk ihren Druck äußerte. Schon im J. 1818 wollte man oft zweifeln, ob die Regierung mit etwas anderm umgehe, als Provinzialstände einzurichten.

---

1) Oelsner schreibt, 23. Juli 1819, an Stägemann, ein Mitglied dieses Ausschusses: „Aus Ihrem Schreiben, vom 16. d., geht hervor, daß der erlauchte Ausschuß an der Constitution gearbeitet hat, wie die französische Akademie an dem neuen Wörterbuche, über dessen Grundlagen man noch nicht einverstanden ist.“ (A. a. O., S. 87.)

2) Man schrieb aus Berlin (16. Febr. 1819) in öffentlichen Blättern: „Die Freunde des Hrn. v. Humboldt versichern, die neuesten Vorgänge in Bayern hätten Se. Durchl. den Fürsten Staatskanzler veranlaßt, jenen Minister aufzufordern, seine Ansicht über das System, welches Preußen unter den gegenwärtigen Umständen zu ergreifen habe, zu erkennen zu geben, und Hr. v. Humboldt habe seine Meinung dahin geäußert, daß man keine Zeit verlieren dürfe, die Arbeiten zu dem künftigen Verfassungswerk einzuleiten.“ Vergl. Allg. Zeitung, 6. März 1819.

Humboldt aber warf sich mit allem Eifer auf das Verfassungswerk. Er hat damit und durch den Austritt, der ihn so schnell wieder vom Ruder entfernte, seine kurze Ministeriallaufbahn verewigt. Ungleich so Vielen, die ihren Freimuth vergessen, sobald sie die Staffel erklommen haben, machte er auch jetzt seine Ansichten auf das nachdrücklichste geltend.

Er verfaßte ausführliche Denkschriften [3]) über Repräsentativverfassung für Preußen, und einen Entwurf zur Constitution selbst, über den er vorher mit Stein correspondirt haben soll. Beides, diese Denkschriften, so wie später der Entwurf cirkulirten unter den Gliedern des Constitutionsausschusses und auch sonst in höhern Kreisen. Allgemein wurde der Scharfsinn bewundert, nur Wenige aber fanden sich befriedigt, weil man entweder schon mehr wollte, als zunächst in Preußen beabsichtigt wurde, oder auch den kleinen Anfängen eines preußischen Verfassungslebens abgeneigt war. Das Wort „Reichsstände" schreckte Viele, wie das Haupt der Medusa.

---

3) Varnhagen v. Ense führt in seiner Skizze über Humboldt (Denkw. und verm. Schriften, IV. 297—8) eine dieser Denkschriften als Zeugniß auf, wie Humboldt oft seinen Gegenstand zu umstricken, mit den feinsten Gedankenzügen und stärksten Schlußfolgen zu umweben wußte, daß man glaubte, die Sache zu haben, während man doch nur das umhergelegte Netz hatte. „Hauptsächlich in seinen diplomatischen Arbeiten fand sich Anlaß zu dieser künstlerischen Meisterschaft, den Gegnern uicht selten zur hülflosen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfsinn und Freiheit, an fester Gliederung und Durchführung, ist besonders eine Denkschrift, worin er Verfassungsgrundsätze erörtert; er giebt die bündigste, gefälligste Umhüllung, man glaubt schon alles sicher festzuhalten, aber zur Sache ist nichts gethan, es ist nur eine Aufgabe, eine geistige Uebung gewesen. Jedoch weder die Gesinnung, noch die Thatkraft Humboldt's können hiebei in Frage stehen; in so weit als die Aufgaben an ihn gewiesen waren, hat er sie mit Nachdruck und Weisheit gefördert und die Nothwendigkeit grosser Fortschritte bei jeder Gelegenheit auf das Bestimmteste ausgesprochen. . . Er hatte auch nach der Einleitung die Hauptsache wirklich schon bereitet."

Es geschah auch wirklich ein Ruck in der Verfassungssache. Kurz nach Humboldt's Eintritt in's Ministerium ernannte der König eine aus wenigen Mitgliedern zusammengesetzte Commission, die einen vollständigen Verfassungsentwurf bearbeiten sollte. Dieser engere Ausschuß war aus der Mitte der früher bezeichneten Constitutionscommission genommen. Er stand unter dem Präsidium des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, und zählte fünf Mitglieder, nämlich die beiden Minister des Innern, v. Humboldt und v. Schuckmann, den wirklichen Geh.-Legationsrath Ancillon, den Geh.-Staatsrath und Präsidenten des Appellationshofes zu Köln, Daniels, und den Geh.-Legationsrath Eichhorn [4]). Auch hier waren wieder sehr entgegengesetzte Ansichten vertreten; man konnte fast eben so viel Separat-Vota und Entwürfe erwarten, als Mitglieder waren. — Diese Commission, hieß es, werde sofort zur Arbeit schreiten und solche alsdann dem weitern Ausschusse zur Prüfung vorlegen. Den 13. Oktober soll die erste Sitzung Statt gefunden haben [5]), worauf vielleicht durch Vorgänge, von denen wir bald reden, sofort eine Unterbrechung herbeigeführt wurde. — So viel wir wissen, legte der Staatskanzler selbst dieser Commission einen Entwurf zu einer reichsständischen Verfassung vor; worauf Humboldt seinen eigenen Entwurf [6]),

---

4) Vergl. Allg. Zeitung, 11. Sept. (Berlin, 4. Sept.) u. die Mittheilung eines sehr unterrichteten Correspondenten aus Berlin, vom 30. Sept., ebendas., 11. Okt. 1819, die dadurch noch an Glaubwürdigkeit gewann, daß die Vossische Zeitung in Berlin, unterm 6. Nov., sie größtentheils abdruckte, und am Schluß beifügte: Diese Commission habe ihre Arbeiten bereits angefangen, und werde solche demnächst der Prüfung des größeren Ausschusses unterwerfen.

5) Allg. Zeitung, 24. Okt. 1819.

6) „Wir haben," sagt der schon genannte Correspondent der Allg. Zeitung vom 11. Okt., „Entwürfe zur Verfassung im Druck und schriftlich vor uns, zum Theil mit Einsicht geschrieben und Gutes enthaltend, und offenbar aus einer wohlmeinenden Ansicht herrührend."

als eine Art Contre-projet, eingab. 7) Was unmittelbar nach Humboldt's Entfernung vorgegangen ist, liegt im Dunkel; das letzte Ergebniß werden wir später berühren.

Trotz aller Constitutionsausschüsse und Verfassungsentwürfe war die ganze Frage noch schwebend; ja von Tag zu Tag minderte sich die Hoffnung, daß wirklich Reichsstände eingeführt werden würden. Eine mächtige Partei wollte längst nur Provinzialstände; Hardenberg selbst beabsichtigte zwar die Einführung von Reichsständen, der König aber schien für gut zu finden, zuerst Provinzialstände zu versammeln, die überall den örtlichen Verhältnissen nachgebildet wären. Der Staatskanzler ging darauf ein, und versicherte Görres (12. Jan. 1818): Seien diese provinziellen Vertretungen erst in Gang gesetzt, so würden sie sich alsdann später leicht in einen Reichsrath vereinigen lassen.

Obwohl wir die oben bezeichneten Humboldt'schen Denkschriften, so wie den von ihm verfaßten Entwurf leider noch entbehren müssen, läßt sich doch Folgendes mit Bestimmtheit versichern. Einmal, daß er in Bezug auf die den Ständen einzuräumenden Rechte mit dem Staatskanzler einig war, und zunächst für sie nur eine berathende und begutachtende Stimme begehrte, die Punkte ausgenommen, wo er schon in Wien ein Verwilligungsrecht gefordert hatte. Doch würde er auch diese Forderung aufgeopfert haben, wenn nur wirkliche Reichsstände begründet würden. Dagegen läßt sich nachweisen, daß er, auch mit dem Staatskanzler, über die Art und Zeit der Einführung differirte. 8)

---

7) Es ist zuverlässig, daß es von Humboldt's Hand einen Entwurf zur Constitution gab. Später aber haben selbst viele seiner besten Freunde sich diesen nie verschaffen können. Es wird sogar behauptet, daß der Entwurf gar nicht mehr vorhanden sei [?.]

8) Er war überhaupt mit dem Zögerungssystem des Staatskanzlers höchst unzufrieden und machte bittre Vorwürfe. Was half

Auch ihm waren die Provinzialstände recht, aber nur, wenn sie entweder zugleich mit Reichsständen oder ganz kurze Zeit vor deren Errichtung eingeführt würden.

Als Zeugniß dafür führen wir ein Schreiben auf, [9]) das Humboldt den 29. Nov. 1821 verfaßt hat. Es ist ohne Zweifel an den General v. Witzleben gerichtet, und diente als Antwort auf ein Projekt, worüber dieser um ein Privatgutachten gebeten hatte. Es war nämlich damals, in Folge der österreichischen Einflüsse, das saubere Projekt aufgetaucht, neben den Sachministerien besondere Provinzialministerien zu errichten. Humboldt nun hielt die preußische Verwaltung zur Zeit für so mangelhaft, als es nur immer die Begünstiger dieses Projektes konnten, und berief sich deshalb auf seine zwiefache Erfahrung, seine ehemalige als Staatsbeamter, und seine jetzige als Privatmann. Aber das jetzt vorgeschlagene Mittel sah er für ganz ungeeignet an, sie zu verbessern, und es war ihm leicht, es zu beweisen. Er warf hiebei eine Menge treffender Winke hin, führte die Nothwendigkeit der Einheit in den Regierungsmaßregeln, zumal für den preußischen Staat, zu Herzen, [10]) und ergriff schließlich diesen Anlaß, um ein nachdrückliches Votum

---

es auch, eine Commission nach der andern zu ernennen, wenn man hinterher alle Mittel aufsuchte, den Zweck zu eludiren!

9) Mitgetheilt von Dorow in der Schrift: Job v. Witzleben. Mittheilungen desselben und seiner Freunde zur Beurtheilung preußischer Zustände und wichtiger Zeitfragen. Leipzig, 1842. S. 13—34. Wir können diese köstliche Reliquie zugleich für einen Beleg der geistvollen und graziösen Art ansehen, womit Humboldt politische Fragen behandelte.

10) „Das Wesen des Staats besteht in der Verknüpfung der einzelnen Kräfte zur Gesammtkraft. Das Regieren verlangt daher zuerst Einheit in allen Maßregeln, die von dem obersten Regierungspunkt ausgehen. Außer seinem allgemeinen Zwecke, außer dem Bedürfniß seiner Mitglieder, ihre Kräfte, sofern sie dem Staat angehören, nicht durch Zersplitterung geschwächt, sondern durch

über die verwandte ständische Frage, nämlich über die Untauglichkeit bloßer Provinzialstände, abzugeben. Der Schluß dieses Schreibens lautete also:

Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da Ihr Aufsatz auf die Möglichkeit so wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganisation schließen läßt. Sie erwähnen selbst des genauen Zusammenhangs, der zwischen der Einrichtung der höchsten Verwaltungsbehörden und der Entscheidung der Frage über die ständische Einrichtung ist. Dieser Zusammenhang aber erstreckt sich viel weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja selbst auf die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich gestehe, daß so lange diese Frage schwebend ist, wie sie denn seit dem Erscheinen des Edikts von 1815 nicht anders als schwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unwesentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geschäftsverwaltung zu rathen.

In Rücksicht der Stände äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächst Provinzialstände zu gewärtigen sind. Meine Ueberzeugung ist, daß es sehr bedenklich sein würde, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwischenraume, will, der Zwischenraum gleich bei der Einführung der erstern unwiderruflich bestimmt und nur sehr kurz, auch, bei dieser Einführung, der Plan für die allgemeinen schon vollkommen festgesetzt sein muß. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Hierin ist die erste Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne dies muß er sie nicht bilden), so ist es consequenterweise unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen sollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar sind, und für die man sich nur mit Provinzialständen behilft. Doch ist dies nur ein Mangel.

Leitung in gerader Richtung geschont zu sehen, hat jeder Staat (der unsrige vorzüglich, der nicht in Europa in die natürlichste Lage gestellt ist) individuelle Maximen, auf denen sein individuelles Leben beruht." (S. 21).

Wenn Provinzialstände nur über Provinzialgegenstände reden dürfen, wie denn dies streng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maßregeln auf gleiche Weise zu sprechen, so werden sie künstlicher Weise der allgemeinen eine provinzielle Absicht, ein einzelnes Interesse abzugewinnen suchen, und kein Reglement wird sie hindern können, jene Schranken zu überschreiten. Dies liegt in der Natur des Menschen; auch werden sie ja durch die allgemeinen Maßregeln berührt; sie können sie drückend finden, und so ist es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit seinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun isolirt für sich sprechen will. Entsteht dies aber: so erwächst der Regierung ein ungeheures Hinderniß. Wie soll sie sich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Versammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkte ansieht, über eine Maßregel verständigen? Dennoch werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände sein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen sich, und muß sich gefaßt darauf machen, auch wenn sie die Maßregeln mit Kraft durchsetzt, diesen dumpfen innern Widerstand wenigstens nur partiell zu besiegen. Dies ist eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr, mit jeder Einrichtung von Provinzialständen verbunden und unausbleiblich; wie beschränkt ihre Rechte auch sein mögen, sobald sie nur das Recht haben, zu sprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Committenten gilt.

Die Provinzialstände werden nothwendig in ihren Ansichten getheilt sein; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates, wenigstens in der Gemüthsart und Stimmung, entstehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil sie bei jeder Versammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialversammlung, ihrer Natur nach, einiger und einer fremden Ansicht sogar weniger zugänglich ist. Dagegen werden sie sich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenseitig unterstützen, und dies ist eine zweite Gefahr. Kein noch so scharfsinniger Kopf kann sich herausnehmen, die Gränzen zwischen dem zu ziehen, was blos Provinzial-, und was allgemeine Angelegenheit ist. Der Staat wird sich vorbehalten müssen, selbst dies im Einzelnen zu bestimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann werden doch die Provinzialstände dies sogar in dem ihnen zustehenden Rechte der Beschwerdeführung ausüben, und welcher Minister wird nicht lieber eine von ihm vorgeschlagene Maßregel vor einer, aus Männern von verschiedenen Provinzen zusammengesetzten Versammlung, als gegen viele Versammlungen vertheidigen wollen? Mit

isolirten Provinzialständen wird man keinen der Vortheile allgemeiner besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende. Denn jede Provinzialversammlung wird die fehlende allgemeine ersetzen und vorstellen wollen, und schon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben ist schädlich und gefährlich da, wo nur das höchste Vertrauen und die höchste Einigkeit herrschen sollte.

Dies sind Nachtheile, die ich nebst andern geringern von allein dastehenden Provinzialständen erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden jetzt nur zu laut gewordenen Parteien sich darüber freuen. Die eine wird froh sein, daß wenigstens keine allgemeinen Stände entstehen, die andere wird sich Glück wünschen, daß es wenigstens nun Provinzialstände giebt, und denken, daß die allgemeinen von selbst nachfolgen müssen. Die letztere wird Recht haben. Sie werden, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden sein, der Geschäftsgang wird selbst auf sie führen; die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei den Provinzialständen finden wird, werden das Gefühl ihrer Nothwendigkeit erregen. Aber es wird sehr bedenklich sein, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialstände bedenkt, sie schon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn sie auch in der Zeit nachfolgen, gestiftet hat. Folgen allgemeine Stände erst, wenn die Provinzialstände schon öfters versucht haben, ihre Gränzen zu überschreiten, so ist es schon schlimm. Der Geist des Instituts ist alsdann schon verdorben, und es ist schwer, ihn zu verbessern.

Der Ausspruch des Staats, daß er die Stimme gewisser Personen für die Stimme des Volks ansehen will, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß man sich dieselbe nie zu groß denken kann, und keine menschliche Weisheit kann die Folgen davon übersehen. Damit thut ihn der Staat, sowie er auf irgend eine Weise Stände schafft. Sollen denn nun, so viel möglich, die Vortheile geärntet, die Gefahren vermieden werden, so muß das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen sein. Ihre Lage muß so bestimmt werden, daß ein Versuch, die Gränzen derselben zu überschreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entschuldigen sein würde, und daß die sträfliche, aus Leidenschaften entstehende Lust dazu weder Vorwände noch Anreizungen findet. Diese Bedingungen scheint es mir unmöglich bei Provinzialständen, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigstens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Lust, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird absichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt, und dadurch, daß es nur Provinzialstände sein sollen, auf einem Punkt

festgehalten, auf dem es nicht natürlich ist, daß sie sollte stehen bleiben können. Die theoretischen Einwürfe, die man gegen ein solches System machen kann, sind aber noch die geringsten. Die wahren Schwierigkeiten, Collisionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren würden sich erst bei der Ausführung finden. Provinzialstände mit Provinzialministern verbunden, schienen mir gar einen Zustand der Dinge herbeizuführen, in dem ich verzweifeln würde, daß die oberste aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt stehen muß, noch die Zügel zu halten im Stande sein würde. —

Da es bei ständischen Angelegenheiten sehr gut ist, auf das Geschichtliche und den ehemaligen Zustand zurückzugehen, so ist es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Ländern, wo es Provinzialstände gegeben hat, diese so entstanden sind, daß der für sich bestehende Staat neue, mit Ständen versehene Provinzen erhielt. Ob es ein Beispiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate, absichtlich und auf Einmal, Provinzialstände, ohne allgemeine, geschaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialstände, ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen (was gewiß sehr nützlich und gut sein würde) oder ohne dieselben, einrichten will, ist daher ohngefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll?

Ich sehe zu meiner Beschämung, daß ich viel weitläufiger geworden bin, als ich Anfangs dachte. Wenn ich dabei auf die unleserliche Hand sehe, weiß ich kaum, wie ich es entschuldigen soll, Ew. Hochwohlgeboren die Mühe zuzumuthen, die vielen Blätter zu lesen. Ich mochte indessen, was ich schrieb, keinem Privatschreiber anvertrauen, und muß auf Ew. Hochwohlgeboren gütige Nachsicht rechnen.

Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit und Freundschaft
der Ihrige
Wilhelm von Humboldt.

Auch nicht entfernt ist ein Grund zu der Annahme vorhanden, daß Humboldt diese Frage im Jahre 1821 anders angesehen habe, als zwei Jahre vorher. Die Meinungsverschiedenheit liegt offen zu Tage, und auch ohne anderweite Veranlassung würde ein Bruch zwischen den Parteien auf die Länge nicht wohl zu vermeiden gewesen sein.

Doch nicht durch die Verfassungsangelegenheit, oder durch Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage sollte die Katastrophe herbeigeführt werden, die den Ausgang des Jahres 1819 so denkwürdig für Preußens Geschichte macht. Die preußische Constitution lag noch zu fern; selbst der engere Constitutionsausschuß war sicher zu einem Schlußergebniß noch nicht gelangt, als plötzlich der Kampf auf ein anderes Terrain überging, und da, weil es sich um einen positiven Rückschritt handelte, eine viel heftigere Gestalt annahm. Den Anlaß hiezu gaben die Carlsbader Beschlüsse, die der Bund am 20. Sept. proklamirte. [1])

Der Inhalt dieser Beschlüsse ist uns zur Genüge bekannt. Man hat dafür gesorgt, daß sie nicht in Vergessenheit kommen können. Man gab dem 13. Artikel der Bundesakte eine authentische, sehr einschränkende Auslegung, nahm Maßregeln gegen Schulen und Universitäten, fesselte die Presse durch umfassende Censureinrichtungen und setzte in Mainz eine Centraluntersuchungscommission nieder. — Zugleich ward ein neuer Ministercongreß anberaumt, [2]) der sich im Spätjahr zu Wien versammelte, und dem wir die Schlußakte des deutschen Bundes danken — ein Werk, das die Bundesstaaten mehr consolidirte, jedoch nur im Interesse der Fürsten und des monarchischen Princips, wobei die Geschützten es gar nicht achteten, wie sehr auch sie gefesselt wurden.

Es war ein böser Geist, der die Politik zu beherrschen anfing; und das Traurigste war, nicht daß alle Regierungen übereinstimmten, sondern daß Männer, die vor wenig Jahren noch die Rechte der Völker verfochten, und zu den

---

1) Am 18. Okt. wurden sie in Preußen publicirt, und die neue Büchercensur eingeführt.

2) Im Nov. reiste Gr. Bernstorff ab; die Conferenzen begannen am 25. dieses Monats.

Besten gehört hatten, — wie Gr. Münster, Plessen und solche — sich einschüchtern und so sehr umstimmen ließen! Nicht daß die Regierungen gar nicht Grund gehabt hätten, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Die beste aber, die sicherste lag in dem festen und ruhigen — nicht langsamen — Fortschreiten im Gebiete bürgerlicher Einrichtungen, nicht aber in diesem zuversichtlichen Sichselbstüberheben über eine tüchtige und gemäßigte Nation. Immer mochte man gewisse Maßregeln gegen die unbärtigen Staatsverbesserer ergreifen, der periodischen Presse Gränzen setzen, ja selbst gewisse Principien eines abstrakten Liberalismus als unverträglich mit der Monarchie und namentlich deren bisheriger Entwicklung in unserm Vaterlande zurückweisen; aber unrecht war es, so viele Verheißungen oder Erklärungen umzudeuten, oder als nicht geschehen zu betrachten, fast alle Aeußerungen des Volkes unter Censur zu setzen, und, auf ein paar Jugendfrevel hin, gleichsam die Nation in Untersuchung zu ziehen.

Allerdings wurde durch diese Beschlüsse und die nachfolgende Schlußakte Deutschland inniger verknüpft, und die Centralgewalt gestärkt. Es fragt sich aber, ob man dies willkommen heißen konnte, wenn es nur im Interesse der Unfreiheit und der Reaktion geschah, und ob diejenigen Staatsmänner nicht Recht hatten, die, da nun der Bund einmal eine so einseitige und negative Richtung bekommen hatte, es jetzt für besser hielten, das Band in solcher Lockerheit zu erhalten. Bis heute wenigstens hat der Erfolg nur gelehrt, daß mit dieser Veränderung sich sämmtliche deutsche Staaten einer von Oesterreich beherrschten Gesammtrichtung unterthan gemacht haben, aus der sie einst Mühe haben werden, sich loszuwinden, einer Politik, die eben so sehr die Selbstständigkeit der einzelnen Regierungen, als die Fortschritte der deutschen Völker lähmt. Nur dies Eine mag uns trösten, daß nach

dieser Gesammtlähmung auch der Fortschritt ein gemeinsamer wird sein müssen.

So hatte sich denn Preußen von fremder Politik ins Schlepptau nehmen lassen, um geträumte oder zu groß geachtete innere Gefahren zu beseitigen. Wir wissen wohl, welche mächtige Partei Hardenberg und Bernstorff umlagerte; wie Viele damals Thron und Vaterland am Abgrund glaubten; wissen auch, welche Rücksicht die preußische Regierung dem Wiener Cabinete schuldete. Rechtfertigt dies aber, daß sie die Haltung aufgab, die sie über den Parteien haben sollte, und durfte sie vergessen, daß eine strenger conservative Richtung in Oesterreichs Verhältnissen geboten ist, wogegen Preußen ein bewegendes, und, wo das nicht sein kann, wenigstens vermittelndes Element darzustellen berufen ist?

Es war ein Unglück, daß Hardenberg nicht zurücktreten wollte, nicht für ihn nur, sondern für den Gang der Dinge, dem er seinen angesehenen Namen lieh. Er wollte sich nicht sagen, daß er längst nicht mehr das Heft in Händen habe; er glaubte vielleicht, weiteren Rückschritten noch vorbeugen zu können. So ward er von einer Concession zur andern getrieben, und eh' er sich's versah, war er den Männern, mit denen er 1814 und 1815 noch zusammengestanden, vollkommen entfremdet. Schon mußte er sich selbst zum Werkzeug der Reaktion hergeben, und bald sah er sich gezwungen, die früheren Genossen aufzuopfern, um — sich zu halten. Er war mit sich selbst unter äußeren Einflüssen zerfallen.

Humboldt [1]) war schon länger gereizt, gereizt durch

---

1) Wir geben die Schilderung der Ministerialkrisis von 1819 und des Sturzes der Opposition hier zum ersten Mal aus authentischerer Quelle. Es bleibt noch manches zu wünschen; für die Thatsächlichkeit des Gegebenen aber glauben wir einstehen zu können.

die Wendung, die man unerfüllten Verheißungen einer Verfassung und allgemeiner Reichsstände geben wollte, gereizt durch die ganze Politik des Staatskanzlers, der, statt, wie früher, sich auf Talent und öffentliche Meinung zu stützen, nur Hülfe von außen, von Oesterreich und Rußland, erwartete. Die Carlsbader Beschlüsse aber empörten ihn; er erklärte sie für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend," und scheute sich nicht, diese Opposition ins Ministerium selbst zu tragen. Hatte er bisher angetrieben, wo er konnte, so stand es ihm wohl an, sich unverholen von der Richtung Hardenberg's loszusagen, in dem Augenblick, wo sie die Bahn des Fortschritts entschieden zu verlassen schien.

Er verband sich mit dem Großkanzler v. Beyme und eröffnete, unter Hinzutreten des Kriegsministers v. Boyen,[2]) eine Opposition im Staatsministerium, die er mit Hartnäckigkeit und streng systematisch verfolgte, und in der er wegen dieser Carlsbader Beschlüsse den Fürsten Staatskanzler und den Minister Grafen von Bernstorff aufs heftigste angriff.

Dieser Angriff zerfiel in zwei Akte. Im ersten griff er geradewegs das Materielle dieser Beschlüsse an, vornehmlich in Bezug auf die Demagogenfrage;[3]) und zog diesmal ziemlich das ganze Staatsministerium auf seine Seite.[4]) Darauf erfolgte von Sr. Maj. dem Könige ein ungnädiger Bescheid.

Bisher ruhte hier Alles auf noch dazu meist falschen Gerüchten. Männer sogar, die unserm Humboldt sehr nahe gestanden, erhielten über den Gang dieser Sache nie die gewünschte Kenntniß.

2) Sonderbar, daß Humboldt mit diesem Manne, mit dem er sich zu Wien im Duell geschlagen hatte, noch in so nahe Berührung kommen sollte!

3) Er erklärte laut: ein Staatsminister, ein Minister des Auswärtigen überschreite seine Rechte, wenn er verspreche, preußische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen. Man solle, verlangte er, den Minister Bernstorff in Anklagestand versetzen, und die ganze Maßregel cassiren; zugleich aber festsetzen, daß hinfüro solche Projekte allemal erst ans Staatsministerium gebracht werden müßten.

4) Das Staatsministerium bestand damals, außer dem Staats-

Nun begann der zweite Akt. In diesem zwang der durch jenen ungnädigen Bescheid bewirkte Abfall des größeren Theils der Minister die verbundenen muthigeren und unabhängigeren Glieder, Humboldt, Beyme und Boyen, allein voran zu gehen. In drei wesentlich übereinstimmenden Schriftstücken, deren Vorlegung bei des Königs Majestät sie begehrten und durchsetzten, erneuerten sie den frühern Angriff; versteckten ihn aber mehr hinter die Behandlung des Gegenstandes aus dem politischen Gesichtspunkt, indem sie die Carlsbader Beschlüsse als der Natur des deutschen Staatenbundes nicht entsprechend, als dem Bundestage eine Preußens Selbstständigkeit vernichtende Macht beilegend, und zu einer Preußen beschränkenden, unzeitigen Consolidation des Bundes führend darstellten, und aus diesen Gründen auf ein Zurücktreten Preußens von den Carlsbader Beschlüssen antrugen.

Sind wir recht unterrichtet, so ereigneten sich diese Vorgänge sämmtlich während des Monats Oktober 1819. Die Folgen davon traten jedoch erst zum Schluß des Jahres hervor, ein deutliches Anzeichen, daß sie nicht sogleich entschieden waren, sondern Kampf kosteten. Ein zufälligerer Umstand scheint die Krisis geendigt, und den wohl unvermeidlichen Ausgang entschieden zu haben.

Ein solcher Angriff war in den Annalen Preußens etwas Unerhörtes. Man fürchtete, daß der größere Theil

---

kanzler und dem Kronprinzen, welcher Sitz und Stimme darin hatte, aus den Staatsministern v. Kircheisen (Justizminister), Grafen v. Bülow, v. Schuckmann, Fürsten von Wittgenstein, v. Boyen, v. Beyme (Minister der Gesetzrevision und des rheinischen Justizwesens), v. Klewitz (Finanzminister), Frh. v. Altenstein, Grafen v. Lottum (Minister des k. Schatzes), Grafen v. Bernstorff, und W. v. Humboldt.

des Staatsministeriums von dieser Richtung fortgerissen werden würde, wenn man nicht schleunige Maßregeln ergriffe. Auch kamen jetzt noch andere Dinge zur Sprache, zum Theil als Folge jenes Angriffs, die die Verstimmungen und Befürchtungen vermehrten. Die coalisirten Minister lehnten sich gegen die ganze Stellung des Staatskanzlers auf, durch dessen Hand allein die Sachen an den König gingen. [1]) Wenn, erklärten sie ferner, der König die Minister — wie er wollte — verantwortlich mache in Rücksicht der Staatsverwaltung, so müsse ihr Verhältniß ein freieres werden, so dürfe der Staatskanzler nicht unbedingt über ihnen stehen. — Von der andern Seite ging man eben jetzt mit einer wichtigen Veränderung in der Organisation der Landwehr um. Der Kriegsminister v. Boyen widersetzte sich dieser, doch ohne Erfolg, [2]) und dies war es, was ihn und einen ihm befreundeten Militär zu dem Schritte bewog, der die Ministerkrisis beschleunigte.

Der Staatskanzler konnte das Schwierige seiner Lage nicht verkennen; Fürst von Wittgenstein ergriff den Augenblick, ihn zu bearbeiten, und Hardenberg verband sich nun mit dem, der ihm durch sein Gewicht beim Könige so oft im Wege gestanden, und gegen den er noch jüngst zuweilen gern mit Humboldt oder Witzleben gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, um einen Widerstand zu erregen.

Wittgenstein bewies dem Kanzler, daß die Opposition gesprengt werden müsse. Ein großer Theil des Adels war in Bewegung. Das Wiener und Petersburger Cabinet, denen

---

1) Im Cabinetsbefehl vom 3. Juni 1814, der das Ministerium einrichtete, war vorgeschrieben, „daß die Minister alle Berichte an den König dem Staatskanzler zusenden sollten."

2) Die Ordre vom 22. Dez. 1819 gab der Landwehr die Form, in der sie seitdem besteht. Sie trat in eine engere Verbindung mit dem stehenden Heere.

der Sturz der Opposition nur erwünscht sein konnte, mochten nicht als müßige Zuschauer dabei stehen. Humboldt namentlich war den Russen längst zuwider. Oesterreich war seiner Sache noch nicht gewiß; [3]) noch ein paar Schritte, wie diese Humboldt'schen gegen die Carlsbader Beschlüße, und der große Wiener Reaktionsplan war vernichtet!

Endlich kam ein zufälliger Umstand, und erleichterte das Spiel der Gegenpartei. Der Kriegsminister v. Boyen forderte — aus Mißmuth und Aerger über die erwähnte Militärmaßregel — Mitte Dezembers seinen Abschied, den der König nach einigem Widerstreben gewährte. Seinem Beispiele folgte einer der ersten preußischen Militärs, der Generalmajor v. Grolmann, damals Direktor der ersten Abtheilung im Kriegsministerium. Der König bewilligte auch ihm den Abschied, ein paar Tage später (25. Dez.).

Die Leichtigkeit, womit man die Entfernung des Kriegsministers bewirkt hatte, gab den Widersachern Muth. Man sagte dem König, nichts sei erlangt, wenn der wichtigste, geistreichste von Allen im Ministerium bleibe. Der König soll, als man ihm die Maßregel vorschlug, gezaudert haben; er wollte von W. v. Humboldt nicht lassen [?]. Wittgenstein und der Kanzler drangen in den Monarchen, und gewannen. Acht Tage nach Boyen's Verabschiedung — mittelst Cabinetsordre vom 31. Dezember 1819 — erhielten W. v. Humboldt und Beyme ihren Abschied. Man darf

---

3) Man lese nur den merkwürdigen Brief von Gentz vom Ende Oktobers 1819, worin er seinen Genossen Adam Müller bittet, etwas zu vorschnellen Wünschen Stillschweigen zu gebieten. Bei diesem Anlaß ruft er ihm zu: „Wir wissen, daß die preußische Regierung in sich selbst gespalten und zerfallen ist, aber die, welche an ihrer Spitze stehen, haben in der letzten Zeit, und bis auf den heutigen Tag, auf dem mit Oesterreich gemeinschaftlich betretenen Wege eine Treue und Festigkeit bewiesen, die wir dankbar anerkennen müssen." Schriften von Fr. v. Gentz, V. 75.

wohl sagen, sie wurden als gefährlich aus dem Ministerium gestoßen. Humboldt sollte die Pension eines Staatsministers von 6000 Thalern erhalten: er schlug sie aus, und zog sich sofort in das Privatleben zurück.

Den 4. Jan. 1820 meldete die preußische Staatszeitung die in dieser Ausdehnung wenigstens unerwartete Ministerialveränderung. Zuerst wird die dem General von Boyen bewilligte Entlassung angezeigt; auch die des Gen. v. Grolmann. Dann hieß es: „Auch haben des Königs Majestät die Staatsminister v. Beyme und Frh. v. Humboldt von den Geschäften des Staatsraths und des Staatsministeriums sowohl, als der ihnen anvertrauten Departements vorerst, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anspruch genommen werden kann, zu dispensiren geruht." Die Gesetzrevision wurde Beyme'n gelassen. Die Geschäfte des Humboldt'schen Ministeriums aber gingen, laut der Staatszeitung, an den Minister v. Schuckmann, das Departement Neufchatel wieder an den Staatskanzler zurück. — Auch fand man sich, 8. Januar, veranlaßt, in der Staatszeitung zu erklären, daß „die Geschäfte der von Sr. Majestät dem Könige zur Bearbeitung der künftigen ständischen Verfassung ernannten Commission, ungeachtet der Staatsminister Freiherr v. Humboldt aus derselben ausgeschieden sei, ihren Fortgang hätten."

Die Verbindung mit dem Hofe war zunächst ganz abgebrochen. Der König war tief entrüstet, Humboldt, den er einst fast jeden Abend bei sich oder bei der Prinzessin Radziwill gesehen, in so heftiger Opposition gegen seinen Willen zu finden. — Des Staatskanzlers Erbitterung scheint sich gemindert zu haben, als seine Absicht erreicht war. Wenigstens

das der König von dem Minister v. Voß verlangte — der schon vor Hardenberg's Tode in das Ministerium eintrat, und auch ohne den Rang eines Staatskanzlers das größte Vertrauen genoß — soll in der Verfassungsfrage noch zuletzt den Ausschlag gegeben haben. Alle Gedanken an Reichsstände wurden auf eine entferntere Zukunft vertagt; und (1823—24) nur Provinzialstände eingeführt. — Durch solche Vorgänge hatte Preußen sehr an Vertrauen in Deutschland verloren, namentlich bei den constitutionellen Staaten. Später, nach dem Sturm von 1830, suchte es das Verlorne auf anderem, auf materiellem Wege wieder zu gewinnen, und mancherlei Gefahren durch den Zollverein zu begegnen. Das hat auch Früchte getragen; aber es befriedigt nicht. Diejenigen, die ein ungeschwächtes Vertrauen zu diesem Staate bewahren, hoffen stets, daß das Leben, das ihn in den Jahren 1807 bis 1819 durchwehte, und das so Großes bewirkt, nicht erstorben sei, sondern wieder frische Blüthen treiben müsse. —

Humboldt konnte mit dem Gefühl zurücktreten, daß er das Seinige gethan habe, ohne die Gränzen einer loyalen Opposition zu überschreiten. Er trat gern in das Privatleben zurück, da auf jenem Felde zunächst nichts Erfreuliches mehr für ihn zu wirken übrig blieb. Mancher wird sagen, er hätte nun den Kampf auf ein weiteres Terrain tragen, und nur kühner auftreten sollen. Dazu aber war in Preußen und ist in Deutschland noch kein Raum; auch Stein konnte ja seinen Unmuth nur in Briefen auslassen. — Humboldt hörte freilich nicht auf, an den Interessen des Vaterlandes, der Menschheit, der Freiheit das regste Interesse zu nehmen. Er sprach auch entschieden über heimathliche Fragen seine Ansicht aus, wenn er, wie z. B. von Witzleben, auf

vertraulichem Wege darum ersucht wurde. Eine Art Rehabilitation, die er im Jahr 1830 erlebte, führte ihn auch in den Staatsrath — aber nicht in das Staatsministerium — zurück; er nahm dort wieder Theil in pleno und in Ausschüssen, ohne eigentlich mehr zu erfüllen, als den Wunsch seines Fürsten.

Er trat gern von den Geschäften zurück; denn er hatte, vor seinem Ende, noch ein eigenes Feld zu bestellen, wo er Großes wirken konnte. Lange vielleicht hatte ihm im Geist schon das Tuskulum vorgeschwebt, in das er sich einst zurückziehen wolle.

Von persönlicher Erbitterung war keine Spur in ihm. Hat er vielleicht auch später Manches anders angesehen, als z. B. einst zu Wien; von irgend einer Meinungsveränderung aus gekränkter Stimmung kann doch bei ihm nicht die Rede sein. Er ging noch später mit Bernstorff um, wie mit Stein, und als wenn nichts vorgefallen wäre. Merkwürdig vor allem aber scheint uns die Art, wie er noch später den Fürsten Hardenberg beurtheilte, und dabei ein gewisses Bedauern ausdrückte, an dem verworrenen politischen Treiben seiner Zeit selbst diesen Antheil gehabt zu haben. Varnhagen von Ense nämlich, der bekannte Künstler in biographischen Darstellungen, hatte ihm mitgetheilt, daß er damit umgehe, das Leben des verstorbenen Staatskanzlers zu schreiben. Humboldt erklärte seine Freude, daß diese Arbeit in solche Hände falle, und äußerte sich in der Erwiederung an Varnhagen, 7. Mai 1830, also: „Meine Empfindungen für diesen Mann [Hardenberg] sind in allen Zeiten, auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieselben geblieben, und es freut mich daher, daß er bei Ihnen gewiß zugleich die würdigende und schonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von ihm sagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1816 wie die

Entwicklung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieselbe für Preußen herbeizuführen, als den seinigen. Ich habe dies in der Mitte dieser Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden schien, für den Ausgang gezittert. Dagegen ist es gewiß auch wahr, daß man für sich selbst vielleicht eher auf den Antheil an diesem Drama verzichtet hätte, um in entschiedenerer Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehen." [1])

Er legte überhaupt wenig Gewicht auf das, was er selbst in diesem Drama gewirkt hatte, und was ihm widerfahren war. Sein Bruder Alexander bat ihn mehrmals kurz vor dem Tode, etwas über die Geschichte seiner Entlassung zu diktiren. Die Antwort war immer der Ausdruck der tiefsten Verachtung für so unwichtige Vorfälle; das seien vorübergehende Zustände, und er wenigstens halte es nicht mehr der Mühe werth, sich damit zu beschäftigen.

---

1) Aus den Briefen von W. v. Humboldt an Varnhagen, die in (Dorow's) Denkschriften und Briefen, B. III. Berlin, 1839. S. 4—12 mitgetheilt wurden.

Siebentes Buch.

Letzte Lebens- und Mußejahre, ganz der Wissenschaft und der Kunst geweiht, vorzugsweise der vergleichenden Sprachforschung und der Philosophie der Sprache, die hiedurch ein dauerndes Fundament erhalten.

1820 bis 1835.

Wir haben Humboldt bis ans Ende seiner eigentlich politischen Laufbahn begleitet und sind nun am letzten Stadium seines Lebens angelangt. Wir sahen, wie bereitwillig er von den Geschäften schied, als diese eine trübe Wendung nahmen und man seine Einsprache nicht ferner dulden wollte. Er trat in das Privatleben zurück. „Aber er hört darum nicht auf, vielseitig zu wirken und zu streben: alle Kraft und Anstrengung, die er so lange und so erfolgreich nach außen gewendet hatte, concentrirt er nun auf Wissenschaft und Kunst, sein Forschungsgeist dringt in die tiefsten und zartesten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entferntester Welttheile ein, sucht mit hellem Blick ihren Zusammenhang in der Culturgeschichte der Menschheit auf; er schmückt den angestammten Landsitz Tegel durch einen Verein großartiger Kunstgebilde zu einem sinnigen Tempel aus, den Freunden zum heitersten Asyl, sich selber zu geistiger Verjüngung. Dort besucht ihn unausgesetzt die Muse und bringt immer frische Kränze seinen alternden Tagen. Zufrieden und gefaßt, voll Zuversicht auf ewige Fortdauer, scheidet er sanft aus dem Kreise seiner Lieben, unvergeßlich Allen, die ihn kannten." 1)

1) Worte Friedrichs v. Müller (a. a. O.).

Auf dem politischen Gebiete war damals nur wenig Erfolg zu hoffen; ein reiner Charakter lief weit mehr Gefahr, sich zu beschmutzen. Giebt es doch, in unserer Zeit zumal, achtungswerthe Stimmen, die selbst das vorangegangene politische Wirken Humboldt's und Aehnlicher nur für gering ansehen, weil es nicht mehr Erfolg hatte; die geradezu sein staatsmännisches Talent in Zweifel ziehen, weil es nicht von jenem Glücke begleitet war, das Andere hatten, die von den Verhältnissen des damaligen Deutschlands überhaupt und ihrer Lage insbesondere getragen und gehoben wurden. Aber es ist uns gar nicht darum zu thun, eine Beurtheilung solcher Art, die nur nach dem Erfolg und noch dazu nach einem nur vorübergehenden Erfolg, mißt, hier zu widerlegen. Wir glauben nur, daß Humboldt's Rücktritt auch uns weniger bedauerlich erscheinen kann, wenn das, was er noch in glücklicherer Zeit geleistet hatte, schon Zweifeln dieser Art Raum lassen konnte, seien diese an sich auch so unhaltbar, wie sie wollen. Hörte man doch schon in jenen bewegteren Jahren die Klage, daß keine Hoffnung sei, daß Humboldt für seine wissenschaftlichen Arbeiten und besonders für Vollendung seiner umfassenden Sprachforschungen so bald hinreichende Muße finden werde, und wies man doch darauf hin, daß ein Geist, dessen früheren Leistungen nur vielleicht mitunter die Leichtigkeit der Darstellung und eine durchweg bündige und gefällige Entwicklung gefehlt hatten, bei fortgesetzten tiefen Studien und nach solcher praktischen Thätigkeit diese Mängel so sehr überwunden haben müsse, daß man nur wünschen könne, ihn wieder in der Reihe der Autoren und auf dem wissenschaftlichen Gebiete thätig zu sehen, wo ein solcher Geist viel Unvergänglicheres gründen werde, als in den traurigen politischen Verhältnissen dieser Zeit.

So widmete sich denn Humboldt einem Felde, wo er etwas Reines zu thun fand, etwas Großes und Neues zu

gründen möglich war. Nicht, daß er das Interesse für das Vaterland oder die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit aufgegeben, oder einen Antheil daran gar nicht mehr bekundet hätte. Allein sein eigentliches Wirken war von nun an ganz der Wissenschaft, der Kunst gewidmet. Es war ihm damit zugleich vergönnt, ganz seinen innersten Bedürfnissen zu leben; frei von Formen und Ansprüchen, die die Politik geltend macht, auch das Gemüthliche seines Wesens unverhüllter an den Tag legen zu können und im innigeren Verkehr mit den Seinigen, in einem still befriedeten heiteren Dasein die Bahn seines Lebens zu beschließen.

Zunächst lenkte Humboldt auch die Forschung nicht durchaus auf Gegenstände, die dem praktischen Leben ganz entfernt waren. In einer Abhandlung „über die Aufgabe des Geschichtschreibers" lehrte er eine würdigere Auffassung der Weltgeschichte, und gab Grundzüge einer Geschichtsphilosophie, die uns noch mangelte. Dann aber versenkte er sich vornehmlich in das vergleichende Studium und in die Philosophie der Sprache. Die Ergebnisse seiner Forschung legt er allmählig in Sitzungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vor. Ganze Welttheile mit ihren Sprachformen umfaßt er in diesen Studien; doch zuletzt fixirt er dieselben auf der Inselgruppe Polynesiens und auf Zusammenstellung seiner Forschungen über die letzten Gründe und die allgemeine Natur der Sprache, und hinterläßt uns in drei Quartbänden die Früchte solchen Nachdenkens. Dies Alles füllt jedoch den reichen Inhalt seiner spätern Lebensjahre noch nicht aus. Er wirkt daneben auch für die Kunst im weitesten Umfang, giebt letzte Urtheile über die Koryphäen unserer Litteratur, mit denen er so lange und so nah verbunden gewesen. Endlich besuchte ihn selbst, mehr denn je, der poetische Genius. In einer herrlichen Reihe von Sonetten legte er, „wie in einem poetischen

Tagebuche," die ernsten und heitern Stimmungen und die Gefühle seiner letzten Tage nieder.

Wir könnten diese Mußejahre auch in zwei Hälften trennen, von denen die eine bis zum Tod seiner Gattin reichen würde, die zweite den Rest seines Lebens umfaßte. Die erste Hälfte überließ er sich dem Studium der Sprachen in größter Ausdehnung, so wie den geistigen und geselligen Anregungen der Stadt. Er lebte, wenigstens im Winter, zu Berlin, nur im Sommer meist in Tegel, seltener auf seinen Magdeburger Besitzungen, in Burgörner, oder auf der neuerworbenen schlesischen Herrschaft. Die letzten Jahre seines Lebens dagegen concentrirte er seine Thätigkeit auf die Hauptaufgaben seines Alters und zog sich, auch darin den großen Alten ähnlich, fast durchaus in die Einsamkeit des Landlebens, auf Schloß Tegel zurück, welches er sich zu einem wahren Musensitze geschmückt hatte.

* * *

Allgemeiner Umriß von Humboldt's Leben in den Jahren 1820 bis 1835.

Sehnsucht nach Familienleben hatte Humboldt bewogen, den Posten in London aufzugeben. Schon im Spätjahr 1819 war die Familie in Berlin wieder mit ihm vereinigt. Jetzt aber, wo die Last der Staatsgeschäfte ihm abgenommen war, konnte er des Zusammenseins genießen, wie es seit den Tagen in Rom ihm nicht mehr dauernd vergönnt worden. Er schloß sich auch in diesen spätern Jahren mit zunehmender Innigkeit an Gattin und Kinder an, so wie überhaupt das Gemüthliche in ihm mehr hervortrat und die Eiskruste schmolz, hinter welcher er, in den Jahren der politischen Thätigkeit,

sein Ich oft verborgen hatte. Die Gattin hatte ihrerseits den Drang nach dem Süden ersättigt. Die Kinder waren herangewachsen. Theodor, der älteste, hatte geheirathet und sollte jetzt, wo die Waffen ruhten, die neuerworbene schlesische Herrschaft bewirthschaften; der jüngere Sohn, Hermann, lernte, nachdem er herangewachsen, die Forstwissenschaft, übernahm jedoch später die Hälfte der Herrschaft Ottmachau und widmete sich mit lobenswerthem Eifer deren Cultur. Ein stiller, einfacher Mensch von angenehmen Sitten, der unverheirathet blieb. Auch Caroline, die älteste Tochter, heirathete nie. Sie hatte viel vom Wesen des Vaters und war seit dem Tode seines Lieblings Wilhelm unter den Kindern ihm am engsten verbunden. Es war eine sprachgelehrte, ernste und kluge Person, von Tiefe des Gemüths und vieler Eigenart des Charakters. Adelheid, die zweite Tochter, lebte mit dem Gemahl, Obrist von Hedemann, der Adjutant des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, war, fortan in der Nähe der Eltern. Die jüngste Tochter, Gabriele, endlich war dem Freiherrn von Bülow verlobt, den wir in London verlassen haben.

Humboldt's bewohnten zu Berlin Anfangs das Eckhaus der Behren- und Charlottenstraße. Bald aber nahmen sie ihre Wohnung am Gensdarmenmarkt, französische Straße Nro. 42, wo sie den ganzen ersten Stock, eine Treppe hoch, inne hatten und, wie Niebuhr erwähnt, [1]) 1500 Thlr. jährlichen Miethzins zahlten. Das Haus gehörte, als Humboldts darin wohnten, dem geheimen Rathe Dr. Rust. Mehrere Jahre hatte zugleich der Direktor des Cultusdepartements, Nicolovius, der unserm Humboldt schon in Königsberg so nahe stand, das Glück, dessen Hausgenosse zu

1) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, Th. III. S. 105.

sein und mit ihm und der von ihm innigst verehrten Familie in beständigem vertrauten und erheiternden Verkehr zu leben.[2]) In diesem Hause starb auch Frau v. Humboldt.

Hier versammelte Humboldt die interessanteste Gesellschaft. Was nur an einem Ort wie Berlin von Geist und Bedeutung vorhanden sein mochte, oder der Ruf dieser Stadt von außen zuführte, suchte und fand Zutritt in diesem Hause. Prinzen des königlichen Hauses, hohe und höchste Staatsbeamte, die ersten Namen der Wissenschaft, in einer Zeit, wo neben Humboldt noch ein Schleiermacher, Wolf und Hegel, später auch Alexander v. Humboldt dieser Stadt und Universität solches Ansehen verliehen, wo außerdem so viele seltene und aufstrebende Kräfte sich jenen Männern anreihten — sie Alle begegneten sich in den gastlichen Räumen dieses Hauses, wo dann die ausgesuchtesten Zierden der Frauenwelt, darunter so hervorragende Erscheinungen, wie Frau v. Varnhagen, Bettina v. Arnim, Charlotte v. Kalb, eine Gräfin Schlabrendorf [3]) u. s. w. die Höhe dieser Stadt spiegelten. Und selbst in dieser Fülle des Geistes strahlte noch die Anmuth der Frau des Hauses siegreich hervor, jenes gesellschaftliche Talent, das in Paris, Wien und Rom unvergeßlich war, jener Geist und jenes Wissen, die bei Frauen so selten mit solcher Lieblichkeit und so viel Ebenmaaß verbunden erschienen.

---

2) Alfred Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. Bonn, 1841. S. 319.

3) Sie war eine geborne Gräfin Kalckreuth und Nichte des Pariser Schlabrendorf, und ausgezeichnet durch Kraft und Schärfe des Geistes. Dorow hat sie uns neuerdings als eine wahre Zuchtruthe des vornehmen Berlins geschildert. (S. dessen Erlebtes a. d. Jahren 1790—1827. Th. III. Leipzig, 1845. S. 168—69). Sie schonte in der That Niemand. „Ach! die Versprechungen," rief sie einst, „im blühenden Mai gemacht, wo Alles in Säfte aufschießt — sind harte Nüsse, selbst für die Zähne eines Humboldt nicht zu knacken, der doch sonst Alles aufzubeißen und zurecht zu stellen versteht."

Und nun Humboldt selbst! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die meisten Länder Europa's aus eigener Anschauung kannte und den Erdkreis in seinen Studien umfaßte, der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit spendete, morgen mit einem der ersten Gelehrten die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft, z. B. Champollionr Hieroglyphenforschungen durchsprach, der das eine Mal die Erinnerungen der Jenaer Tage auffrischte, ein anderes Mal Begegnisse und Anekdoten aus der Zeit seiner politischen Laufbahn zum Besten gab, dann wieder ein Bild der glücklichen Stunden entfaltete, die er einst in Rom und Albano verlebt hatte. Dieser Humboldt, dem jedes Mittel und jede Waffe zu Gebot stand, mit denen man Geister festhält — imponirende Würde, Fülle der Beredsamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der scherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in fröhlicher Mittheilung entströmte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den ideellen Trieb nicht verleugnet hatte, der in ihm wohnte, jetzt, wo Mancher ihn in minutiösen Sprachforschungen untergegangen meinte, einen Flug des Gedankens enthüllte, der mit dem Wissen nur zugenommen hatte, und dabei eine Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand diese, wie es schien, eiskalte Seele und einen so durchdringenden Verstand fähig gehalten hätte.

Wie aber Humboldt durch seine Gegenwart das Leben dieser Hauptstadt bereicherte, so war es ihm natürlich auch vergönnt, an jenen geistigen, künstlerischen und geselligen Genüssen Theil zu nehmen, die unter den deutschen Städten Berlin jetzt so einzig darbot. So vieles Anregende, was dort sich vereinigt fand, war zum Theil durch seine eigene Mithülfe gegründet oder auf die Stufe, auf der er es jetzt fand, gehoben

worden. Was wirkte nur die Universität allein, die er gegründet hatte! Schon konnte er sich nun der Früchte freuen, wo er einst gesäet hatte.

Wir verfolgen nun einzeln die Hauptbegegnisse der spätern Jahre. Schon Ende Mais des Jahres 1820 ging seine Gattin über Dresden — wo sie ein paar Wochen verbrachte — nach Töplitz und von da auf ihr Gut Burgörner. [1]) Er selbst blieb noch länger in Berlin. Den 29. Juni hielt er in der Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag. Er las die wichtige Abhandlung „über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.“ Als diese Abhandlung in der Sitzung am 3. August zur Feier des Geburtstags des Königs auch öffentlich vorgetragen wurde, war er selbst schon abgereist; Prof. Buttmann las die Abhandlung an seiner Stelle. — Im December desselben Jahres wurde Humboldt von der Akademie der Künste zu Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. [2])

Das Jahr 1821 eröffnete sich für die Familie mit einem sehr angenehmen Ereigniß; der Bräutigam Gabrielens, Freiherr von Bülow, kehrte von London zurück, nachdem er zwei Jahre daselbst die Geschäfte des preußischen Hofes versehen hatte. Er trat nunmehr, als geheimer Legationsrath, in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und war hier besonders in den Handelsangelegenheiten thätig. Schon am 10. Januar hielt er seine Hochzeit mit Gabriele v. Humboldt. Auch ihm war es gewiß viel werth, nun, da er ein

---

1) Rahel's Briefe, III. 23.

2) Allg. Zeitung, 11. Jan. 1821. (Corresp. a. Berlin, vom Ende Decembers.)

so enges Band mit Humboldt und dessen Hause geschlossen hatte, für eine Reihe Jahre in Berlin bleiben zu können.

Am 12. April las Humboldt in der Akademie der Wissenschaften die Abhandlung „über die Aufgabe des Geschichtschreibers," wie er denn von jetzt an fast jedes Jahr einen oder mehrere Vorträge vor diesen wissenschaftlichen Ephoren hielt. Auch veröffentlichte er noch in demselben Jahre eine längst vorbereitete Schrift, „die Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens vermittelst der Baskischen Sprache."

Doch sollte ihn und die Seinigen in diesem Jahre noch ein recht betrübendes Ereigniß treffen. Der wackere Schwiegersohn unseres Humboldt, Obrist v. Hedemann, hatte einen Bruder, der sehr aus der Art geschlagen war und schon in früher Jugend sich durch großen Leichtsinn bemerklich machte. Seine Ueberspanntheit war ohne Grenzen und bereitete einer trefflichen Familie viel Schmerz und Kummer. Im Befreiungskrieg hatte er tapfer gedient und dann in Westpreußen, als Forstinspektor, eine Stellung gefunden, ohne jedoch den excentrischen Sinn zu verlieren. In diesem Zustande gerieth er auf den wahnwitzigen Gedanken, einen Aufstand in Westpreußen zu erregen, um dem preußischen Staate zu einer Verfassung zu helfen und eine Umänderung des Regierungspersonals zu erwirken. Nachdem er sich zu diesem Zweck mit einer Anzahl untergeordneter Menschen verbunden hatte, schritt er zum Werk, nicht ahnend, daß er schon verrathen sei. Die Regierung ließ die Sache zum Ausbruch kommen, bei welchem Hedemann und seine Genossen gefaßt und den Gerichten übergeben wurden. — Anfangs Julius erscholl die Nachricht von diesem Rebellionsversuch und machte großes Aufsehen. Humboldt, der sich eben in Ottmachau aufhielt, soll — der nahen Verwandtschaft wegen — über diesen Vorfall sehr erregt gewesen

sein. [3]) Wie leicht konnte es einer gewissen Partei einfallen, diese Thatsache auch gegen ihn zu benutzen und mit seiner vorangegangenen Opposition in Beziehung zu bringen. Der König kannte freilich seine Leute zu gut, um etwaigen Zuflüsterungen dieser Art Gehör zu geben. Auch ließ er, gewiß um der Familie willen, jede mögliche Rücksicht gegen den Unglücklichen obwalten. Dieser wurde auf die Festung Graudenz in Verwahrung gebracht, nach wenigen Jahren jedoch begnadigt und, wie man berichtet, selbst wieder angestellt. — Auch hierbei soll der edle General v. Witzleben vermittelnd und wohlthätig, zur Zufriedenheit Aller, eingewirkt haben. [4])

Am 17. Jänner 1822 las Humboldt in der Akademie seine Abhandlung „über das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung." — Im Sommer begab er sich auf einige Zeit nach Burgörner, woselbst ihn der Freiherr v. Stein mit einem Besuch erfreute. [5])

Während der Jahre 1822 bis 1824 baute Humboldt das neue Schloß in Tegel. An die Stelle jenes alten Jagdschlößchens, worin er seine Kinderjahre verlebt hatte, trat ein prächtigeres Gebäude, damit es eine Stätte würde, wo ein kunstsinniger Geist den Rest seiner Tage würdig beschließen könnte. Das ererbte Besitzthum ward jetzt eine neue Schöpfung. Wir erwähnten schon (Th. I. S. 6 — 7), daß Humboldt,

---

3) Dorow, Erlebtes, Th. III. S. 290.

4) Dorow, a. a. O.

5) (v. Gagern:) Mein Antheil an der Politik, Th. IV. S. 121 — 123 (in den Briefen Stein's an Gagern vom 16. Aug. und 17. Sept., wo er, auf seinem Schlosse Cappenberg wieder eingetroffen, dieser Reise gedenkt.

um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürsten bei diesem Aus- und Umbau schicklich zu benutzen, eine sinnige Anordnung ersann, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben. Das Ganze erhielt einen antiken Charakter. Im Innern ward das Schloß mit den erlesensten Schätzen der Skulptur und Malerei, aus alter und neuer Zeit, geschmückt, die namentlich während des langen Aufenthalts in Rom erworben worden waren. „Hier (in Tegel)," schreibt Humboldt selbst den 21. Mai 1827 an Gentz, [1]) „habe ich mir eine Wohnung mit Gypsen und Marmor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Er machte auch sonst Tegel in jeder Weise zu einem schönen Landsitz, soweit es eine etwas anmuthigere Gegend der Mark nur gestattet. Die Gartenanlagen um den Tegeler See hin, die schon der Vater angelegt hatte, erhoben sich jetzt zu einem reizenden Park, den Humboldt noch mit Monumenten schmückte, besonders durch das Grabdenkmal, das er seiner Gattin errichtete und unter dem auch seine irdischen Ueberreste ihre Ruhestätte gefunden haben.

So ist denn der Ort, dem dieser Genius noch sein Gepräge aufdrückte und wo er auch die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, durch Schloß und Park, durch classische Erinnerungen aller Art, endlich durch eine gewählte und sinnvoll angeordnete Kunstsammlung eine der interessantesten Umgebungen der preußischen Hauptstadt geworden. Schon zu

---

1) In meiner Sammlung der Schriften Friedrichs v. Gentz, Th. V. Mannheim, 1840, wo S. 290 — 301 sich vier Briefe unseres Humboldt an Gentz finden, auf die ich mich noch öfter beziehen werde. Es genügt, den Ort, wo diese Briefe stehen, einmal genannt zu haben. Sie wurden sämmtlich in den Jahren 1827 — 1828 geschrieben.

Lebzeiten des Verewigten stand jedem geistig Besuchenden der Zutritt in Tegel gastlich offen, und wie hätte eine kunstsinnige, drei Stunden nur entfernte, in ihren Umgebungen so arme Stadt, wie Berlin, einen solchen Genuß sich entgehen lassen sollen!

In den ersten Tagen des Jahres 1823 sah Humboldt seinen Bruder Alexander wieder. Dieser war während des Congresses von Verona zum König von Preußen gestoßen, und hatte denselben auf einer Reise durch Italien begleitet. Jetzt kehrte er mit diesem über Berlin, wo er einige Monate verweilen wollte, zurück, um später nach Paris, seinem damaligen Wohnort, heimzukehren.

Bei dieser Gelegenheit ward auch zuerst wieder eine Verbindung unseres Humboldt mit dem Hofe angeknüpft.[1] (Nur die mit dem Kronprinzen scheint nie unterbrochen worden zu sein.) Auch besuchte der König seitdem alljährlich einmal den verabschiedeten Staatsmann in Tegel.

Humboldt's Werth ward überhaupt in den ersten Monaten des Jahres 1823 auf einmal wieder recht ins Gedächtniß gerufen, und im Publikum verlautete schon, dieser Mann werde jetzt zum Leiter der ganzen Staatsgeschäfte ernannt werden. Anfang Decembers 1822 war der Staatskanzler Fürst Hardenberg in Genua gestorben. Zum Nachfolger desselben war Hr. v. Voß, der damals das größte Vertrauen des Königs genoß und der wenige Monate vorher, als Staatsminister, in den aktiven Dienst wieder eingetreten war, schon so gut wie bestimmt. Voß starb aber schon

1) Vergl. auch Allg. Zeitung, 7. Febr. 1823.

am 30. Jan. 1823, und der König war in großer Verlegenheit, wem er jetzt den wichtigen Posten eines ersten Ministers übergeben solle. Ein Mann, den der König noch im Sinn hatte, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf starb kaum drei Wochen nach Voß (17. Febr.) Die Verlegenheit wuchs. Aus dieser Zeit ist uns jüngst eine Unterredung mitgetheilt worden, die der König damals mit seinen vertrautesten Räthen gepflogen haben soll. Wir dürfen dieser Mittheilung nicht gerade wörtliche Autorität beilegen, denn sie kommt uns aus mündlicher Ueberlieferung zu und zunächst nicht aus dem zuverlässigsten Munde. [2]) Da aber an diese Unterredung sich Weiteres anknüpfte, was durch ein nachher zu erwähnendes Dokument bekräftigt wird, so wollen wir jenes Cabinetsgespräch hier als Einleitung vorausschicken.

Der König, obschon von einem Schnupfenfieber ergriffen, befahl dennoch, Vortrag zu halten. Nachdem er zuvor allein mit dem Fürsten v. Wittgenstein gesprochen, erschienen der General v. Witzleben und Cabinetsrath Albrecht. Der König sprach über den erfolgten Tod des Ministers v. Voß, und fuhr dann fort: Ich habe mich schon seit mehreren Wochen mit der Idee beschäftigt, wie der Platz des Ministers v. Voß, dessen Verlust leider in der letzten Zeit nicht mehr zweifelhaft blieb, ersetzt werden könnte. Von den mir bekannten, durch ihre Stellung geeigneten Personen wäre allerdings der Minister v. Humboldt der fähigste, aber er genießt zu wenig Vertrauen im Auslande, daß auf keine Weise daran gedacht werden kann. Ich habe sämmtliche Minister beachtet und bin immer bei dem Grafen Lottum als dem geeignetsten stehen geblieben. Sagen Sie mir jetzt Ihre Meinung darüber. —

2) Dorow, Erlebtes, III. 327—29. Der Berichterstatter sagt, das Gespräch sei Ende Januars 1824 vorgefallen. Das ist gleich offenbar falsch. Es kann nur im Februar 1823 Statt gefunden haben.

Albrecht: Wenn Ew. Majestät den Minister Humboldt aus den erwähnten Gründen nicht nehmen können, so glaube ich, daß der Graf v. Lottum der fähigste und geeignetste ist. — Witzleben schwieg; Se. Majestät zu demselben: Und was meinen Sie? — Witzleben: Der Minister v. Humboldt ist nach meiner vollen Ueberzeugung der einzig völlig Brauchbare; wenn Ew. Majestät ihm aber nicht das volle Vertrauen schenken können, ohne welches er die Pflichten einer solchen Bestimmung nicht erfüllen kann, so würde ich wenigstens unterthänig anheimstellen, ihn zum Präsidenten des Staatsraths und auch Mitgliede des Ministerii zu ernennen, dem Grafen Lottum aber das Präsidium des Ministerii zu übertragen. — Nein, das geht nicht, entgegnete Se. Majestät. Beide Stellen können nicht getheilt werden. — Fürst Wittgenstein: Graf Lottum ist ein sehr besonnener Mann, der sehr viel Conciliatorisches hat. — Se. Majestät bemerkten dagegen: Ob er aber die nöthige Energie haben wird, um, wo es erforderlich ist, durchzugreifen, das ist eine andere Frage und das ist das einzige Bedenken, welches ich habe. — Fürst Wittgenstein: Schwach ist er freilich etwas, Ew. Majestät. — Ich weiß aber keinen bessern, erwiederte der König. — Dieser soll hierauf alle Minister durchgegangen und von ihnen eine bewunderungswürdige Charakteristik entworfen haben. Witzleben aber sprach nochmals zu Gunsten Humboldt's und besonders von der richtigen Ansicht, die dieser über die jetzige Lage der Dinge habe.

Schon aus dieser Unterredung geht hervor, daß es zu einem großen Theil Rücksicht auf das Ausland, und, wie wir nachher finden werden, Rücksicht gegen Rußland war, was Humboldt's Erhebung zum ersten Minister Preußens entgegentrat; ferner, daß es vornehmlich General Witzleben war, der diese Erhebung betrieb. Wir haben schon berichtet, daß Witzleben auch nach der Katastrophe von 1819 in

genauer Verbindung mit Humboldt blieb. [3]) Wir wissen auch, daß er bei wichtigeren Angelegenheiten gern dessen Rath einholte. Dies soll er — wie wenigstens Dorow behauptet — auch gethan haben, als — im Spätjahr 1821 — die Frage angeregt wurde, ob etwa durch Wiederherstellung der Provinzial-Minister eine größere Einfachheit des Geschäftsganges und überhaupt eine bessere Verwaltung erzielt werden dürfte? Diese Frage ward mehreren hohen Provinzial-Beamten, welche damals zur Berathung solcher Gegenstände in Berlin versammelt waren, zur Beantwortung vorgelegt. Unter diesen Männern nun sprach sich vorzüglich der Oberpräsident v. Vincke († 1844) — ein Kopf von großer Einsicht in höhere Staatsverhältnisse, der aber doch nicht selten stark auf die Seite der historischen Schule hinneigte und namentlich für provinzielle Institutionen zu große Vorliebe hegte — für die Wiederherstellung der Provinzial-Minister aus. Seine Gründe und Entwürfe über diesen Gegenstand entwickelte er in einer Denkschrift vom 13. November desselben Jahres. Er soll auch — wie abermals Dorow versichert — den General v. Witzleben, der in seiner Stellung als Generaladjutant und vortragender Rath des Königs für alle wichtigeren Staatsfragen lebhaft sich interessirte, Anfangs ganz auf seine Seite gezogen haben. Witzleben jedoch habe noch jenes Gutachten unseres Humboldt eingeholt, das uns in einem Schreiben — dat. Berlin, 29. Nov. 1821 — vorliegt, von dessen Inhalt wir schon früher Rechenschaft gegeben haben. [4]) Humboldt's Schreiben und eine Denkschrift des

3) Siehe oben S. 366.

4) Siehe oben S. 383—87. Wir wissen schon, daß Humboldt diese Gelegenheit ergriff, um über einen zweiten, mit obiger Frage aber in naher Berührung stehenden Gegenstand, nämlich über die damals schon in den Vordergrund getretene Idee, nicht Reichs-, sondern nur Provinzial-Stände einzuführen, unverholen seine Meinung auszusprechen. Dieses Schreiben hatte Dorow in einer Schrift

Präsidenten v. Hippel über denselben Gegenstand hätten W. auch völlig umgestimmt und zum lebhaftesten Gegner jenes Antrags gemacht, der auch wirklich und, wir hoffen, für immer durchfiel. [5])

Daß jenes Humboldt'sche Schreiben an Witzleben gerichtet gewesen, ist uns zwar mehr als zweifelhaft worden; gewiß aber ist, und es wurde dem Verfasser dieser Erinnerungen auch von andrer Seite versichert, daß Witzleben auch in spätern Jahren gern und oft Humboldt's Rath

---

über Witzleben mitgetheilt, so daß man fast zu der Annahme gedrängt wurde, es müsse an diesen gerichtet gewesen sein. In einer neueren Schrift desselben Dorow (Erlebtes, III. 296) wird das auch ganz bestimmt behauptet. Allein in eben diesem Werke theilt Dorow ein anderes Aktenstück mit, das uns zu starkem Zweifel an der Richtigkeit jener Aussage veranlaßt — nämlich die schon genannte Denkschrift des Herrn v. Vincke (Erlebtes, IV. 285—293). Die Ansichten und Entwürfe, welchen Humboldt's Brief entgegnet, stimmen so ganz mit den in dieser Denkschrift niedergelegten überein, daß wir entweder zu der nicht wohl zulässigen Annahme uns verstehen müssen, der General Witzleben habe ganz dieselben — so eigenthümlich Vincke'schen — Ideen wiederholt, oder der Vermuthung Raum zu geben haben, Humboldt's Schreiben sei gar nicht an Witzleben, sondern an Herrn v. Vincke gerichtet, und Vincke, der gewiß längst in einem, wenn auch nicht so vertraulichen Verhältniß zu Humboldt stand, habe diesem seinen Aufsatz mitgetheilt und ihn zur Aeußerung seiner Meinung aufgefordert. Nun, da dieser Zweifel aufgestiegen, will uns auch scheinen, daß der Ton des Briefes weit mehr für Vincke als Empfänger spricht, denn für Witzleben. Er ist etwas förmlich. Endlich äußert Humboldt, er habe seine Bedenken gegen die ihm mitgetheilte Denkschrift um so schärfer geprüft, da das Urtheil eines Mannes, der, wie der Verfasser, im Stande sei, die Mängel und Vorzüge der verschiedenen Verfassungssysteme aus der Erfahrung zu kennen, und der die hier vorkommenden Fragen seit langer Zeit zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht habe, von dem größesten Gewicht für ihn sei." Das paßt doch augenfällig eher auf den Oberpräsidenten von Vincke, als auf den Generaladjutanten des Königs.

Ich nehme um so weniger Anstand, meinen Zweifel an Dorow's Angabe, so bestimmt sie auch auftritt, zu äußern, da es mir überhaupt scheinen will, als wenn der Freund der neueren Geschichte diesem Herausgeber so vieler Aktenstücke allerdings sehr zu Dank verpflichtet sei, man aber dennoch dessen eignen Ansichten und Mittheilungen stets nur mit der größten Vorsicht folgen dürfe.

5) Dorow, Erlebtes, III. 295—96. IV. 275—85.

einholte. Es kann uns also nicht befremden, wenn er den Mann, dessen Geist er so zu würdigen wußte, selbst an die Spitze der Geschäfte gestellt zu sehen wünschte und eine Gelegenheit, sich dahin zu erklären, mit aller Lebhaftigkeit ergriff.

Diese Gelegenheit aber ward ihm jetzt, nach dem Tode Hardenberg's und des Ministers v. Voß, wirklich geboten. Hatte doch der König selbst bei diesem Anlaß mit so großer Anerkennung von Humboldt gesprochen, daß man wohl wagen durfte, diesen Antrag zu wiederholen. Das that auch Witzleben, sobald der Anlaß gegeben war. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg hatte Entwürfe zur Verbesserung des preußischen Verwaltungs-Organismus hinterlassen, die der König sehr werth hielt und seinen vertrauten Rathgebern zur Aeußerung vorlegte, Witzleben gab darauf. unterm 3. März 1823, gleichfalls schriftlich, Bemerkungen über die nachgelassenen Vorschläge des Staatskanzlers und ergriff diesen Moment, um noch ein Mal für die Erhebung unseres Humboldt zu votiren. Da auch dieses wichtige Aktenstück jüngst veröffentlicht worden, [6]) so wird die uns berührende Stelle desselben hier schicklich einen Platz finden.

Gleich im Eingang dieser „Bemerkungen" führt Witzleben die Nothwendigkeit aus, einen ganz tüchtigen Mann an die Spitze des Ministeriums sowohl, als des Staatsraths zu stellen. Zunächst spricht er von dem Beruf dieses Präsidenten und folgert aus diesem, daß es ein Mann sein müsse, „der, nächst einer vollständigen Geschäftskenntniß, Eigenschaften besitze, die ihm Vertrauen beim Könige und Autorität beim Ministerio erwerben könnten." Hierauf fährt er also fort:

„Es ist traurig, sagen zu müssen, daß vorzüglich in Hinsicht des letztern Punktes keiner der jetzigen Minister diesen Anforderungen entspricht. Da des Königs Majestät in seiner hohen Stellung

6) Bei Dorow, a. a. O., IV. 298—316.

mann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequisit der Stelle eines Präsidenten sein muß. Zudem ist seine Gesundheit schwach, und die Verlegenheit des Königs würde um so größer sein, wenn auch er mit Tode abgehen sollte."

Nachdem hierauf Witzleben, zum Aufsatz des Staatskanzler's übergehend, eine Reihe eigener Vorschläge und Bemerkungen über Dinge und Personen abgegeben — wobei er namentlich auch auf die Entfernung des Ministers v. Altenstein antrug — schloß er endlich mit den Worten:

„Wenn Ew. Majestät das Ministerium auf die oben angegebene Weise reorganisiren und den Minister Humboldt an die Spitze setzen, so werden Sie einen Zustand herbeiführen, der Höchstihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige sorgenvoll und bedenklich ist. Und so möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majestät wachen und Ihren Geist erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorsehung Ihnen anvertrauten Volkes."

Gewiß ein wichtiges Dokument und gleich ehrenvoll für Humboldt, wie für Witzleben selbst. Wie lauter war diese Sprache! Wie fein wußte W. die sogenannten Gründe der Abneigung K. Alexanders zu berühren, wie geschickt die Aeußerung des preußischen Thronfolgers herbeizuziehen! Die Gerüchte über Humboldt's Sittlichkeit sind ihrer Zeit viel herumgetragen worden und man hört sie noch heute öfter. Witzleben gedenkt ihrer recht mit Absicht, und es ist interessant, wie er es thut. Wir werden an anderm Orte auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Darüber war den Kundigen gar kein Zweifel, daß Humboldt als ein Staatsmann erster Größe sich zeigen würde, wo ihm die Macht dazu gegeben wäre. Allein die damalige Zeit war einem solchen Leiter des preußischen Staates ganz entgegen; und schwerlich hätte er sich, wenn er es geworden wäre, in dieser Lage halten können. Die Widersacher ließen auch gewiß es an sofortigen Gegenvorstellungen nicht fehlen.

Vornehmlich soll — wie wenigstens Dorow berichtet [7]) — der Minister v. Altenstein gegen Humboldt agirt und mit den kleinsten Details die Nachtheile hervorgehoben haben, welche aus der Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes, namentlich als Präsident des Staatsraths, hervorgehen würden. Witzleben jedoch trat auch diesen Machinationen herzhaft entgegen, und kam immer auf seinen Lieblingsmann Humboldt zurück. Er erörterte die Wirksamkeit, die dem Präsidenten des Ministeriums sowohl als des Staatsraths zukomme, und zeigte, daß derselbe, zumal in der letztern Behörde, unmittelbar durchaus keinen größeren Einfluß haben werde, als das jüngste Mitglied derselben, da seine Stimme nicht mehr gelte als die der Uebrigen. „Wolle man sagen", erklärte General v. Witzleben, „daß der Präsident in angegebenen Fällen einen indirekten Einfluß gewinnen wird, theils durch die Leitung der Diskussion und durch geschickte Unterbrechung derselben zur gehörigen Zeit, theils durch gewandtes Auffassen der geäußerten Meinung und beredten Vortrag der seinigen, so wie durch kluges Stellen der Fragen: so ist dies wesentlich nicht viel mehr der Fall, als bei den übrigen Mitgliedern; denn wenn er z. B. die Diskussion für geschlossen erklärt, so hat ein jedes Mitglied das Recht, dagegen zu protestiren, so wie ebenmäßig jeder Beisitzer befugt ist, die Stellung der zur Abstimmung kommenden Fragen zu verwerfen und eine andere vorzuschlagen. Der Geist ist es, der entscheidet, und dieser wohnt allerdings dem Herrn v. Humboldt bei: diesen wird Herr v. Altenstein aber doch nicht fürchten oder als Contrebande bezeichnen wollen? Wenn nun noch die Vorträge des [Minister-] Präsidenten in Gegenwart des Kabinetspersonals gehalten werden, wie dies der König schon ausgesprochen haben soll, so ist nicht wohl einzusehen, wie — alles Obige auf den

---

7) A. a. O., III. 330—31.

Minister v. Humboldt angewendet, irgend ein Nachtheil aus der Persönlichkeit desselben hervorgehen kann."

Der König wich jedoch nicht von der schon gefaßten Ansicht. Zwar ward Graf Lottum nicht zum wirklichen Präsidenten des Ministeriums ernannt — denn diese Stelle blieb seitdem unbesetzt; er erhielt jedoch den Vortrag beim König über die Berathungen im Staatsministerium, also immerhin die Stellung eines ersten Ministers.

Humboldt war indeß und blieb somit den Forschungen erhalten, durch die er in den Reichen der Wissenschaft und des Gedankens sich ein unsterbliches Verdienst erwerben sollte. Wir werden die Früchte dieser intellektuellen Thätigkeit nachher im Zusammenhange vorüber führen und wollen, um Wiederholungen zu meiden, jetzt nicht einmal der einzelnen Vorträge, die er in der königlichen Akademie der Wissenschaften hielt, weiter gedenken. Hier haben wir zunächst nur die äußern Lebensumstände und Begegnisse seiner letzten Jahre und sein geistiges und gemüthliches Dasein im Allgemeinen zu verfolgen.

Noch im Spätjahr 1823 treffen wir ihn in Thüringen. Den 12. Nov. war er, wie Eckermann berichtet [1]) bei Göthe, dem der Besuch dieses alten Freundes immer die wohlthätigste Aufheiterung gewährte. Humboldt brachte diesmal die Briefe mit, die ihm Schiller in seiner spekulativen Periode geschrieben hatte; Göthe'n jedoch, dem dieser spekulative Trieb stets ferner gelegen, und der nicht immer erkennen wollte, wie nothwendig er mit Schiller's Wesen zusammenhing, scheint diese Mittheilung nicht durchweg behagt

1) Gespräch mit Göthe, I. (1836) 84.

zu haben; denn damals war es, wo er diese spekulative Epoche Schiller's eine unselige nannte. [2]) Hier hatte Humboldt Anlaß genug, zu widersprechen, und er ist solchen Ansichten nachher auch öffentlich, in der Vorerinnerung zum Briefwechsel, entgegengetreten, ohne den Natur- und Künstlergenius Göthe's irgend dabei zu verletzen. — Den 14. Nov. war Humboldt vom Großherzog zu Hofe geladen, [3]) an dem er gewiß schon in früheren Jahren Gunst und Zutritt gefunden hatte. War er doch einer der Ersten, die Carl August mit einem Großkreuz seines neugestifteten weißen Falkenordens der Wachsamkeit beehrte!

Auf der Rückreise besuchte Humboldt auch den alten Jenaer Freund Ilgen in Schulpforta, [4]) wo dieser schon seit Jahren sein segensreiches Rektoramt führte, das eine wahre Pflanzschule tüchtiger Männer geworden. Mit ihm und seiner „muntern" Frau konnte unser Gast sich abermals recht in die schönen Tage an der Saale versetzen, anderer Interessen hier nicht zu gedenken, die diese Männer verbanden.

Er ging dann nach Berlin zurück. Den nächsten Sommer verbrachte er, so viel es scheint, ganz auf dem neuen Schlosse zu Tegel. Dort besuchte ihn Anfangs Junius Niebuhr, der damals auf einige Zeit vom Rhein nach Berlin gekommen. Er fuhr, wie er selbst nach Bonn an seine Gattin schreibt, mit Minister Grafen Bernstorff nach Tegel. — Niebuhr war auch einen Theil des nächsten Winters in Berlin, als Humboldt's wieder in der Stadt wohnten. So lesen wir in seinen Briefen, daß er im Jänner 1825 mehrere Male bei ihnen zu Mittag aß, und zwar ein Mal, um über die Champollion'schen Hieroglyphenarbeiten mit Humboldt, welchen diese, wie die

---

2) Ebendas., I. 88. Vergl. meine Erinnerungen an Humboldt, I. 317—18.
3) Eckermann's Gespräche, I. 86.
4) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, III. 375.

Bildersprache und der Zusammenhang der Schrift mit der Sprache überhaupt, damals lebhaft beschäftigten, zu reden. „Solche Gespräche," meldete Niebuhr, „hat man hier sehr selten." Auch die übrige Familie hielt er werth. Den Tochtermann (Bülow) zählt er zu den vorzüglichsten Männern, die Berlin besitze, und selbst eine kleine Enkelin, die schon die Freude des Hauses war, rühmt er als ein besonders niedliches Kind. [5])

Das Jahr 1824 ward auch durch zwei Todesfälle bezeichnet, die Humboldt nahe berührten. Am 8. August starb F. A. Wolf zu Marseille, der vergebens gehofft hatte, in einem mildern Clima seine zerrüttete Gesundheit herzustellen; kurz darnach, den 21. desselben Monats, der Graf v. Schlabrendorf zu Paris. — Wolf war, seit wir ihn 1817 in Berlin verlassen haben, nur immer grämlicher und unverträglicher geworden; er erfuhr aber auch manche bittere Kränkung. Humboldt jedoch hielt ihn stets in Ehren, obschon er ihm keineswegs jede Sonderbarkeit und Uebertreibung durchgehen ließ. [6]) Er nahm auch bis zuletzt an seinen Studien und Arbeiten regen Theil. So wissen wir, daß Wolf'en in den vorletzten Jahren besonders die Vorarbeiten zu einer griechischen Grammatik nach seinem eigenen Systeme beschäftigten, und daß er auch hier wieder sich von unserem Humboldt vielseitig unterstützt und angeregt sah. [7]) Wie hoch Humboldt aber den Kern dieses Mannes hielt, bewies vor allem die Anerkennung, die er dem Todten spendete. Er sprach sie besonders in einem Briefe aus, den er, 5. Sept. 1833, an Varnhagen schrieb, indem er ihn mit Göthe in Vergleich stellte.

---

5) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, B. 3. (1839), S. 82. 83. 107. 110.

6) Siehe z. B. Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, Th. III. (1834), S. 286.

7) Körte, Leben und Studien F. A. Wolf's, II. 156.

„Durch Körte's Leben veranlaßt," das sind seine Worte, „habe ich mich viel mit Wolf in diesen Tagen beschäftigt. Zwischen ihm und Göthe macht in den allgemeinsten Charakterzügen die Nemesis den bestimmenden Unterschied. Das klingt sehr paradox. Allein in Göthe war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beständige Maßhalten in Allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In Wolf war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaß, oft selbst im Vortrefflichen. Daher bisweilen eine eben so göttliche Vermessenheit. Sehr schön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Göthe's: dieser war dagegen, besonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn, und erkannte lange nicht genug seinen, auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit, wahrhaft großen und vielumfassenden Geist." 8)

Im nächsten Jahre (1825) öffnete sich für Humboldt ein neues, aber erwünschtes Feld der Thätigkeit. Schon seit einem Jahre war eine Anzahl Berliner Künstler und Kunstfreunde, die ehemals in Italien gewesen waren, zusammengetreten, um durch jährliche Beiträge den in Rom studirenden vaterländischen Künstlern Gelegenheit zu Arbeiten zu geben, welche blos ihr Fortschreiten in der Kunst zur Absicht haben sollten. Dieser Gedanke erweiterte sich jedoch bald, sowohl in Bezug auf den Zweck, als auf die Theilnehmer der Gesellschaft, und schon im Jahr 1825 ging aus jenem ersten Plane der Verein der Kunstfreunde in dem preußischen Staate hervor. Zuerst bestimmte man zwar die Preise nur solchen Künstlern, die sich gerade Behufs ihrer Studien in Italien aufhielten; doch auch diese Einschränkung ließ man später fallen. Die Geschäfte führten ein Direktorium und ein Künstlerausschuß. An die Spitze des erstern wurde gleich im Beginn W. v. H.

8) Vergl. außerdem Humboldt, Einleitung zur Kawi-Sprache, CCLVII.

gestellt, der durch seine vielseitige Kunstbildung und durch die genaue Bekanntschaft mit Rom und römischen Künstlern hierzu sehr geeignet war. Er selbst mußte wohl auf diese Thätigkeit einen Werth legen. Denn die Kunst, und auch die bildende Kunst, betrachtete er letzlich immer auch als Mittel, als ein Mittel zur Ausbildung des ganzen Menschen. Ja er erklärte, daß die Rückwirkung der Kunst auf das Publikum ihm höher stehe, als die Kunst selbst, da diese, wenn man einen Augenblick vergesse, daß alles Geistige seinen Zweck nur in sich trage, ihren Werth erst durch ihren Einfluß auf den Menschen und seine allgemeine Bildung erhalte. [9]) Er bewährte diese Gesinnung auch durch die That. Mit regem Eifer widmete er sich den Angelegenheiten des Vereins. Von ihm rührt auch das Programm her, das dieser unterm 23. August 1825 ergehen ließ, und regelmäßig ein oder ein paar Mal im Jahre legte H. über die neueste Wirksamkeit des Vereins den Mitgliedern desselben Bericht ab. Den ersten dieser Berichte erstattete er am 29. Januar 1826; den letzten am 23. März 1835, vierzehn Tage vor seinem Tode. Diese Berichte hatten einem großen Theile ihres Inhalts nach nothwendig blos lokale Beziehung; die Stellen jedoch, welche allgemeines Interesse bieten, hat man, nebst dem Programm, das die erste öffentliche Aufforderung zur Theilnahme an dem Vereine enthielt, neuerdings auch in die Humboldt'schen Werke aufgenommen. [10]) Eine sehr schätzenswerthe Beigabe. Sie giebt uns Bruchstücke Humboldt'scher Ansichten über dieses Kunstgebiet [11]) und enthält manchen Wink zur neueren Kunstgeschichte Deutschlands.

---

9) Ges. Werke, III. 335.
10) B. III. S. 307—383.
11) Siehe auch oben II. 98—99.

Im Frühjahr 1826 ging H. nach Schlesien, um einige Zeit in Ottmachau zuzubringen. Er reiste über Breslau und machte dort neue Bekanntschaften. Unter anderm besuchte er den bekannten Philologen und Lexikographen Franz Passow, der in einem Briefe vom 30. April einem Freunde meldet, daß er vor einigen Tagen durch diesen Besuch sehr angenehm überrascht worden sei. [1]) Wir werden später noch erwähnen, wie H. sich für die lexikographischen Arbeiten dieses Mannes interessirte; er ehrte aber auch sicherlich dessen Gesinnungen; denn Passow gehörte zu den Professoren, die, den älteren Wachler an der Spitze, wacker gegen die damals auch in Breslau überhand nehmenden romantisch-pietistischen Rückschritte kämpften.

Im Sommer finden wir H. wieder in Tegel, während die Gemahlin im Gasteiner Bade war. „Minister v. Humboldt" schreibt Zelter den 28. Juli an Göthe, „grüßt Dich herzlichst. Er fragte gestern nach Deinem Wohlseyn und wir haben viel von Dir gesprochen. Er fing selbst von der Schiller'schen Briefsammlung an zu reden, die Du angekündigt hättest, und das Capitel gab Stoff zu angenehmer Unterhaltung, indem auch Er sich jener Zeit glückselig wußte. Er ist allein in Tegel, indem die Ministerin nach Gastein unterwegs ist und eine Tochter bei sich hat. Auch Er ist der Meinung, daß die Schiller'sche Briefsammlung ein willkommnes Geschenk für die Welt sei, woraus die Entstehung seiner bessern Werke anschaulich werde, und wie er sich an Dich heraufgebaut hat." [2])

Am Ende dieses Jahres besuchte er Göthe'n selbst.

---

1) Franz Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, 1839. S. 305.

2) Briefwechsel zw. Göthe u. Zelter, IV. 187—88.

Zuvor war er in Jena, wo er den alten Major von Knebel traf. „Der Minister Humboldt ist schon zweimal bei mir gewesen," schrieb Knebel am Thomastage (21. Dez.) dem Kanzler von Müller in Weimar. „Morgen geht er nach Weimar." [3]) Da aber blieb H. ins neue Jahr hinein. Göthe schreibt davon seinem Zelter, 9. Jan. 1827: „Ich kann vertrauen, daß es mir diese Tage sehr wohl gegangen ist, indem Herr von Humboldt länger, als ich hoffen dürfen, bei uns verweilte und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das allerschönste auszufüllen."

- - -

Das Jahr 1826 wird für uns noch durch zwei Begebnisse denkwürdig, die H. Antheil und Interesse erregten, wenn auch in sehr verschiedenem Maße.

Das erste war der griechische Freiheitskampf, welcher die dumpfen zwanziger Jahre hindurch die Opposition gegen das System des Fürsten von Metternich wach erhielt. In Berlin zwar wurde längere Zeit ein öffentlicher Antheil an diesem Gegenstande niedergehalten, im April 1826 aber — kurze Zeit nach dem Tode Kaiser Alexander's — trat hierin ein Umschwung ein. Man durfte nun sogar thätig für die Griechen auftreten. Professor Hufeland und drei Geistliche Berlins, Strauß, Ritschl und Neander, erließen Anfangs Mai d. J. einen Aufruf zu Unterstützung der Griechen, auf den sich ein wahrer Enthusiasmus kund gab. Die eingegangenen Gaben wurden in den Berliner Zeitungen aufgeführt. Gleich Anfangs machte sich, nächst den Beiträgen der Prinzen August

3) K. L. v. Knebel's litterarischer Nachlaß u. Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen v. Ense u. Th. Mundt. 3. B. Leipzig, 1836. S. 92.

und Albrecht, der des Staatsministers von Humboldt bemerkbar, von welchem gemeldet wurde, daß er 50 Thaler beigesteuert hätte. [1])

Von ganz anderer Art war das zweite Ergebniß, dessen wir hier zu gedenken haben. Es war auch eine Aufrüttelung des Preußenthums, sie gehörte jedoch mehr dem geistigen Gebiet an und trug in Vielem die Farbe und Richtung der Zeit. Es wurden nämlich in demselben Jahre unter Hegel's Auspicien die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik gestiftet, die dann im folgenden Jahre zu erscheinen anfingen. Zeugte diese Stiftung für die Bedeutung, die die Hegel'sche Philosophie damals schon gewonnen, so bewies sie zugleich das Streben nach einer immer ausgedehnteren Herrschaft. Zwar lud man eine Reihe berühmter Zeitgenossen, die dieser Richtung ganz fern standen, gleichfalls zur Theilnahme an diesem Unternehmen ein, darunter Göthe und W. v. Humboldt. Im Grunde aber wurden solche Namen mehr als Schmuck verbraucht. Humboldt entging das nicht; aber er nahm, gerade um solche Einseitigkeit zu verhindern, die Einladung an. Auch lieferte er später einige Beiträge zu diesen Jahrbüchern.

Der Weg, den die deutsche Philosophie seit Schelling eingeschlagen hatte, war nicht der, auf welchem unser Humboldt wandeln konnte. Er hielt, wie sein Freund Schiller, so lang er lebte, fest an dem Fundament des kritischen Systems. Wie sehr Beide erkannten, daß die Philosophie in ihrer Auffassung der Gegenstände, in Gliederung und Bewältigung der einzelnen Gebiete des Denkens, endlich auch in der Form selbst zu tieferer Objektivität geführt werden müsse, als sie in der Richtung des 18ten Jahrhunderts lag, wie sehr sie dies einsahen und selbst zur Verwirklichung dessen arbeiteten, so wenig konnten sie doch den unkritischen Dogmatismus, der nach Kant auftrat,

---

1) Allg. Zeitung, 16. Mai 1826.

für das Ziel unseres Denkens halten, wenn dieses auch an Vertiefung und wissenschaftlicher Gliederung vielfach gewinnen mochte. So urtheilte einst Schiller über Fichte, über Schelling; so würde er, hätte er länger gelebt, auch über die in Vielem nachhaltigere und jedenfalls umfassendere Philosophie Hegel's geurtheilt haben. Humboldt ließ sogar gegen diesen noch mehr Abneigung spüren, als gegen seine Vorgänger, vielleicht deshalb, weil sein System mit der Unbedingtheit auftrat, die, unter dem Vorgeben, alle früheren Denkstufen in sich zu haben, jeden andern Weg ausschließt. Und konnte H. wohl die Philosophie seiner Zeit für so fertig gelten lassen, er, der so viel Lücken sah, die sich nur in unendlich innigerem und fortdauerndem Verkehr mit dem Positiven, mit den einzelnen Disciplinen der Wissenschaft, allmählig ausfüllen lassen?

Noch ungünstiger fast dachte H. über die Außenseite und formelle Erscheinung der Hegel'schen Philosophie, und das hob er zunächst hervor, als er ein gelegentliches Urtheil über sie abgab, das uns erhalten ist. „In das, was Sie von den Jahrbüchern sagen," schrieb er den 1. März 1828 an Gentz, „stimme ich vollkommen überein. Es sind einige sehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'schen, einige gründlich wissenschaftliche, wie die Boppische, darin, allein dem Ganzen kann ich den Geschmack nicht abgewinnen. Hegel ist gewiß ein sehr tiefer und seltener Kopf, allein daß eine Philosophie dieser Art wahrhaft Wurzel schlagen sollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigstens habe mich, so viel ich es bis jetzt versucht, auf keine Weise damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags schaden. Diese ist nicht anregend und, wie die Kantische und Fichtische, kolossal und erhaben, wie die Finsterniß des Grabes, sondern entsteht aus sichtbarer Unbehülflichkeit. Es ist, als wäre die Sprache bei dem Verfasser nicht durchgedrungen. Denn wo er auch ganz gewöhnliche Dinge behandelt, ist er nichts weniger, als leicht

und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantasie liegen. Dennoch möchte ich über die Philosophie nicht absprechen. Das Publikum scheint sich mir in Absicht Hegel's in zwei Classen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen schroffen Eckstein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philosophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlassen wollen, er macht Schule und macht sie mit Absicht. Auch die Jahrbücher sind daraus entstanden. Ich bin sogar darum mit Fleiß in die Gesellschaft getreten, um anzudeuten, daß man sie nicht so nehmen solle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und stehe äußerlich sehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für seine Fähigkeit und sein Talent große Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen."

Man sieht, Humboldt wollte über den relativen Werth dieser Philosophie nicht aburtheilen; er konnte auch den Jahrbüchern, namentlich in ihrer ersten Epoche, das Verdienst der Anregung nicht absprechen, so wenig die Grundrichtung ihm gefiel. Und auch diese achtete er wenigstens; hier war nicht zu spotten, wie etwa über Steffens' naturphilosophisches Christenthum. Humboldt war auch nicht etwa gereizt darüber, daß Hegel gleich im Beginn der Jahrbücher mit einer Kritik über eine von ihm kürzlich gelieferte Arbeit auftrat, worin dem Gegenstand gar nicht der Werth eingeräumt wurde, den er ihm zuerkannte.

Ueber diese Kritik [2]) müssen wir hier etwas Näheres sagen. Humboldt hatte 1825 und 1826 in der Akademie der Wissenschaften zwei Vorträge über eine berühmte philosophische Dichtung der Indier, nämlich über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Epos Maha-Bharata

---

2) Sie stand in den Jahrbüchern für wiss. Kritik von 1827, Januar, No. 7–8 und Oktober, No. 181–87, und findet sich jetzt in Hegel's Werken.

gehalten, die im Jahr 1826 auch gedruckt erschien. Ein Exemplar davon sendete Humboldt selbst an Hegel. Dieser, der von Bewunderung indischer Weisheit weit entfernt war, ergriff die getreue Humboldtische Darstellung als Gelegenheit, um den Gegenstand nach seiner Ansicht zu beleuchten. Indem er jedoch den sittlichen und religiösen Gehalt des Gedichts erörterte, war er, wie auch Rosenkranz einräumt, [3]) nicht ganz frei von dem vorgefaßten polemischen Gedanken, zu zeigen, „daß die ältere Litteratur des Orients keineswegs ein so absoluter Inbegriff göttlicher Weisheit sei, als wofür man sie oft ausgegeben," sodann, daß der indische Orient recht eigentlich pantheistisch sei. Dies war zum Theil wahr, und Humboldt würde dem kaum widersprochen haben, wenn man nur den bedeutenden Gehalt dieser mystisch-pantheistischen Philosophie nach Gebühr gewürdigt hätte. Das war aber bei Hegel nicht der Fall; er mußte vielmehr dessen Aufsatz indirekt gegen sich gerichtet ansehen, so sehr der Werth jener Abhandlung insbesondere und seine Gelehrsamkeit, sein Geschmack im Allgemeinen gerühmt wurden — zuletzt also Dinge, die entweder nicht zur Sache gehörten, oder über die Hegel'n nicht einmal vorzugsweise ein Urtheil zustand. Recht aber hatte dieser, wenn er, wenigstens indirekt, Humboldt tadelt, daß er eine solche Mischung von Religion und Philosophie, wie sie in dieser Dichtung herrscht, ein vollständiges philosophisches System nannte. Auch verdenken wir es unserm Philosophen nicht, wenn er vor der, in dieser Abhandlung entwickelten, indischen Yoga-, d. h. Vertiefungslehre, die Humboldt so gut auszulegen wußte, ein gewisses Grauen empfand. Diese Lehre führt folgerichtig von allem Weltantheil ab. Humboldt aber ließ sie auch nur für den Moment gelten, wo er nicht handeln sollte, sondern ganz der Weltüberschauung sich hingeben durfte. Dann

3) Siehe dessen Leben Hegel's. Berlin, 1844. S. 397—98.

fühlte er in sich selbst eine Verwandtschaft mit jenen indischen Weisen; denn auch er konnte sich zeitenweise fast der Erinnerung an eine Gegenwart entschlagen, der er kurz darauf wieder den lebhaftesten Antheil widmet, der er so viele Jahre seine ganze Kraft gewidmet hatte. Er konnte, noch lebend, von dieser Wirklichkeit beinahe abscheiden, wie jene Indier von ihrer Zeit. Darum wirkte jene Dichtung so gewaltig auf ihn; „denn," schreibt er selbst an einen Freund (Gentz), „ich bin den Vertieften, von denen darin die Rede ist, so unähnlich nicht." Jenes Gedicht war nach seiner Ansicht das Tiefste und Erhabenste, das die Welt aufzuweisen habe. „Ich las es," schreibt er in dem bezeichneten Briefe an Gentz, „zum ersten Mal in Schlesien auf dem Lande, und mein beständiges Gefühl dabei war Dank gegen das Geschick, daß es mich hatte leben lassen, dies Werk noch kennen zu lernen. Es ist mir ein Beispiel gewesen, wie, wenn man alles für ganz abgeschlossen hält und nun meint, man könne ohne Gefahr, etwas zu versäumen, abgehen, sich doch noch eine Erscheinung darstellen kann, die man um alles nicht hätte ungekannt zurücklassen mögen."

Mit Hegel's Urtheil über den Gegenstand war er natürlich nicht einverstanden. Es schien ihm sogar, als wenn in der Bezeichnung „der höchstverehrte Verfasser," die Hegel in dieser Kritik so oft wiederholt, eine kleine Ironie läge, während dieser es doch aufrichtigst und ernstlichst gemeint. Varnhagen sagt mir, daß er Schuld an diesem Ausdruck gewesen sei. Hegel fragte ihn, wie auteur illustre im Deutschen zu sagen sei. Varnhagen schlug obige Bezeichnung vor, die Jener sogleich annahm. — Das freundliche Verhältniß jedoch, in welchem Humboldt zu diesem ausgezeichneten Denker stand, wurde nicht im mindesten gestört. Der Biograph des Letzteren erwähnt sogar, daß Humboldt in einem Dankbillet sich sehr schmeichelhaft für Hegel über diese Arbeit geäußert

habe. [4]) Das konnte auch mit Humboldt's sonstiger Ansicht recht wohl bestehen. Ohne Zweifel hatte Hegel ihm seinen Aufsatz sogleich übersendet. Geziemte es nicht, besonders in diesem Falle, dem Empfänger, nicht sowohl, was er gerade an dieser Arbeit mißbilligte, als vielmehr das, was er überhaupt an Hegel und dessen Arbeiten schätzte, hervorzuheben? Seine volle Herzensmeinung aber über den vorliegenden Artikel ist uns in dem mehrerwähnten Schreiben an Gentz bewahrt. „Die lange Recension über mich," fährt er in jener Aeußerung über Hegel fort, „kann ich am wenigsten billigen. Sie mischt Philosophie und Fabel, Aechtes und Unächtes, Uraltes und Modernes; was kann das für eine Art der philosophischen Geschichte geben? Die ganze Recension ist aber auch gegen mich, wenn gleich versteckt, gerichtet, und geht deutlich aus der Ueberzeugung hervor, daß ich eher alles, als ein Philosoph sei. Ich glaube indeß nicht, daß mich dies gegen sie parteiisch macht."

„Ich kann," fuhr hierauf Humboldt gegen Gentz fort, „ich kann von mir in allen Rücksichten sagen, daß ich in mir und ohne allen Unmuth und ohne alle Absicht, nur mir selbst, wie außer der Welt, lebe. Wie man aufnimmt, was ich jetzt thue, wie man beurtheilt, was ich gethan habe, berührt mich nur, insofern ich es belehrend finde, oder insofern ich darin, oft selbst zu meiner Belustigung, den Gang der Welt und der Menschen sehe. Meine Sache habe ich, wie Sie am besten wissen, auf etwas ganz Anders gestellt, und sie ruht auf unerschütterlichen Pfeilern. Darin bin ich heute, wie ich war, als wir hier [in Berlin] die Nächte durchwandelten. Ich werde es immer als einen seltnen Segen meines innern Geschickes betrachten, in dem, wonach ich strebe, nicht herumgetappt zu haben, sondern Einer Richtung gefolgt zu sein."

4) Rosenkranz, a. a. O. S. 397—98.

Auf was H. seine Sache gestellt hatte, ist uns wohl bekannt; wir kommen auch noch darauf zurück. Daß er jenem indischen Gedicht so viel Theilnahme zuwandte und es selbst, halb in Uebersetzung, halb in Auszug bearbeitete, hing allerdings mit der innersten Richtung seines Wesens zusammen. In das Indische im Allgemeinen aber ward er durch den Gang seiner Studien selbst geführt. „Ich habe mir," schrieb er schon den 21. Mai 1827 an Gentz, „in dem Sprachstudium einen eigenen Weg gebahnt und habe darin noch mehr zu verfolgen, als die Jahre erlauben werden, die mir zu leben übrig bleiben. Eben dies Studium hat mich vorzüglich tief in das Indische geführt und mir von einer andern Seite her den Genuß des Alterthums verschafft, der im Griechischen schon immer einen großen Reiz für mich hatte." Was ihn so sehr an die Bhagavad-Gita fesselte, war nicht nur die eigenthümliche Schilderung indischer Contemplation, die darin gegeben ist, sondern eben so die poetische Form. Wir sahen, wie H. von jeher ein besondres Interesse an philosophischen Dichtungen nahm, wie dieses Interesse ihn so gewaltig zu Schiller hinzog. Eben diese Neigung tritt denn auch am Schlusse dieser Abhandlung über die Bhagavad-Gita deutlich hervor. Der Verfasser spricht von der ältesten Philosophie, die immer als Dichtung auftrete; von jener glücklichen Scheidung der Poesie und Prosa, die Plato und die Griechen zu Stande brachten; endlich von spätern Lehrdichtern, z. B. Lukretius. Zuletzt bricht er wieder eine Lanze für seinen Schiller; dieser beweise, daß es in unsrer Zeit wahrhaft philosophische Gedichte geben könne, wobei man nur an dessen Gedicht: „die Künstler" denken dürfe. [5])

Ganz andere Motive allerdings, als die sind, welche H. erfüllten, wirkten mit, als das Studium des Indischen zuerst unter uns begründet wurde; auch ist nicht zu leugnen, daß

5) Siehe Ges. Werke, Th. I. S. 96—109.

von mancher Seite der Philosophie und Dichtung dieses Volkes ein oft zu ausgedehntes und gefährliches Lob gespendet wurde. Wie verdroß es Göthe'n, daß Friedrich Schlegel die Weisheit Indiens heraufbeschwor, um den crudesten Autoritätsglauben und Christkatholizismus zu stützen. Jene Vergötterung und diese Nebenabsicht hatte auch Hegel im Auge, als er obige Beurtheilung verfaßte. Er hätte aber besser gethan, eine andere Gelegenheit zu ergreifen und das Interesse, das Humboldt, das die Sprach- und Alterthumsforscher in diese damals neuentdeckte Welt trieb, von dem Mißbrauch Anderer schärfer zu unterscheiden. Duo si faciunt idem, non est idem. Aber Hegel wollte sich wohl zugleich an einem namhaften Denker aus der Kant'schen Schule reiben und warf deshalb den von Humboldt so gepriesenen Gegenstand in die Speichen seiner Alles zerreibenden Dialektik.

Schon im Eingang des zweiten Buches dieser Erinnerungen [1]) hatten wir die Grundrichtung des Humboldt'schen Wesens vorangedeutet, wohl versichert, daß alles, was wir nachher von dessen Lebens- und Entwicklungsgange zu berichten hätten, jener Schilderung, wenn sie gelungen war, zum Beleg dienen werde. In diesen letzten Lebensjahren Humboldt's aber kommt die Natur seines Geistes am offensten zu Tage. Jetzt wurde es auch dem blöderen Auge klar, auf was er eigentlich seine Sache gestellt hatte; wie es im tiefsten Grunde zunächst nicht das Einwirken auf die Welt, also nicht das Handeln, sondern ein überwiegend idealischer Trieb war, was ihn beseelte. Er war seinem Kern nach eine erforschende Natur; das Endziel dieses Forschens waren die Ideen; selbst die

---

1) Siehe oben I. 49—53.

umfassendste Intellektualität war diesem Zwecke untergeordnet. Darin jedoch unterschied er sich nachdrücklich von jenen indischen Weisen, daß er sich nicht, wie sie, in das bloße Anschauen der Gottheit, sondern, als ächter Sohn des geschichtlicheren Welttheils, in das Erkennbarere und Praktischere, in die Erforschung der geistig sinnlichen Natur des Menschen, in die Gesetze der Weltentwicklung und den Gang der Weltgeschichte vertiefte. Dann lebte er aber, sobald er nicht handeln sollte, mehr in der Summe der Begebenheiten, mehr in der Vergangenheit und besonders mehr im Alterthum, als in der Gegenwart, mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit. Dies hing endlich mit einem andern Stücke der Weltansicht zusammen, die früh in ihm sich befestigt hatte, mit der Gewißheit, daß die Entwicklung und Vollendung der Individualität das höchste Princip aller Dinge sei, und daß der Tribut selbst, den der Einzelne der Gesammtheit zu bringen verpflichtet ist, letztlich doch wieder vornehmlich zu Beförderung jenes Hauptzwecks geboten sei. Der Allgemeinheit hatte H. seinen Tribut gebracht; er brachte ihn noch, sofern seine Thätigkeit die Welt berührte. Vornehmlich aber lebte er jetzt sich selbst; auch sein wissenschaftliches Thun diente gleich sehr seiner Selbstbefriedigung und war, von dieser Seite betrachtet, nicht der eigentliche Zweck, sondern nur ein Mittel, sich dieses Zweckes in seiner ganzen Tiefe zu bemächtigen.

So drückt sich Humboldt's Wesen und seine Stimmung auch ganz rückhaltlos in den vertraulicheren Mittheilungen aus, die wir aus dieser Zeit von ihm besitzen. Schon die oben aufgeführte Stelle, wo er mit größtem Gleichmuth davon spricht, wie die Welt das aufnehme und beurtheile, was er jetzt thue oder gethan habe, war ein hinreichender Beleg dafür; dasselbe tritt noch in andern höchst merkwürdigen Aeußerungen zu Tage, die wir in den öfter erwähnten Briefen an Gentz finden. „Mir geht es sehr wohl," schreibt er den

von mancher Seite der Philosophie und Dichtung dieses Volkes ein oft zu ausgedehntes und gefährliches Lob gespendet wurde. Wie verdroß es Göthe'n, daß Friedrich Schlegel die Weisheit Indiens heraufbeschwor, um den crudesten Autoritätsglauben und Christkatholizismus zu stützen. Jene Vergötterung und diese Nebenabsicht hatte auch Hegel im Auge, als er obige Beurtheilung verfaßte. Er hätte aber besser gethan, eine andere Gelegenheit zu ergreifen und das Interesse, das Humboldt, das die Sprach- und Alterthumsforscher in diese damals neu-entdeckte Welt trieb, von dem Mißbrauch Anderer schärfer zu unterscheiden. Duo si faciunt idem, non est idem. Aber Hegel wollte sich wohl zugleich an einem namhaften Denker aus der Kant'schen Schule reiben und warf deshalb den von Humboldt so gepriesenen Gegenstand in die Speichen seiner Alles zerreibenden Dialektik.

Schon im Eingang des zweiten Buches dieser Erinnerungen [1]) hatten wir die Grundrichtung des Humboldt'schen Wesens vorangedeutet, wohl versichert, daß alles, was wir nachher von dessen Lebens- und Entwicklungsgange zu berichten hätten, jener Schilderung, wenn sie gelungen war, zum Beleg dienen werde. In diesen letzten Lebensjahren Humboldt's aber kommt die Natur seines Geistes am offensten zu Tage. Jetzt wurde es auch dem blöderen Auge klar, auf was er eigentlich seine Sache gestellt hatte; wie es im tiefsten Grunde zunächst nicht das Einwirken auf die Welt, also nicht das Handeln, sondern ein überwiegend idealischer Trieb war, was ihn beseelte. Er war seinem Kern nach eine erforschende Natur; das Endziel dieses Forschens waren die Ideen; selbst die

1) Siehe oben I. 49—53.

umfassendste Intellektualität war diesem Zwecke untergeordnet. Darin jedoch unterschied er sich nachdrücklich von jenen indischen Weisen, daß er sich nicht, wie sie, in das bloße Anschauen der Gottheit, sondern, als ächter Sohn des geschichtlicheren Welttheils, in das Erkennbarere und Praktischere, in die Erforschung der geistig sinnlichen Natur des Menschen, in die Gesetze der Weltentwicklung und den Gang der Weltgeschichte vertiefte. Dann lebte er aber, sobald er nicht handeln sollte, mehr in der Summe der Begebenheiten, mehr in der Vergangenheit und besonders mehr im Alterthum, als in der Gegenwart, mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit. Dies hing endlich mit einem andern Stücke der Weltansicht zusammen, die früh in ihm sich befestigt hatte, mit der Gewißheit, daß die Entwicklung und Vollendung der Individualität das höchste Princip aller Dinge sei, und daß der Tribut selbst, den der Einzelne der Gesammtheit zu bringen verpflichtet ist, letztlich doch wieder vornehmlich zu Beförderung jenes Hauptzwecks geboten sei. Der Allgemeinheit hatte H. seinen Tribut gebracht; er brachte ihn noch, sofern seine Thätigkeit die Welt berührte. Vornehmlich aber lebte er jetzt sich selbst; auch sein wissenschaftliches Thun diente gleich sehr seiner Selbstbefriedigung und war, von dieser Seite betrachtet, nicht der eigentliche Zweck, sondern nur ein Mittel, sich dieses Zweckes in seiner ganzen Tiefe zu bemächtigen.

So drückt sich Humboldt's Wesen und seine Stimmung auch ganz rückhaltlos in den vertraulicheren Mittheilungen aus, die wir aus dieser Zeit von ihm besitzen. Schon die oben aufgeführte Stelle, wo er mit größtem Gleichmuth davon spricht, wie die Welt das aufnehme und beurtheile, was er jetzt thue oder gethan habe, war ein hinreichender Beleg dafür; dasselbe tritt noch in andern höchst merkwürdigen Aeußerungen zu Tage, die wir in den öfter erwähnten Briefen an Gentz finden. „Mir geht es sehr wohl," schreibt er den

21. Mai 1827 aus Tegel an diesen. „Außer dem Leben in meiner Familie und den wenigen, meine Privatangelegenheiten betreffenden Geschäften lebe ich allein in Studien und wissenschaftlichem Treiben.“ Die Annehmlichkeit sogar des bloßen Lernens sei ja auch Gentz sonst eine nicht fremde Empfindung gewesen. Er aber habe sich jetzt in dem Sprachstudium einen Weg gebahnt, den er eifrig verfolgen müsse, wenn er das Ziel, nach dem er da strebe, erreichen wolle. Den 13. Julius desselben Jahrs spricht er sich, indem er Gentz zu einem Zusammenkommen in Salzburg einladet, ferner gegen diesen Freund aus: „Ich habe eine wahre Sehnsucht, Sie zu sehen, und würde unendlich gern, so lange es die Umstände erlaubten, zusammenbleiben. Der Genuß des Umgangs geht immer erst da an, wo man sich gar nichts Eigentliches zu sagen hat, und wir würden jetzt gewissermaßen wieder so sein, als wir vor langen Jahren in Berlin waren, wo wir auch an gar nichts Aeußerem hingen, sondern nur Ideen, Gefühle und Menschen besprachen, alles um des ganz Allgemeinen oder des höchst Individuellen willen. Denn das Befinden, das doch nicht individuell ist, noch wird, ist der wahre Stoff, über den man die Meinung ändert, sich spaltet und streitet, und auch der wahre Tummelplatz des gewöhnlichen Alltagslebens im Großen und Kleinen. Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Ansichten nennen kann, verschieden wären, liebster Freund. Allein auch mit Menschen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das sehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Ansichten, und es ist mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man sich zu beschäftigen vorzieht. Ich habe von jeher ein althistorisches Interesse gehabt, und da schrumpft alles Menschliche unglaublich zusammen, man sieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge selbst. An Lebendigkeit glaube ich allerdings nicht verloren zu haben. Sie stammte immer in

mir daher, daß ich sie nicht aus dem Leben schöpfte, wenig am Leben hing, und mir wenig aus dem Leben machte. Beides Letzte ist jetzt in viel höherem Grade bei mir der Fall, nicht aus Ueberdruß; was mich sonst erfreute in aller Art, reizt mich ebenso lebhaft noch jetzt, aber weil ich reifer in Ideen bin, und man mit Ideen doch immer aus dem Leben, was nicht der wahre Sitz der Ideen ist, hinausreist. Auch ist das Leben ein Akt, der wohl geführt, aber auch wohl beschlossen sein will, und wer klug ist, geht also gern, wenn er am glücklichsten ist. Und glücklich bin ich sehr, so innerlich und äußerlich geschlossen, daß ich keinen Wunsch habe, den ich nicht durch mich erreichen könnte. Wissenschaftlich beschäftige ich mich jetzt sehr. Doch geht auch das nur nebenher und ist nicht das eigentliche Ziel."

Wundern wir uns nun noch, wenn Humboldt über das, was ihm am Ende seiner politischen Laufbahn wiederfahren war, auch nicht ein Wort verlieren mochte?

So bewundernswerth er uns in diesen Aeußerungen erscheint, kann es uns dennoch einigermaßen befremden, daß er gegen einen Mann wie Gentz nicht etwas mehr damit zurückhielt. Allerdings hatte er in der Zeit, wo ihm zu handeln oblag — vom Wiener Congresse zumal bis zu den Carlsbader Beschlüssen — den Gegensatz seiner Richtung zu der dieses Jugendfreundes hinreichend bewiesen, und er durfte wohl, nachdem er seinen Theil durchgekämpft, auch gegen ihn den höhern Standpunkt, von dem er den Lauf der Dinge betrachtete, durchblicken lassen. Von diesem Standpunkt erscheint allerdings der Kampf gegen die Bewegung so berechtigt, als der für sie; es kommt dann blos auf die Lauterkeit der Ueberzeugung

an, mit der man seine Partei ergreift, und auf die Waffen, mit denen man für sie kämpft. Sahen wir doch, [1]) wie Humboldt Männern, wie Gentz, wie Fr. Schlegel, auch wenn er sie bekämpfte, Gerechtigkeit widerfahren ließ; wie er des eigenen Wegs gewiß, sich gar nicht scheute, von solchen Gegnern auch zu lernen und noch aus ihren Irrthümern Belehrung zu schöpfen. An seinem Freiheitssinne zweifelte man doch nicht! Widmete er nicht zu derselben Zeit, wo er so versöhnend an Gentz schrieb, den Griechen, die dieser als Rebellen verfolgte, offene und thätige Theilnahme? Dessenungeachtet aber wünschten wir, H. hätte in einem Briefe an Gentz solche Ausdrücke vermieden, wie die: er könne sich nicht denken, daß sie Beide in dem, was man eigentlich Ansichten nennen könne, verschieden wären. Er schränkte zwar diese Aeußerung sogleich ein; allein sie blieb gefährlich, weil sie die politische Differenz zu sehr herabsetzte und dazu dienen konnte, einen Conservativen von Gentz's Schlag noch mehr in seiner Denkart zu verhärten; auch erscheint sie im Licht von Humboldt's Leben fast sophistisch. Gentz durfte sich allerdings dieses Beweises von Achtung freuen, die Humboldt ihm noch an den Tag legte; dieser aber hätte sich von wohlwollenden Empfindungen und Erinnerungen der Jugend doch nicht so weit fortreißen lassen sollen. Wie ihm aber in seinen spätern Jahren alles wieder näher trat, was ihm einst theuer gewesen war, so selbst Gentz. Wie würde er sonst wieder einen so vertraulichen Briefwechsel mit ihm gepflogen haben? Er dachte sich den Freund noch, wie er gewesen war, als sie einst in Berlin halbe Nächte hindurch sich in philosophischen Gesprächen ergingen. Die Entfernung begünstigte eine Täuschung, die längeres Zusammenleben vielleicht bald vernichtet hätte.

---

1) Siehe Th. I. S. 124–25. Th. II. S. 218–19. 221–22.

Im Herbst 1826 kam Alexander von Humboldt nach Berlin. Er ward vom König, der ihn als wissenschaftlichen Rathgeber um sich haben wollte, bewogen, sich im nächsten Jahre ganz nach seiner Vaterstadt zu übersiedeln — ein Entschluß, zu dem er sich recht eigentlich von der Absicht bestimmen ließ, endlich einmal mit dem zu leben, von dem er immer getrennt gewesen war, mit seinem Bruder. Zunächst ging er jedoch (Mitte Decembers) nach Paris, seinem bisherigen Aufenthaltsort, zurück.

Im folgenden Jahre ward aber auch ein Theil der Familie von Berlin entfernt. Der Schwiegersohn unseres Humboldt, Freiherr von Bülow, erhielt im Februar 1827 den Gesandtschaftsposten in London, den er früher nur als Geschäftsträger versehen hatte, und auf dem er namentlich in den dreißiger Jahren bei den dort abgehaltenen Conferenzen sich jenen angesehenen diplomatischen Namen erwarb, der ihn bis an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten Preußens führte. — Bülow's Gemahlin und Kinder blieben zunächst in Berlin zurück. Er selbst ging, kurz nach seiner Ernennung, auf den Posten ab, und zwar über Paris, von wo ihn Alexander von Humboldt, der im Begriff war, in das Vaterland zurückzukehren, nach London begleitete. Beide Männer wurden von Canning, der noch am Leben war, mit Wohlwollen überhäuft. Alexander aber ging alsbald über Hamburg nach Berlin. „Alexander ist nun auch hier" schreibt W. v. Humboldt am 21. Mai 1827 an Gentz, „und hat ganz eigentlich seinen Wohnsitz hier genommen. Er ist thätiger und lebendiger als je, und wir reden oft von Ihnen." Der Bruder blieb auch von nun an zu Berlin, verweilte jedoch oft mit dem König in Potsdam und kehrte noch jährlich wenigstens einige Zeit in die französische Hauptstadt, die ihm nun einmal zur zweiten Heimath geworden war, zurück.

Auch sonst hatte sich Berlin damals mancher Anregung

zu erfreuen, wenn sie auch mehr vorübergehend war. Anfangs 1827 verweilte der Freiherr von Stein einige Zeit da, um seine alten Freunde einmal wieder zu sehen; im Mai aber kam A. W. von Schlegel, nach zwanzigjähriger Abwesenheit von der Hauptstadt, zu längerm Besuche dahin. Schlegel hatte sich noch früher und ausschließlicher, als H., in die Sprache und Litteratur der Indier vertieft. Auf Humboldt's Anregung [1]) hatte er (1818) eine Professur an der neu begründeten Rheinuniversität zu Bonn erhalten; auch blieben beide Männer, bei so verwandten Studien, fortwährend in Verkehr. Während des damaligen Aufenthalts zu Berlin hielt Schlegel vor einem größern Publikum Vorlesungen über die Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Auch diese Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes mußte für Humboldt ein lebhaftes Interesse haben; doch wurde dieser schon im Julius durch eine Badreise von Berlin abgerufen.

Schon seit Jahren befand Frau von Humboldt sich in leidendem Zustand. Der vorjährige Aufenthalt in Gastein aber war ihr vortrefflich bekommen; der darauf folgende Winter verging glücklich. Sie beschloß daher, wieder in dieses Bad zu gehen. Humboldt, der jede Trennung von ihr jetzt schmerzlicher empfand, begleitete sie; auch Caroline, die älteste Tochter, ging mit. Er gedachte, auch selbst zu baden, nicht gegen ein bestimmtes Uebel, denn er war eigentlich gesund, aber er glaubte, sich doch dadurch zu stärken.

Am 13. Julius, auf der Hinreise nach Gastein schrieb

1) Wie wenigstens Zelter Göthe'n andeutet; vergl. ihren Briefwechsel, II. 438.

er, von Zeitz aus, nochmals an Gentz, den er in Gastein zu treffen gewünscht hatte, um ihn mindestens zu einer Zusammenkunft in Salzburg zu bestimmen. Gentz jedoch, der jetzt alle Jahre nach Gastein ging, konnte gerade diesmal seiner Geschäfte wegen vor September nicht von Wien abkommen. Sie sahen sich nicht.

Humboldt's Reise ging über Baireuth nach München. Hier verweilten sie einige Tage. Ende Julius langten sie in Gastein an, von wo sie zwischen dem 21sten und 24sten August ihre Rückreise antraten, um noch mit den andern Kindern, wahrscheinlich auf einem der Güter, zusammenzutreffen.

Frau v. Humboldt that das Bad auch diesmal außerordentlich wohl. Er selbst auch fühlte sich gestärkt. Ueberhaupt hatte ihm Gastein unendlich gefallen und ganz eigen an sich gefesselt. „Ich habe nicht leicht," schrieb er den 31. Oktober, „eine anziehendere Berggegend gesehen und eine reizendere Stille genossen, als da. Ich werde mit großem Vergnügen wieder hingehen."

Als Humboldt dieses schrieb, war er wieder zu Tegel eingetroffen. Alsbald aber ging er in die Stadt, in der diesmal noch ein besondrer Genuß seiner wartete. Sein Bruder Alexander legte, was er schon in Paris einmal, aber in französischer Sprache vorgetragen hatte, jetzt seiner Vaterstadt vor: die Ergebnisse nämlich seiner Forschungen über physische Erdkunde, indem er einen Cyclus von Vorlesungen darüber eröffnete. Er begann diese Vorträge in einem der Säle des Universitätsgebäudes am 3. November 1827 und schloß, mit der 61sten Vorlesung, am 26. April des nächsten Jahres. In freier Rede, mit aller Kraft des Geistes und

aller Wärme des Herzens, führte der beredte Lehrer das Weltall in einer wunderbaren Bilderreihe vorüber. Diese Vorträge erregten so großes Aufsehen und zogen so viele Zuhörer herbei, daß der Vortragende gezwungen war, fast gleichzeitig einen zweiten Cursus über denselben Gegenstand in der großen Halle der Singakademie zu beginnen, eine Wiederholung des erstern, nur eingerichtet für eine größere und gemischtere Versammlung. Da erschienen der König, die königliche Familie, die ersten Männer und Frauen der Stadt, und zwar ununterbrochen. [1]) Wilhelm Humboldt war natürlich unter den Zuhörern; vielleicht aber zog er die strengern Vorträge im Universitätsgebäude vor. Den 1. März 1828 äußert er sich gegen den Wiener Freund, für den fast jede geistige Größe der Zeit etwas Dämonisches hatte, also: „Alexander ist wirklich eine puissance und hat durch seine Vorlesungen hier eine neue Art des Ruhmes erworben. Sie sind unübertrefflich. Die Furcht würden sie aber leicht verlieren. Er ist mehr wie je der Alte, und es ist, wie es war, ein Charakterzug in ihm, selbst eine eigne innre Scheu, eine nicht abzuleugnende Besorgniß in der Art des Auftretens zu haben."

Bekanntlich gab Alexander v. H. damals nur einen Vorgeschmack dessen, was er jüngst erst in seinem Cosmos, als unvergänglichen Schlußstein langen Wirkens, auch der Welt vorzulegen begonnen hat. [2])

Im Frühjahr 1828 machte W. v. H. seine letzte größere Reise. Frau v. Bülow, seine jüngste Tochter, war in Berlin

---

1) Varnhagen von Ense, in seinem Hans von Held. Leipzig 1845. S. 244—45 — so vieler Zeitungsberichte aus jenen Tagen nicht zu gedenken.

2) Siehe dessen Cosmos. Entwurf einer physischen Erdbeschreibung. 1. B. Stuttgart und Tübingen. 1845. S. IX.—XII.

geblieben, sollte aber nun ihrem Gatten nach London nachfolgen. Humboldt beschloß, mit der Frau und der ältesten Tochter die jüngste an ihren Bestimmungsort zu begleiten und zugleich einen Besuch in Paris zu machen.

Den 30. Mai reisten sie von Berlin ab. Sie gingen sogleich nach Paris, wo sie mehrere Wochen verweilten, um jedoch nach der Rückkehr von London nochmals daselbst einzusprechen.

Paris bot damals einen besonders schönen und anregenden Eindruck. Es war der glänzende Zeitpunkt von Guizot's, Cousin's, Villemain's Vorlesungen, die Epoche eines großen geistigen Aufschwungs, der gleich mächtig zum Sturz der älteren Bourbonen und zur Gründung einer politisch bessern Zeit, als zur Erweiterung des geistigen Gesichtskreises der französischen Nation beitrug. Ueberhaupt war das geistige Treiben dort damals überaus aufstrebend und erfrischend.

Auch nicht blos für allgemeinere Interessen, sondern nicht weniger für ganz specielle war ein immer größerer Reichthum dort zu finden. Zu Paris hatte das allgemeine und vergleichende Sprachstudium zur Zeit eine Art Centralpunkt gefunden, hier stand es in der höchsten Blüthe. Silvestre de Sacy, der Vater der allgemeinen Sprachforschung in Frankreich, auch unserm H. von früher her bekannt, wirkte hier inmitten einer neuen sprachgelehrtern Generation, unter die der große deutsche Sprachforscher nicht als ein unbekannter Name trat. Schon in der Sitzung vom 19. August 1825 hatte ihn die Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, zugleich mit dem Philologen Creuzer in Heidelberg, mit großer Stimmenmehrheit zu ihrem auswärtigen Mitgliede (associé étranger) ernannt. [1]) Doch viele der jüngern Gelehrten und

---

1) Vergl. Allg. Zeitung, 27. Aug. 1825 (Art. Frankreich.)

Sprachforscher Frankreichs lernte er gewiß jetzt erst persönlich kennen, z. B. Champollion, den Erforscher der Hieroglyphen, Jacquet, den Kenner asiatischer Sprachen. Besonders aber hatten Abel Rémusat, St. Martin, Bournouf, und sein in Paris lebender Landsmann Julius Klaproth ihn durch ihre wohlwollende Aufnahme zu Danke verpflichtet. „Ich mag," schrieb er nach der Rückkehr in die Heimath, den 13. Dez. desselben Jahres, dem Letztgenannten, „ich mag diese Herren nur nicht mit Briefen belästigen und warte nur eine passende Gelegenheit ab. Ich werde mich ewig der interessanten Wochen in Paris in diesem Frühjahr erinnern." [2]) Humboldt blieb auch mit fast allen diesen Männern in wissenschaftlicher Correspondenz und ergriff noch an Ort und Stelle die Gelegenheit, für ein so freundliches und ehrendes Entgegenkommen eine Art Gastgeschenk zurückzugeben. Er trug, während seines Aufenthalts in Paris, im Institut, dessen Mitglied er war, eine neue sprachgelehrte Abhandlung vor. [3])

Zu London traf Humboldt seinen Schwiegersohn, Frhr. v. Bülow, auf dem Posten, den er selbst einst inne gehabt; er konnte auch sonst manchen Staatsmann, manchen Gelehrten entweder erst kennen lernen oder wieder begrüßen. Der große Canning war schon todt. Dagegen fand H. seinen frühern Collegen, den österreichischen Botschafter Fürsten Paul Esterhazy, welchen wiederzusehen, wie er wenigstens an Gentz schrieb, ihn im recht eigentlichsten Verstande freute; dann den als Minister für die hannöverischen Angelegenheiten noch immer in London lebenden Grafen von Münster. König Georg IV., der schon als Prinz-Regent Humboldt seine Gunst

2) Dieses Schreiben an Klaproth wurde im 3. Heft von Dorow's Facsimilies mitgetheilt.

3) Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfektums, der reduplicirenden Acriste und der Attischen Perfekta mit einer Sanskritischen Tempusbildung.

zugewendet hatte, empfing ihn jetzt mit der größten Auszeichnung. Er verlieh ihm nicht nur das Großkreuz des Guelphenordens, sondern ließ ihn auch durch den berühmten englischen Maler Ritter Lawrence für den Waterloo-Saal auf dem königlichen Schlosse Windsor malen, wo Humboldt's Bild jetzt hängt neben denen der Monarchen, der ersten Staatsmänner und Feldherrn der Befreiungszeit, neben Metternich, Hardenberg, Schwarzenberg, Wellington und Blücher!

Den 19. Julius verließ Humboldt mit den Seinen — der Gemahlin und ältesten Tochter — die brittische Hauptstadt. Sie begaben sich wieder nach Paris und eilten, nach einem nochmaligen Aufenthalt daselbst, über Straßburg nach Gastein, wo sie vom 15. August bis 15. September die Badkur wiederholten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dort mit Gentz, dem sie ihren Aufenthalt für diese Zeit angekündigt hatten, diesmal wirklich zusammentrafen.

Den Rest des Herbstes brachte H. noch in Tegel zu.

Nachdem das Bad von Gastein auf das Befinden der Frau v. Humboldt längere Zeit so glücklich gewirkt hatte, daß ihr Gemahl noch am 1. März dieses Jahres mit einer Art Triumph an Gentz schreiben durfte, er könne sich aus dem Reiseplan, von dem er ihn unterrichte, abnehmen, wie gut es mit der Gesundheit der Frau stehe, brach jetzt, nach der Rückkehr von der Reise, das Uebel plötzlich stärker hervor und nahm bald die schlimmste Wendung. Schon Ende Novembers und Anfang Decembers lag sie sterbenskrank in Berlin;[1]) im Januar hieß es abermals, sie sei am Sterben,[2]) doch fristete

1) Briefwechsel zw. Göthe u. Zelter, V. 133.
2) Rahel's Briefe, III. 320 (16. Jänner 1829).

sich das Leben bis in den März. Noch am 24sten dieses Monats schrieb Rahel in einem Brief: „Frau von Humboldt war am Sonntag [am 22sten] schon sterbend; schlug die Augen auf, sagte zum Mann: „Es ist ein Mensch fertig!" selbst den Tod erwartend. Vergebens; sie lebt wieder; nimmt Antheil. Alexander erzählte dies. Schönes Wort. Gott sei bei ihr. Sie soll viel gebetet haben. Ganz recht. Das heißt mit Gott sprechen. Anderes haben wir ihm nicht zu sagen." Nun aber ging es mit Frau von Humboldt schnell zu Ende; sie starb am 26. März 1829.

Der Verlust dieser Frau mußte weit empfunden werden. „Die seltenen Vorzüge ihres Geistes und Charakters," sagte eine öffentliche Mittheilung aus Berlin [3]) nach ihrem Tode, „machten die Verewigte zum Gegenstande allgemeiner Theilnahme und Verehrung." Auch war sie durch ihre Reisen mit Allem in Verbindung gekommen, was das Zeitalter in Wissenschaft und Kunst Großes aufzuweisen hatte, und wie in Rom, in Wien und Paris, war auch in Berlin ihr Haus der Mittelpunkt der geistreichsten und angenehmsten Gesellschaft gewesen.

Am tiefsten aber empfand ihren Verlust die Familie, vor allem der Gemahl. Seine Liebe zu ihr hatte schon in den letzten Jahren an Innigkeit noch zugenommen, jetzt aber erreichte sie den Höhepunkt. Es war, als wenn er sich ihrer nen versichert hätte, nachdem sie ihm in eine höhere Welt vorangeschritten. Das Bild ihres Wesens verließ ihn nicht mehr; es schlang sich in alle seine Ideen, es folgte ihm in seine Träume, es veredelte jede Stunde, die er strengen Forschungen entriß. Endlich mußte die Hoffnung auf persönliche Fortdauer, die immer in ihm gelebt, in diesem Drang, mit seiner Gattin wieder vereinigt zu werden, unendlich an Zuversicht und Stärke gewinnen.

---

3) Allg. Zeitung, 19. April 1829.

Was ihn nach ihrem Tode zuerst beschäftigte, war ein Grabmonument, das er ihr auf seinem Landsitz Tegel, unter Mitwirkung des großen Bildhauers Rauch, zu errichten beschlossen hatte. Dies Denkmal erhob sich an einer Stelle des Parkes, die die Abgeschiedene vorzüglich geliebt und zu ihrer Ruhestätte selbst ausgewählt hatte. Einstweilen wurde der Leichnam auf dem Kirchhofe in Tegel beigesetzt, bis das Grabmal vollendet war. [4]) Wie oft schritt dann, unter Schauern der Ewigkeit, unser verlassener Freund den Cypressengang durch, der nach dem Denkmal führt, das diese Reste barg, von dessen Gipfel aber eine schöne Statue von Thorwaldsen, die Spes, die der Künstler eigens für Frau v. Humboldt in Marmor ausgearbeitet, [5]) tröstend und beseligend herabblickte!

Bald konnte er von Tegel sich kaum mehr trennen. Er zog sich aus dem Gewühl der Stadt in diese Einsamkeit zurück, um ganz seinen Erinnerungen und seinen Studien zu leben.

Daß der Tod der Gemahlin auch in seinen Studien einen Abschnitt machte und welchen, wollen wir später berichten. Zunächst war es ein Glück für ihn, daß sich mancherlei Zerstreuungen und Beschäftigungen darboten, die seine Mußestunden ausfüllten und erquickten; was um so nothwendiger war, da, wenige Wochen nach jenem Todesfalle, (im April) auch sein Bruder, Alexander, für längere Zeit von Berlin schied, der jetzt seine letzte große Reise, die nach dem Ural, antrat und erst am Schlusse des Jahres zurückkehrte.

---

4) Allg. Zeitung, a. a. O.

5) Im Jahr 1817; vergl. Friederike Brun, Römisches Leben, II. 327—28.

Bericht ab. Der König war davon außerordentlich befriedigt. Auch das Museum ehrte das Andenken der Begründer. In seiner Vorhalle stehen zwei Marmorbüsten: die Schinkel's, des Erbauers, und die W. v. Humboldt's, dem die erste Organisation der Anstalt übertragen war. Die Büste des Letztern ist vom Bildhauer Tieck gearbeitet, nach einer andern, die einst Thorwaldsen in Rom gefertigt hatte.

Bekanntlich ist die Anordnung der Gemälde des Museums, noch zu Lebzeiten W. v. H.'s, der Gegenstand eines berüchtigten Streites geworden. Ein Mann, der sich schon überlebt hatte, seines Namens wegen aber selbst in die Commission gezogen wurde, aus dieser jedoch noch vor Beendigung des Geschäfts ausgeschieden war, Hofrath Hirt, trat ein paar Jahre nachher öffentlich gegen die getroffene Einrichtung und namentlich Rumohr's Vorschläge auf; der Angriff wurde jedoch durch den Direktor der Gemäldesammlung, Dr. Waagen, in einer besondern Schrift (1832) nach Gebühr zurückgewiesen.

Zur Stärkung des körperlichen Befindens ging Humboldt in den Jahren 1829 und 1830 wieder nach Gastein. Für Gemüth und Geist aber suchte er noch andere Labungen. Mehr noch, als bisher, lebte er jetzt auch der Vergangenheit. Und wie der schwärmerische Zug, die Sentimentalität, die seiner Jugend eigen gewesen, nun im Alter auffallend wieder zu ihm zurückkehrten, so hing er auch mit verdoppelter Innigkeit an dem, was ihn in frühen Jahren beglückt hatte — an Rom, an den Jenaer Tagen, besonders aber an dem Andenken Schiller's. Längst hatte er wohl die Absicht, das schöne Denkmal ihres Umgangs, seinen Briefwechsel mit diesem dereinst der Welt zu übergeben; durfte doch schon Körner, der

Herausgeber der Schiller'schen Werke, in dem schon 1812 diesen beigefügten Lebensabriß des Dichters mehrere Stellen aus jenem Briefwechsel mittheilen. Nun, nachdem Göthe seine Correspondenz mit dem Freunde veröffentlicht, stand H. nicht an, dasselbe zu thun. Er bereitete Anfang des Jahres 1830 die Herausgabe des Briefwechsels und schrieb im Mai, zu Tegel, die herrliche Vorerinnerung dazu. Die Sammlung erschien, kurz darnach, im Cotta'schen Verlag zu Stuttgart.

Unmittelbar daran knüpfte sich eine ähnliche Beschäftigung — die auf den noch lebenden Dichterfürsten Göthe und auf Rom Bezug hatte. Göthe hatte im vorangegangenen Jahre den letzten Theil seiner italienischen Reise veröffentlicht, worin besonders die Schilderung seines zweiten römischen Aufenthalts mächtig hervorleuchtete. Mußte nun eine Mittheilung der Art H. jederzeit aufs tiefste berühren, so besonders jetzt und in seiner damaligen Stimmung. Hiezu kam, daß ein Mann, der jetzt öfter mit ihm verkehrte, und der als besonders eifriger Verehrer Göthe's bekannt ist, Varnhagen von Ense nämlich, den guten Gedanken hatte, H. zur Besprechung des neuen Werkes in den Berliner Jahrbüchern aufzufordern. Schon im März hatte Varnhagen deshalb nach Tegel geschrieben. Humboldt fand den Antrag sehr dankenswerth und schrieb am 21sten desselben Monats von da zurück: „Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann. Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich Wort zu halten, und meine Freiheit doch sehr ungern gebunden zu fühlen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bedaure, unmöglich, Ew. Hochwohlgeboren Güte ganz zu entsprechen, und die Recension wirklich zu übernehmen. Ich

will in den nächsten zwei bis dritthalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständniß zu ersparen, daß ich nichts, was ich des Gegenstandes würdig hielte, zu Stande gebracht habe." Doch ließ er diese schöne Veranlassung nicht vorübergehen, sondern sagte den Aufsatz bald bestimmt zu; doch konnte er denselben erst am 20. August von Tegel abgehen lassen. Er leitete ihn mit folgenden Worten an Varnhagen ein: „Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, daß Sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthe'sche Schrift anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir den Aufsatz zurück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen." Das Buch war nicht vergeben, und an Aenderungen dachte man nicht. Man war froh, einen solchen Schatz heben zu dürfen. Schon im September erschien dieser Aufsatz in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Der Verfasser hatte nicht nur die schönste Gelegenheit gefunden, seiner eignen Erinnerung an Rom tiefe, sehnsuchtsvolle Worte zu leihen, sondern zugleich die Selbstvollendung unseres großen Dichters zu Rom, im Mittelpunkte neuerer Kunst, zu veranschaulichen — was um so dankenswerther war, weil Viele entweder nur die Jugendwerke des Dichters schätzen, oder darüber verwundert stehen, daß Göthe während seiner italienischen Reise nicht ein neues größeres

Werk concipirte, sondern nur die schon entworfenen umbildete und vollendete.

Mit diesem Aufsatz mußte dem noch lebenden Dichter eine große Freude bereitet sein. Varnhagen hatte es auch nicht erwarten können, ihn von der an Humboldt ergangenen Aufforderung zu benachrichtigen. Darauf antwortete Göthe (25. April): „Herrn Minister von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbesten; lehnt er auch ab, über dieses oder jenes sich öffentlich zu erklären, so bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht, denn sein Andenken, wie aller innigsten Freunde, ist mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich so viele auf das liebenswürdigste genossen, in die Erinnerung treten." [1]) Als Humboldt's Aufsatz erschienen war, schrieb auch Zelter darüber an Göthe (26. Sept.) und zwar so, als verstehe sich das ganz von selbst, daß man Göthe'n rühme und preise. „Nun, ist seit 8 Tagen," schrieb er, „auch die diesjährige Kunstausstellung offen. Vor einigen Tagen kommt der Minister von Humboldt auf mich zu: „Haben Sie denn wohl meine Anzeige des 29sten Bandes von Göthe's neuer Ausgabe (über Rom) gelesen, womit ich mir auch Ihren Dank verdienen wollen?" Glücklicher Weise konnte ich eben Rede stehen, um das erwartete Lob auszusprechen. Diese Kritik hat auch insofern Werth, da sie von einem gelehrten Diplomaten ausgeht, der Jahre nach einander italienische Kunst und Natur an Ort und Stelle in friedlicher Muße als Nahrung und Speise einnehmen können." Göthe antwortete ihm aber gleich darauf also (29. Okt. 1830): „Mich freut, daß Du Herrn v. Humboldt wegen seiner Aeußerungen über meinen

---

1) Der Brief findet sich in der Reihe von Briefen Göthe's an Varnhagen, welche in Th. Mundt's litterarischen Zodiacus, Okt. 1835, S. 260–80, mitgetheilt worden.

römischen Aufenthalt etwas freundlich Dankbares gesagt hast; mir haben sie zu Erinnerung und Nachdenken viele Gelegenheit gegeben. Es ist merkwürdig, wie er alles an- und aufregt, wie er sich in die dortigen Zustände versenkt hat, und mich daselbst betrachtet. Ihm von innen heraus entgegen zu gehen, fand ich alle Ursache, und bin auf mancherlei Betrachtungen über mich selbst zurückgeführt worden.“ [2])

So sprach Göthe, und mit vollem Recht; denn dieser Aufsatz gehört zu dem Besten, was über seinen Dichtercharakter und den Bildungsgang desselben geschrieben worden ist.

Während H. in solcher Weise an Kunst und der Litteratur Theil nahm, im Stillen aber mehr noch in seine Sprachforschungen versenkt war, brach in Paris eine Revolution aus, die der vorurtheilslos Betrachtende längst hatte kommen sehen können. Mit einem Schlage ward der Zustand Frankreichs geändert. Ganz Europa schien eine neue Epoche antreten zu wollen, und wirklich wurde fast in allen Frankreich benachbarten Ländern entweder ein neuer Zustand herbeigeführt oder doch ein namhafter Fortschritt errungen. Deutschland verdankt diesem Anstoß einen regern Sinn für politisches Leben und — den Zollverein. Freilich stand aber auch der Feind im Westen viel bedrohlicher da; im Osten war die polnische Wunde aufgebrochen; Deutschland, und Preußen insbesondere, befanden sich in sehr kritischer Lage.

Der Bruder unseres Humboldt, der jetzt immer höher im Vertrauen des Königs stieg, und, bei seiner langen Verbin-

---

2) Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, VI. Bd. 40—41.

bung mit der französischen Hauptstadt, sich sehr natürlich zum Vermittler zweier Nationen darbot, ging schon im September 1830, zur Begrüßung der neuen Dynastie, und im Februar des nächsten Jahres abermals mit einer wichtigen Sendung nach Paris. Doch auch an Wilhelm sollte diese Zeit nicht spurlos vorübergehen. Nicht nur, daß er gewiß den Gang der Begebenheiten mit aufmerksamem Blick verfolgte; er erlebte auch eine Art politischer Rehabilitation. Sei es, daß man einen Mann, zu dessen Talent man in einer so kritischen Zeit vielleicht noch seine Zuflucht zu nehmen genöthigt werden konnte, dem Staate wieder nähern wollte, oder daß man höchsten Ortes nicht mehr den frühern Widerwillen hegte, der König ergriff die Gelegenheit, um H. eine Ehrenbezeigung zu Theil werden zu lassen, die er längst verdient hatte. Er verlieh ihm den höchsten Orden des Staats, den schwarzen Adler-Orden, und rief ihn, wenn auch nicht in das Staatsministerium, doch in den Staatsrath zurück. Die Sache ging also: H. war Anfang August von einer Reise ins Herzogthum Sachsen heimgekehrt, [1]) und hatte am 21sten desselben Monats dem Könige seinen Bericht über die getroffene Einrichtung des Museums übermacht. Darauf erließ der König an ihn nachfolgende Cabinetsordre:

„Ich habe den Bericht vom 21. v. M., den Sie Mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Einrichtung des Museums erstattet haben, mit besonderem Interesse gelesen, und gebe Ihnen Meine vollkommene Zufriedenheit über die unter Ihrer Leitung getroffenen Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorschläge habe ich überall sehr zweckmäßig gefunden und den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten veranlaßt, auf die Realisation derselben seine Aufmerksamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an mich zu berichten. Zum Beweise Meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkenntniß

1) Allg. Zeitung, 9. Aug. 1830.

Ihrer früheren um den Staat erworbenen Verdienste, habe ich Ihnen Meinen schwarzen Adler-Orden verliehen, dessen Insignien Sie hierbei erhalten. Ich wünsche zugleich, daß Ihre Gesundheit es Ihnen gestatten möge, wiederum eine Wirksamkeit bei den Berathungen des Staatsraths zu übernehmen. In dieser Voraussetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuerten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten desselben in Kenntniß gesetzt. Berlin, den 15. Sept. 1830. Friedrich Wilhelm." 2)

Alexander v. H., der vielleicht nicht ohne Einfluß auf diese allerhöchste Gunstbezeugung gewesen war, äußerte darüber am Tage seiner Abreise nach Paris (26. Sept.) schriftlich: 3) „Mein Bruder hat eine Art Restauration gemacht; ich hoffe, sie soll dauerhaft sein."

Diese Wiedereinführung in den Staatsrath war allerdings nur eine Art Restauration zu nennen. H. trat nicht, als aktiver Minister, in das Staatsministerium zurück. Auch der Pension wurde nicht gedacht. — Doch schon diese theilweise Wiedereinsetzung erregte große Freude im Publikum; 4) freilich mehr der Erwartungen wegen, die sich daran knüpften. Denn man hoffte gleich, der Eintritt in den Staatsrath werde nur der Vorläufer sein und H. wirklich wieder in Aktivität gesetzt werden. 5) Ja es verbreitete sich schon das Gerücht, er sei mit Ausarbeitung eines Constitutionsentwurfes beauftragt worden. 6) Von all dem aber ging nichts in Erfüllung; es hätte dies eine Systemsveränderung vorausgesetzt, an die der alte König nicht dachte, wie sehr auch die kritischen äußern Verhältnisse an frühere Versprechungen erinnern konnten. Endlich kann man nicht glauben, daß H. in den Jahren, in

---

2) Allg. Zeitung, 13. Okt. 1830.
3) In einem ungedruckten Briefe an Gentz, dem er zur Belustigung auch ein Gedicht seines Bruders beilegt.
4) Vergl. Allg. Zeitung, 5. Okt. 1830.
5) Ebendas., 4. Okt. 1830.
6) Ebendas., 13. Dez. 1830.

welchen er jetzt stand, die schon gewählte Aufgabe verlassen und die Last eines Ministeriums von neuem übernommen haben würde, wenn nicht die Bedrängniß des Vaterlandes solches Opfer gebieterisch von ihm heischte.

Dagegen konnte er, was den Wiedereintritt in den Staatsrath anlangte, dem Wunsche des Monarchen gar wohl entsprechen. Er wurde dadurch nicht verantwortlich für die Verwaltung selbst, noch war er genöthigt, seine wissenschaftliche Thätigkeit aufzugeben. Er übernahm damit nur eine geringe Beschwerde. Der damalige Gang der innern Geschäfte Preußens war überhaupt ein sehr ruhiger; alles war in bestimmte Bahnen und Gränzen gewiesen, an denen man höchsten Ortes nichts gerüttelt wissen wollte. Im Staatsrath kam insbesondre wenig Bedeutendes vor; es fehlte hier selbst der Anlaß zu solcher Theilnahme, die Aufsehen hätte machen können.

Nichts desto weniger nahm H. jetzt an den Sitzungen wieder fleißig und regelmäßig Theil. [7]) Er wurde sogar alsbald auch in eine besondere Abtheilung desselben, nämlich in die für die auswärtigen Angelegenheiten berufen. Diese Sektion bestand zur Zeit [8]) nur aus drei Personen, aus dem General der Infanterie Frhr. v. d. Knesebeck, dem geheimen Staatsminister W. v. Humboldt, und dem im J. 1832 an Bernstorff's Stelle im Departement des Auswärtigen getretenen Minister Ancillon. Man könnte jedoch fragen, zu welchem Zweck überhaupt diese staatsräthliche Sektion da war? Ancillon fühlte so wenig, als sein Vorgänger, Lust, einen seiner Schritte zur Begutachtung dieses Comités zu bringen, um so mehr, da er hinreichend unterrichtet sein

7) Man berichtet hie und da unrichtig, H. habe sich auch aus dem Staatsrath bald wieder zurückgezogen. Es schien nur so, weil diese Behörde damals wenig oder nichts zu thun hatte.

8) Siehe das Handbuch f. d. preuß. Hof u. Staat f. d. J. 1834. S. 41.

konnte, wie weit entfernt ein Humboldt war, die „Ehre," an Dingen, wie den geheimen Wiener Conferenzbeschlüssen von 1834, mitgewirkt zu haben, mit ihm theilen zu wollen.

Wir wissen, daß H. nach dem Tode seiner Gattin Tegel zum Wohnsitz erkohren, das er bald auch im Winter nicht mehr verließ. In den letzten Jahren kam er nur selten nach Berlin, selten besuchte er selbst die Sitzungen der Akademie. Einen Theil der Familie hatte er bei sich, zuvörderst die unverheirathete älteste Tochter, Caroline, die nun seine Hauptstütze war; aber auch der zweiten Tochter, Adelheid, und deren Gemahl, dem General v. Hedemann, war es vergönnt, diese letzten sechs Jahre um ihn zu sein. Daneben fehlte es gar nicht an Zuspruch aus der Hauptstadt. Prinzen, Staatsmänner, Gelehrte wandelten gern zu dem Geiste, der jetzt in Tegel haus'te. Manche Zeit jedoch war dieser so in seine Studien versenkt, daß er Niemanden sah, als den engsten Kreis der Seinen, und selbst hohe Personen nicht angenommen werden konnten.

Auch das körperliche Befinden mahnte ihn, seine letzten Aufgaben streng im Auge zu behalten. Seit dem Tode der Gattin zeigten auch seine physischen Kräfte eine Abnahme, die bei unauslöschlicher Wehmuth und in angestrengter Geistesthätigkeit sichtbar zunahm. Wer ihn später in Berlin sah oder öffentlich reden hörte, konnte sich nur schwer ein Bild dieses einst so rüstigen Mannes machen; als wenn die Masse der Ideen, die es in sich trug, nun zu schwer wurde, senkte sein Haupt sich immer tiefer auf die Brust hinab; selbst der Zunge versagte die vielgeübte Beweglichkeit. Um sich zu stärken, besuchte er noch in den Jahren 1831, 1832 und 1833

das Seebad Norderney; das Bad that auch seine Wirkung; es war ihm innerlich ganz wohl. Schien es doch, als wolle das Geschick sein Leben so lange fristen, bis dessen Aufgabe vollendet wäre.

Wir werden die Studien und Arbeiten, denen diese letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise gewidmet waren, nachher näher berühren. Es galt ihm jetzt vor allem, sein großes Werk über den Sprachbau und über die Kawisprache zu vollenden und die Summe von Ideen, die sein Eigenthum geworden, völlig in Ordnung zu bringen.

Die wichtigsten dieser Ideen legte er in dem großen Sprachwerk nieder; aber er hatte auch ein Gefäß gefunden, um die Empfindungen, die sein Gemüth bewegten, festzuhalten. Das Bedürfniß, Ideen und Gefühle, die ihn lebhaft beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen, hatte er früh schon gefühlt; „es nahm aber auf eine denkwürdige Weise mit dem Alter und mehr noch mit der Stimmung zu, in welcher ein jeden Augenblick des Daseins erfüllendes Gefühl eines großen Verlustes dem Anblick der Natur, der ländlichen Abgeschiedenheit, dem Geiste selbst eine eigene Weihe giebt. Die Frucht einer solchen minder trüben, als gerührten und feierlichen Stimmung war eine große Zahl von Gedichten, alle in einer und derselben Form, deren Existenz weder seinem Bruder noch irgend einem andern Gliede seiner ihn liebevoll umgebenden Familie bekannt wurde.“ Er hatte jeden Abend, mehrere Jahre, die Sonette, selbst auf kleinen Reisen, seinem Sekretair Ferdinand Schulz (jetzt als geheimer Sekretair bei der Verwaltung der Staatsschulden in Berlin angestellt) in die Feder diktirt. Jetzt ist auch schon ein Theil dieser Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben. Einem jeden Bande der gesammelten Schriften des Verewigten hat sein Bruder Alexander, dem wir obigen Bericht verdanken, [1]) eine Auswahl aus diesem Cyclus

1) Siehe dessen Vorrede zu W. v. H.'s gesammelten Schr. B. I. S. V.

ergreifender Sonette beigegeben, so daß uns jetzt fast ein paar hundert derselben vorliegen, was freilich nur ein kleiner Theil dieses poetischen Nachlasses ist, der auf zwölf hundert solcher Sonette sich belaufen soll. „Vielleicht geschieht es," sagt der Verfasser selbst in einem der Gedichte, „daß eine freundliche Hand eine kleine Zahl dieser kunstlosen Gedichte, die mir als leichte Bilder vorschwebten und des Lebens Sorge milderten, vom Untergange rette — so daß, wenn ich dahingegangen, ich denen, die nach meinem Laut verlangen, dann in des Liedes Klange wiederkehre."

Wer Humboldt bis an die Gruft geleiten will, muß diese Gedichte aufsuchen. Da sehen wir ihn, den Heroen des Alterthums ähnelnd, mit unerschütterter Ergebenheit die Brust dem Schicksal bieten und dem Tod entgegen gehen. Muth allein, sagte er, zieht die Hülfe von oben, den Hauch der Gottheit, nieder. Gleichmüthig sieht er die dunkelbraunen Haare bleichen, und wenn zuletzt selbst die Sprache verstummt, taucht zwar einen Moment die Sehnsucht nach dem süßen Menschenlaute auf, bald aber weiß er sich glücklich, daß er in der Stille eine innre Welt sich auferbaut aus dem, was sonst den Lippen er vertraute. Das niedere Gewühl der Welt berührt ihn nicht mehr; seine Welt ist der Gedanke. „Wem nie die Glut für dieses Reich erkaltet, wer seine Grenzen auszudehnen sucht, und nur zu leben glaubt, wenn das gelingt, der in zwei Welten sicher herrschend schaltet." Als ein solcher Herrscher erscheint er hier, sinnend über die Räthsel des Lebens, die Gesetze des Daseins, die Bestimmung des Menschen und unsre Zukunft, den glücklich preisend, der noch hier im Leben des Denkens unbegränzte Fläche beschiffen und, fern der Welt und ihren Tandgeschäften, den Blick fest an den Nordstern heften kann. Doch nicht die Müdigkeit am Weltgeschäft hebt uns allein schon über das Nichtige und Verwirrende in ihr empor; nur ein ernster Wille führt in die hellere Region.

Er selbst erscheint wie schon der Welt entrückt, und Geisterrede scheint uns anzuwehen. Er macht sich mehr und mehr mit dem Gedanken des Todes vertraut, die Zweifel aber nicht umgehend, die das Menschenherz dabei befallen. Mit jedem Athemzuge aber wächst ihm die Zuversicht auf ewige Dauer, und Hoffnung lächelt ihm Beseligung hernieder. Weiß er doch, daß er leben, daß er mit der, die ihm vorangegangen, wieder vereinigt sein werde! Selbst die Erinnerung an das Vergangene ist er bereit zurückzulassen, wenn nur die Liebe bleibt, und nur diese Sehnsucht beschwichtigt wird.

Nur so lang er auf der Erde weilt, mag er die zwei tröstenden Göttinnen, die ihn begleiten, nicht von sich scheiden sehen — die Erinnerung und hoffende Sehnsucht. Erinnerung führt ihm alles Schöne, das er genossen, die Tage seiner Jugend, die Freunde, das heiß besungene Rom, Albano und die Gebirge Castiliens zurück. Es ist dies aber nicht eine Erinnerung, die ihm die Gegenwart entleidet; sie erquickt ihn nur als geistiger Besitz. Jetzt fesselt ihn ja der Ort, die stillen Mauern, die er mit Liebe sich erbaut. „Wie könnt' ich," sagt er, „von der theuern Stelle weichen, wo ich mir ew'ge Heimath süß gegründet? Wie täglich nicht die nie Vergeßne grüßen?" Ist ihm doch auch das Vaterland, das dürftig große, nun doppelt theuer. Alle Schönheiten des Südens erbleichen vor dem Reiz der heimathlichen Welt, da, in Liebe zu ihr, der Geist doppelte Funken sprüht. Die Treue fragt nach Schönheit nicht, nach Größe; sie hängt an dem, was einmal sie geliebt, und liebt es fort in seiner nackten Blöße. Sah er nicht eben da, wo die vaterländische Erde am meisten mit ihren Reizen kargt, ein Volk auf sichern Bahnen des Geistes fortschreiten; nicht wiegte da ein wohllebiges Dasein die Bewohner, sondern in rastloser Thätigkeit, mit dem Schwert und mit dem Wissen gewappnet, arbeitete auf dem Boden, den der Seher hatte bereiten helfen, langsam und

schwer darniedergehalten, sich der neue Hort unserer Nationalität und Zukunft empor.

Endlich aber zog eine Erinnerung den einsam Glücklichen von allem Schönen, das er genossen, weg und führt ihn mächtig in die Arme der andern Begleiterin, der Hoffnung. Die theure Abgeschiedene ists, die vor Allen in diesen Liedern gefeiert wird; die Sehnsucht nach ihr, der Drang, wieder mit ihr vereinigt zu werden, läßt keinen zweiten Wunsch aufkommen. Selbst das Geleit der Genien, die seine Jugend, sein Leben sonst erhöhten, bittet er sich nur bis zum Grabe aus. Dann soll ihn ganz die Liebe halten, die hier schon von der Welt ihn erst recht abgezogen, von der alles, was selbst im Dichterkranze strahlt, sein Licht borge. In diesen Gedichten ist sie der Anfang und das Ende. Seine Träume beglückt die Geliebte mit ihrem Wiedererscheinen; in der Wiedervereinigung mit ihr ruht all sein Hoffen.

Davon reden wir nicht, wie sich in diesen Dichtungen Neigungen und Studien des edlen Greises durchschlingen, wie selbst der griechische Mythos darin zum Symbol des Allerneuesten und Individuellsten wird, wie endlich in den mannigfaltigsten Beziehungen ein unendlicher Stoff des Deutens und Sinnens geboten ist; nur über die Form noch ein Wort. Wundersam schmiegt der innigen Empfindung, die hier mit einer seltnen Tiefe der Reflexion gepaart ist, sich das künstliche Gefäß des Sonettes an, das, bei unsern Dichtern wenigstens, nur da recht am Platze ist, wo die Glut des Innern mächtig genug lodert, um auch das sprödeste Metall, den Gedanken, zu schmelzen, und ein innrer Trieb dazu reizt. Bei Wenigen war dies so der Fall, wie bei Humboldt.

In der That, auch die poetische Litteratur unserer Nation hat durch diese Gedichte eine Bereicherung erhalten. Nicht ein großer Dichter spricht darin, aber ein um so größerer Geist, ein Mann, dem auch früher nicht die Begabung abging,

wo die Macht der Begeisterung und die Stärke der Empfindung ihn antrieb, etwas wahrhaft Poetisches zu schaffen, dessen poetische Zunge aber jetzt erst, an der Schwelle der Ewigkeit, ganz gelöst wurde. Wir verkennen darum nicht, daß diese Dichtungen, wie sie in mehr oder minder glücklicher Stunde zur Erquickung ihres Schöpfers auftauchten, nicht gleichen Werth, noch gleiche Vollendung bekommen haben. Dessenungeachtet aber wünschen wir, daß die Auswahl der Sonette noch nicht geschlossen sei. In einem Kranze, den wir flechten, hat auch das geringere oder minder vollkommene Blatt seinen Werth, wenn es den Wechsel unterhält und durch sein Dunkel den Glanz der andern erhöht.

Zwei Verbindungen, die diese letzten Lebensjahre schmückten, müssen wir noch besonders hervorheben — die mit seinem Bruder Alexander und die mit Göthe.

Den Bruder hatte er nun in der Nähe. Wie viel hatten sich die zu sagen, die so lange getrennt gewesen waren, und — aus Gründen, die man leicht erräth — nicht einmal schriftlich ihr Herz ausschütten konnten. Die Briefe, die sie einander schrieben, waren selten und öde, wie eine Landschaft ohne Wasser und ohne Grünes. Denn, wie es zu gehen pflegt, sie theilten sich am Ende selbst das nicht mit, was sie ganz ungescheut hätten sagen dürfen. — Mit welcher Freude mußte also Wilhelm den Bruder in die Heimath zurückkehren und ihn, den Jüngern und Rüstigeren, neben sich seine Bahn fortschreiten sehen! Wir wissen, wie von Jugend an ihre Studien Hand in Hand gingen, wie auch auf weit auseinanderführenden Bahnen Einer des Andern Richtung theilnehmend und mitgehend verfolgte, und wie selbst in ganz entgegengesetzten

Forschungen die Verwandtschaft der Naturen und die Seite, an der sie sich berührten, erkennbar blieb. Wenn der Eine sich in die Gesetze des geistigen und geschichtlichen Lebens oder in Ueberreste verschwundener Völker und Sprachen vertiefte und in seiner Thätigkeit manchmal wie auf einen Punkt gebannt schien, der Andere indeß sich die physische Welt in immer größerer Ausdehnung unterwarf, mußten Beide doch bei der Natur des Menschengeistes, bei den Menschenstämmen, bei der Verschiedenheit der Sprachen wieder zusammentreffen. Aber auch bei der größten Entfernung ihrer Thätigkeit konnte die gleich harmonische Bildung, ihre Denkart und Richtung, endlich selbst die Art und Schönheit ihrer Darstellungsweise die sichere Gemeinsamkeit des Ursprungs und den festen Zusammenhang ihrer Wesen bekunden. Auch schienen sie gemüthlich immer enger an einander gekettet zu werden. Es darf uns daher nicht wundern, wenn man diese Brüder mit dem Namen: „deutsche Dioskuren" beehrte. Was man auch zu solchen Benennungen sagen mag, so bleibt doch anerkannt, daß Beide in unserer Wissenschaft und in unserm Leben als Vorbilder leuchten, und ein Hort sind derer, die ihren Fußstapfen folgen.

Den Bruder noch so rüstig zu sehen, mußte für W. v. H. ein um so größeres Glück sein, als er daran die Hoffnung knüpfen durfte, daß die Herausgabe seines litterarischen Nachlasses von diesem besorgt und überwacht sein werde.

Daß Humboldt's Verbindung mit Göthe nie abriß, haben wir schon im Obigen gesehen. Auch standen sie fortwährend in Briefwechsel [1]) und hörten nicht auf, einan-

1) Leider wird dieser noch immer zurückgehalten. Ein vereinzeltes Wort aus einem Briefe an Humboldt (v. 22. Okt. 1826),

der durch thätiges Interesse und durch Theilnahme zu fördern. ²)

Hat es, vor allem in unserer Zeit, schon etwas unendlich Wohlthuendes, das Zusammenhalten zwei so bedeutender Menschen durch fast ein halbes Jahrhundert zu betrachten, so muß es uns doppelt ergreifen, wenn wir sehen, wie dieselben bis zur Stunde des Todes mit den großen Gedanken, die ihr Leben bewegten, sich erfreuten und ermuthigten. Zum Glück liegt der Schluß ihres Briefwechsels schon in einigen Bruchstücken vor, die wir hier folgen lassen.

Den 1. December 1831 schrieb Göthe an W. v. Humboldt:

„. . . Im Allgemeinen kann ich wohl sagen, daß das Gewahrwerden großer produktiver Naturmaximen uns durchaus nöthigt, unsere Untersuchungen bis ins Allereinzelste fortzusetzen; wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit den Venen ganz am Ende der Fingerspitzen zusammentreffen. Im Besondern aber kann ich wohl sagen, daß ich Ihnen oft näher geführt werde, als Sie wohl denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, dessen etymologische Bedeutung, Bildung und Umbildung, Verwandtschaft und Fremdheit hingeführt werden.

„Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar geworden. Denn obgleich seine Ansicht, die geologischen Gegenstände aufzunehmen und darnach zu operiren, meinem Cerebralsysteme ganz unmöglich wird, so habe ich mit wahrem Antheil und Bewunderung gesehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zusammenhängt und mit der

---

worin Göthe den Zweck seiner Helena (im 2ten Th. des Faust) darlegt, lesen wir jetzt bei Riemer, in den Mittheilungen über Göthe, II. 571.

2) So findet sich auch in Göthe's Zeitschrift: „Kunst- und Alterthum" vom J. 1820, (B. II. H. 3. S. 191—92.) eine Zugabe unter der Aufschrift: Umgekehrte Ableitung, die: v. H. unterzeichnet ist und ohne Zweifel von Humboldt herrührt. Sie giebt die richtigere Ableitung des französischen Wortes: verjus, auf eine, welche Göthe im vorangegangenen Heft versucht hatte.

„Hier treten nun die mannigfaltigsten Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten, wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gerne brauche.

„Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angebornen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt.

„Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

„Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht, immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweiten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen, man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir denn den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

„Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und unsere Abendgespräche führen oft auf die Gränzen dieses Faches.

„Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

Weimar, den 17. März 1832.

Treu angehörig
J. W. Göthe.

Vier Tage darauf starb der Dichter, am 22. März 1832. Humboldt's Erwiederung traf gerade im Moment der feier-

lichen Bestattung Göthe's (26. März) zu Weimar ein; [4]) der Inhalt dieses Briefes aber ist noch nicht bekannt worden.

Nun aber ergriff Humboldt die erst dargebotene Gelegenheit, seine Ansicht über Göthe — die auch das mißlungenste Alterserzeugniß nicht zu erschüttern vermocht hätte, [1]) — noch einmal öffentlich darzulegen. Noch bevor Schelling in der Akademie zu München dem großen Genius einen würdigen Nachruf sprach, hielt Humboldt zu Berlin die Todtenrede [2]) auf den Genossen. Als er nämlich am 1. Mai 1832 den Jahresbericht im Kunstvereine ablegte, hatte er unter andern Beweisen wohlwollenden Antheils, deren der Verein sich in letzter Zeit sich zu rühmen gehabt, auch eines zu gedenken, an den sich, wie er sagt, bei sämmtlichen Anwesenden eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen werde. Es war ein von Göthe noch unterm 4. Jänner d. J. an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief, in welchem er für eine Sendung, die Letzterer ihm im Namen des Vereins hatte zugehen lassen, seinen Dank ausgesprochen und sich vorbehalten hatte, nachträglich noch ein Wort über die Wahl der Gegenstände, die er den jüngern Künstlern empfohlen wissen

---

4) Fr. v. Müller, a. a. O.

1) Humboldt erlebte noch das Erscheinen des zweiten Faust (1833). Es mußte ihm jedenfalls hohes Interesse erregen, zu sehen, wie der Dichter sich die Entwicklung des Stoffes gedacht hatte, wie sich darin seine Weltanschauung und selbst in Schöpfungen einer greisenhaften Phantasie noch ein unverwüstlicher Künstlergeist zeigte. Das Werk selbst freilich war mißlungen!

2) Diese Todtenrede, als ein wichtiges Zeugniß für Göthe, wurde schon im Schlußheft von „Kunst und Alterthum" (B. VI. H. 3. S. 609—616) mitgetheilt; jetzt ist sie auch unter den Berichten aus den Verhandlungen des preußischen Kunstvereins in Humboldt's ges. Werken, Th. III. S. 356—58 zu lesen.

wollte, zugehen zu lassen. Diesen Brief las Humboldt vor; dann fuhr er also fort:

Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, blos durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blos den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blos den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allem, als wäre uns blos dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maaß und Weise, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußeren und inneren Welt. Auf diesen Punkt hin

war Göthe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Litteratur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle diese Göthe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in Niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrnen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammengenommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und fest gehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Göthe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst Jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens

ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Dies war zugleich das letzte Mal, daß Humboldt selbst mit größerer Bedeutung öffentlich hervortrat. Er kam zwar, bis kurz vor sein Ende, noch jezuweilen in die Stadt, auch des Kunstvereins wegen. Im Uebrigen aber brachte er das Jahr 1834 ganz in Tegel zu; sein Streben war durchaus auf Vollendung des großen Sprachwerks gerichtet.

Wer ihn in dieser Einsamkeit aufsuchte, fand ihn stets hingebender und gefühlvoller. Wir wissen zwar, daß ein schwärmerisch-idealer Zug ihn nie verlassen; doch wußte er ihn kräftig durch seinen praktischen Sinn, durch den Verstand zu zügeln. Nie hatte er der tiefen und zarten Gefühle ermangelt; in der großen Mitte seiner Laufbahn aber hielt er, aus vielen Gründen, Haus mit seiner inneren Wärme; nur die, denen er innerlichst zugehörte, oder die ihm ebenbürtig dünkten, fanden ihn jederzeit hingebend; Anderen, oft längst Bekannten, erschien er kalt und gemüthlos. Er verhüllte sich mit Absicht und behandelte, im Gefühl der Ueberlegenheit, selbst Menschen, die etwas Besseres verdient hätten, nur als Gegenstand seiner Unterhaltung, so daß eine große Zahl der Zeitgenossen nichts in ihm sehen wollte als einen ungeheuern Verstand, den durchdringendsten Blick und ein riesenhaftes Wissen. Anders jedoch erschien er nach seinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben, vorzüglich aber in diesen letzten Jahren. Jetzt gab er sein Wesen offen und ohne Rückhalt hin; selbst jene Sentimentalität,

die seinen frühesten Jahren eigen gewesen war, kehrte zurück, zwar in geklärterer Form, gehoben von der Mannhaftigkeit des im Weltlauf durchgebildeten Charakters, von der Tiefe des Gedankens und der Anschauung einer reichern Phantasie, sonst aber in einer Stärke, wie nur die Jugend sie haben kann. Was er Niemanden mittheilen konnte, vertraute er wenigstens den stillen Reimen, die er hinterließ. Doch auch im Umgang, im gewöhnlichen Dasein trat das innigste Gefühl unverstellt hervor, in sanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung stimmten. So beglückte ihn der Genius seiner Jugend, als er beschäftigt war, die letzten Aufgaben seines Denkerlebens zu lösen.

Doch unendlich mehr, als jenen, die ihn nur in einzelnen Momenten sahen, mußte das Wesen des Mannes sich denen offenbaren, die das Glück hatten, ihm nahe zu sein und sein Thun stets zu beobachten. Diesen nächsten Umgebungen erschien er in dieser Einsamkeit so großartig, daß, nach ihrer Ansicht, selbst die Größe seines politischen und wissenschaftlichen Lebens dagegen zurücktreten würde, wenn es gelänge, eine irgend umfassende Darstellung dieses Daseins zu geben. In völlig unabhängiger Zurückgezogenheit, unter den tiefsten Studien, in ungetrübter Heiterkeit, den reinsten menschlichen Empfindungen immer offen, gab er das Bild eines Mannes, der von der zärtlichsten und sorgsamsten Liebe, von den höchsten Gedanken bewegt, mit dieser Welt nur durch ein geistiges Band noch verknüpft schien.

Da wir eine ausgeführtere Darstellung dieses Zustandes vielleicht für immer entbehren müssen, so darf es uns um so mehr freuen, daß uns in dem poetischen Tagebuche, das H. uns hinterlassen, doch ein Theil desselben abgespiegelt und erhalten ist, und zwar ein großer und wichtiger Theil. Oder bedarf es etwa, um die Haltung dieses Mannes im Angesichte des Todes kennen zu lernen, anderer Belege, als

die in jenen Sonetten enthaltenen; und spricht nicht ein einziges schon zur Genüge dafür? Eines derselben beschließe diesen Abschnitt. Es findet sich im vierten Band der gesammelten Werke, S. 395 und führt die Aufschrift: „Des Lebens Ausgang.“ Er spricht:

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen
Nur nach dem Ausgang meine Augen sehen.
Mir süßer ist's, wenn Weste linde wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

Wie sonst wohl sehe die Natur ich prangen.
Um meiner Feuden höchste ist's geschehen,
Doch mir im Geist Gestalten auferstehen,
Die lieblich sich um meine Jugend schlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke sollen
Sie mich in heitrer Anmuth süß umgeben;
Daß beide Leben sanft zusammenschweben,

Muß man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geist und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

* * *

Humboldt's litterarische und wissenschaftliche Thätigkeit vom Jahr 1820 bis zu seinem Tode.

Ehe wir die letzten Lebenstage unseres Humboldt vorführen und ihn zur Gruft geleiten, schicken wir einen Ueberblick seiner schriftstellerischen Thätigkeit während jener Mußejahre voran. Wir verknüpfen damit eine kurze Charakteristik dessen, was er, namentlich in dem hinterlassenen Hauptwerk, als Sprachforscher und Sprachphilosoph geleistet hat. Endlich

geben wir zur Ergänzung eine Schilderung des geistigen Verkehrs, in dem H. in diesen Jahren lebte, der Correspondenz und so vielfacher Theilnahme an Anderer Wirken, so wie eine Uebersicht der Ehrenbezeugungen, die ihm für so mannigfache Verdienste bis ans Ende seiner Tage noch zu Theil wurden.

A. Litterarische Thätigkeit.

Wir haben hier nur die Früchte dieser Thätigkeit, so weit sie dem Publikum übergeben wurden, im Auge. Der größere Theil davon ist im Vorangehenden schon betrachtet worden; doch führe ich auch die schon besprochenen Arbeiten in diesem Ueberblicke mit auf. Hierher gehören folgende:

1) Die Abhandlung: Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. Er las dieselbe am 12. April 1821 in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, in deren Abhandlungen aus den Jahren 1820 — 21, und zwar unter denen der historisch-philologischen Classe sie im J. 1822 im Druck erschien (Berlin, 1822. 4. S. 305—22. Jetzt eröffnet sie die Reihe seiner Werke, Th. I. S. 1—35).

Dieser kurze, und doch so gediegene Aufsatz verdiente es in der That, an die Spitze der Humboldtischen Werke gestellt zu werden; nicht blos seiner Bedeutung wegen, sondern schon deshalb, weil er so sichtbar den Uebergang aus der öffentlichen Laufbahn in die wissenschaftliche Thätigkeit, die Verbindung des Staatsmannes und des Denkers charakterisirt. Gewisse Grundideen zu einer Philosophie der Geschichte waren schon sehr früh in dem Verf. aufgetaucht. Als er aber selbst thätig in die handelnde Welt eingriff, fand er Veranlassung genug, das Gegeneinanderwirken der Kräfte, die Wendungen des Geschicks, vor allem aber die großen und bewegenden Ideen aufzufassen und zu verfolgen, und es mußten sich in seinem Geiste die Elemente einer tiefer gehenden Philosophie der Geschichte mit Leichtigkeit entwickeln. Zwar schien es ihm, auch bei wiedergewonnener Muße, noch nicht angemessen,

sie sogleich und ohne das Geleit verwandter Ergebnisse darzulegen; er wollte sie vielmehr recht ausreifen lassen. Doch fühlte er sich, gleich nach dem Rücktritt aus dem Staatsleben, bewogen, einen mit diesen Wahrnehmungen in innigem Zusammenhange stehenden Gegenstand der Untersuchung zu unterwerfen, wobei er nothwendig einen Theil jenes Besitzes in Anwendung bringen mußte. Er stellte sich die Frage: was ist die Aufgabe des Geschichtschreibers? faßte aber auch hier nur den Hauptheil der Frage ins Auge. Diesen hob er aber auch sogleich auf eine Höhe der Betrachtung, die bisher nicht erstiegen worden war.

Indem er, wenn auch nur andeutend und skizzenweise, jedoch deutlich genug die verschiedenen Gattungen und Seiten der historischen Kunst, Chronik, Memoire, die äußerliche, die psychologische und pragmatische Behandlung der Geschichte charakterisirte, fand er Gelegenheit, auf die auch in der Menschenwelt herrschenden tieferen Gesetze hinzuweisen und eine in der Theorie der Geschichtschreibung beinahe gänzlich, meist aber auch in der Praxis offen gebliebene Lücke fühlbar zu machen. Durch alle vorher angedeuteten Behandlungen wird das Auftreten neuer gewaltiger Richtungen in der Geschichte so wenig erklärt, als die Kraft, mit der die Menschheit in größern und kleinern Kreisen diese Richtungen durchzusetzen arbeitet. Von dem Satze ausgehend, daß das Geschehene nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar sei, das Uebrige aber hinzuempfunden, geschlossen, errathen werden müsse und daß die volle Wahrheit des Geschehenen auf dem Hinzukommen jener unsichtbaren Theile zu der Wirklichkeit der Thatsachen beruhe, bringt H. in die geheimsten Tiefen des menschlichen Auffassungs- und Produktionsvermögens, belauscht die innere Werkstätte des Dichters und des Künstlers, entwirft die Gränzlinie ihrer Gebiete, zeigt, wie sie sich berühren, und wie selbst die schlichteste Naturbeschreibung erst noch eines aus der

Totalität des Naturkörpers entnommenen Hauches bedarf, um dessen innern Charakter zu veranschaulichen, der sich weder messen, noch beschreiben läßt; so gelangt er zuletzt zu der höchsten Forderung, die an den Geschichtschreiber gestellt werden muß: „alle Fäden irdischen Wirkens und zugleich alle Gepräge überirdischer Ideen zu umfassen," um daraus das Geschehene zwar in reiner Objektivität, aber in seinem innern nothwendigen Zusammenhange mit der Summe des Daseins und allen Richtungen des menschlichen Geistes darzustellen. [1])

Er lehrt also: der Geschichtschreiber müsse vor allen Dingen das Eintreten jener neuen, die Menschheit lange Epochen hindurch bewegenden Ideen wahrnehmen und seinen Stoff dadurch, daß er dem Kampfe für diese Ideen und ihrer Verwirklichung nachgehe, zu bewältigen wissen. Zugleich aber mahnt er daran, wie vorsichtig der Geschichtschreiber hiebei zu Werke zu gehen habe; wie er sich hüten müsse, „der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern." „Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht," sagt er, „muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil außer dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Um-

1) In diesem Passus der Darlegung des in Rede stehenden Aufsatzes folgte ich der mehrerwähnten Beurtheilung der Humboldt'schen Werke von Fr. v. Müller, und zwar wörtlich. Denn wozu soll man das anders zu sagen sich abmühen, was schon in der besten Weise gesagt wurde?

fung und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit." — „Wie man es aber immer anfangen möge," sagt er an einer andern Stelle, „so kann doch das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte außer denselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als gewiß der Irrthum bei blindem Verschließen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich."

Somit war die ganze Frage nach ihrer innersten Tiefe auf das Gebiet einer Geschichtsphilosophie gerückt, die wir noch nicht hatten, deren Begründung aber, von Herder's Zeiten her, den tiefer schauenden Geistern als eine der wichtigsten Aufgaben unseres Nachdenkens erschien. Es handelt sich darum, nicht nur die Bedeutung jener leitenden Ideen und das Walten der Vorsehung in ihnen, sondern gegenüber jener nur mittelbar oder auch unmittelbar wirkenden Hand der Vorsehung zugleich die Macht und Bedeutung der individuellen Menschenkraft und ihrer Selbstthätigkeit aufzufassen. Mit diesen Betrachtungen war Humboldt bis an das Ende seiner Tage beschäftigt; er war auch ganz dazu geschaffen, ihre Entwicklung zu zeitigen. Wir sahen, wie er sie in der Correspondenz mit Göthe berührt, und werden noch darauf hinweisen, in welcher Weise er die gewonnenen Ergebnisse in sein Schlußwerk zur Philosophie der Sprache verwob.

Schon das, war er in dieser Abhandlung — gewiß eine der tiefgedachtesten und ideenreichsten, die aus seiner Feder geflossen — niedergelegt, blieb nicht ohne Wirkung und mußte es wohl auch in einer Zeit, wo man eines Theils ernstlich beschäftigt war, die Philosophie der Geschichte zu begründen, andern Theils unserer Historiographie durch Theorie der Geschichtschreibung zu Hülfe zu kommen suchte. So ist schon die Thatsache interessant, daß Hegel

im Winter $18^{22}/_{23}$ zum ersten Mal Philosophie der Geschichte vortrug. [2]) Später zwar, aber noch entschiedener, zeigte sich der Einfluß dieses Aufsatzes auf die Theorie der Geschichtschreibung. Ganz eng an Humboldt schloß sich Gervinus in seinen Grundzügen der Historik (1837). Gervinus führte Manches weiter aus und bestimmte Einiges schärfer, doch wußte er zugleich auf das Verdienst des Vorgängers und den Werth dieses Aufsatzes hinzuweisen. [3])

2) Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata. H. trug diese Abhandlung der Akademie in zwei Abtheilungen vor, die erste am 30. Junius 1825, wiederholt in der öffentlichen Sitzung vom 3. Julius desselben Jahres, die andere am 15. Juni 1826, gleichfalls wiederholt in der öffentlichen, am Leibnitztage dieses Jahres gehaltenen Sitzung. Gedruckt erschien sie schon 1826, einzeln, Berlin, bei Dümmler (gr. 4.), dann in den Abhandlungen der Berliner Akademie aus den J. 1825, Berlin 1828, und zwar unter denen der historisch-philologischen Classe, S. 1—64. Endlich steht sie in H.'s gesammelten Werken, I. 26—109. Von dem Inhalt und den Schicksalen dieses Aufsatzes ist schon früher (S. 433—438) berichtet worden. Humboldt gab noch einen Nachtrag zu der Abhandlung, den wir, seines Inhalts wegen, unter den sprachwissenschaftlichen Werken aufführen werden.

3) Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. Vorerinnerung zu dem Briefwechsel

---

2) Der Herausgeber dieser Vorlesungen über Philosophie der Geschichte, E. Gans, nennt auch, in der Vorrede zu dem Werk (S. IX.), W. v. Humboldt unter denen, die dieses Feld beiläufig cultivirten, und beruft sich deshalb auf diese „stilistisch eben so meisterhafte, als dem Inhalte nach tiefe“ akademische Abhandlung: „über die Aufgabe des Geschichtschreibers.“

3) Siehe G. G. Gervinus, Grundzüge der Historik. Leipzig, 1837. S. 10 u. 64.

zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, 1830 (S. 3—84). Er schrieb dieselbe zu Tegel im Mai 1830. Gervinus nennt sie das schönste Denkmal, das dem Genius des Dichters gesetzt worden sei, und er hat Recht, insofern sie das erste tiefer gehende Urtheil war, das dem einseitigen Standpunkt, von dem die Kritiker aus der romantischen Schule diesen Dichter betrachtet hatten, nachdrücklich entgegentrat. Humboldt's Aufsatze dürfte außerdem das Verdienst zukommen, einen Mann wie Hoffmeister zu einem umfassenden Werke über Schiller ermuthigt zu haben. Uebrigens haben wir schon (Th. I. S. 277. 297—312. 326—331. 339—40, Th. II. S. 454—55) versucht, den Inhalt dieser Vorerinnerung zu würdigen.

4) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788. (Beurtheilung des 29sten Bandes von Göthe's Werken in der Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, 1829). Diese Beurtheilung erschien in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, im September 1830 (Th. II. Nro 45—47 dieses Jahrgangs) und findet sich jetzt in H.'s ges. Werken, Th. II. S. 215—41. Auch dieser Aufsatz wurde von uns (s. oben Th. II. S. 455—58) schon hinreichend besprochen. Er bildet mit dem Werke über Herrmann und Dorothea und der Rede nach Göthe's Hingang ein Ganzes, das seinen Werth nie verlieren und in Verbindung mit den Darlegungen Schiller's und A. W. Schlegel's die Grundlage der Beurtheilung unseres größten Dichters bleiben wird. —

B. Linguistische Thätigkeit.

Während die litterarische Thätigkeit Humboldt's, der Antheil, den er deutscher und fremder Litteratur widmete, so weit als er ihn öffentlich bekundete, in diesen letzten Jahren

doch nur einen geringen Raum einnimmt, sehen wir ihn auf sprachwissenschaftlichem Gebiet mit einer Reihe der umfassendsten Forschungen hervortreten. Manchem wird das auffallen. Mancher wird nicht begreifen, wie ein Mann, der so tief in die Geschichte seiner Zeit eingegriffen, sich nun so weit davon entfernen konnte, und sich nicht vielmehr zu praktischeren Arbeiten hingezogen fühlte. Wer aber aufmerksam dem Entwicklungsgange Humboldt's folgte, wird sich nicht verwundern. Er weiß, wie wenig derselbe in dem politischen Streben, auch wo es den Anschein hatte, aufging, wie die intellektuelle Richtung in ihm stets überwog, wie sie auch mitten im höchsten Strudel der Geschäfte nebenher ging und jeden freien Augenblick Befriedigung suchte. Daß er in seinen Studien die praktischen Gebiete deshalb keineswegs hintangesetzt, bewies sein Wirken als Staatsmann zur Genüge. Wie hätte er sonst bei so verwickelten und durchaus positiven Gegenständen, als ihm, und vorzugsweise ihm, bei den Friedensschlüssen und während der Tage des Wiener Congresses zu behandeln oblagen, wie bei so schwierigen Verhandlungen, wie später im preußischen Staatsrath bei Berathung einer neuen Steuerverfassung, sich ebenso durch Einsicht hervorthun können, als durch Geist und beredten Vortrag seiner Meinung! Wir wissen auch, daß er in früheren Jahren ausführliche Untersuchungen politischen Inhalts niederschrieb, über die Gränzen namentlich, die nach seiner Ansicht der Wirksamkeit des Staats, d. h. der centralen Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft, gezogen werden sollten. [1]) Allein die eigentliche Richtung seines Forschersinnes ging nicht dahin. Sie grub sich tiefere Wege: nicht daß er jene abstrakte Region vorgezogen hätte, in der zu verweilen nur dann recht lohnt, wenn es gilt, eine neues System

---

1) Siehe oben Th. I. S. 171—207.

zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, 1830 (S. 3—84). Er schrieb dieselbe zu Tegel im Mai 1830. Gervinus nennt sie das schönste Denkmal, das dem Genius des Dichters gesetzt worden sei, und er hat Recht, insofern sie das erste tiefer gehende Urtheil war, das dem einseitigen Standpunkt, von dem die Kritiker aus der romantischen Schule diesen Dichter betrachtet hatten, nachdrücklich entgegentrat. Humboldt's Aufsatze dürfte außerdem das Verdienst zukommen, einen Mann wie Hoffmeister zu einem umfassenden Werke über Schiller ermuthigt zu haben. Uebrigens haben wir schon (Th. I. S. 277. 297—312. 326—331. 339—40, Th. II. S. 454—55) versucht, den Inhalt dieser Vorerinnerung zu würdigen.

4) Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788. (Beurtheilung des 29sten Bandes von Göthe's Werken in der Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, 1829). Diese Beurtheilung erschien in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, im September 1830 (Th. II. Nro 45—47 dieses Jahrgangs) und findet sich jetzt in H.'s ges. Werken, Th. II. S. 215—41. Auch dieser Aufsatz wurde von uns (s. oben Th. II. S. 455—58) schon hinreichend besprochen. Er bildet mit dem Werke über Herrmann und Dorothea und der Rede nach Göthe's Hingang ein Ganzes, das seinen Werth nie verlieren und in Verbindung mit den Darlegungen Schiller's und A. W. Schlegel's die Grundlage der Beurtheilung unseres größten Dichters bleiben wird. —

B. Linguistische Thätigkeit.

Während die litterarische Thätigkeit Humboldt's, der Antheil, den er deutscher und fremder Litteratur widmete, so weit als er ihn öffentlich bekundete, in diesen letzten Jahren

doch nur einen geringen Raum einnimmt, sehen wir ihn auf sprachwissenschaftlichem Gebiet mit einer Reihe der umfassendsten Forschungen hervortreten. Manchem wird das auffallen. Mancher wird nicht begreifen, wie ein Mann, der so tief in die Geschichte seiner Zeit eingegriffen, sich nun so weit davon entfernen konnte, und sich nicht vielmehr zu praktischeren Arbeiten hingezogen fühlte. Wer aber aufmerksam dem Entwicklungsgange Humboldt's folgte, wird sich nicht verwundern. Er weiß, wie wenig derselbe in dem politischen Streben, auch wo es den Anschein hatte, aufging, wie die intellektuelle Richtung in ihm stets überwog, wie sie auch mitten im höchsten Strudel der Geschäfte nebenher ging und jeden freien Augenblick Befriedigung suchte. Daß er in seinen Studien die praktischen Gebiete deshalb keineswegs hintangesetzt, bewies sein Wirken als Staatsmann zur Genüge. Wie hätte er sonst bei so verwickelten und durchaus positiven Gegenständen, als ihm, und vorzugsweise ihm, bei den Friedensschlüssen und während der Tage des Wiener Congresses zu behandeln oblagen, wie bei so schwierigen Verhandlungen, wie später im preußischen Staatsrath bei Berathung einer neuen Steuerverfassung, sich ebenso durch Einsicht hervorthun können, als durch Geist und beredten Vortrag seiner Meinung! Wir wissen auch, daß er in früheren Jahren ausführliche Untersuchungen politischen Inhalts niederschrieb, über die Gränzen namentlich, die nach seiner Ansicht der Wirksamkeit des Staats, d. h. der centralen Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft, gezogen werden sollten. [1]) Allein die eigentliche Richtung seines Forschersinnes ging nicht dahin. Sie grub sich tiefere Wege: nicht daß er jene abstrakte Region vorgezogen hätte, in der zu verweilen nur dann recht lohnt, wenn es gilt, ein neues System

1) Siehe oben Th. I. S. 171—207.

der Philosophie aufzustellen oder ein vorhandenes vom Grund aus zu verstehen. Der Natur seines Geistes gemäß, dem ein völlig abstraktes, in sich selbst zurückkehrendes Denken so fern lag, als fortwährendes Grübeln über den Urgrund der Dinge, und die Richtung wie die Gränze seiner spekulativen Begabung wohl erkennend, sammelte H. seine Kraft auf dem Gebiete, das zwischen dieser Abstraktion und jenen praktischen Theilen in der Mitte liegt und das in der Zeit, in welcher sein Geist sich entschied, unsere Denker und unsere Dichter vorzugsweise beschäftigte — auf dem Gebiet, wo das Zusammenwirken des Sinnlichen und Uebersinnlichen, der Natur und der Geisterwelt, also gerade die Natur des Menschen, sich am tiefsten offenbaret. Dieses Gebiet umfaßt Anthropologie, Philosophie der Sprache und Aesthetik. Auch die Anthropologie berührte Humboldt, doch mehr an der ästhetischen Seite.[2]) Ihre allseitige Begründung überließ er Männern, die von der Naturwissenschaft ausgingen, z. B. Burdach. Mit desto regerem Eifer griff er dafür in die Gebiete, die seinem Interesse und allgemeinen Forschungstriebe zunächst lagen, und in denen er etwas Nachhaltiges und Neues gründen konnte — in Philosophie der Kunst und Philosophie der Sprache.

Denn auf diesen Gebieten erging sich nicht seine Denkkraft allein, sondern sein Forschungstrieb überhaupt. Instinkt und Naturanlage machten H. zum Sprachforscher im weitesten Sinne. Konnte doch auch jener ursprüngliche Trieb, die Absicht: Wesen und Entwicklung des Sprachbaues zu ergründen, erst in den umfassendsten Studien und Vergleichungen der vorhandenen Sprachschätze zur Erfüllung kommen! Aber selbst die trockene Sprachforschung reizte H., da in seiner Hand auch das Unscheinbare dazu diente, Wichtiges aufzufinden oder zu begründen. — Aber eben dieses Streben, nicht

---

2) Siehe oben Th. I. S. 382—388.

blos in die Tiefe, sondern auch in die Breite der Wissenschaft, und zwar linguistischer Studien, mag an einem solchen Manne Vielen unerklärlich dünken; uns ist es dies gar nicht. Manche werden daraus den Schluß ziehen, daß Humboldt nur zum Forscher geboren gewesen sei, nicht zum Staatsmann; sie werden schon in der Wahl dieser Studien eine zu beschauliche Natur erkennen, als daß solche ihm im praktischen Wirken nicht störend hätte in den Weg treten sollen; und zuletzt den Grund der gegen ihre Wünsche gering ausgefallenen Ergebnisse seines Wirkens als Statsmann in einem mit jenem beschaulichen Forschersinn zusammenhängenden Mangel an praktischem Geschick und an Staatsklugheit in ihm suchen. Von dem Vorhandensein des Einen läßt sich aber zunächst gar kein gerechtfertigter Schluß auf den Mangel des Andern ziehen; man müßte denn erst nachweisen, daß ein Dritter an seinem Platze mehr ausgerichtet haben würde, als H., was bei der Beschaffenheit damaliger Verhältnisse, und namentlich der preußischen Zustände, so leicht nicht nachzuweisen ist. Es hieße ferner der menschlichen Natur, der Natur eines ausgezeichneten Mannes enge Gränzen ziehen und manche an sich räthselhafte Erscheinung noch unerklärlicher machen, wollte man annehmen, daß in einem Manne, in dem ohnehin sich auffallende und merkwürdige Gegensätze genug darstellten, staatsmännische Geschicklichkeit nicht neben jenem Forschergeist und jener Beschaulichkeit habe bestehen können. Kommt es denn endlich nicht in allem menschlichen Thun besonders darauf an, wie eine Sache gethan wird? War denn H. ein Sprachforscher gewöhnlichen Schlages? Ist es nicht vielmehr als ein Glück zu betrachten, daß unter andern genialen Männern auch einer von so umfassendem Geist und Geschick an die Sprachwissenschaft kam, da es galt, diese für immer aus jenem Pedantismus empor zu heben, in welchem sie von eng-

brüstigen Philologen gehalten würde? Oder war es etwa ein Schaden für unsere Politik, daß sich unter unsere Staatsmänner Einer mischte, der noch für andere und fernliegendere Gegenstände Sinn trug, als blos für Staatsfragen, und eben deshalb auch im politischen Wirken eine Kraft der Intelligenz und eine Hingebung an Ideen bewährte, die man bei unseren hofmännischen oder aktenbestaubten Staatsleuten so wenig trifft; daß einmal Einer da war, dessen geistige Befähigung weit über das Gegebene sah, der aber nicht blos grollte über diese Beschränktheit, nicht blos einen Anstoß gab, sie zu durchbrechen, sondern Geisteskraft, Ausdauer und Zähigkeit genug besaß, um stät an der Umbildung der Dinge zu arbeiten, der, wenn auch das Glück ihn wenig begünstigte, eine Ahnung dessen gab, was bei günstigeren Verhältnissen ein hoher Sinn in Deutschland vermöchte.

Endlich war aber doch auch jetzt der Forschungsgeist dieses Mannes nicht blos auf Litteratur und auf Sprache gebannt, so sehr es den Anschein haben mochte. Er wandte seine Gedanken zugleich auf ein Gebiet, das zwar auch nicht unmittelbar in die politischen Verhältnisse oder die Bedürfnisse der Nation eingreift, dennoch aber von hoher praktischer Bedeutung ist, da es den Grund legt zu jeder ächten Staatsweisheit und gesunden Anschauungen in allen Theilen der praktischen Philosophie und, indem es die Vergangenheit begreifen lehrt, den Weg in die Zukunft uns erleichtert. Schon in den frühesten Jahren sahen wir Humboldt's Betrachtung auf Grundgesetze des geschichtlichen Lebens gerichtet, und stets verfolgte er diese Richtung. Aus diesem Boden — über den er bei seinem Antheil an großen Weltbegebenheiten immer mehr Herrschaft gewann — erwuchs allmählig eine philosophische Auffassung und Darlegung des Geschehenden. Statt aber die Elemente dieser Philosophie selbstständig zu entwickeln, versenkte sie Humboldt in die überhaupt und

besonders bei ihm innig damit verwebte Philosophie der Sprache. Das große Sprachwerk, das er uns hinterlassen, enthält neben den Untersuchungen über die Sprache, ihr Wesen und ihre Entstehung, zugleich Grundzüge einer Philosophie der Geschichte, deren Ausbau nur zu wünschen wäre. Denn erst die selbstständige Entwicklung des in jenem Werke enthaltenen geschichts-philosophischen Elementes würde uns den vollen Werth und die Bedeutung desselben, besonders für die Gebiete der praktischen Philosophie, aufhellen; dann erst würde die Wirkung recht zu spüren sein, welche die Philosophie der Geschichte, von solchen Geistern aufgefaßt, in unsrer Staatswissenschaft und unsrer Geschichtschreibung hervorrufen könnte, sie, die schon unter minder praktischen, also auch weniger berufenen Händen, z. B. Hegels, so bedeutend erschienen ist. In der That, die tiefere Entwicklung der Geschichts-Philosophie ist ein solches Bedürfniß unsrer Zeit und unsrer Wissenschaft, daß Niemand wagen sollte, einen Genius, der auch hier mitwirkend eingriff, einer unpraktischen Geistesrichtung zu zeihen.

Hier ist ferner die Frage zu beantworten: ob denn die Sprachforschung, wie H. sie geübt, wirklich so von aller Praxis abliegt, wie es den allgemeinen Anschein hat? Ich glaube nicht. Wir haben erst erwähnt, wie Humboldt, unmittelbar nach dem Austritt aus seiner politischen Laufbahn, die Theorie der Geschichtschreibung erörterte und dabei an die Grundzüge eines für die Lösung aller praktischen Fragen hochwichtigen Gebietes der philosophischen Wissenschaft — an die Philosophie der Geschichte streifte, und wie diese Richtung nicht weniger, als die Erforschung des Sprachlichen in seinem innersten Wesen lag. Auch schließen diese Forschungen sich keineswegs einander aus. Das vergleichende Studium und die Philosophie der Sprache war vielmehr ein noch unbenützter, aber überaus fruchtbarer Weg, zu einer festen und

gesunden Auffassung der Philosophie der Geschichte zu gelangen, eben der Wissenschaft, von der man mit richtigem Instinkt die Durchsicht und Ergänzung aller Theile der praktischen Philosophie und der damit zusammenhängenden Fachwissenschaften erwartet. Wenn also H. im Geleit dieser Sprachforschungen und auf deren Grunde allein zu den für die Fortbildung der Philosophie der Geschichte wichtigen Ergebnissen gelangen sollte, welche er in dem nachgelassenen Hauptwerk: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts" niedergelegt, dann hätten wir das Geschick zu preisen, das ihn zum Sprachforscher machte.

Nur die niedere Sprachforschung liegt weit von der Geschichte, von den praktischen Interessen ab; je höher aber sie sich aufschwingt, desto deutlicher offenbaret sie den Zusammenhang, in dem die Sprache des Menschen zu dessen ganzer Geschichte und Entwicklung steht. Der Sprachphilosoph aber wird nothwendig auch Geschichtsphilosoph werden.

Ueberhaupt liegt es im Charakter einer geistig vorgerückten Zeit, ebenso alle einzelnen Gebiete des Wissens an der Hand der Philosophie tiefer zu entwickeln, als die Philosophie wieder von einzelnen dieser Gebiete aus zu höherer Vollkommenheit zu führen. So hat die deutsche Philosophie, nach der großen und allgemeinen Richtung, die sie durch Kant empfing, den ersten großen Umschwung durch die Naturforschung bekommen, dergestalt, daß der Gründer dieser neuen Richtung die Gestalt, die er der Philosophie gab, auch im Allgemeinen Naturphilosophie nennen durfte. Nach ihr ist die Geschichte der bewegende Faktor worden, wenn sie sich auch zuerst als Philosophie des Geistes der Natur gegenüber stellte. Das nämlich, was der Schöpfer des neuesten unsrer philosophischen Systeme eigentlich erstrebte, wird vielleicht nur dadurch an's Ziel geführt werden, wenn eine tiefere

Begründung der Geschichtsphilosophie und von ihr aus die Durchsicht des ganzen philosophischen Gebiets vorangegangen ist. Damit aber hängt die Gründung einer neuen Disciplin, der Philosophie der Sprache, so innig zusammen, daß wir den Schöpfer derselben als einen Hauptbeförderer dieser Bewegung betrachten könnten, wenn er auch selbst nicht schon eine genügendere Geschichtsphilosophie so beträchtlich angebahnt hätte. Wenn man nun auch zur Zeit auf dem ohnedies in einem gewissen Stillstand begriffenen Gebiet deutscher Spekulation jene Folge noch nicht eingetreten sehen kann, so ist damit nicht bewiesen, daß sie nicht wirklich und zwar bald eintreten wird. Auch giebt es der denkenden Köpfe nicht wenige, die, ersättigt und unbefriedigt von dem gegenwärtigen Stand der philosophischen Forschung, einen Umschwung dieser Art wünschen und erwarten. —

Sollen wir aber der Wendung des Geistes auf die Sprache diese Bedeutung zuschreiben, so setzen wir voraus, daß die Sprachforschung an sich etwas ganz anders geworden sei; wir setzen namentlich voraus, daß der Forscher auf diesem Gebiet sich nicht nur in jener speziell philosophischen Richtung, die er dem Fache zu geben weiß, sondern in der Art und Weise überhaupt, wie er diese Forschungen betreibt, als ein Geist von höherem Charakter und allgemeiner Tendenz bewähre. Diesen Aufschwung aber hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unsere Sprachforschung wirklich genommen, und wollte man einen einzelnen Mann als Repräsentanten desselben annehmen, so würde man schwerlich einen andern finden, den man mit gleichem Rechte als solchen aufstellen könnte, wie Humboldt. Er hat nicht nur historisch, seit dem Beginn dieses Aufschwungs, an dieser

Arbeit innig Theil genommen, sondern sie auch, so weit es unsrer Zeit vergönnt wurde, in Höhe und Ausdehnung zugleich, am weitesten gefördert; abgesehen davon, daß er, als Begründer unserer Sprachphilosophie, zwar wackere Nachfolger, bisher jedoch keinen eigentlichen Nebenbuhler, Keinen, der ihn in Schatten gestellt hätte, gefunden. Will man also selbst nur die Höhe und Bedeutung, welche die Sprachforschung im engern Sinn unter den Deutschen erreichte, durch ein einzelnes Individuum bezeichnen, wen anders als H. können wir nennen; in wem erschienen sie, wie in diesem Manne, die Forderungen, die wir hier machen können, befriedigt? Welcher von unsern sonst so ausgezeichneten Sprachforschern hat das Gebiet, erstens mit solchem Geist, zweitens so mit dem in allen Wissenschaften und in dieser besonders fruchtbaren Drang nach Einheit [1], nach Ueberblick des vorhandenen Stoffes, endlich mit solchem philosophischen Tiefblick behandelt.

Zunächst will ich nur den zweiten Vorzug ins Auge fassen. Wer hat nicht von dem ungeheuren Umfang der Sprachstudien unseres Humboldt gehört? Durfte doch Alexander von Humboldt, im Vorwort zu dem nachgelassenen großen Sprachwerk des Bruders, von diesem sagen, „er sei tiefer in den Bau einer größeren Menge von Sprachen eingedrungen, als wohl noch je von einem Geiste erfaßt worden sei." Und darf es uns wundern, daß gerade dieser Geist zu so ausgedehnter Sprachforschung geführt wurde — er, der von Natur mit einer seltenen Anlage zu Erlernung

1) „M. G. de Humboldt, que ses recherches ont conduit à considérer la tendance vers l'unité comme la méthode d'ethnographie le plus éminemment philosophique, ne pouvait négliger d'examiner" etc. etc., sagte, auf dieselbe Bemerkung hindeutend, im Jahre 1832 E. Jaquet, ein großer Sprachforscher Frankreichs, von unserm Humboldt (Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832, p. 482).

der Sprachen ausgerüstet war und dabei jenen Drang nach Einheit des Wissens hegte, der uns auf keinem Punkte der Kenntniß willkührlich ruhen läßt, sondern immer wieder über die noch so ausgedehnten Gränzen hinaustreibt. Und mußte der, der das Wesen der Sprache ergründen wollte, nicht auch die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen begriffen haben?

Humboldt's Entwicklung in diesem Punkte kann man gar leicht mit dem Gang der neuen Sprachforschung überhaupt in Parallele bringen. Auch er ging vom Studium der classischen Sprachen aus. Gerade während seiner Jugendjahre begann dieses Studium sich zu heben. Wir sahen, welch großen Antheil er, an der Seite F. A. Wolf's, an Begründung unserer Alterthumswissenschaft nahm. [1] Als dieser Boden gewonnen war, konnte man auch der Mannigfaltigkeit der Spracherscheinungen leichter sich bemächtigen. Die Hauptsprachen der Neuzeit hatte H. in früher Jugend gelernt; die meisten derselben eignete er sich nachher an Ort und Stelle bis zur Vollkommenheit an. Nachdem er die europäischen Sprachen fast sämmtlich sich unterworfen und selbst schon aus solchen Sprachtrümmern, wie dem Baskischen, ein eigenes Studium gemacht hatte, folgte er den vorschreitenden Forschungen der Engländer, Franzosen und Spanier auch über die Gränzen des Festlands hinaus. Schon am Anfang des Jahrhunderts war Paris eine Hauptstätte moderner Sprachforschung geworden; hier griff man zuerst die Forschungen der Engländer auf, welche mit ihrem asiatischen Reiche auch die Kernsprache des indogermanischen Völkercyclus eroberten. Die französischen Gelehrten jedoch gingen mehr von den Küsten des Mittelalters aus, von den semitischen Sprachen auf's Persische u. s. w.; auch wandten

[1] Th. I. S. 143–5. 208–255.

sie vom romanischen Süden aus sich leicht auf Süd- und Mittelamerika. Mit diesen Pariser Gelehrten stieß Humboldt früh zusammen [3]); mehr noch leitete die große Reise des Bruders seinen Blick auf die Sprachen der neuen Welt hinüber. Nächst den alten Sprachen und dem Baskischen wurden die amerikanischen bald sein Hauptaugenmerk. Wir haben früher erzählt, wie Alexander ihm von seiner Reise die reichsten Materialien zu diesem Zwecke zuführte — Grammatiken und Wörterbücher einer großen Reihe amerikanischer Sprachen. [4]) Alsbald aber trat jene Zeit ein, die H. von diesen Studien fast gänzlich abrief. Kaum, daß er beiläufig ein Paar Nachbildungen griechischer Dichtkunst vollenden, daß er einen Theil seiner vaskischen Studien zu Papier bringen konnte. Erst, nachdem er ausgeschieden aus dem Staatsleben, ward ihm die Muße, jenes weite Gebiet, die Ursprachen Amerikas, einer gründlichen Durcharbeitung zu unterwerfen. Dahin ging jetzt auch seine Absicht; doch vom Anfang dieser Mußejahre schon traten — wir dürfen nicht sagen, andere Interessen; denn in diesem einen ging der Geist unseres H. ohnehin nicht auf — sondern andere Forschungen, und zwar ebenfalls sprachliche und gleich positive Forschungen, wenigstens der Ausarbeitung jener Entwürfe störend in den Weg, so daß er zuletzt die Durchführung des Plans einem Dritten übermachte.

Die erste Ablenkung gab das Sanskrit. Man weiß, daß diese Sprache plötzlich eine Bedeutung erhielt, welche man zur Zeit, als die Arbeiten eines Jones und Wilson hervortraten, kaum ahnen konnte. Bald faßten deutsche Gelehrte auch diese unbekannte Welt ins Auge. Mit einem geistreichen Buch gab Friedrich Schlegel (1808) erst

3) Siehe oben Th. II. S. 20.
4) Siehe oben Th. II. S. 127.

Fingerzeige, dann griffen gründliche Forscher die Sache an — ein Bopp und A. W. Schlegel. Schon während des zweimaligen Aufenthalts zu Paris, in den Jahren 1814 und 1815, mochte sich unserm Humboldt die Wichtigkeit dieses Studiums, für welches dort schon reichliche Materialien zu Gebot standen, aufgedrängt haben; [5]) einige Jahre später ward auch er dafür gewonnen. Als A. W. Schlegel im J. 1828 einen Rückblick auf die Einführung des Sanskritstudiums in Deutschland warf, konnte er nicht umhin, Humboldt's Theilnahme besonders hervorzuheben. „Es ist noch ziemlich gut damit gelungen," sagte er; „gründliche Gelehrte sind als meine Mitarbeiter in diesem Fache aufgetreten; schon haben sich talentvolle Schüler gebildet, und das Studium des Sanskrit hat an Herrn Wilhelm v. Humboldt einen warmen Freund und Gönner gefunden." [6]) Es war aber nicht die Gönnerschaft eines vornehmen Mannes, der Andere arbeiten läßt; H. legte selbst Hand ans Werk, sobald er inne ward, „daß ohne möglich gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das Mindeste auszurichten sei." [7]) Freilich war dies Studium damals noch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Einen Lehrer hatte er nicht; auch fand in Deutschland sich damals kaum Gelegenheit, Handschriften zu benutzen; der Lernende mußte sich an die bis dahin gedruckten Ausgaben halten, deren Text keineswegs überall so gereinigt war, um in den Bau der Sprache mit einiger

---

5) Ich habe früher (II. 20.) die Zeit, in der Humboldt ein näheres Augenmerk auf das Sanskrit zu werfen anfangen mochte, etwas zu früh angesetzt.

6) A. W. v. Schlegel, Berichtigung einiger Mißdeutungen. Bonn. 1828. S. 69.

7) Worte Humboldt's in einem Briefe an A. W. Schlegel, mitgetheilt von Schlegel in der Indischen Bibliothek, 1. B. 2. Heft. Bonn, 1843. S. 433.

Sicherheit einzudringen. [8]) Dennoch schritt H. so rüstig vorwärts, daß er schon am 25. Junius 1821, von Ottmachau aus, seinen ehemaligen römischen Hausgenossen Riemer zu diesen Studium auffordern durfte. „Oft fällt mir der Wunsch ein," schrieb er ihm, „daß Sie mit diesen [griechisch-etymologischen] Arbeiten und Studien das Sanskrit verbinden möchten. Ich treibe es seit Anfang dieses Jahres, und habe, soviel es allein, ohne Lehrer, möglich ist, einige Fortschritte darin gemacht. Es dringt sich doch bei jedem Schritt die Ueberzeugung auf, daß diese Sprache die Wurzel des Griechischen, Lateinischen und Deutschen ist. Noch kann ich mich nicht rühmen, so weit darin zu sein, um beurtheilen zu können, ob die Kenntniß des Sanskrit in der etymologischen Ansicht des Griechischen wesentlich etwas abändern kann. Aber die Vergleichung des etymologischen Baues beider Sprachen muß nothwendig sehr merkwürdige Aufschlüsse gewähren. — Bopp und Schlegel sind nicht die einzigen, von denen sich etwas dieser Art erwarten läßt. Bopp beschränkt sich eben für jetzt ganz auf den grammatischen Theil." [9]) H. aber fesselte nicht blos die Sprachform, sondern auch der Gehalt und Tiefsinn, der in ihr niedergelegt war. Namentlich fesselte ihn die Bhagavad-Gita, die schöne Episode der großen epischen Dichtung Maha-Bharata, [10]) die er zum Theil übertrug und in einer speciellen Schrift erläuterte. Aber auch in Kenntniß der Sprache schritt er dergestalt fort, daß er schon im J. 1823 Schlegel's indische Bibliothek mit einer Abhandlung über einen der schwierigsten Punkte der Sanskrit-Grammatik bereichern konnte.

---

8) A. W. v. Schlegel, ebendas. S. 435.
9) Mitgetheilt im Anhang der Briefe von und an Göthe, Her. v. Riemer. Leipzig. 1846. S. 145.
10) Siehe oben S. 435.

Aber auch hier sollte H. seine Gränze noch nicht gefunden haben. Das Sanskrit führte ihn vielmehr in eine neue, weite Region des Forschens ein — in die Sprachen der Inselgruppe Polynesiens. Humboldt erkannte, daß Polynesien oder die malayischen Inseln das einzig denkbare Mittelglied zwischen der alten (europäisch-asiatischen) und der neuen (amerikanischen) Welt seien; daß von hier aus allein die wichtige Frage über das Dasein ursprünglicher Verbindungen beider Festlande erledigt werden und welch' großen Dienst hier die vergleichende Sprachforschung leisten könne. [11]) So wurde er zum Studium sämmtlicher über die malayischen Inseln verbreiteten Sprachen geführt.

Anfangs widmete er mehrere Jahre beiden Sprachcyklen, dem amerikanischen und dem malayischen, zugleich, bis endlich der letzte völlig den Sieg davon trug. Bis zu diesem Zeitpunkt war sein Vorsatz, zunächst über die Sprachen Amerika's eine Reihe Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da trat Anfangs 1829 ein junger Gelehrter, Dr. Eduard Buschmann (aus Magdeburg), ein wohlausgerüsteter Philolog, der sich ebenfalls der Erforschung der Ursprachen Amerika's gewidmet hatte und kurz vorher nach mehrjährigem Aufenthalt in Amerika von da zurückgekehrt war, in nähere Verbindung mit ihm. Dies steigerte Anfangs seinen Eifer für den bisherigen Plan. Unterstützt von dem Fleiße des jungen Mannes, beschäftigte sich H. von da bis zum J. 1831 rüstig mit der mexikanischen und ottomitischen Sprache, so daß man dem baldigen Erscheinen der Ergebnisse dieser Forschung entgegensehen konnte. Allein seit dem Tod seiner in demselben J. 1829 verstorbenen Gemahlin fühlte

11) „Il a compris que la Polynésie était la seule transition possible entre les deux continens et cette idée l'a aussitôt appelé à l'étude de toutes les langues polynésiennes." Jacquet, a. a. O.

H. sich doch täglich mehr an die Vergänglichkeit irdischer Dinge, wie an das Maß und die Gränzen menschlicher Kraft gemahnt. Wehmuthsvoll gab er den alten, so weit ausgedehnten Plan auf und überließ die Durchführung der amerikanischen Forschungen seinem jugendlichen Mitarbeiter. [12]) Er selbst concentrirte sofort seine ganze Kraft auf die malayischen Studien. Zunächst beschäftigte ihn die Anfertigung eines madagaskarischen Wörterbuchs, das sogleich im Drucke erscheinen sollte. Aber auch dieser Entschluß wurde später aufgegeben, da er erfuhr, daß ein großes handschriftliches Lexikon derselben Sprache, verfaßt von Froberville, sich in London befinde. Endlich begann er die Untersuchung von der ihn nichts mehr abbrachte — die Ergründung der Kawi-Sprache auf der Insel Java. Diesem Gegenstand und der sprachphilosophischen Einleitung, mit der er sein Werk über denselben zu schmücken sich vorsetzte, und die die Ergebnisse seines Denkens und Forschens über die Sprache zusammenfassen sollte — diesen Gegenständen widmete er allein die letzten, in der Einsamkeit zu Tegel verlebten Jahre. In diesem Werke, das er vollständig hinterließ und das bald nach seinem Tode erschien, gab er, neben der umfassenden Grundlage der Philosophie der Sprache, ein Musterstück vergleichender Sprachforschung und vollendeter Ergründung einer einzelnen Sprache.

Indem wir hier den Hauptgang der Humboldt'schen Sprachforschungen dargelegt, haben wir doch noch lange nicht die ganze Ausdehnung derselben umschrieben. Auch die osteuropäischen Sprachen entgingen seinem Forschertrieb nicht. Wie weit er die slavischen verfolgt, wüßte ich nicht zu sagen;

---

12) Von ihm, Dr. Buschmann, ist ein umfassendes Werk über die Ursprachen America's, gestützt auf jene Humboldt'schen Vorarbeiten und Materialien, noch immer zu erwarten.

gewiß ist, daß er schon 1811 des Litthauischen nicht unkundig war. [13]) Die neuen Champollion'chen Entdeckungen über die ägyptischen Hieroglyphen reizten auch seinen Untersuchungsgeist; ihm bot hier die Bildersprache der alten Mexikaner interessante Vergleichungen dar. Die asiatischen Sprachen verfolgte er bis an die Enden des Welttheils. Neben dem Sanskrit trieb er (1828) das Tamulische und Telugusche, zwei ganz ursprüngliche Sprachen von durchaus eigenem Bau, die er, durch den bekannten Sprachforscher Carey verführt, für Sippen des Sanskrit gehalten hatte, bis er sie selbst studiert. Früher schon lieferte H. einen Nachtrag zur javanischen Grammatik des P. Rodriguez, und im J. 1827 schrieb er das wichtige Sendschreiben an Abel-Rémusat über die Natur der grammatischen Formen im Allgemeinen und den Geist der chinesischen Sprache insbesondere. Erinnern wir uns daran, daß bis auf diese Zeit wohl Niemand die Reihe der Ursprachen Amerika's, in ihren sämmtlichen Zweigen, Abarten und Dialekten, so sich zu eigen gemacht hatte, wie Humboldt, so müssen wir staunen über den Umfang dieses Wissens und können uns nicht mehr wundern, wenn ein Mann von dieser Anlage zu Sprachgelehrtheit, geleitet dabei von den höchsten philosophischen Absichten, es vorzog, hier etwas Großes und Selbstständiges zu hinterlassen, als seinen Genius an Interessen

---

13) Später, in den Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens (1821) findet sich eine auch für uns hier interessante Bemerkung. Er spricht über Vater's Schrift über die Sprache der alten Preußen und sagt dabei; „Ich glaube mich durch das Litthauische, mit dem ich einmal ernstlicher beschäftigt gewesen bin, überzeugt zu haben, daß auch der Zusammenhang der slavischen Sprachen mit dem Griechischen und den vermuthlich diesem zum Grunde liegenden Sprachen durch das Studium dieser germanisch-slavischen Sprachen viel besser erkannt werden kann. Sie scheinen nämlich den Charakter der gemeinschaftlichen Ursprache treuer bewahrt zu haben, und ich halte sie bei weitem nicht für ein blos später entstandenes Gemenge von Slavischem und Deutschem.“ (Ges. W. II. 78).

zu vergeuden, die diese Kraft des Geistes nicht forbern, und in denen zu seiner Zeit und auf deutschem Boden etwas Dauerhaftes und Großes wohl noch nicht geleistet werden konnte.

Indem ich nun einen Ueberblick von Humboldt's linguistischen Schriften, vom J. 1820 ab bis zu seinem Tode und mit Einschluß seines nachgelassenen Hauptwerkes, folgen lasse, füge ich nur die nothwendigsten litterarischen Notizen und Urtheile bei, einige allgemeine Bemerkungen über H. als Sprachforscher und Sprachdenker auf den nächsten Abschnitt versparend. Es folgen aber die im Druck erschienenen Arbeiten der Zeit nach ungefähr so:

1. Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache. Von Wilh. v. Humboldt. Berlin, 1821. gr. 4.

Wiederholt in den ges. Werken, II. 1—214. Ein Werk, das eben so dem historischen, als dem linguistischen Gebiete zugehört. Wir wissen, wie früh H. anfing, Sprache und Land der Basken zu durchforschen; es war sein Plan, über diese Nation und Sprache eine umfassende Arbeit zu geben, deren Inhalt er schon im J. 1812 dem Publikum verkündete. (Siehe oben II. 54—6 22 2—4.) Doch dieser umfassende Plan kam nicht zur Ausführung; in der Erwartung, daß in Spanien selbst noch ein wichtigeres Werk über die Sprache der Basken erscheinen würde, beschränkte sich Humboldt, nach den schon gegebenen Proben, auf eine Untersuchung, in welcher das Baskische ihm nur als Schlüssel dient. Die Frage über die Urbewohner der spanischen Halbinsel auf etymologischem Weg, namentlich aus den Ortsnamen erörternd, kam er zu dem Ergebniß, daß die alten, über die ganze Halbinsel verbreiteten, aber nur in einigen Gegenden derselben unvermischt auftretenden Iberer Basken, die übrigen Bewohner aber Celten waren. Auch über die Gränzen Spaniens hinaus forschte er nach den Sitzen der Iberer. Doch hielt er damit die ganze Untersuchung nicht für abgeschlossen. Hiezu müßte, nach seiner Ansicht, eine

genaue Vergleichung des Baskischen, als Sprache, mit den übrigen westeuropäischen Sprachen noch vorhergehen, ein Unternehmen sehr schwieriger Natur, das ganz andere Vorarbeiten fordere. Schon durch H.'s Arbeit aber war sehr viel geschehen, diesen Gegenstand ins Klare zu bringen; der Verfasser hebt nur, in seiner bescheidenen Art, mehr das hervor, was noch zu thun übrig blieb. Von Andern [1]) ist es mit Recht hervorgehoben worden, was ein umsichtiger und verständiger Sprachforscher mit solchen an Ort und Stelle erhobenen Untersuchungen und nach urkundlichem Material für die schwierigsten Punkte der Ethnographie und alten Geschichte Europa's und Westasiens überhaupt leisten könnte.

2. Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.

Vorgelesen in der Akademie am 29. Jun. 1820 und, in Abwesenheit des Verfassers, wiederholt v. Prof. Buttmann in der feierlichen Sitzung vom 3. August desselben Jahres. Gedruckt in den Abhandlungen (der historisch-philologischen Klasse) der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem J. 1820—21. Berlin, 1822. 4. S. 239—59, und jetzt in Humboldt's ges. W. III. 241—68.

3. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung.

H. trug diese Abhandlung zur Feier des Jahrestags Friedrichs des Großen, am 24. Jan. 1822, in der Akademie vor, nachdem er sie schon am 17. desselben Monats im engern Kreise der Akademiker gelesen hatte. Gedruckt erschien sie in den Abhandlungen (der hist.-phil. Klasse) der Akademie aus den Jahren 1822—23. Berlin, 1825. S. 401—430, und wiederholt in den ges. W., III. 269—306.

Diese und die vorhergehende Abhandlung waren die Vorläufer der Humboldt'schen Sprachphilosophie; auch gründeten sie seinen Ruf in dieser Richtung. Es verdient auch angemerkt zu werden, daß einer der ersten Forscher über deutsche Sprache, K. F. Becker, sein

---

1) Unter Andern von A. Wagner in seiner Bearbeitung von Alex. Murray's Werk: „Zum europäischen Sprachenbau." Leipzig, 1825. I. 41.

einleitendes Werk zur deutschen Grammatik, den „Organismus der Sprache" (1827) an die in diesen Abhandlungen aufgestellten Ideen anlehnte und sich auch in der dem Buche vorangehenden Dedikation als dankbaren Verehrer unseres H. bekannte. Diese beiden Abhandlungen, verbunden mit der nachher zu nennenden über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache, so wie mit dem Sendschreiben an Abel-Rémusat, bilden die natürliche Ergänzung des großen, erst nach H.'s Tode erschienenen Werks über den menschlichen Sprachbau, das sich auch oftmals auf jene frühern Ausführungen bezieht.

4. Ueber die in der Sanskritsprache durch zwei Suffixa gebildeten Verbalformen.

Mitgetheilt in der Indischen Bibliothek, einer Zeitschrift von A. W. Schlegel. B. I. H. 4. Bonn. 1823. S. 433—467 und B. II. H. 1. Ebend. 1824. S. 71—134. — Eine Vorerinnerung, welche der Herausgeber, A. W. Schlegel, der Abhandlung voranschickte (I. B. 4. H. S. 433—5), enthält die anerkennendsten Worte über H., den Sprachforscher, und diesen Aufsatz insbesondere. „Es wäre unverzeihlich," sagt er in Bezug auf letztern, „den Gang einer solchen Untersuchung, welche, unabhängig von ihrem Gehalt, schon durch die befolgte wissenschaftliche Methode anziehend ist, durch Einwendungen zu unterbrechen, wenn man auch hier und da seine eigene Ansicht hätte; und ich werde nicht versuchen, eine frühere Aeußerung über jene Formen des Sanskrit (Ind. Bibl. Th. I. S. 124. 125.) gegen eine, aus der Tiefe der Theorie geschöpfte Entscheidung, wodurch ich mich vielfach belehrt sehe, zu vertheidigen." Doch fügte er mit Genehmigung des Verfassers einige Anmerkungen bei, die sich jedoch lediglich auf die Richtigkeit der Lesarten in den von H. gegebenen Beispielen bezogen, in deren Betreff sich letzterer nicht im Besitz so vieler Hülfsmittel befand, als Schlegel, welcher kürzlich erst nach einer eigens zu diesen Zwecken unternommenen Reise von London heimgekehrt war. — Diese Humboldt'sche Abhandlung ist übrigens keineswegs nur für Sanskrit-Grammatik von Bedeutung; sie enthält vielmehr über gewisse Verbalformen im Allgemeinen, namentlich über die Lehre vom Infinitiv, sehr wichtige Erörterungen.

5. Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des Jüngern.

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften im März 1824 und gedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit

des menschlichen Sprachbaus (besonderer Abdr.) Berlin, 1836. S. 463–469.

6. Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Einleitung. Bildersprache.

Auch diese Abhandlung trug er in der Akademie vor, am 20. Mai 1824 Sie wurde dann, in Abwesenheit des Verfassers, in der feierlichen Sitzung am Leibnitztage (3. Julius) desselben Jahres öffentlich wiederholt. Gedruckt erschien sie in den Abhandlungen der Akademie aus dem J. 1824 und zwar in denen der historisch-philologischen Klasse, Berlin, 1826. S. 161–88, und dann in dem obenerwähnten Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus (besonderer Abdr.) S. 415–63.

7. Ueber vier ägyptische, löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen königlichen Antikensammlungen.

In den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften a. d. J. 1825. Berlin, 1826. 4. S. 145–68 und nunmehr in den ges. W. IV. 302–333. In einer Bemerkung berichtet H.: er habe sich, da die Untersuchung dieser Denkmale ihn über mehrere Punkte zweifelhaft gelassen, mit einer Anzahl Fragen an Herrn Champollion den Jüngern gewandt, der sie auch mit der Freigebigkeit eines seiner Sache sichern Forschers in einem ausführlichen, von Livorno aus datirten Schreiben beantwortete. Diese Mittheilung habe er pflichtlich bei diesem Aufsatz benutzt. Er selbst mache keinen Anspruch darauf, das Studium der Hieroglyphen-Entzifferung durch eigene Entdeckungen zu erweitern, sondern er habe sich nur zum Geschäft gemacht, was von Andern, namentlich Champollion, darin geschehen sei, einer möglichst genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Studium der koptischen Sprache nach ihrem Baue und den von Zoëga herausgegebenen Texten damit zu verbinden. Er lege daher gern hier das Bekenntniß ab, daß ihm der von Champollion eingeschlagene Weg der einzig richtige scheine, und daß er dessen Erklärungen bis auf wenige Ausnahmen für wahr und fest begründet erachte. Auch sei er in der obigen Untersuchung diesen Erklärungen gefolgt.

8. Ueber die Bhagavad-Gita. Mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegel'schen Ausgabe im

Pariser asiatischen Journal. Aus einem Briefe von Herrn Staatsminister v. Humboldt.

Mitgetheilt von A. W. v. Schlegel in der indischen Bibliothek, B. II. H. 2. Bonn, 1826. S. 218—58 und H. 3. Ebendas. 1826. S. 328—72; nun auch in H.'s ges. W. I. 110—84. Indem H. seinen Landsmann und dessen Verdienst in Uebertragung der Bhagavad-Gita gegen die scharfe und nicht selten ungerechte Beurtheilung von Langlois im asiatischen Journal in Schutz nahm, fand er eine erwünschte Gelegenheit, selbst noch einmal auf Geist und Form jenes indischen Werks zurückzukommen, dem er schon eine eigene Schrift gewidmet hatte. [2]) Dieser Brief an A. W. v. Schlegel bildet daher zugleich eine Art Zugabe zu jener Schrift. Der Empfänger, höchst erfreut durch die ihm gewordene Erlaubniß, ihn öffentlich zu gebrauchen, stattete die Mittheilung noch mit einer Vorerinnerung und werthvollen Zwischenbemerkungen aus, die sich jetzt auch in H.'s Werken wieder finden. Besonders interessant ist es, hier zwei Kenner wie Schlegel und Humboldt über Grundprincipien der Uebersetzungskunst zu vernehmen (Ges. W. I. 136—145), um so interessanter, wenn der Eine mit der größten Anerkennung des Andern merkwürdige Bekenntnisse über seine eigenen Leistungen verbindet, wie Schlegel bei diesem Anlaß.

9. Supplément à la Grammaire japonaise du P. Rodriguez, ou Remarques additionnelles sur quelques points du système grammatical des Japonais, tirées de la grammaire du P. Oyanguren, et traduites par M. Landresse; précédées d'une Notice comparative des grammaires japonaises des P. P. Rodriguez et Oyanguren, par M. le baron G. de Humboldt. A Paris, 1826. 8.

Diese Brochüre ward auf Kosten der Pariser asiatischen Gesellschaft veröffentlicht, nachdem das Jahr zuvor die Elemente der japanischen Grammatik des P. Rodriguez, ebenfalls von Landresse aus dem Portugiesischen ins Französische übersetzt, erschienen waren. Zu

---

2) Siehe oben S. 433—38 u. 483.

dem Nachtrag, den derselbe Franzose in obiger Schrift liefert, gab H. diesen vergleichenden Ueberblick über beide japanischen Sprachlehren, die des Rodriguez und des Oyanguren.

10. Lettre à M. Abel-Rémusat, sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue chinoise en particulier, par M. G. de Humboldt, Membre de l'Académie royale des Sciences de Berlin, associé étranger de l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, etc. etc. A Paris, 1827. 8.

In einem Vorbericht erklärt der Herausgeber, Abel-Rémusat, daß dieser Brief seine Entstehung einem Ideenaustausch zwischen Humboldt und einem Pariser Professor, unter dem er selbst zu verstehen ist, verdanke. Einige Abhandlungen, welche H. in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgetragen und nachher französischen Gelehrten mitgetheilt hatte, veranlaßten Rémusat, auf das Chinesische, das in jenen Untersuchungen fast unberücksichtigt gelassen war, als auf eine in ihrer Art einzige Erscheinung besonders aufmerksam zu machen. Zu diesem Behuf mit dem Sanskrit, dem Griechischen, dem Deutschen und den andern Idiomen verglichen, denen Humboldt eine gerechte Vorliebe widme, würde das Chinesische, sagte Rémusat, Spezialitäten darbieten, die man wohl nicht länger hintansetzen dürfe. Damit forderte er H. auf, sich das Chinesische anzueignen und selbst diese Vergleichung vorzunehmen. „Für ihn, der ganz andere Schwierigkeiten zu übersteigen gewohnt war, konnte dieses Studium nur ein Kinderspiel sein und bald hatte er sich hinlängliche Fertigkeit darin erworben, um selbst Licht dahin verbreiten zu können." In einem ausführlichen Briefe an Rémusat, dessen chinesische Grammatik ihm zur Grundlage dient, legte H. seine inmittelst gewonnenen Ergebnisse über den Geist der chinesischen Sprache und ihr Verhältniß zu andern Sprachen nieder, ohne jedoch diese Ansichten zur öffentlichen Bekanntmachung selbst zu bestimmen. Rémusat aber glaubte sich mit Recht ein Verdienst zu erwerben, wenn er das Ergebniß so tief durchdachter Forschungen ans Tageslicht ziehen und in beigegebenen Anmerkungen seine eigene Ansicht über diesen oder jenen Punkt aussprechen würde. Humboldt's Schreiben, datirt Berlin, 7. März 1826, nimmt 93 gedruckte Seiten ein und gehört in der That, wie ich schon hervorhob, zu den wichtigsten sprachphilosophischen und vergleichenden Arbeiten des Verfassers. Auch er-

schienen die darin ausgeführten Sätze sogleich von solchem Belang, daß selbst ein Jakob Grimm, der sonst gewiß nicht gewöhnt war, philosophischen Erklärungen zu folgen, sich veranlaßt sah, hier eine Ausnahme zu machen. Da, wo er in seiner deutschen Grammatik das Genus zu erläutern und auf die ursprünglich kühne Zutheilung des Geschlechts, so wie auf deren gleichmäßige Wiederkehr in allen edlern Sprachen zu reden kam, fügte er hinzu: „ein geistreicher Schriftsteller habe den Grund dieser Erscheinung vortrefflich aus dem Einbildungsvermögen der Sprache erklärt," und berief sich auf obiges zu Paris gedrucktes Schreiben (p. 12. 13). „Es ist von ihm," setzt er hinzu, „anerkannt und bestätigt worden, daß in den Sprachen zwei Richtungen vorherrschen, die verständige, auf reine Schärfe der Ideen gehende, und die sinnliche, zu einer anschaulichen Verbindung des Gedankens mit der Wirklichkeit geneigte." [3]) Es war dies aber nur ein einziger, allerdings hervorragender Satz dieses reichen Sendschreibens, in welchem die grammatischen Kategorien tiefer, als je vorher, entwickelt waren.

Es verdient auch noch bemerkt zu werden, daß der große französische Sprachforscher Silvester de Sacy sich veranlaßt fand, kurz darnach (1828) eine eigne Broschüre über dieses Humboldt'sche Sendschreiben erscheinen zu lassen: Notice sur la lettre de M. G. de Humboldt à M. Abel-Rémusat sur les formes grammaticales en général et fur le génie de la langue chinoise. A Paris. Broch in 4.°

Abel Rémusat und Wilhelm Humboldt standen übrigens fortdauernd in Briefwechsel, namentlich über einzelne Punkte des Chinesischen. Unter andern richtete späterhin der französische Gelehrte über einige in diesem Betreff erhobene Zweifel seines Correspondenten ein ausführlicheres Sendschreiben an diesen, welches auf Humboldt's Wunsch, mit wenigen Weglassungen, im Nouveau Journal Asiatique, T. XI. à Paris, 1833 p. 273—282 mitgetheilt wurde (Extrait d'une lettre de M. Abel-Rémusat adressée à M. le baron G. de Humboldt).

11. Mémoire de M. G. de Humboldt sur la manière dont on doit séparer les mots sans-

---

3) J. Grimm's deutsche Grammatik. 3. Th. Göttingen, 1831. S. 345.

crits que les Indiens ont coutume d'écrire de suite et sans distinction.

Mitgetheilt im Journal Asiatique, T. XI. Paris, 1827. p. 169—171. Humboldt machte darin den Vorschlag, das Sanskrit durch Trennung der Wörter ebenso, wie das Griechische, Lateinische und unsere heutigen Sprachen zu schreiben. Der Vorschlag fand auch gleich Anklang. Namentlich Bopp, in der lateinischen Ausgabe seiner Sanskrit-Grammmatik, erklärte sich für ihn und unterstützte ihn mit wichtigen und zum Theil neuen Gründen. Doch erhoben sich auch Widersacher dagegen, so daß H., wie wir sehen werden, Veranlassung fand, die Frage nochmals zu erörtern.

12. Ueber den Dualis. Eine Vorlesung. Von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1828. gr. 4.

Abermals ein in der Berliner Akademie gehaltener Vortrag, der hier zuerst einzeln erschien, dann aber in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Akademie aus d. J. 1827 wiederholt wurde.

13. Beurtheilung von Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäß, ein sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersetzt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch, Dr. der Philosophie und Mitglied der asiat. Gesellschaft zu Paris. Berlin, 1828. 4.

Veröffentlicht in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, April 1829. No. 73—76, mit dem Zusatz: „Zweiter Artikel.“ Den ersten über diese Schrift hatte in demselben Monat der bekannte Dichter und Sprachkenner Friedrich Rückert geliefert. Hatte der erste sich die Aufgabe gesetzt, die auch von Humboldt werthgeschätzte Ausgabe und Bearbeitung jener indischen Dichtung an sich zu würdigen, so faßte der zweite einen einzelnen Gegenstand auf, den der Herausgeber in der Vorrede behandelt hatte. Dursch erklärte sich darin gegen H.'s oben berührten Vorschlag, die Sanskrit-Worte, wie die aller andern gebildeten Sprachen, getrennt zu schreiben. Darauf entgegnete Humboldt in diesem Aufsatze. Nachdem er an die Wichtigkeit, die die Sanskritsprache auch für die klassische Philologie bekommen, erinnert und damit bemerklich gemacht, daß die Frage, um die es sich handle, gar nicht so geringfügig sei, faßt er die Gründe für und wider noch einmal kurz zusammen. Er

selbst aber bleibt fest auf der früher ausgesprochenen Ansicht. Es sei ja die Bestimmung der Schrift, den Gedanken dem Verstand durch das Auge mitzutheilen; daher auch die Trennung der Worte in allen Sprachen. Die Sanskrit-Sprache aber enthalte nichts, was uns nöthige, von einem so wichtigen und allgemeinen Grundsatz abzugehen.

14. Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen. Abhandlung von Wilhelm v. Humboldt. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften den 17. Dez. 1829. Berlin, 1830. gr. 4.

Dann in den Abhandlungen (der historisch-philologischen Klasse) der k. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1829. Berlin, 1832. S. 1—26.

15. Lettre à Mr. E. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie asiatique.

Seinem wesentlichsten Theil nach mitgetheilt im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 481—508; dann, vollständig und mit Zusätzen vermehrt, abgedruckt im Anhang des Werks: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues (besonderer Abdruck. Berlin, 1836), S. 492—511.

Das Schreiben ist von Tegel, d. 10. Dez. 1831, datirt. Es wurde durch einige Bemerkungen veranlaßt, die ein ausgezeichneter französischer Sprachforscher, Jacquet, neuerdings über die Alphabete der Philippinen im asiatischen Journal veröffentlicht hatte. Humboldt nun ergänzt und berichtigt dieselben aus dem reichen Vorrath seines Wissens und seiner Sammlungen; mit seiner Erlaubniß machte Jacquet die Zuschrift in demselben Journal bekannt. (Am Schluß des 11. Bandes des Nouveau Journal Asiatique (p. 574) theilte er zur Ergänzung noch eine Stelle aus einem später empfangenen Briefe unseres Humboldt mit).

Der französische Forscher begleitete die Mittheilung mit einem Vorbericht, (a. a. O. p. 481—84.) auf den wir schon einigemal hingewiesen. Es war eine öffentliche Huldigung, die das aufblühende Geschlecht französischer Sprachforscher darin dem großen deutschen Genossen darbrachte, womit aber auch die Absicht verbunden war, den Franzosen einen Ueberblick der linguistischen Leistungen des Mannes [4]) und seiner gegenwärtigen

4) Er nimmt hiebei namentlich auf die Forschungen Rücksicht, die, weil sie der Verfasser in Briefen an Pariser Gelehrte niedergelegt,

Studien- und Bestrebungen zu verschaffen. Interessant ist es auch, Jacquet bei diesem Anlaß über Humboldt's französische Diction urtheilen zu hören. Es will was heißen, wenn der Franzose sagt: „On remarquera l'heureuse précision et l'élégance toujours soutenue du style dans une discussion qui semble à peine pouvoir le comporter; mais ces qualités n'étonneront aucune des personnes qui savent jusqu' à quel point M. G. de Humboldt réussit à soumettre la langue française à la direction de ses idées."

16. Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Von Wilhelm v. Humboldt. Drei Bände. Berlin. Gedruckt in der kön. Akademie der Wissenschaften. 1836, 1838 und 1839. gr. 4. (Zugleich der Abhandlungen der kön. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1832, zweiter bis vierter Theil). Die Einleitung zu diesem Werke, welche den größeren Theil des ersten Bandes ausfüllt (S. I.—CCCCXXX.) erschien, in Verbindung mit einigen am Schluß des großen Werkes angehängten Abhandlungen, auch einzeln, unter dem Titel: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin, in Commission bei Fr. Dümmler. 1836. gr. 4.

Da, wo ich den Gang der Sprachstudien unseres H. angedeutet, ist auch des Zeitpunktes gedacht worden, wo er den Blick auf die Inselgruppe Polynesiens wendete, und des Gesichtpunktes, der ihn zu gründlichem Studium der über diese Inseln verbreiteten Sprachen

---

auch dem französischen Publikum zugänglich geworden waren, und weist auf das Schreiben an Abel-Rémusat und das gegenwärtig veröffentlichte hin. Zwischen beiden aber wird eines dritten gedacht, von dem ich sonst keine Kunde erlangt habe, obschon es ohne Zweifel auch im Druck erschienen ist: „C'est aussi dans une ettre", sagt Jacquet, „qu'il a déterminé les considérations qui doivent diriger dans la recherche des affinités philologiques.

bewog; es wurde ferner berichtet, wie dieses Studium am Ende älteres überwog, und daß H. ihm und der Zusammenstellung der gewonnenen sprachphilosophischen Ergebnisse die letzten Jahre seines Lebens allein widmete. Schon im J. 1827 hatte er den Plan gefaßt, sich in einer ausführlichen Arbeit über alle von Madagascar bis zur Osterinsel verbreiteten malayischen Sprachen und deren Zusammenhang zu verbreiten. Zu Anfang des folgenden Jahres trug er den ersten, aber nicht zum Druck bestimmten, Entwurf dieser Arbeit in der Akademie vor. (Ueber die Sprache der Südsee-Insulaner. Abhandlung, gelesen von W. v. Humboldt zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen am 24. Jan. 1828) Drei Jahre später berichtet die Geschichte der Akademie, Humboldt habe, ebenfalls am Jahrestage des großen Königs, eine Abhandlung „über die Kawi-Sprache auf der Insel Java" vorgetragen; also den Entwurf der später in diesem umfassenden Werk niedergelegten Forschung. Da H. beim Studium der malayischen Sprachen besonders den indischen Einfluß auf Polynesien im Auge hatte, so mußte er die Untersuchung namentlich bei der Epoche aufnehmen, wo dieser Einfluß am tiefsten und eingreifendsten wirkte. „Dieser Culminationspunkt ist offenbar die Blüthe der Kawi-Sprache, als der innigsten Verzweigung indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten indischen Ansiedelungen besaß." [5]) Die Kawi-Sprache ward so der Mittelpunkt weit ausgedehnter Forschung über die noch lebenden Sprachen aller malayischen Inseln — vornehmlich der Philippinen, der Insel Java, Sumatra's, Malacca's und Madagascar's. H. war aber dabei genöthigt, immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung zu sehen, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverbindung zu betrachten und seine Entwicklung bis zu dem Punkte zu verfolgen, wo er seinen Charakter in der tagalischen Sprache in seiner größten und reinsten Entfaltung zu finden glaubte. [6])

Schon die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel oder Schwierigkeit, sie zu erlangen, legte dem Forscher hier die größten Schwierigkeiten in Weg. Doch wurde Humboldt noch immer eine Unterstützung zu Theil, wie sie ein anderer Continentalbewohner so leicht nicht erlangen wird. Vor allen interessirte sich die asiatische Gesellschaft von Großbritanien

5) Ueber die Kawi-Sprache, I. p. XVI.
6) Ebendas., p. XVI.

auf's lebhafteste für das Unternehmen [7]) Ueber die Gelehrten des Auslands, die es durch Mittheilungen thatkräftig unterstützten, hat Alexander v. Humboldt im Vorwort zum nachgelassenen großen Sprachwerk des Bruders einen sehr dankenswerthen Ueberblick gegeben. Den ersten Rang unter denen, die solche Unterstützungen darboten, verdient John Crawfurd, der Verfasser einer History of the Indian Archipelago und der Embassy to the Court of Ava, welcher aus dem großen Schatze seiner Sammlung von Schriften in malayischen Sprachen die wichtigsten Hülfsmittel für das Javanische, wie auch eine Abschrift des Heldengedichts Brata Yuddha, aus dem Humboldt das System der Kawi-Sprache darstellte, zu freiestem Gebrauche überließ — Mittheilungen, ohne die es unmöglich gewesen wäre, sich des Javanischen und des Kawi in ihren Eigenthümlichkeiten ganz zu bemeistern. Außerdem unterstützten ihn für das Javanische Baron van der Capellen, ehemaliger General-Gouverneur von holländisch Indien, Graf von Minto, von welchem H. einen Abguß der großen, durch Raffles berühmt gewordenen javanischen Inschrift erhielt, der sprachkundige Roorda von Eysinga und Gericke zu Batavia; für das Malayische der belehrende Briefwechsel mit Sir Alexander Johnston, Dr. William Marsden und dem Pariser Gelehrten E. Jacquet; für das Madecassische und die Sprachen der Südsee-Inseln Freeman, Missionar zu Tananarivo auf Madagascar, Prof. Meyen in Berlin, Dr. Meinicke zu Prenzlow, Lesson in Paris und der als Dichter wohl bekannte Adalbert von Chamisso. Chamisso sah es nach Humboldt's Tode auch für seinen Beruf an, eine Lücke, die dieser offen gelassen, nach Kräften zu ergänzen, indem er die Sprachforschung, die jener von Indien aus über Java bis auf die Inseln der Südsee ausgedehnt hatte, an dem letzten Glied dieser Kette aufnahm, und in hohem Alter mit verjüngtem Eifer sich auf die Sprache der Sandwich-Inseln, welche er selbst früher besucht hatte, und namentlich auf das Hawaiische warf, über welches er 1837 eine eigene Schrift der Berliner Akademie vortrug und in demselben Jahre

7) „Les secours ne pouvaient manquer au savant philologue: des faits nombreux ont été apportés à sa critique, et la Société asiatique de la Grande-Bretagne s'est empressée de mettre à sa disposition tous les documens que lui fournissent des rapports presque officiels avec les stations maritimes anglaises dans les différentes parties de la Polynésie.“ Jacquet, a. a. O.

noch veröffentlichte. [8]) — Mit diesen Namen jedoch ist die Reihe der Männer, deren Theilnahme H. förderte, lange nicht erschöpft. Wir müßten, sagt der obengenannte Vorredner, fast den ganzen Kreis der wissenschaftlichen Verbindungen durchlaufen, die H. auf seinen Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, wenn wir die einzelnen Personen nennen sollten, die ihm sowohl in den allgemeinen Untersuchungen über Sprache, als bei Gründung jener großen linguistischen Sammlung nützlich waren, ohne welche die Ausarbeitung dieses Werkes nicht möglich gewesen wäre. Wir werden der geistreichen und sprachgelehrten Männer, mit denen der Verewigte durch Briefe in litterarischem Verkehre stand, und denen er so viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie sich ihm allmählig darboten, zur Prüfung vorlegte, ohnedies an anderem Orte noch gedenken. Hier nennen wir nur Einen noch, der durch Bande lang bewährter Freundschaft und gegenseitiger Achtung mit H. verbunden war und in allem, was die Philosophie der Sprachkunde oder den Organismus der Sanskritsprache insbesondere betrifft, sein vertrautester Rathgeber blieb — nämlich Bopp, den noch lebenden Meister allgemeiner und vergleichender Sprachkunde, der als Professor zu Berlin in seiner unmittelbaren Nähe wirkte. Bopp widmete natürlich diesem Hauptwerk des Genossen die kräftigste Theilnahme; auch empfing er von H. jeden vollendeten Bogen des ersten Buches, mit Aufforderung zu strenger Kritik.

Im J. 1832 war H. soweit in seiner Arbeit vorgeschritten, daß er schon an die Herausgabe derselben denken konnte. „Mon ouvrage sur la langue Kawi m'occupe toujours," schrieb er an Jacquet; „j'ai tâcherai d'y rendre comte sommairement de la structure grammaticale de toutes les langues de la race malaye qui nous sont connues; mais il ne pourra paraître qu'au commencement de l'année prochaine." [9]) So früh jedoch, als Humboldt damals glaubte, konnte das Werk nicht erscheinen. Länger als zwei Jahre, und während das erste Buch schon gedruckt wurde, widmete er dem Ganzen noch den angestrengtesten Fleiß; es trafen noch immer Bereicherungen und

---

8) Vergl. A. v. Chamisso's Werke, 2. Aufl. (5. u. 6. Bd. Leipzig 1842: Leben und Briefwechsel von A. v. Chamisso, her. v. J. E. Hitzig), B. VI. S. 275. 304.

9) Mitgetheilt von Jacquet im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 574.

Nachträge ein, die zum Theil nur an späteren Orten einverleibt werden konnten; selbst der Einleitung, die schon ganz fertig dalag, waren noch manche Zusätze vorbehalten, die in belebten Gesprächen kurz vor seinem Tode angedeutet, aber nicht niedergeschrieben wurden. Denn klaren Geistes, trotz zunehmender Körperschwäche, war er thätig bis in die letzten Wochen seines Daseins; Geist und Gemüth nur wenig Stunden gönnend, um in andern Regionen auszuruhen, und oft Tage lang für niemand zugängig, als dem engsten Kreise des Hauses, blieb er in der Stille seines Tegeler Aufenthalts auf jene Inselwelt gebannt, bis der Tod ihn abrief.

Zum Glück war, als er starb, das Werk so weit gediehen, daß es in einer in sich abgeschlossenen Gestalt ans Licht treten konnte, wenn es auch gewiß in einzelnen Theilen von der eignen Hand des Verfassers noch manche Umwandlung und größere Vollendung erfahren haben würde. Schon bei seinen Lebzeiten hatte die königliche Akademie der Wissenschaften die Herausgabe des Werks unternommen, in der Absicht, mit diesem kostbaren Anhang den Jahrgang 1832 ihrer Abhandlungen zu zieren. Doch nur der Druck des ganzen ersten Buches ist vom Verfasser selbst besorgt worden; die Fürsorge für den Rest ließ er der Akademie, der er so rege Theilnahme gewidmet, als ein theures Vermächtniß zurück. Die genaueste Durchsicht der Handschrift und sorgfältigste Ueberwachung des Druckes, somit die Herausgabe des Werkes in seiner gegenwärtigen Gestalt, wurde, der Bestimmung des Verewigten gemäß, dem Fleiße und der wissenschaftlichen Bildung des jungen Gelehrten übertragen, den wir schon früher in nächster Berührung mit Humboldt gefunden haben, des Dr. Buschmann (Custos bei der königl. Bibliothek), der viele Jahre lang einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen hatte und durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinen Eifer für die Sprachen des südöstlichen Asiens besonders geeignet war, diese Hülfe darzubieten.

Unter solcher Fürsorge, und eingeleitet durch ein schönes Vorwort Alexanders von Humboldt, erschien das Werk in drei mächtigen Quartbänden, der erste im J. 1836, der zweite 1838, der dritte 1839. Zugleich wurde 1836 die philosophische Einleitung, welche gut die Hälfte des ersten Bandes einnimmt, ihres allgemeineren, auch für ein größeres Publikum geeigneten Inhaltes wegen, besonders ausgegeben.

Das Werk besteht nun aus drei Büchern und jener Einleitung. Das erste Buch handelt über die Verbindungen zwischen Indien und

Java und enthält eine große Anzahl Untersuchungen über Ursprung, Geschichte, Sprache, Religion, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inschriften, Sitten und Zustände der Javaner und über den Einfluß indischer Bildung auf diese, namentlich in Bezug auf den Buddhismus. Das zweite stellt den grammatischen Bau der Kawi-Sprache, aus dem in Raffle's Geschichte von Java abgedruckten Theile des Heldengedichts Brata Judha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten malayischen und Südsee-Sprachen dar. Im dritten Buche wird der grammatische Charakter jedes dieser Idiome einzeln bestimmt, besonders der des Madecassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen und Neuseeländischen, schließlich auch der der Sprachen der Austral-Neger. Angehängt sind am Schlusse des Ganzen noch einzelne sprachliche Abhandlungen Humboldt's von früherem Datum, auf welche dieser in obigen Untersuchungen sich öfters bezog. Wir haben ihrer schon an früherer Stelle gedacht. Die 430 Seiten lange Einleitung endlich betrachtet die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts: hier hat der Verfasser die Grundzüge seiner Ansichten über die Sprache zusammengefaßt und die höchsten Resultate dieser Forschungen entwickelt.

Auf diesem Werke nun ruht vornehmlich der Ruhm Humboldt's als Sprachforscher. Wenn er in den Untersuchungen über das Kawi gleichsam ein Musterbild spezieller und vergleichender Sprachkunde aufstellt, giebt er in der Einleitung die Grundzüge einer tiefer gefaßten Philosophie der Sprache. Läßt er schon auf jenem Einzelgebiete seinen Forschergeist nach Art und Umfang glänzend leuchten, so erscheint dieser in der Einleitung in seiner höchsten Gestalt: es ist der volle Abdruck seines intellektuellen Genius. Wie wir endlich die Eigenschaften, welche das Werk über die Kawi-Sprache auszeichnen, da am besten zusammenfassen können, wo wir über H. als Sprachforscher im Allgemeinen sprechen, so werden wir dem übersichtlichen Abschnitt über den Sprachphilosophen diese einleitende Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues ganz eigentlich zu Grund legen müssen und werden sie dort auch, nach Gehalt und Form, am besten charakterisiren.

Nicht minder bedeutend ist dieses Werk in seinen Fortwirkungen. Abgesehen von dem bildenden Einfluß, den eine so musterhafte Forschung, wie die Humboldt'sche über die Kawi-Sprache, auf sprachliche und geschichtliche Forschungen überhaupt ausüben muß, wollen wir nur

ganz besonderer Fortwirkungen hier gedenken. An dieses Kawi-Werk haben zwei namhafte deutsche Forscher weitere Untersuchungen angelehnt. Franz Bopp führte in einem eigenen Werk über malayische Sprachen den Kreis dieser Untersuchungen weiter, geradezu erklärend, daß er sich an Humboldt schließe. [10]) Dann hat Meinicke, einer unsrer ersten Geographen und mit Humboldt schon bei dessen Lebzeiten in Berührung, [11]) auf dem von dem großen Sprachforscher urbar gemachten Boden ein höchst bedeutendes geo- und ethnographisches Werk über den Südsee-Archipelagus aufgebaut. Größer aber noch ist der Einfluß, den die Einleitung des Kawi-Werkes auf alles, was Sprachkunde heißt, jetzt schon ausübt und gewiß mehr und mehr ausüben wird. In und auf dieser Einleitung ruht alles, was der Deutsche mit Stolz seine Sprachphilosophie nennen kann und auf ihm wird ohne Zweifel ruhen, was wir noch künftig in diesem Gebiete, wie auch in Philosophie der Geschichte leisten dürften.

Am Schluß dieses Abschnitts haben wir noch einige Arbeiten Humboldt's zu nennen, die nicht gedruckt worden sind. Mit Uebergehung derjenigen, die schon beiläufig genannt wurden und die nur Entwürfe später ausgearbeiteter Schriften (siehe oben S. 510) waren, weiß ich noch folgende namhaft zu machen:

1. Die Abhandlung: Ob und wie äußert sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Funktion, vermöge welcher es Verbum ist?

Diese Frage versuchte Humboldt in Absicht der uns grammatisch bekannten amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Klassensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten. Er gedenkt derselben noch in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. CCLXVIII.

2. Ueber die Verwandtschaft des griechischen Plusquamperfektum, der reduplicirenden

10) Vergl. auch Bopp's Selbstanzeige seines Werkes in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, März 1842, in welchem Journal derselbe Gelehrte früher auch eine gewichtvolle Würdigung des nachgelassenen großen Humboldt'schen Werks gegeben hatte, auf die wir hier beiläufig hinweisen.

11) Siehe oben S. 511.

Aoriste und der attischen Perfekta mit einer sanskritischen Tempusbildung.

Diese Abhandlung las H. im J. 1828, während seines Aufenthalts zu Paris, im französischen Institut vor, das auch ihn unter seine Mitglieder zählte. Er erwähnt derselben ebenfalls in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXIX*.

3. Ueber die verschiedenen Formen des Präteritums der Causalverba im Sanskrit.

Ausführliche Abhandlung, die fast zu derselben Zeit, wie die vorige, bearbeitet worden sein mag. H. ging darin alle Wurzeln dieser Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durch und suchte die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen. Die Arbeit blieb ungedruckt, weil es ihm schien, daß eine so spezielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenige Leser interessiren könnte. Doch gab er in der Einleitung zur Kawi-Sprache, S. *CLXXII—IV.*, einen Auszug daraus.

4. Ueber die Verschiedenheit der Sprachen und Völker.

Dieser noch ungedruckten Arbeit gedenkt Alexander v. Humboldt im ersten Theile seines Cosmos oder Entwurfs einer physischen Weltbeschreibung (Stuttg. und Tüb. 1845), woselbst er auch eine Stelle daraus mittheilt (S. 381–382). Alle Verehrer des Verewigten werden wünschen, daß die ganze Arbeit in der Fortsetzung der Ausgabe von W. v. H.'s gesammelten Werken recht bald mitgetheilt werden möge.

Haben wir im Obigen einen Ueberblick der einzelnen Arbeiten unseres Humboldt im Gebiete der Sprachkunde erhalten, so wäre für uns noch übrig, so viel zur Charakteristik des Forschers und Denkers, der in diesen Schriften sich darstellt, im Allgemeinen zu sagen, als unseres Berufes sein kann. Denn Vermessenheit wäre es, wollte ich auch nur versuchen, mehr als den äußeren Umriß der hier von dem Verewigten durchlaufenen Bahn zu zeichnen und ihm in das

unermessene Reich der Sprache zu folgen. Es würde dies auch die Gränzen einer Arbeit übersteigen, die sich — und ich glaube, mit Fug und Recht — zum Zweck gesetzt hatte, Humboldt, unbeschadet seiner Größe in dieser Einen Richtung, in einem allgemeineren und vielfältigeren Sinne aufzufassen. Möge nun ein Mann vom Fach uns mit einer speciellen Schilderung des Sprachforschers beschenken und dadurch diesen ersten und allgemeinen Versuch auf erfreuliche Weise ergänzen.

Humboldt's Leben fiel in die Zeit, wo die Sprachforschung im höhern Sinne erst begann, sich aber auch rasch zu der Höhe entwickelte, auf der wir sie gegenwärtig finden. Der Antheil, den er an diesem Aufschwung nehmen sollte, war gleich hervorragend, der Richtung wie der Art nach, und zwar in solchem Grade, daß unter seinen deutschen Landsleuten hier nur ein Name von gleicher Bedeutung zu nennen ist, der Name Jacob Grimm's.

Sprechen wir von der Richtung, durch welche Humboldt solche Bedeutung in der neueren Sprachforschung gewann, so müssen wir sie doppelt ins Auge fassen: nach ihrem Umfang, und nach dem höchsten Ziele, das sie erstrebte. Bekanntlich nahm die neuere Sprachforschung nicht blos einen Weg, um sich auf diese wissenschaftliche Höhe zu heben, sondern sie schlug fast gleichzeitig sehr verschiedene Richtungen ein. H. aber nahm an den meisten dieser Richtungen Theil; in einer dieser Richtungen dann suchte die Sprachforschung den höchsten Punkt ihrer Aufgabe zu erreichen, und gerade diese war es, die vorzugsweise Humboldt angab. Es lassen sich nämlich im Allgemeinen vier Hauptrichtungen unterscheiden, welche die Sprachforschung genommen, seit sie über die Gränzen der blos classischen Philologie und einer gleich beschränkten Kunde des vaterländischen Idioms hinaustrat. Sie entwickelte sich, und

zwar rasch nach einander, als vergleichende, historische, philosophische und rationelle.

Die vergleichende Sprachforschung nahm ihren wahren Anfang erst, als das Sanskrit den Gesichtskreis erweiterte. Franz Bopp ist es, den wir als den Repräsentanten derselben ansehen können. Nächst ihm sind vorzüglich A. W. v. Schlegel und Humboldt zu nennen. Der Letztere namentlich hat Großes und in mancher Beziehung vorzüglich Musterhaftes auch in dieser Richtung geleistet. Von dem Umfange seiner Sprachenkenntniß ist früher berichtet worden; wir sahen auch, mit welchem Eifer er das Sanskrit erfaßte, sobald er dessen Wichtigkeit erkannt hatte. [1]) So ward er auf diesem Gebiet einer der größten Forscher und um so mehr ein Vorbild, als er mit seinem Wissen und seinem Scharfsinn wahre Methodik und edle Form verband. Darum steht auch sein Werk über die Kawi-Sprache als mustergültig da.

Kaum hatte nach den Kriegsjahren die vergleichende Sprachkunde diesen Aufschwung genommen, als auch die zweite Richtung, die historisch-nationale, sich erhob: im J. 1819 erschien der erste Theil der deutschen Grammatik von Jacob Grimm und damit der Anfang eines Werkes, wie keine Nation sich eines ähnlichen rühmen kann. Hielt sich die Forschung hier auch auf einem begränzteren Gebiete, so stellte sie sich dennoch dem Höchsten zur Seite, was die Sprachforschung erstreben kann, denn sie erfüllte diese engere Aufgabe vollständig und dient einem großen patriotischen Zweck. Grimm wurde der Vater der deutschen

---

1) Er sah das Sanskrit bald als unentbehrliches Hülfsmittel auch für den Philologen im engern Sinne an und empfahl ihm dieses Studium dringend, wenn er auch es in die Schule nicht aufgenommen wissen wollte. (Siehe Humboldt's Rec. von Dursch's Ghatakarparam. Berlin. Jahrb. April 1828).

Grammatik, ohne sich um Philosophie der Sprache viel zu kümmern. Wie er als solcher den Antipoden zu Humboldt's Bestrebungen darstellt, der fast den Erdkreis umfassen und die Natur der Sprache ergründen wollte, dabei aber die Eigenthümlichkeit des ihm so theuren vaterländischen Idioms, seine Mundarten, und seine Geschichte nur selten berührt, [2]) so stehen sie beide als die höchsten Gipfel bisheriger Sprachforschung und zwar nicht unter ihren Landsleuten allein da; denn „zwei Sprachforscher, wie J. Grimm und W. v. Humboldt hat kein Volk der Erde weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart aufzuzeigen." Auch begegnete jeder von ihnen dem Andern mit der Scheu des Mächtigen, der sich im eigenen Reiche sicher weiß, ohne nach dem des Andern zu fragen; betritt er es aber einmal, auch nicht vergißt, dem Beherrscher in den Ausdrücken wahrhafter Verehrung zu huldigen. [3])

Die philosophische Richtung folgte aber der historischen auch auf dem Fuße nach. In den ersten zwanzig Jahren schon trat Humboldt mit einzelnen in dieses Gebiet einschlagenden akademischen Abhandlungen auf, [4]) denen im J. 1836 das größere Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues folgte, durch das die Philosophie der Sprache ihr tieferes Fundament erhielt. Nach dem höchsten Ziele also, das die Sprachforschung sich setzen kann, wurde Humboldt der Führer; hier liegt sein eigenthümliches Verdienst als Sprachforscher, worauf wir nachher zurückkommen.

---

2) Siehe z. B. in Schlegel's indischer Bibliothek, B. II. H. 2. S. 74—75 und im Werk über die Kawi-Sprache, I. 51.

3) Siehe oben S. 506 dieser Erinnerungen. Humboldt rühmt dagegen in der Einleitung zur Kawi-Sprache (S. CCCVXXI) „die glücklich sinnvolle Sprache, die Grimm eigen sei."

4) Siehe im vorigen Abschnitt Nr. 2. 3. 6. 10.

Neben diesen gibt es noch eine vierte Richtung, in der die Sprachforschung sich erhob. Sie steht mit einigen vorher erwähnten in engerer Verbindung; wir können sie sogar, je nachdem sie mit der einen oder andern näher verknüpft ist, mit verschiedenen Namen bezeichnen. Nimmt sie von der vergleichenden Sprachforschung ihren Ausgang, nennen wir sie allgemeine Sprachkunde; geht sie aber von der gründlicheren Erforschung einer oder weniger Sprachen aus, heißt man sie rationelle Sprachforschung. In beiden Fällen dient sie zur Entwicklung der allgemeinen Grammatik. Auf dem letzteren Wege brach sie als classische Philologie jeder andern Sprachforschung die Bahn. Dem Boden, den die alten, namentlich lateinischen Grammatiker zuerst urbar gemacht und ältere Philologen, wie Franciskus Sanktius (Minerva seu de causis linguae latinae commentarius. Amstelodami, 1587), mehr geebnet hatten, erstanden Forscher von der Tüchtigkeit eines Gottfried Hermann, eines Ph. Buttmann, zu einer Zeit, wo die andern Richtungen der Sprachforschung sich kaum zu entwickeln begonnen hatten. Als aber dies geschah, begann auch gleich die Entwicklung der deutschen Grammatik, nicht blos mittelst historischer Forschung, sondern auch durch rationelle. Wir nennen hier nur einige Begründer der neuen vaterländischen Grammatik, vor allen den scharfsinnigen C. F. Becker, dessen Sprachlehre sofort an die allgemeinen Ideen unseres Humboldt knüpfte, ferner den mit jenem eng verbundenen Forscher unserer Syntax, S. H. A. Herling, dann den neuerdings mit größerer Selbstständigkeit vorgeschrittenen M. W. Götzinger. Glückte es diesen Männern noch nicht, ein allgemein befriedigendes System unsrer Grammatik aufzustellen, so liegt der Grund davon theils in der noch nicht beendeten Gährung, in welche die Sprachforschung überhaupt gerathen, theils und namentlich in dem Schwanken, in

welchem die allgemeine Sprachkunde und Grammatik sich zur Zeit noch befindet. Denn auf dem von Bopp, Grimm und Humboldt gelegten Grund sind zwar tüchtige Bearbeiter der allgemeinen Sprachlehre aufgetreten, Männer, wie Wocher, Rapp u. s. w.; allein statt dadurch eine Niedersetzung zu erreichen, hat die Schwankung auf diesem Gebiete eher zugenommen, sei es, daß man in sonst sehr ergiebigen Arbeiten der Hypothese noch zu viel Raum ließ, oder daß, wie neuerdings behauptet wurde, es überhaupt noch an dem Medium gebricht, welches den Uebergang von philosophischen Ansichten zur allgemeinen Grammatik fruchtbar vermittle. Doch wird auch dieses Bindungsglied mehr und mehr vortreten, nachdem für philosophische, wie für positive und vergleichende Sprachforschung ein solcher Grund gelegt worden.

Schon jetzt aber ist im Gebiet der Sprache ein unermeßliches Reich erobert von europäischer und vorzüglich deutscher Gelehrsamkeit; an dieser Eroberung aber hat Humboldt mächtigen Antheil genommen. Manche sehen ihn geradezu für den Begründer auch der vergleichenden Sprachforschung an, und gewiß half er sie begründen und ist in Methodik und Form auch hier das classische Vorbild; nicht wenig wirkte er dabei für die allgemeine und rationelle Sprachkunde; einzig und allein aber steht er als Schöpfer der Philosophie der Sprache da. So ragt seine Richtung unter denen der andern Sprachforscher hervor; gleich sehr aber zeichnet sich die Art seiner Forschung aus, der man ansieht, daß hier ein höherer Geist sich mit dem Fachgelehrten einte. Vielleicht noch nie war in einem Kopfe eine solche Fülle des gelehrtesten Detailwissens mit solchem philosophischen Tief- und Scharfsinn vereinigt. „Wilhelm von Humboldt," sagt Böckh in der zu dessen Ehren in der Akademie gehaltenen Rede, „war unter seinen Zeitgenossen der-

jenige, welcher die meisten Sprachen grammatisch studirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er so, als wäre sie der einzige Gegenstand seiner Forschungen gewesen, widmete jeder die Aufmerksamkeit, welche ehemals nur Sprachen zu Theil wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur sich herabsenkt. Er war zugleich der, welcher den Zusammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geistige Bildung der Menschheit am sinnigsten und lichtvollsten bestimmte. Das hinterlassene (damals noch nicht erschienene) Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen, der Erkenntniß geweihten Leben ein mächtiger Geist die zerstreuten Quellen des Wissens zusammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Ansichten schöpfen, und den verschiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Gesetzen der Intelligenz beherrschend unterwerfen kann."

Es stechen jedoch an diesem allgemeinen Charakter Humboldt's als Sprachforscher einzelne Eigenschaften ganz besonders hervor. Ich will nur einige davon namhaft machen, solche, die auch der des Faches Unkundigere nicht verkennt. Zu bewundern ist an H. als Sprachforscher

1. die Gründlichkeit, die mit so viel Geist sich paart und die auch bei so großer Mannigfaltigkeit des Wissens Stand hält. Humboldt hielt es nicht unter seiner Würde, auch das Geringste mit strengster Sorgfalt zu behandeln. Was ist auch in der Wissenschaft, das man Kleinigkeit nennen könnte? „Nur durch den Gesichtspunkt aufs Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehn vor dem scheinbar Geringfügigen, unterscheidet sich die geistvolle Behandlung von der pedantischen." 5)

5) Humboldt's eigene Worte; siehe oben I. 217.

2. Die Größe des Blickes und der Behandlung, die über allem waltet, was er zu Tage fördert, die das Kleine erhebt und selbst das scheinbar Niedrige adelt. Was H. je berührt, erhielt einen neuen Werth und bewies, wie richtig Schillers Ausspruch gewesen, „daß es ein gewöhnliches Vorurtheil sei, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet."

3. Das Gepräge der Wahrhaftigkeit, die Einfachheit und Lauterkeit, die ihm eigen ist und seine Darstellung der unseres Lessing so ähnlich macht, als es bei der Verschiedenheit der Gegenstände, die sie behandeln, und ihres schriftstellerischen Charakters nur denkbar ist; denn Humboldt's Sinn ist ein rein intellektueller, während Lessings Art immer noch dem Polemischen sich nähert und an den Dramatiker mahnt, darum aber auch um so viel hinreißender und belebter ist. — Mit dieser Wahrheitsliebe hängt bei Humboldt noch ein andrer Vorzug zusammen.

4. die Eigenschaft, die er an dem Engländer Mars, den rühmte, *) selbst aber in hohem Grade besaß: die nämlich, jede Behauptung auf die behutsamste Weise zu begränzen. Darin ist er in seinen Forschungen wahrhaft bewunderns würdig. Dasselbe meinte auch Hegel, als er Humboldt's besonnene Zurückhaltung bei Darstellung fremder Ansichten und Philosopheme rühmte, und wie er festhalte an dem strikten Sinne des Andern und nichts andres und nicht mehr gebe, als der Urheber wollte. So verfuhr H. in jeder Art von Forschung. Mit dem Talent, die Dinge von den verschiedensten Seiten anzusehen, verknüpfte sich der Wahrheit suchende Sinn und prüfte ebenso sorgfältig die eignen Behauptungen, wie Meinungen Anderer. Ohne

*) Ueber die Kawi-Sprache, I, 45.

irgend eine Voraussetzung fängt er eine Untersuchung an, verfolgt sie mit einer Kälte und Uneingenommenheit, die uns glauben läßt, der Ausgang sei ihm gleichgültig, und wenn er endlich ein Ergebniß mittheilt, das jeder Andere für unumstößlich halten würde, erhebt er selbst noch Zweifel und begränzt die vorsichtigste Behauptung. Es liegt ihm gar nicht an der Entscheidung, sondern nur daran, zu wissen, wie weit eine Sache entschieden ist, oder wo sie anfängt, dunkel und zweifelhaft zu werden.

5. Die lichtvolle Durchschauung des Gegenstandes und formelle Vollendung, welche H.'s Darstellung das Gepräge des Schönen aufdrückt. Wie weit er es darin gebracht, werden wir nachher aus Anlaß der philosophischen Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache noch hervorheben. Zu der formellen Vollendung gehörte nothwendig

6. die methodische Strenge, die in H.'s Arbeiten herrscht. An jeder Sache reizte ihn das Methodische zugleich und er ging ihm mit Vorliebe nach. Ein Phänomen, wie die Sprachen der Völker, bot hiezu vorzügliche Gelegenheit, und er wußte sie zu fassen. So schreibt er einmal — den 13. Dez. 1828 — kurz nach seiner Rückkehr aus Paris an den dort lebenden deutschen Linguisten Julius Klaproth: „Ich bin seit meiner Rückkunft ein wenig auch wissenschaftlich beschäftigt. Ich verfolge den Weg, an einer Reihe Grammatiken die Methodik zu zeigen, wie diese in den Sprachen zu Stande gekommen ist. Es giebt, im grammatischen Begriffe, allgemeine Methoden, von denen aber nicht gerade nur Eine jede Sprache bildet. In mehreren Sprachen sind mehrere gemischt, und dies ist es, so wie das Verhältniß der Mischung, worauf man sehen muß." [7]) Denselben Sinn

---

7) Der Brief befindet sich in Dorow's Facsimiles, H. III. —

für Methodik zeigen seine eigenen Darstellungen, die dadurch wahrhaft musterhaft geworden. Er spricht sich auch über die Principien, die er befolgt, bei so vielen Gelegenheiten aus, daß man aus solchen Stellen leicht ein Lehrbuch wissenschaftlicher Methodik und Dialektik zusammenstellen könnte.

8. Die Bescheidenheit, mit der er von seiner Fähigkeit und seinen Leistungen spricht, und die Bereitwilligkeit, fremdes Wirken anzuerkennen und zu rühmen. Wie ergreift es, wenn ein Mann, wie H., seine Schrift über die Urbewohner Spaniens und deren Ermittlung durch die vaskische Sprache, an den ehemaligen Lehrer seiner Kinder, an Riemer, sendet und diesen, besonders in Betreff des etymologischen Theils der Untersuchung, um sein Urtheil bittet und dabei hinzufügt: „Es kommen auch einige in das Gebiet des Griechischen und Lateinischen einschlagende Etymologien vor. Ich bin aber mit diesen sparsam gewesen, und habe auch das Wenige, was ich gesagt habe, nicht ohne Besorgniß gesagt. Es gehört, um darin sicher zu gehen, ein großes Uebersehen aller vorhandenen Formen dazu, und ich fühle täglich, wie schwer es ist, wenn man hat den größten Theil seines Lebens anderen Geschäften widmen müssen, nicht jeden Augenblick auf sehr schlimme Lücken zu stoßen. Ich muß daher sowohl diesen Theil, als das Ganze Ihrer Nachsicht dringend empfehlen.“ 8) Man würde versucht, an der Aufrichtigkeit solcher Sprache zu zweifeln, wenn nicht H.'s Wesen von dieser

---

Besonders wichtig für die Darlegung der Principien, von denen, H.'s Ansicht zufolge, der Sprachforscher geleitet werden soll, ist dessen früher schon aufgeführte Abhandlung: „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.“ (1820).

8) In dem Briefe vom 25. Juni 1821. Mitgetheilt in den Briefen von und an Göthe, her. von Riemer. Leipzig, 1846. S. 243–45.

Bescheidenheit ganz erfüllt und es nicht bekannt wäre, daß je ausgedehnter das Wissen eines Menschen, desto größer auch die Kenntniß der Lücken ist, die bei aller Gelehrsamkeit ihm bleiben.

Noch seltener jedoch ist mit solcher Bescheidenheit auch die willige Anerkennung des von Andern Geleisteten verbunden. Bei H. treffen wir sie stets; er ist keine jener Naturen, die sich überheben, sobald sie in den Arbeiten eines Genossen Fehler und Lücken entdecken, die eine Lust empfinden, sich an Anderer Schwächen zu reiben. Wo er kann, rühmt er das Verdienst und lieber schweigt er, wo er nicht loben kann. Mit welcher Bereitwilligkeit erkennt er an, was Vorgänger, was Gleichstrebende und Jüngere geleistet! Wie weit entfernt ist er davon, die Verdienste seiner Vorgänger, eines Schlözer [9]), Adelung [10]), Vater [11]), eines Friedrich Schlegel [12]) herabzusetzen; wie gern erkennt er das Große an mitstrebenden Genossen, an Wolf [13]) und Böckh [14]), an A. W. Schlegel [15]) und Bopp [16]) an Grimm [17]) und Niebuhr [18]), um nicht tiefer Stehende, wie Klaproth [19]) rc. zu nennen; welch freudigen

9) Ges. W., II. 146.

10) Im Mithridates, fortges. von Vater. 4 Th. Berlin 1817. S. 279. H. rühmt Adelungs Tüchtigkeit auch aus Anlaß des Vaskischen; er selbst „habe nur das Glück, aus bessern Quellen zu schöpfen."

11) Ges. W., II. 78.

12) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 164.

13) Siehe oben II. 426—7.

14) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 229.

15) Siehe oben I. 439. Vergl. außerdem Ges. W. I. 34—35. Ueber die Kawi-Sprache, I. 42.

16) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 152, wo er Bopp's Sanskrit-Grammatik schlechtweg ein classisches Werk nennt. Vergl. auch ebendas. S. 163.

17) Siehe oben II. 51.

18) Ges. W. II. 126.

19) Einleitung z. Kawi-Sprache, S. 401. 412. 427–8. Ueber

Antheil widmet er endlich den Leistungen einer auf seinem Vorgang mit emporgestiegenen Generation! Man lese die Stellen, wo er über Friedrich Windischmann [20]), Pott [21]), Ewald [22]), Lepsius [23]), Bernhardy [24]), Diefenbach [25]), Buschmann [26]) spricht. Mit gleicher Dankbarkeit gedenkt er ausgezeichneter Forscher des Auslands, der Arbeiten eines Hervas [27]), eines Abel-Rémusat [28]), Champollion [29]), Burnouf [30]), Millin [31]), eines Colebrooke [32]), Haugthon [33]), Marsden [34]) u. s. w.

Wirklich großen und wahrhaft verehrten Männern wird es aber auch am leichtesten, Andere gelten zu lassen, doppelt einem Humboldt. Er war, als er noch lebte, schon der Gegenstand einer so unbestrittenen Verehrung, wie sie wenigen Gelehrten zu Theil wird. Stand er doch schon damals gleichsam als Schutzpatron aller höhern Forschung da! Braucht es dafür Zeugniß, wo die Urtheile solcher Häupter der Wissenschaft, wie Wolf, wie A. W. Schlegel [35]), wie

---

die Kawi-Sprache, I. 290. Siehe außerdem die anerkennenden Worte über Klaproth's asiatisch-ethnographische Forschungen, in dem Briefe an denselben bei Dorow (Facsimiles, H. III.)

20) Ueber die Kawi-Sprache, I. 89.

21) Einleitung z. Kawi, S. 93.

22) Ebendas. S. 105.

23) Ebendas. S. 161. 325—26. 351.

24) Ebendas. S. 245.

25) Ebendas. S. 304.

26) Ebendas. S. 176.

27) Ebendas. S. 281.

28) Ebendas. S. 340, 391. Ueber die Kawi-Sprache, I. 96. 273.

29) Ges. W., IV. 202—3. 321.

30) Einleitung z. Kawi, S. 377. Ges. W. I. 67.

31) Ges. W., III. 304.

32) Ebendas. I. 27. 184.

33) Einleitung z. Kawi, S. 273.

34) Ueber die Kawi-Sprache, I. 45.

35) Indische Bibl. B. I. H. 4. (1823) S. 433—5. B. II. H. 2. (1826) S. 218—19.

Grimm und Bopp uns vorliegen. Schon im Jahre 1827 bezeichnete C. F. Becker H. als einen unsrer scharfsinnigsten Sprachforscher [36]) und widmete ihm ein für die Ausbildung der deutschen Grammatik Epoche machendes Werk. Diese Verehrung war auch ächt; denn sie erlosch mit seinem Tode nicht. Welch herrliche Todtenrede hielt ihm Böckh in der Akademie der Wissenschaften [37])! Und gilt sein Name nicht in der jetzt so hoch gestiegenen Sprachforschung der Deutschen überall wie der eines Fürsten der Wissenschaft [38])? Nicht geringere Huldigungen haben ihm die ersten Männer des Auslands dargebracht; selbst unter den auf ihre Leistungen oft so eiteln Franzosen erhob im J. 1832 schon ein Sprachforscher wie Jacquet seine Stimme und erklärte laut: [39]) „Aucun savant ne réunit à un degré plus éminent la richesse de matériaux, l'étendue d'érudition, la force de critique et la supériorité d'esprit qui peuvent seules donner à des recherches de cette nature la continuité et la direction qui les font parvenir à des résultats philosophiques d'une utilité générale."

Der Fall, daß Jemand wegwerfend über Humboldt's linguistische Arbeiten urtheilte, steht so vereinzelt da, daß wir schon um deswillen seiner gedenken müssen. Ein solches Urtheil fällte nämlich Prof. J. N. Madvig, ein Däne,

---

36) Organismus der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik. (Auch: Deutsche Sprachlehre, B. 1.) Frankfurt a. M. 1827. S. 133. 301.

37) Siehe schon oben II. 521.

38) Man greife nach einem Werk jüngerer Sprachforschung, nach welchem man wolle, etwa nach M. Wocher's trefflicher allg. Phonologie (Stuttgart und Tübingen, 1841) und man wird Humboldt immer als höchstes Vorbild betrachtet finden. Vergl. z. B. Wocher, S. 99. 104. 352. 388.

39) A. a. O., im Nouveau Journal Asiatique, T. IX. Paris, 1832. p. 481.

in einem schon 1835 in der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gelesenen und im folgenden Jahre dem 5. Theil der historischen und philosophischen Abhandlungen dieser Gesellschaft einverleibten Vortrage. Er spricht darin wegwerfend über die Arbeiten deutscher Gelehrten zur Philosophie der Sprache und zur philosophischen Grammatik im Allgemeinen, aber auch über Humboldt insbesondre, mit jener absprechenden Art, in welcher dieser Gelehrte auch sonst sich hervorgethan. Auch ein andrer Däne, Frederik Lange, drückte in einer 1836 veröffentlichten Monographie, Abneigung gegen unsre philosophischen Grammatiker, gegen Humboldt sowohl, als gegen Becker u. A. aus und erklärte, die Grammatik erwarte zu ihrer Emancipation noch immer „sospitatorem suum atque artificem“ [40]). Es sollte uns nicht wundern, wenn die Dänen zuletzt selbst in der Wissenschaft ihren deutschen Stammverwandten es zuvorthun zu können glaubten! Humboldt für seine Person war gewiß weit entfernt zu wähnen, die Wissenschaft werde auf einem so schwierigen Gebiet nach ihm nicht noch viel zu ergänzen und zu berichtigen wissen, und er würde der erste gewesen sein, der der Behauptung, die neuerdings in Deutschland selbst aufgestellt wurde [41]): daß es nämlich noch an dem vermittelnden Glied zwischen den Untersuchungen über das Wesen der Sprache und den Sätzen der philosophischen Grammatik fehle, Recht hätte widerfahren lassen. Denn

40) Vergl. Conrad Michelsen, historische Uebersicht des Studiums der lateinischen Grammatik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, nebst einer Einleitung über das allgemeine Wesen der Sprache. Hamburg, 1837. S. 92, 93, 96, 97—101. Ich selbst habe jene dänischen Schriften nicht in Händen gehabt.

41) Namentlich in der Schrift: Die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und psychologisch begründet von H. Diestel. Königsberg, 1845. S. 12. 13—14. Der Verf. legt jedoch dabei die größte Verehrung für das, was H. wirklich geleistet, zu Tage.

etwas anderes ist es, das Wesen der Sprache zu ergründen, ein anderes, das System der allgemeinen Grammatik aufzustellen, und wie viel H. auch für letztere, zumal in der Lehre von den grammatischen Kategorien, vorgearbeitet haben mag, sein Beruf ging dahin nicht, sondern bestimmte ihn, der Gründer der Philosophie der Sprache, d. h. der Kenntniß ihres Wesens und ihres Zusammenhangs mit der innersten Natur des Menschengeistes, zu werden. —

Es lag in H.'s Eigenthümlichkeit der Trieb, Alles, was er ergriff, mit cosmopolitischem Sinn zu erfassen, zugleich aber in das Element des Gedankens emporzuheben. Recht den Boden bekundend, dem er erstammte, und von dem er nur in der Politik zu Gunsten unsrer Nationalentwicklung abging, hielt er, als Forscher, den cosmopolitischen Sinn, den das vorige Jahrhundert dem jetzigen vermachte, fest und andern Richtungen gegenüber aufrecht, auch in dem Gebiet der Sprache. Wie sein großer Freund Schiller, faßte er in dem, was er ergründete, nicht sowohl das Uebersinnliche, auch nicht das Nächste und Nationale, sondern das allgemein Menschliche auf. Ebenso in der Sprache. Es gefiel ihm nicht, sich, wie Grimm, nur in die Tiefe des vaterländischen Idioms zu tauchen, sondern er setzte seinem Wissensdrang erst an den Enden der alten und der neuen Welt Gränzen, und widmete selbst den Sprachen amerikanischer Wilden und der Barbaren Neuseelands die gleiche Aufmerksamkeit, wie dem herrlichen Sprachorganismus der Hellenen; im Besitz aber dieser Mannigfaltigkeit von Beobachtungen, folgte er dem Trieb, der Natur dieser Erscheinungen auf den Grund zu gehen und das Wesen der Sprache zu erforschen. Damit griff er zugleich in eine Frage ein, die das vorige Jahrhundert schon bewegte und für die er sich schon in früher Jugend lebhaft interessirte — in die Frage über die Art des Zusammenhanges der Geister- und

Körperwelt oder der geistigen und sinnlichen Natur des Menschen. Denn bald entdeckte sich ihm, daß in der Sprache des Menschen eine Einheit dieser Faktoren gegeben sei, und zwar in so ideeller und so faßbarer Form zugleich, daß es möglich sein müsse, hier sicherer und tiefer in den Zusammenhang beider Welten, also in die Natur des Menschen einzudringen, als sonst wo. Von diesem Moment an erhielt die Sprachforschung, für die die Natur ihn schon so ausgerüstet hatte, den höchsten Reiz für ihn. Wir wissen, wie schon in den neunziger Jahren es sein Augenmerk war, die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern [42]), bis er endlich in die dunklen Verhältnisse der Natur der Sprache überhaupt fortschritt. Da konnte ihm denn nicht entgehen, daß hier der Grund erst zu erobern sei, auf dem sich bauen lasse. Denn fast nichts war hier vorgearbeitet, was brauchbar erschienen wäre. Wann hätten die Sprachforscher früherer Zeit den speculativen Sinn gehabt, der hier nöthig ist, oder wann war die ältere Philosophie, selbst wenn sie dieses Gebiet berührte, im Stand, es nur annähernd zu ergründen? In den Jugendtagen H.'s faßten Männer, wie Hamann, wie Herder, schon ganz die Wichtigkeit des Gegenstandes, sie warfen auch manchen Geistesblitz auf sein Gebiet; auf den unsichern Pfaden ihrer Forschung, die fast nur Ahnung und Divination blieb, war doch nicht viel auszurichten. Bald machte zwar die rationelle Grammatik schon bedeutende Fortschritte; es standen Männer auf, die wirklich auf die Philosophie der Sprache hinsteuerten, z. B. Silvestre de Sacy, Vater

---

42) Siehe oben I. 253.

u. A.; doch wurde damit nur der Boden geebnet, auf dem eine wahrhaft philosophische Forschung fußen konnte. In diesem Betreff fühlte sich H. besonders seinem Landsmann A. Fr. Bernhardi (geb. 1768, † 1820) zu Dank verpflichtet, und er verfehlte nicht, dessen Leistung bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit auch öffentlich zu preisen.[43] Doch im Wesentlichen konnte er auch dadurch nicht gefördert sein; das mußte er selbst thun. Mehrere Jahrzehende verfolgte er das weite Reich der Sprache und nur allmälig schritt er dazu, die ihm gewordenen allgemeinen Ergebnisse zu sammeln. Unausgesetzt prüfte, klärte und berichtigte er[44] die gewonnenen, zum Theil in einzelnen Abhandlungen[45] schon mitgetheilten Ideen, bis es ihm gelang, sie in der Einleitung zum Kawi-Werk so umfassend, als ihm nur möglich, zu entwickeln. Diese Einleitung ist auf dem Gebiet der Sprachkunde ein Epoche machendes Werk. „Was Hamann" — so äußert ein Neuerer,[46] dessen Ansicht in solchen Dingen wenig von Schulweisheit getrübt ist —

43) Er that dies bei Anlaß des Aufsatzes, der in den J. 1823 und 24 in A. W. v. Schlegel's indischer Bibliothek gedruckt erschien, durch folgende Note (B. II. H. 1. S. 83): „Ich pflege da, wo es auf Begriffe der allgemeinen Grammatik ankommt, Bernhardi's Anfangsgründen der Sprachwissenschaft zu folgen. Denn es hat mir, nach langem und in sehr verschiedenen Zeiten wieder vorgenommenem Studium, immer geschienen, daß dieser, den Wissenschaften zu früh entrissene Mann in seinen verschiedenen Schriften, vorzüglich aber in der eben genannten [Berlin, 1805] das richtigste, durchdachteste und mit den tiefsten unter den alten Grammatikern am meisten zusammenstimmende System allgemeiner Grammatik aufgestellt hat, dessen sich nicht blos Deutschland, sondern auch das Ausland rühmen kann."

44) Vergl. auch Diestel a. a. O. S. 15—16, 75—76.

45) Namentlich in den Abhandlungen: „Ueber das vergleichende Sprachstudium" (1820), „Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung" (1822) und „Lettre à Abel-Rémusat." (1827), die früher schon angeführt worden. —

46) K. Rosenkranz, in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie." Leipzig, 1840. S. 411.

„was Hamann als spekulativer Visionair ahnte; was Herder mit nur etymologischer Spielerei der Vernunftkritik entgegenstellte; was ein Ungenannter vom Kriticismus aus mit Bezug auf Silvestre de Sacy andeutete [47]); was Reinhold in seiner Synonymik und seiner letzten Entwicklung des Erkenntnißvermögens dunkel vorschwebte: Humboldt hat es in seinem unsterblichen Werk über die Kawisprache oder vielmehr in der Einleitung dazu, welche eine Philosophie der Sprache enthält, Berlin 1836 — geleistet.

Es thut mir leid, daß der Umfang meiner Arbeit es verbietet, hier eine genaue Darlegung des in diesem Werke eingeschlagenen Ganges einzuflechten. Um so dringender ist die Aufforderung, die ich an die Verehrer Wilhelm v. Humboldt's richte, selbst den Eingang zu suchen und der Schätze, die er dort niedergelegt, sich zu bemächtigen. Nie ist Jemand gründlicher in das Wesen der Sprache eingedrungen, als H.; nie hat Jemand mit solchem Tiefsinn jene Probleme berührt, welche die Grundanschauung der Sprache und ihrer Gesetze feststellen, die Fragen nach dem innern Organismus der Sprache, nach ihrem Verhältniß zu dem Gedanken, nach ihrer Entstehung und Entwicklung bei Völkern und bei Einzelnen, nach ihrem Zusammenhang mit der Produktivität eines Volkes, mit der Litteratur, endlich nach ihrem Werden, Reifen und Sinken, nach allen ihren mit der Lebens- und Schöpferkraft eines Volkes correspondirenden Schicksalen, mit einem Worte, nach dem Verhältniß der Sprachentwicklung zur Entwicklung der Totalität des menschlichen Geistes. Nachdem H. die wichtige, oben von uns schon erwähnte Entdeckung des zwiefachen Elements gemacht hatte, das den

47) Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy. Königsberg, 1805.

sprachlichen Erscheinungen durchweg zu Grunde liegt, des logischen und des sinnlichen Elements — war es ihm möglich, dieser Doppelseitigkeit in ihrem innersten Grund, in der Natur der menschlichen Einbildungskraft, nachzugehen und bis in die auffallendsten Erscheinungen einzelner Sprachen zu verfolgen. Von diesem Standpunkte erörtert er nun zuerst die Form der Sprachen, das Lautsystem und die innere Sprachform, dann die Verbindung beider, kommt hierauf auf die genauere Darlegung des Sprachverfahrens, auf Wortverwandtschaft und Wortform, auf Isolirung der Wörter, Flerion und Agglutination, auf die Worteinheit und die Bezeichnungsmittel derselben, auf das Einverleibungssystem der Sprachen, die Gliederung des Satzes, und auf die Congruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatischen Forderungen; ferner zergliedert er den Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips, erörtert den Charakter der Sprachen, Poesie und Prosa, die Kraft der Sprachen, sich glücklich aus einander zu entwickeln wobei ihm die Töchtersprachen des Lateinischen als Beleg dienen; endlich unterscheidet er die Sprachen von gesetzmäßiger Form — namentlich die indo-germanischen, das Griechische und Sanskrit voran — von solchen, welche von der rein gesetzmäßigen Form abgehen; bespricht die Beschaffenheit und den Ursprung des minder vollkommenen Sprachbaues und giebt Beispiele desselben an den semitischen Sprachen, am Delavare, an der chinesischen und barmanischen Sprache. So führt uns dieses Werk wie durch ein Pandämonium des Geistes, der Sprache, der Geschichte, aus dem fast alle Wissenschaften, die mit der Natur oder den Fähigkeiten des Menschen zu thun haben, Nahrung holen können. Das Werk berührt fast alle Theile der Philosophie, namentlich die Anthropologie, die Philosophie der Geschichte, die Aesthetik. Der Aesthetiker zumal findet hier reiche Ausbeute:

von den gewichtigsten Auseinandersetzungen über Poesie und Prosa, Styl und Beredsamkeit bis zu einzelnen Bemerkungen, z. B. über Göthe's Werther, welche Fülle von Gehalt und Urtheil entwickelt sich da vor unserm Geiste [48])! Wie viel Herrliches findet der Philolog im engern Sinne, über den Genius des Alterthums, über die griechische und römische Sprache, deren Entwicklung und Untergang, über einzelne Vorbilder in ihrer Dichtung und Prosa. Dem Sprachforscher im weitern Sinne endlich liefert diese Einleitung — abgesehen von ihrem philosophischen Theil und den Bereicherungen der rationellen Sprachkunde und allgemeinen Grammatik — die gewichtvollsten Darlegungen über ganze Classen von Sprachen und über einzelne Sprachen insbesondre, doppelt wichtig, weil zugleich auf Sprachen Rücksicht genommen .ist, die, wie die malayischen, schon weit vom Sanskrit abstehn, oder, wie die amerikanischen, einer ganz andern Sprachsphäre angehören.

Uns interessirt hier vorzüglich noch die Bedeutung welche dieses Werk für die Philosophie der Geschichte anspricht. Wir haben die Verwandtschaft, in der die Philosophie der Sprache mit der der Geschichte steht, früher berührt und dabei bemerkt, daß in letzterer die Ideenwelt, in der H. sich bewegte, ihren Mittelpunkt hat, ferne wie wichtig dieser Theil der Philosophie für die künftige Entwicklung nicht allein der Geschichtschreibung, sondern auch der praktischen Philosophie und aller mit ihr zusammenhängenden Disciplinen werden müsse. Schon in der Abhandlung „über den

---

48) So hat schon Rötscher, in seinem Werke: „Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt" (Berlin, 1841) den Abschnitt: „die Bildung des Tones" und die Lehre von der Aussprache, von der Artikulation, vom Accent" u. s. w. auf die in Humboldt's Einleitung enthaltenen Sätze gestützt (Vergl. daselbst S. 120. 121. 123. 133. 135. 135. 137 und 172.)

Beruf des Geschichtschreibers" (1821) hatte H. diesen Gegenstand gestreift, seitdem aber die dahin gehenden Ideen an der Hand ausgedehnter Sprachforschungen so reifen lassen, daß er die Resultate seines Nachdenkens schon brieflich gegen Göthe (6. Januar 1832) vorlegen konnte. [49]) Ausführlicher entwickelte er sie in einigen dieses sprachphilosophische Werk einleitenden Capiteln. Nachdem er zuerst eine allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges vorausgeschickt, schildert er die Einwirkung außerordentlicher Geisteskraft, scheidet die einzelnen Stufen der Vermenschlichung — Civilisation, Cultur, Bildung, endlich erörtert er das Zusammenwirken der Individuen und Nationen. Dieser letzte Abschnitt ist uns besonders wichtig; denn er bietet die reifsten Früchte einer Weltbetrachtung, welche festhält an dem Rechte des Individuums ohne die Ueberschwenglichkeit jugendlicher Theorie. [50]) Den Kern dieses Capitels suche ich in den Worten, die ihrer Bedeutung wegen hier folgen:

„Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, und bis auf einen gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. In andrer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so daß das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, daß die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen, wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigender Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht blos, und oft unerwartet mitten in seinem

---

49) Siehe oben II. 470—471.

50) Siehe oben I. 161—200.

bedeutendsten Wirken, von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, sondern auch darum, seinem inneren Bewußtsein, seinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufbahn zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange jener Schicksale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon im Leben, ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit eingreift. Daß dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen, und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfnisse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schicksale, die er verläßt." [51])

Dies ist eine Seite der H.'schen Geschichtsanschauung. Würde die andere, die in dem Briefe an Göthe auch angedeutet war und die das Gegeneinanderwirken der menschlichen Kräfte und der Vorsehung in einem Plan und Freiheit ähnlich verknüpfenden Sinne darstellt, ebenso gründlich ausgeführt, dann hätten wir die Grundprincipien einer auf alle Zweige der praktischen Philosophie und alle Gebiete des Lebens gewiß wohlthätig wirkenden Geschichtsphilosophie. Zur Durchführung einer solchen hat H. wenigstens den Anstoß gegeben.

Ich habe obige Stelle aus der Einleitung zum Werk über die Kawi-Sprache auch deshalb ausgezogen, um dem Leser auch von der formellen Schönheit, die dasselbe auszeichnet, einen Begriff zu geben. Wir haben schon an H.'s frühesten Arbeiten auch das formelle Verdienst gewürdigt und namentlich die ästhetischen Versuche desselben (über Göthe's Hermann und Dorothea) auch in diesem Betracht hervorge-

---

51) Einleitung zur Kawi-Sprache, S. 40—41.

hoben. [52]) Viel glänzender jedoch hat H. sich als Stylist in seinen spätern Abhandlungen und namentlich in dieser herrlichen Einleitung zum Kawi erwiesen. Er trug den Lohn davon, so lange mit dem spröden Geist unserer Sprache gerungen und in so vielen rein wissenschaftlichen Arbeiten doch das vaterländische Idiom vorgezogen zu haben. Wohl wußte er, daß dies für eine gewisse Zeit der Verbreitung seiner Forschungen nachtheilig sein könne, aber er forderte ja von jedem Autor, daß er in seiner Muttersprache, oder in der des Landes schreibe, in dem er lebt, und er vertraute dabei dem Werth und der Zukunft der unsrigen. [53]) Nur wenn er direkt mit Ausländern, z. B. Franzosen, verkehrte, bediente er sich ihres Idioms. Auf diesem Wege ist es ihm denn gelungen, einer unsrer vollendetsten Prosaisten zu werden. Ich rede nicht von gewöhnlicher Correktheit. Hätte denn ein Mann, der über den Einfluß der grammatischen Formen auf die Ideenentwicklung geschrieben und dargethan hatte, daß die sprachlichen Gesetze dem Denken selbst nützen, die Strenge dieser Gesetze und die formale Genauigkeit, die sie von jeder Darstellung fordern, jemals für unnütze oder geistbeengende Fesseln halten können? Ich rede also nur von der Klarheit und Schönheit der Darstellung, von der Verständlichkeit und dem Wohlklang des Vortrags auch in den schwierigsten Untersuchungen. „Durchdrungen von dem Geiste des Alterthums und dem erhabenen Sinn seiner Darstellungskunst, ist die Prosa Wilhelm v. Humboldt's vielleicht die gediegenste und großartigste, zu der es die deutsche wissenschaftliche Diktion bisher hat bringen können, und die selbst auf dem trockenen Felde grammatischer Untersuchungen eine immer rege Geistesbewegung verbreitet; die Schreibart dieses

52) Siehe oben I. 460.

53) Ges. W. II. 4.

tiefsinnigen Forschers ist eben so würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnste in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken.“ [54])

Nach Inhalt und Form also hat H. in seinen sprachlichen Untersuchungen das wissenschaftlich Bedeutendste geliefert, das wir ihm verdanken. In ein bisher dunkles Gebiet des Wissens hat er Licht getragen und da große Schwierigkeiten mit seltenem Scharfsinn überwunden. Auf dem Gebiete, das wir verlassen, kann Niemand ihn umgehen; die Sprachforschung der Neuern ruht auf den Namen Grimm, Bopp, Humboldt. Keiner aber von seinen Mitgenossen hat es so, wie er, verstanden, den Buchstaben mit dem Geist zu vermählen und Erscheinungen der Sprache in die Sphäre der Ideen zu heben.

So groß aber H. uns auf diesem Gebiete erscheint, dürfen wir doch nie vergessen, daß dieser Geist doch darin, wenigstens in dem positiven Theile der Sprachstudien, nie aufging, sondern bei all dieser anscheinenden Hingebung an das Spezielle, im Grund doch ein viel Höheres und Allgemeineres im Auge hatte. Mehr aus Pflichtgefühl, denn aus innerm Trieb, beendete er die einmal begonnene Untersuchung über die Kawi-Sprache, und er konnte, da er sich täglich im Inselmeer des fernen Ostens gefangen sah, selbst nicht umhin, seine Verwunderung über den Gegensatz seines Thuns und Wollens auszudrücken. [55])

„Der Zufall richtet blind die ersten Schritte,
Dann findet sich der Fuß in Pfades Mitte,
Wo End' und Anfang sich verhüllt dem Blicke;

Soll vorwärts er? soll schamvoll er zurücke?
So wird der Mensch zu Ziele hingetrieben,
Das anfangs unerstrebt ihm war geblieben.“

---

54) Th. Mundt, die Kunst der deutschen Prosa. Berlin 1837. S. 397.
55) Ges. W., II. 387.

C. Litterarischer Verkehr und Briefwechsel; Theilnahme an fremdem Wirken; Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm zu Theil werden.

Von den wichtigsten Verhältnissen, in denen H. während der letzten Jahre seines Lebens stand, haben wir im Früheren berichtet, so von dem Verhältniß zu Alexander, seinem Bruder, zu Göthe, zu Wolf. — Auch der hochstehenden oder politischen Persönlichkeiten, denen H. nahe kam oder deren Umgang er genoß, ist in obigen Umrissen schon gedacht worden, oder wir können ihrer hier, im Eingang, nur flüchtig noch gedenken. Der König besuchte ihn später wenigstens jährlich einmal in Tegel. Die Verbindung mit dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV) war nie unterbrochen worden; bei einem so gelehrten und kunstsinnigen Fürstensohn konnte ein solcher Mann sein Interesse nicht verlieren, wenn er auch im Einzelnen, im Politischen und Religiösen, andere Bahnen wandelte. Von den Prinzen des Hauses blieb auch Prinz Wilhelm (Bruder des Königs) unserem H. bis ans Ende zugethan. Wir wissen ferner, wie Carl August von Weimar und sein Haus ihn von langher zu den ihrigen rechneten, welche Gunst König Georg IV. von England dem ehemaligen Gesandten an seinem Hofe wahrte. Wir finden ihn ferner fortdauernd mit den ersten Staatsmännern, sowohl seines Vaterlandes, als des Auslands in Berührung. Er correspondirte mit dem Freiherrn von Stein, verkehrte, mehr oder minder innig, mit dem Generaladjutanten v. Witzleben, mit seinem ehemaligen Gegner, dem Grafen Bernstorf, mit dem Minister Rother, mit v. Stägemann und Nicolovius, mit Motz und Maaßen. Besonders freundlich stand er auch zu den österreichischen Staatsmännern.

Gentz [1]) galt ihm mehr als Jugendfreund, mit ihm führte er einen traulichen Briefwechsel; aber auch den Diplomaten des Kaiserstaats, einem Esterhazy, Apponyi u. A. mochte er gern einmal wieder begegnen.

Die geistig und litterarisch bedeutenden Personen, mit denen H. in diesen Jahren Umgang oder Briefwechsel pflog, hier vorzuführen, ist unmöglich. Die meisten kennen wir auch schon oder haben sie in dem biographischen Abschnitt dieses Zeitraums erst genannt, diejenigen zumal, die den akademischen oder künstlerischen Kreis der preußischen Hauptstadt zierten. Nur Weniges ist daher im Allgemeinen noch nachzutragen. Dr. Koreff, früher in Wien Arzt in Humboldt's Hause, lebte im Anfang dieser Epoche noch zu Berlin, vom Staatskanzler Fürsten Hardenberg mit dem höchsten Vertrauen beschenkt. Als diese Rolle ausgespielt war, verließ er Berlin, ging auf Reisen und siedelte sich später dauernd in Paris an. So lang er in Berlin war, sah man ihn oft im Humboldt'schen Hause. Diesem nicht minder nahe bekannt war und blieb Frau v. Varnhagen, die Berlin jetzt nicht mehr verließ. Zeitenweise war sie aber unserem Humboldt, auch dessen Gattin, sehr entfremdet, und sie stichelt deshalb, leicht erregt wie sie war, in einigen Briefen auf Personen, die Minister worden und die sie nicht mehr sehe. [2]) Desto wohlthuender ist die Wärme, mit der H. sich ihrer erinnerte, als sie abgeschieden war, und Varnhagen ihm die schöne Sammlung ihrer damals

---

1) Vier Briefe von Humboldt an Gentz (1827—28) stehen in der von mir herausgegebenen Sammlung: Schriften von Friedrich v. Gentz. Th. V. Mannheim 1840. S. 290—301.

2) Vergl. die angeführte Sammlung Schriften v. Gentz, Th. IV. (1840). S. 357. Rahel's Briefe, IV. 156 und diese Erinnerungen, II. 51—53.

nur für Freunde gedruckten Briefe übersendet hatte. [3]) — Ihr Gemahl Varnhagen von Ense stand mit H., namentlich in dessen letzten Lebensjahren, in regem Verkehr. Er suchte ihn öfters in Tegel auf; sie wechselten auch Briefe zwischen Stadt und Land, in denen H. große Anerkennung für Varnhagens Talent, aber auch einige Förmlichkeit an den Tag legt. Varnhagen seinerseits regte ihn, wie schon erzählt worden, zu Beurtheilung von Göthe's zweitem römischen Aufenthalt an; er sendete dem verehrten Manne, der, neben Göthe und F. A. Wolf, immer sein Leitstern gewesen, seine neuesten Arbeiten zu, und widmete ihm — da die beiden andern Koryphäen schon nicht mehr zu den Lebenden gehörten — eine Sammlung seiner kritischen Aufsätze unter dem Titel: „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" (1833). Als H. ihm den Dank dafür ausdrückte, konnte er den Wunsch nicht bergen, der mit Geschichte und Litteratur der neuern Zeit so wohlvertraute Verfasser möchte den Gehalt dieses Buches weiter verfolgen und ein ausführliches Bild des Geistes der letzten dreißig Jahre etwa und der frühern zurück bis zu den Jahren, wo Göthe's Einfluß anfing herrschend zu werden, entwerfen. „Höchst merkwürdig," fügte er hinzu, „ist dieser Unterschied gewiß, und er knüpft sich sichtbar an die politischen Begebenheiten an. Niemand aber wäre so geeignet, ihn richtig aufzufassen, aus

3) Humboldt schrieb darauf von Tegel, 5. Sept. 1833, an Varnhagen: „Wie soll ich Ihnen für den Briefwechsel Ihrer verewigten Frau danken? Meine Tochter [Caroline], die gleich gerührt über dies Andenken von Ihrer Hand ist, liest mir das wundervolle Buch vor. Es erregt das Interesse, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geistes und des Gefühls nach einer Entwicklung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Verlangen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem so, wie in diesem, kein Buchstabe ein todter ist."

seinen wahren Quellen herzuleiten und in seinen feinsten Verzweigungen zu verfolgen, als Sie.“ [4]) — Von Zeit zu Zeit kehrte wohl auch der unermüdet regsame Buchhändler Baron v. Cotta zum Besuch in Berlin ein. „Cotta war in diesen Tagen hier,“ schreibt H. 13. Dez. 1828 an Klaproth nach Paris, „und hat viel mit uns über den Mithridates gesprochen.“ — Dagegen war ein alter Freund des Hauses, Gustav v. Brinckmann, diesen Kreisen für immer entrissen. Er lebte, seit der Katastrophe des Hauses Wasa, ein stilles Dasein in Stockholm und konnte nur in Briefen die Erinnerung an eine ihm werthe Zeit zurückrufen. Auch mit Humboldt correspondirte er dann und wann. „Wir sind,“ schreibt er schon 13. Sept. 1818 an Gentz, „diesen Winter in einen sehr gelehrten Briefwechsel über die griechische Metrik und die Juden gerathen.“ [5]) — Von dem Briefwechsel, den, auf Verlangen des preußischen Kronprinzen, H. mit dem kunstverständigen C. F. v. Rumohr eröffnete, ist schon die Rede gewesen: er betraf die Einrichtung des Berliner Museums. [6])

Jetzt treten wir zu dem Kreise der Linguisten und Alterthumsforscher, welche in diesen späteren Jahren mit H. in lebendigem Verkehre standen. Manche dieser Beziehungen sind in den vorigen Abschnitten schon erwähnt. In allen Welttheilen hatte er Correspondenten; [7]) in den meisten Gegenden Europa's hatte er persönlich Verbindungen angeknüpft. Von allen Seiten beeiferte man sich, ihm so-

---

4) Sechs Briefe unseres Humboldt an Varnhagen, geschrieben in den Jahren 1830—1833, finden sich in Dorow's Denkschriften zur Charakteristik der Welt und Litteratur, 3. B. Berlin, 1839. S. 4—12. Wir haben mehrere der köstlichsten Perlen daraus schon früher mitgetheilt.

5) Schriften von Fr. v. Gentz, Th. IV. S. 356.

6) Siehe oben II. 453.

7) Vergl. auch oben 511.

wohl bei seinen allgemeinen Untersuchungen, als bei Gründung seiner linguistischen Sammlung behülflich zu sein. Mit einer großen Zahl der geistreichsten und sprachgelehrtesten Männer stand er durch Briefe in litterarischem Verkehr; ihnen sind viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie allmählig in ihm auftauchten, zur Prüfung vorgelegt worden. A. v. Humboldt führt, in seiner Vorrede zum Kawi-Werk, eine Reihe solcher Männer auf; er nennt A. W. v. Schlegel, Gottfried Hermann, Gesenius, Thiersch, Lassen, P. v. Bohlen in Königsberg, Stenzler in Breslau, Pott in Halle, Lepsius in Rom, Rosen in London, Neumann in München, G. L. Kosegarten, den ägyptischen Reisenden G. Parthey, Friedrich Schulz, der im Orient den Tod fand, Julius Klaproth, die französischen Gelehrten Silvestre de Sacy, Champollion, Abel-Rémusat und Burnouf, Du Ponceau in Philadelphia, John Pickering in Salem. Auch der Pariser Gelehrte E. Jacquet dürfte in dieser Reihe nicht zu vergessen sein. 8)

Zwei Männer, die ihn nicht wenig in seinen Sprachstudien förderten, hatte H. glücklicher Weise in seiner Nähe: Franz Bopp und August Böckh. Von der Stellung, die der Erstere als Freund und Rathgeber H.'s einnahm,

8) Von dieser weitläufigen Correspondenz ist bis jetzt nichts ans Licht gekommen, als 1. ein einzelner Brief H.'s an Klaproth, (Berlin, 13. Dez. 1828) im 3. Heft von Dorow's Facsimiles; 2. ein Sendschreiben an Abel-Rémusat, 3. ein anderes an E. Jacquet; von diesen beiden wurde oben berichtet. Welche Schätze liegen daher noch verborgen, im In- und Ausland! Ich mache hier darauf aufmerksam, daß ein deutscher Gelehrter zu Paris — ein Mann etwa, wie Julius v. Mohl — sich ein Verdienst erwerben würde, wenn er über die Verbindung Humboldt's mit den französischen Gelehrten Genaueres berichten und aus den Briefen des Verewigten, die ihm gewiß an die Hand gegeben würden, das Geeignete mittheilen wollte. Möchte dieser Wunsch dem ausgezeichneten Landsmann, an den er gerichtet ist, doch nicht verborgen bleiben!

und dem Vertrauen, das dieser ihm schenkte, ist genug gesagt worden; wie sehr H. aber auch den Forschungen des Letztern über allgemeine Metrik und den vielartigen Einfluß hellenischer Stammverschiedenheit sich dankbar verpflichtet fühlte, hat er selbst in der Einleitung zum Kawi-Werk (S. 229) bekannt. — Sehr wesentliche Dienste leistete ferner der als Sprach- und Geschichtsforscher wohlbekannte Oberbibliothekar Wilken zu Berlin, der aus den ihm anvertrauten Schätzen mit zuvorkommender Güte darbot, was der Ausarbeitung eines großen Sprachwerks förderlich sein konnte. Wie H. es der Anstalt, die ihm so nützlich war, vergolten, haben wir später zu berichten. — Prof. Meyen und A. v. Chamisso — beide in Berlin — reichten aus ihren Sammlungen dar, was ihn dienen konnte. An dem schon oft erwähnten Dr. Eduard Buschmann endlich fand er den Gehülfen im engern Sinne, den er bedurfte.

Von solchen, mit denen H. seiner linguistischen Arbeiten wegen correspondirte, und die für einzelne Forschungen ihm behülflich waren, nenne ich nur: Roórda von Eysinga und Gericke zu Bataria, Sir Alexander Johnstohn, William Marsden, den Missionar Freeman auf Madagascar, Lesson in Paris, Dir. Meinicke zu Prenzlow, John Crawfurd, den Spanier Erro, den Etatsrath Schlözer zu Dorpat, die Herren Alaman und Castorena in Mexiko.

Einen eignen Kreis von Verbindungen bilden die Forscher des griechischen und römischen Alterthums, die Philologen im engern Sinne, für deren Arbeiten H. ein reges Interesse behielt. Die Namen Wolf, Hermann, Niebuhr, Böckh, Thiersch, Ilgen sind oft oder erst oben genannt worden. Wie viel Andere aber wären noch hinzuzusetzen, die näher oder entfernter seine Theilnahme anregten. Hier correspondirte er mit dem jungen N. Bach über die

Fragmente der griechischen Lyrik, [9]) dort mit Prof. C. E. Ch. Schneider in Breslau über die von diesem beabsichtigte Ausgabe des Platon, während ihm selbst Immanuel Bekker zu Berlin mit Nachweisungen aus Platon's Werken zur Hand ging. [10]) Besondern Antheil widmete er auch den lexikographischen Arbeiten eines Riemer und Franz Passow; er theilte den Verfassern seine Rathschläge mit; Riemern forderte er zum Studium des Sanskrit auf, [11]) und als er Passow im J. 1826 in Breslau besuchte, setzte er ihm sehr zu, sein griechisches Wörterbuch in die etymologische Form umzuwerfen, [12]) ein Rath, der für den nächsten Abdruck schon zu spät kam, aber auch später nicht angenommen wurde.

Damit haben wir jedoch schon ein anderes Thema berührt, die liebevolle und hingebende Theilnahme, die H. bis an sein Ende dem Wirken Einzelner, wie den wissenschaftlichen Unternehmungen ganzer Gesellschaften zuwendete. Wie eifrig nahm er an der Thätigkeit der Berliner Akademie Theil; wie viel Herrliches legte er in deren Abhandlungen nieder! Dem Institut français, das ihn zum Mitgliede erwählt hatte, dankte er durch einen Vortrag, den er bei seiner Anwesenheit zu Paris im J. 1828 in diesem Institute hielt. Sobald die Pariser asiatische Gesellschaft, die im J.

---

9) Siehe Jahn's Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1829. März. S. 313. — Der wackere Bach, dem später in Fulda seine Glaubensgenossen so viel zu schaffen machten, war bis 1828 Oberlehrer am Gymnasium zu Oppeln, wurde aber in diesem Jahre in gleicher Stellung nach Breslau befördert.

10) Siehe A. W. v. Schlegel's indische Bibliothek. B. II. H. 2. (1924), S. 77.

11) Zwei Briefe H's an Riemer, der erste vom 12. April 1806 aus Rom, der zweite vom 25. Juni 1821 aus Ottmachau — finden sich in den jüngst erschienenen Briefen von und an Göthe, her. v. Riemer. Leipzig, 1846. S. 239 - 245.

12) Siehe oben II. 429.

1822 zusammentrat, ihn zu ihrem Mitgliede berufen, nahm er an deren Wirken lebhaft Antheil und er beehrte das von derselben unternommene Journal Asiatique, wie das Nouveau Journal Asiatique (seit 1828) mit eigenen Beiträgen. — Auch in der Heimath förderte er jeden höheren Zweck. Um einseitigen Richtungen schon durch seinen Beitritt entgegen zu arbeiten, nahm er im J. 1826 die Einladung an, die Hegel, Varnhagen und Gans in Berlin an ihn richteten, als die neue Gesellschaft für wissenschaftliche Kritik von ihnen begründet wurde, [13]) und er lieferte später auch zu den Jahrbüchern, die sie herausgab, einige gewichtvolle Beiträge.

Nicht minder lebhaft nahm er an den Bestrebungen Einzelner Theil und griff thätig ein, so oft er konnte. Wir wollen hier nicht noch einmal der Theilnahme gedenken, die er den Schöpfungen eines Göthe, den Arbeiten eines Wolf und A. W. Schlegel widmete. Letztern selbst empfahl er einst dringend zur Anstellung in Bonn; [14]) auch förderte er später dessen indische Bibliothek durch Mitwirkung. An H. durfte sich jeder wenden, der einer wissenschaftlichen Hülfleistung bedurfte. Mit Freuden unterstützte er den wackern Adrian Balbi, als dieser seinen „Atlas ethnographique“ (1826) herausgab. Um dem Professor Schneider in Breslau den Zugang zu einer noch nicht benutzten Handschrift des Plato, die zu Raudnitz in Böhmen in der Bibliothek des Fürsten von Lobkowitz sich befand, zu erwirken, schrieb er eigens an Gentz nach Wien (31. Okt. 1827 und 1. März 1828) und forderte ihn auf, sich deshalb zu verwenden. Der Fürst kann ihm wohl die Handschrift

---

13) Siehe oben II. 431—33.

14) Vergl. auch Briefw. zwischen Göthe und Zelter, II. 438.

nach Breslau senden lassen, sagte er; habe ich selbst doch neulich sogar aus Spanien Bücher, die, ihrer Seltenheit wegen, Handschriften vollkommen gleichstehen, geliehen bekommen! Ein Mann wie H., verwendet sich in solchen Fällen auch nie ganz vergeblich. Wie vielen Andern mag er genützt haben, denen er, wie dem Sohne Zelter's, [15]) Empfehlungen auf Reisen nach Italien, Frankreich u. s. w. mitgab. Der so Empfohlne konnte gehen, wohin er wollte; er war guter Aufnahme gewiß. Auch sah H. bei solchen Leistungen gar nicht auf Stellung oder Berühmtheit, er faßte nur den Mann ins Auge. Der Jüngste, Unbekannteste durfte sich an ihn wenden, sobald er ein höheres Streben zu bewähren wußte.

Von seinem Sinn und Interesse für alles Geistige und Schöne, für das Neue wie das Alte, legte H. auch jetzt die unzweideutigsten Beweise ab. Wir haben gesehen, welche Aufmerksamkeit er der Erscheinung Hegel's widmete. Ueber das Neuere vergaß er aber das Alte nicht. Als einst die Rede darauf kam, Preußens Weisen und Lehrern ebenso, wie seinen Helden, in Berlin ein Denkmal zu setzen, äußerte er mündlich den Gedanken, daß dann mit Leibnitz der Anfang gemacht werden müsse. [16]) So sehr er ferner an den großen Erinnerungen der Göthe-Schiller'schen Zeit hielt, konnte er doch an den Fortschritten der neuesten Litteratur nicht theilnahmslos bleiben. Wie freudig ergriff er das Buch Rahel; auch gehörte er, wie uns gesagt wird, mit Göthe, zu denen, die von den Briefen eines Verstorbenen sogleich mächtig gefaßt wurden. So entging auch das ihm fernstehende Talent seiner Schätzung nicht.

---

15) Ebendas. V 192.

16) Mitgetheilt von Varnhagen v. Ense in dessen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften," V. 502–3.

Daß solch einem Manne gegen das Ende seines Lebens Anerkennungen in Menge zu Theil wurden, ist begreiflich. Humboldt galt als einer der ersten Männer unsrer Zeit, als ein Häuptling deutscher Wissenschaft, als einer der seltenen Geister, die eine große Litteraturepoche uns hinterlassen hatten. In Berlin selbst zählte er zu den ersten Koryphäen; um den Staat und die Wissenschaft zugleich hatte sich Niemand Verdienste erworben, wie er. Er war aber auch dort Gegenstand allgemeiner Verehrung.

Staatsmänner und Gelehrte beeiferten sich, sie ihm darzubringen. Männer, wie C. F. Becker, wie Varnhagen widmeten ihm Werke, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit und Verehrung: Becker den ersten Band seiner deutschen Sprachlehre oder Organismus der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik (Frankfurt, 1827), Varnhagen von Ense seine Sammlung kritischer Aufsätze „Zur Geschichtschreibung und Litteratur" (Hamburg, 1833). Der Verein der Kunstfreunde des preußischen Staats rief H. an seine Spitze (1825), nachdem die Berliner Akademie der Künste ihn schon 1820 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Nicht minder wurde er von den gelehrten Gesellschaften des In- und Auslands anerkannt. [17]) Die königliche Akademie der Wissenschaften zu München ernannte ihn zu ihrem ordentlichen, die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zum auswärtigen Mitgliede. Im J. 1825 wurde er von der Akademie oder dem französischen Institut zu Paris zum auswärtigen Mitgliede erkoren, und kurz darauf nahm ihn die Pariser asiatische Gesellschaft ebenfalls unter ihre auswärtigen Mitglieder auf. Die letztere, welche einen Silvestre de Sacy, später Abel-Rémusat als Präsidenten an

---

17) Siehe schon oben II. 128. 198.

ihrer Spitze hatte, pflegte alle Jahre ein Drittheil der Mitglieder ihres leitenden Conseils zu erneuen; schon um J. 1828 finden wir H. als ein Glied dieses Comité aufgeführt, und er ward seitdem regelmäßig nach seinem Ausscheiden wieder ernannt. — Eine andere Ehrenbezeugung wurde ihm in der Heimath zu Theil. Bei der 300jährigen Jubelfeier der Uebergabe der augsburgischen Confession überreichte ihm die Berliner Universität honoris causa das Diplom eines Doktors der Philosophie.

Auch von Seiten der Regierungen wurde seinen Verdiensten wiederholte Anerkennung zu Theil. Zu den Dekorationen, die er schon früher empfangen, [18]) erhielt er, noch vor 1819, das Großkreuz des Ordens vom niederländischen Löwen, wie des vom Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar neugestifteten Falkenordens zur Wachsamkeit. Endlich erwähnten wir, daß er 1828 von Georg IV. das Großkreuz des hannöverischen Guelphen-Ordens und 1830 den höchsten Orden Preußens, den schwarzen Adler-Orden, erhielt, so daß bei seinem Ende, außer dem schwarzen Adler-Orden und dem eisernen Kreuze erster Classe, neun Großkreuze seine Brust bedeckten.

* * *

Erkrankung. Tod. Bestattung. Eindruck des Todesfalls. Verlassenschaft. Epilog.

Im dritten Jahrzehend dieses Jahrhunderts sollte Deutschland plötzlich eine Reihe der größten Geister, die es bis dahin besessen, vom Schauplatz abtreten sehen — darunter auch W. v. Humboldt. Doch sah er selbst viele der Genossen, einen Niebuhr und Stein (1831), einen Göthe, einen

18) Siehe oben II. 321.

Gentz (1832), einen Hegel und Schleiermacher im Tod vorausgehen; endlich folgte er im Jahre 1835.

Wir haben, im Umrisse seines Lebens, ihn zuletzt zu Tegel verlassen, wo er in tiefster Einsamkeit sein Sprachwerk vollendete und wie ein Weiser des Alterthums das Ende herannahen sah. [1]) Sein Geist blieb hell und klar, während die physche Kraft zusehends nachließ. Schon mehrere Jahre schrieb er des Zitterns wegen nicht mehr mit eigener Hand. Doch erst im Winter von 1834 auf 1835 fing die Schwäche an, bedenklich zuzunehmen. Sein heiteres Gemüth aber war so ruhig und heiter, wie jemals. Noch am 5. Februar des Jahres 1835 schrieb er an Nicolovius nach Berlin: „Ich bin kein Leidender, sondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einsam zwischen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft, ein stillglückliches Leben." [2])

Versammelt um ihn waren seine Töchter: Caroline, die älteste, die Generalin v. Hedemann mit ihrem Gemahl, der schon einige Jahre in der Nähe seines Schwiegervaters zubrachte, endlich Frau von Bülow, die mit ihren Kindern zum Besuch eingetroffen war. Humboldt's Bruder war in Berlin und jeden Augenblick bei der Hand. So von einem Kreise Liebender umringt und unausgesetzt bemüht, die letzte Hand an sein Kawi-Werk zu legen, genoß er noch die vollen Züge des Daseins.

Doch plötzlich trat die Katastrophe ein, die sein Ende herbeiführte. Da es mir geglückt ist, durch die Güte Alexanders von Humboldt eine ausführliche und umständliche Notiz über die letzten Lebenstage des Bruders und einen

---

1) Siehe oben II. 476—8.
2) Nach Dr. Alfred Nicolovius, Denkschrift auf G. H. Ludwig Nicolovius. Bonn, 1841. S. 318—19.

ärztlichen Bericht über den Verlauf der Krankheit zu erhalten, so will ich, statt einen kalten Auszug daraus zu geben, diese Zeugnisse, wenn sie auch nicht für die Oeffentlichkeit niedergeschrieben wurden, lieber selbst reden lassen. Ich gebe zuerst den ärztlichen Bericht, dann die Nachrichten aus den Papieren Alexander's. Zu dem ersten bemerke ich nur, daß zwei der ersten Aerzte Berlins, der talentvolle Professor Dieffenbach, für den W. v. H. eine große Achtung hatte, und der geh. Rath Rust gleichzeitig Hausärzte der Familie waren. Rust war zu Anfang der Krankheit Humboldt's selbst an Gicht leidend und konnte erst am 7. April Tegel besuchen.

Aerztlicher Bericht.

Die letzten Lebensjahre des großen Mannes erfüllten alle seine Verehrer mit banger Sorge über die allmählich zunehmende Körperschwäche. Bei ungestörter Geisteskraft, ließ sich ein stärkeres Gebücktsein des ganzen Rumpfes, ein etwas veränderter Gang mit leiserem Auftreten und kürzeren Schritten nicht verkennen. Eine gewisse Unsicherheit in den obern Gliedmaßen, welches in immer stärker werdendes Zittern überging und von leichten Schwingungen des Kopfes begleitet war, stellte sich dann allmählig ein und drückte deutlich die gestörte Herrschaft des kleinen Gehirns und Rückenmarks über die willkührlichen Muskeln aus. Alle körperlichen Funktionen, Appetit und Verdauung waren gut, und die wenigen Stunden Schlaf, welche sich der Seelige nur zu gönnen pflegte, erquickend.

Auf gewohnte Weise regelmäßig fortlebend, empfand die zarte Constitution sehr bald die Folgen einer Erkältung an der Grabstätte seiner verstorbenen Gemahlin, und der Schrecken über den Ausbruch des Scharlachfiebers in Tegel [3]) und die Furcht, auch die theuren

---

3) „Dieser Ausbruch des Scharlachfiebers beunruhigte meinen Bruder auch wegen der Anwesenheit der liebenswürdigen Kinder der Frau von Bülow. Auch mußte sein Sekretär Ferdinand Schulz, den das Scharlachfieber ergriff und der sein ganzes Vertrauen genoß, von ihm getrennt werden. Durch diesen erhielten wir nach Wilhelm's Tode die erste Nachricht von den Sonetten.“ Anmerkung Alexander's von Humboldt.

Enkel davon ergriffen zu sehen, warfen ihn auf das Krankenlager. Es stellte sich jetzt eine vermehrte Zunahme der erwähnten nervösen Erscheinungen, sehr starkes Zittern der Arme und Schwanken des Kopfes, verbunden mit allgemeiner fieberhafter Aufregung, ein. Das Gesicht war geröthet, die Augen glänzend und vorgetrieben, der Puls voll und sehr beschleunigt; dazu gesellte sich jetzt noch ein heftiger Schmerz im Hinterhaupt. Schlaf und Wachen wechselten meistens in kurzen Zwischenräumen mit einander, und der Schlummer war oft durch phantasiereiche Träume gestört. Beim Erwachen schwanden die Phantasien schnell wieder, und an ihre Stelle trat klares Bewußtsein, und mit gewohnter liebevoller Theilnahme wandte er sich zu seinen theuren Lieben.

Schon bald nach dem Eintritt jener fieberhaften Erscheinungen und dem zunehmenden Schmerz im Hinterhaupt wurde eine dem Kräftezustande des Patienten entsprechende gelinde antiphlogistische Behandlung eingeschlagen, eine kleine Blutentziehung vorgenommen, der Unterleib entleert, kalte Umschläge über den Kopf gemacht und ein Senfteig in den Nacken gelegt. Es trat darnach vorübergehende Besserung ein; bald aber war der Zustand, wie vor, derselbe, und besonders die Heftigkeit der Bewegung der Arme erschreckend.

Mehrmals stellten sich Anfälle augenblicklicher Abwesenheit mit den Erscheinungen eines beginnenden apoplektischen Anfalls ein, welche indessen bald vorübergingen. Immer quälender wurde indessen der Schmerz am Hinterhaupte und nur der wiederholten allgemeinen Blutentziehung, dem Ansetzen von Blutegeln, so wie dem Begießen des Kopfes mit kaltem Wasser im lauen Bade wich derselbe etwas. Allmählig sanken indessen die Kräfte immer mehr, und die phantasiereichen Träume beherrschten den Kranken immer stärker; erweckt aus denselben war das Bewußtsein indessen klar. Länger vermochte der Körper nicht zu wiederstehen, und das letzte Erlöschen des Lebens dieses großen Mannes war dem Erlöschen einer Fackel ähnlich.

Aus den Papieren Alexanders v. Humboldt.

Die allgemeine Nervenschwäche, die gebückte Haltung des Körpers und besonders das Zittern am ganzen Körper hatte schon während des Winters von 1834—35 sehr zugenommen, ohne daß dadurch das Befinden eigentlich gestört worden wäre. Erst seit Mitte Februars, besonders seit einer Erkältung, die H. sich auf einem Gang zum Monument, bei schlechtem Wetter, am 23. Februar, dem Geburtstag

seiner verstorbenen Gattin, zugezogen, stellten sich öfters katarrhalische Zustände ein, sowohl Schnupfen als Heiserkeit und Husten. Dies wiederholte sich besonders Mitte März, ohne daß er deshalb seine gewöhnliche Lebensweise irgend änderte. Am 27. März trat zum erstenmal ein Zustand ein, der einer Ohnmacht glich, aber auf den gewöhnlichen Gebrauch der kalten Begießungen — einer Art Sturzbäder — die er täglich brauchte, schnell vorüberging. Der Zufall wiederholte sich am zweitfolgenden Tage, kurz nachdem der Bruder ihn verlassen, der einige Stunden bei ihm zugebracht hatte. Zum dritten Male kam aber der Zufall stärker wieder, am 30. März, wo dem Kranken spät Abends durch Dieffenbach zur Ader gelassen wurde. Darauf erfolgte zwar gleich Besserung, aber nur auf wenige Stunden, und schon am 31. Morgens mußten Blutegel an die Stirne gesetzt werden. Der Kranke war aber immer bei vollem Bewußtsein,[4] sprach mit größter Bestimmtheit und voller Ruhe von seinem nahen Tode und diktirte ein Codizill zu seinem Testamente. Er sprach besonders mit Hedemann viel über den Zustand des Menschen nach dem Tode und bezeichnete ihm und dem Bruder genau die Stelle, wo er begraben sein wollte. Am ersten April schien indessen große Besserung eingetreten zu sein; die Seinigen faßten wieder Hoffnung, die aber Tags darauf plötzlich sehr sank; denn in der Nacht nahm das Fieber wieder zu und mit ihm die quälende nervöse Unruhe, und zum erstenmal stellten sich Phantasien ein.[5] Gegen Abend wurde er ruhiger und verfiel in leisen Schlaf. Bei seinem Erwachen versammelte er seine anwesenden Kinder, den Bruder und den Schwiegersohn um sein Lager; es war der Moment, wo er Abschied von ihnen nahm, jedem auf das liebevollste etwas besonders Bezugvolles sagend und ihren Schmerz beschwichtigend durch die ungetrübte Klarheit seines Geistes und die Heiterkeit seines Wesens. „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit und nur so," sagte er wiederholt. „Ich habe viel

---

4) Er sagte oft seinem Bruder, „er wünsche das Bewußtsein bis zum Ende zu bewahren, um den Uebergang in einen andern Zustand mit Klarheit beobachten und fassen zu können."

5) Wir hörten ihn oft mit großer Deutlichkeit viele hundert griechische Verse aus der Iliade und den Chören der Tragiker hersagen. Wenn Alexander v. H. zutrat und abrieth, sich nicht so zu ermüden, so antwortete er: „Ich phantasire nicht, ich prüfe nur meinen Zustand; ich versuche, ob mein Gedächtniß noch dasselbe ist." (Welche Geistesstärke und Geistesruhe!)

Glückliches und Freudiges erlebt." Er ließ sich, wie schon öfters im Lauf dieses Tags, die Zeichnung seiner Gattin geben [6]) und sagte: „Wenn man sich gleich wieder sieht, so ist sie gewiß die Erste, die ich finde, und ich will sie von Euch grüßen." Während die Seinigen noch sein Lager umstanden, kam Dieffenbach und beruhigte sie wieder; er fand den Zustand um vieles besser als am Morgen und versicherte, daß kein Grund vorhanden sei, den Tod für so nahe zu halten. Der Kranke schien auch selbst wie erfreut über diese Worte und diesen Schein des Besserbefindens, er wiederholte aber in den folgenden Tagen öfters zum Bruder, zu Hedemann und seinem Sohne Hermann, „daß es doch zu Ende ginge;" gegen die Töchter aber vermied er jede weitere Aeußerung darüber. So blieb für diese jener Tag der des Abschieds, obgleich ihm noch einige Lebenstage folgten. — Es war so schön, wie er mit dem vollkommensten Bewußtsein des nahenden Todes und der völligsten ruhigsten Erwartung desselben doch — man könnte sagen — mit Freude nach jedem Mittel griff, das ihm das Leben erhalten konnte, wie er immer so unbeschreiblich freundlich bei allem Leide blieb, so dankbar für Alles, was man nur irgend für seine Pflege thun konnte. — Die Nacht vom 2. zum 3. war erträglich und der Tag verging recht gut. Gegen Abend trat wieder Verschlimmerung ein, und von da an blieb die Krankheit im Steigen; sie nahm einen entzündlichen Charakter an. Das Fieber ward heftiger und es kam ein quälender Husten dazu. Die Aderlässe, zwar immer nur in kleiner Quantität, wurden öfters wiederholt; ihnen folgte auch einige Erleichterung. Die nervöse Unruhe wuchs und war bei der allgemeinen großen Schwäche höchst peinlich. Das Fieber war oft von Phantasien begleitet, die aber meist heiter waren, und aus denen er immer wieder zu klarem Bewußtsein zurückkehrte, oder doch zu einer Art halbwachen Zustand, worin es ihm besonders eigen war, Stellen aus Gedichten von Schiller, Göthe und Andern, oder griechische Hexameter vor sich herzusagen. In den ersten Tagen der Krankheit hatte er sich öfters auch vorlesen lassen, besonders von Alexander die Monologe aus der Jungfrau und „Thekla eine Geisterstimme." Vom 6. April an wurde der ganze Zustand mehr ein betäubter, sein Wesen bekam etwas Fremdes, und er kannte die Seinen nicht immer. Besonders war dies am 7, nach einer sehr schlimmen Nacht, der

---

6) Eine sehr ähnliche, von Wach.

Fall. An diesem Tage besuchte ihn Rust, der bis dahin durch Krankheit daran verhindert worden war, und verordnete ein Sturzbad, welches Abends und am 8. Morgens wiederholt werden mußte. Das letzte Mal that es sehr gut und gleich darauf sagte er zu den Seinigen: „Mir ist hell und besonnen, so daß ich nicht klagen kann.“ Es trat Transpiration ein, die die Aerzte schon gewünscht hatten, und ein erquickender Schlaf, aus welchem er ganz bewußt erwachte, so daß er durch die älteste Tochter, die gerade allein bei ihm war, die beiden andern Töchter, Adelheid und Gabriele, rufen ließ. „Rufe sie,“ sagte er, „damit wir uns sehen.“ Er ließ sich dann von ihnen die Zeichnung ihrer Mutter geben, betrachtete sie lange und sagte mehr zu ihr, als zu den Kindern: „Nun adieu — hängt sie wieder weg.“ Das waren die letzten Worte, die man von ihm hörte; denn er verfiel wieder in Schlaf. Während dessen wenigstens anscheinender Dauer traten, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, allmählig Symptome ein, die den nahen Tod erwarten ließen. Er öffnete nicht die Augen während des Auflegens eiskalter Umschläge auf den Kopf, die Gesichtszüge veränderten sich, der Puls setzte aus, der Athem wurde röchlend, stockte, kam noch wieder — während einer Viertelstunde ungefähr war der Anblick dem eines ausgehenden Lichtes gleich — und um 6 Uhr hauchte er sanft die große Seele aus, als eben die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in sein Zimmer sandte.

So hatte Humboldt mit der großartigsten Ruhe, Fröhlichkeit, geistiger Klarheit und Beobachtungslust den Tod wie eine Erscheinung erwartet, auf die man lange neugierig gewesen ist und die man ganz fassen möchte. Er starb am 8. April 1835 gegen 6 Uhr Abends.

Der Kronprinz und auch Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, hatten ihn in Tegel besucht und die Trauer des Hauses mit tiefem Ausdruck der Gefühle getheilt.

Der tief gedrückte Bruder, Alexander v. H., schrieb, noch während des Todeskampfes; folgende Zeilen an Varnhagen: 7)

---

7) Mitgetheilt in Dorow's Facsimiles, H. 2. Berlin, 1837.

Berlin, Sonntag 6 Uhr früh, den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm sinnig in die Tiefe der Gefühle nachspüren, Sie müssen in dieser trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlösung ist noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn gestern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der gestrige Tag war weniger erschütternd. Ein halb soporöser Zustand, viel, nicht sehr unruhiger Schlaf, und bei jedem Erwachen Worte der Liebe, des Trostes, immer noch die Klarheit des großen Geistes, der alles faßt und sondert, seinem Zustande nachspäht. Die Stimme war sehr schwach, rauh (heiser) und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf setzte. Völlige Besinnung!! „Denkt recht oft an mich," sagte er vorgestern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war sehr glücklich; auch heute war ein schöner Tag für mich! denn die Liebe ist das Höchste. Bald werde ich bei der Mutter sein, Einsicht haben in eine höhere Weltordnung." . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage.

Ht.

Und gleich nach dem Tode des Bruders, am 10. April, schrieb er seinem Freund Arago nach Paris: [8]

„J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grandes douleurs, on pense à ceux qui nous sont le plus chers; je me sens un peu soulagé en vous écrivant . . . . Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesse avait cruellement augmenté depuis plusieurs semaines: un tremblement continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travaillait sans cesse: il laisse deux ouvrages à peu près achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivant du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie des langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frère a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuse collection de ses livres à la bibliothèque pubique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'était une haute intel-

8) Die nachstehenden Zeilen wurden gleich darnach in französischen Journalen abgedruckt.

ligence et une âme pleine d'élévation et de noblesse. Je reste bien isolé. J'espère que j'aurai enfin le bonheur de vous embrasser cette année . . .

Tegel, près de Berlin.

Die Nachricht von Humboldt's Ende machte in Berlin großen Eindruck. Die allgemeine preußische Staatszeitung, das offizielle Organ der Regierung, kündigte den Todesfall mit folgenden Worten an:

Berlin, 9. April. Gestern Abend um 6 Uhr verschied auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin nach einem kurzen und schmerzlosen (?) Krankenlager im 68. Jahre seines Lebens der königliche geheime Staats-Minister Freiherr Karl Wilhelm v. Humboldt. Was der hochgefeierte Mann dem Staate war, und zwar vorzugsweise in einem Zeitraum, wo gediegene und erprobte Staatsmänner seines Ranges Gelegenheit hatten, sich in ihrem höchsten Glanze zu zeigen, das bekundet vor allem seine erfolgreiche Wirksamkeit in den Jahren 1813—1815. Aber nicht blos der Staat, auch die Wissenschaft hat den Verlust des Dahingeschiedenen tief zu beklagen. Ihr, und vorzüglich dem Studium des Alterthums und der allgemeinen Sprachforschung, welche letztere von jeher seine Lieblingsbeschäftigung war, widmete er in voller Geisteskraft und mit unermüdlicher Thätigkeit bis an sein Ende die Muße, die sein Ausscheiden aus dem Staatsdienste im Jahre 1819 ihm gewährte, und sein schönes Lustschloß in Tegel war stets der Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten, so wie der Vereinigungspunkt von antiken und modernen Kunstgegenständen aller Art. Die Heiterkeit, Ruhe und Klarheit seines Geistes, welche unausgesetzt seine Begleiterinnen durch das Leben waren, haben ihn bis zu den letzten Augenblicken desselben nicht verlassen. Er entschlief sanft im Kreise der Seinigen, voll freudiger Hoffnung des Wiedersehens der ihm vorangegangenen Lieben."

Es war ein warmer Frühlingstag des täuschenden Vorfrühlings 1835, da man in Berlin eine ungewöhnliche große Menge Wagen zum Oranienburger Thore fahren sah. Leidtragende saßen darin, die einige Stunden von der Stadt als Ehrenzeugen der still feierlichen Beisetzung des Dahingegangenen beiwohnen wollten. Langsam, durch dunkle, traurige Kiefern, näherte man sich dem Schlosse Tegel,

dessen Umgebungen der Verewigte auch im Tod nicht verlassen wollte. Seiner Anordnung gemäß, wurde er auf dem Boden, den er zu einem Park umgeschaffen, an der Stätte begraben, wo er seiner vorangegangenen Gattin ein Grabmonument errichtet hatte, welches nun auch seine irdischen Ueberreste bedecken und einst die Glieder der Familie wieder vereinigen sollte.

Am Palmsonntag, den 12. April 1835, Morgens zwischen 11 und 12 Uhr fand die Beerdigung Statt. Se. königliche Hoheit der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehrere hohe Militärs und Staats-Beamten, so wie eine große Menge von Gelehrten und Künstlern hatten sich zu dieser Feier in dem Schlosse eingefunden, von wo der Zug sich gegen 11 Uhr nach jenem Monument im Schloßgarten in Bewegung setzte. Dem mit 4 Pferden bespannten schwarz umflorten Leichenwagen folgten der Bruder, die Kinder und Kindeskinder des Verstorbenen; ihnen reiheten sich die übrigen Anwesenden an, und den Beschluß des ganzen Zuges machte die Dorfgemeinde, die, durch den Hintritt ihres Gutsherrn tief bekümmert, ihre Liebe und Anhänglichkeit für ihn wenigstens noch dadurch bekunden wollte, daß sie ihn unter Anstimmung eines geistlichen Liedes bis zu seiner letzten Ruhestätte geleitete. Hier angelangt, wurde der Sarg auf ein Gerüst gestellt, worauf der Consistorialrath Dr. Hoßbach dem Verstorbenen eine Gedächtnißrede hielt, in welcher er, mit ungetheilter Verehrung und ohne Rücksicht auf Dogmen, die Verdienste des Verstorbenen um Staat und Wissenschaft, so wie seine geselligen und menschlichen Vorzüge in einfachen, aber ergreifenden Worten hervorhob. [9]) Der

9) Diese Rede ist gedruckt worden, mit der Aufschrift: Worte am Grabe Wilhelms v. Humboldt den 12. April 1835 gesprochen von Hoßbach. (Der Ertrag ist der Schleiermacherischen Stiftung bestimmt.) Berlin, bei Dümmler, 1835.

Sarg wurde sodann langsam in die Gruft gesenkt, wo der Dahingeschiedene, seinem Wunsche gemäß, nicht in einem ausgemauerten Gewölbe, sondern in freier Erde ruht. Die Theilnahme der Anwesenden sprach sich weniger in Worten, als in dem alle übermeisternden Gefühle der Wehmuth aus. Denn Jeder fühlte, was dieser Mann der Welt, dem Vaterlande gewesen. [10])

Jetzt, da wir den Verstorbenen zur Gruft begleitet haben, wird es am Platze sein, auch der Familie zu gedenken, aus deren Mitte er geschieden, oder die in der Ferne ihm nachweinte. Daran knüpfen wir einige Nachrichten über die Verlassenschaft des Verewigten, die Verfügungen, die er getroffen, und die Art, wie sie vollzogen werden.

W. v. Humboldt hinterließ, außer seinem nur 2 Jahre jüngern Bruder, der nie verheirathet war, zwei Söhne und drei Töchter, die er mit seiner schon am 26. März. 1829 verstorbenen Gattin, Caroline von Dacheröden (verm. 29. Junius 1791) gezeugt hatte:

1. Caroline, geb. zu Erfurt den 16. Mai 1792. Sie heirathete nicht und starb, wenige Jahre nach dem Vater, am 19. Jan. 1837 zu Berlin.

2. Theodor, der den Namen Humboldt-Dacheröden angenommen, geb. 19. Jan. 1797 zu Jena, Lieutenant außer Dienst, verheirathet mit Mathilde v. Heinecken, aus welcher Ehe zwei Kinder leben: a. Wilhelm, geb. 1823, der Stammhalter der Familie, ein Hoffnungen erweckender Jüngling, der erst kürzlich in Heidelberg studirte, und b. Mathilde. — Der Vater, Theodor, lebt auf Schloß Ottmachau bei Neiße.

3. Adelheid, geb. 17. Mai 1800 zu Paris, verheirathet an August v. Hedemann, k. preußischen Generallieutenant und Divisionskommandanten, der Zeit Gouverneur von Erfurt.

4. Gabriele, geb. den 28. Mai 1802 zu Berlin, verehlicht im J. 1821 an den nachmaligen k. preußischen Staatsminister der

10) Vergl. auch die allg. preuß. Staatszeitung vom 14. April und das Stuttg. Morgenblatt v. 13. Mai 1835.

auswärtigen Angelegenheiten Heinrich v. Bülow, der am 6. Febr. 1846 zu Tegel mit Tod abging. Aus ihrer Ehe leben ein Sohn und vier Töchter.

5. Hermann, geb. den 24. April 1809 zu Rom. Lebt unverheirathet, auf dem ihm zugefallenen Antheil von Ottmachau.

Humboldt hinterließ ein sehr bedeutendes Vermögen und ein ausführliches Testament. Man schätzte den Nachlaß über 600.000 Rth. Dieses Vermögen bestand zum größern Theile in den Gütern, die er theils von seinem Vater ererbt, theils durch seine Gattin bekommen oder vom Staate geschenkt erhalten hatte. Auch die Güter theilte das Testament so, daß der Erbtheil der Söhne von dem der Töchter ganz getrennt blieb. Die Söhne erhielten die dem Vater vom Staate zugetheilte Herrschaft Ottmachau in Schlesien: Theodor Ottmachau-Ritterwitz, mit dem ehemals fürstbischöfflichen Schlosse Ottmachau, außerdem ein Rittergut in Auleben in der goldenen Aue; Hermann den Theil der Herrschaft Ottmachau auf dem rechten Neißeufer oder Ottmachau-Friedrichseck. — Schloß und Gut Burgörner im Mansfeldischen und Schloß Tegel, das väterliche Erbgut mit seinen Schätzen — auch die Papiere blieben dort! — erbte die älteste Tochter Caroline, mit der Bestimmung, daß dieser Erbtheil zunächst immer von einer Schwester auf die nächstfolgende übergehe. Gegenwärtig ist die Generalin v. Hedemann Besitzerin von Burgörner und Schloß Tegel; sie wird, weil sie kinderlos, einst von der dritten Tochter und deren Kinder beerbt werden. Humboldt hat dabei die Bestimmung getroffen, daß Tegel so lange in seinem jetzigen Zustand bleibt und nicht verkauft oder getheilt werden darf, als noch ein Glied der Familie lebt, das mit den Aeltern dort wohnte.

Ein wichtiges Legat verfügte zu Gunsten der öffentlichen Bibliothek zu Berlin. Ihr vermachte er seine sämmtlichen, die Sprachwissenschaften betreffenden Manuskripte, darunter kostbare Handschriften und einen Schatz von Materialien, auch seine sämmtlichen unvollendeten Arbeiten in diesem Gebiet, alles mit der Bestimmung, daß es jedem Fachgelehrten frei zugängig sei. Dann fiel an diese Bibliothek auch seine große Sammlung linguistischer, zum Theil äußerst seltner Bücher, die von ihm in einem eignen Verzeichniß aufgeführt wurden. Wie wichtig dieses Legat für die königliche Bibliothek ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Verstorbene, längst schon darauf bedacht, jenen Theil seiner Sammlung diesem Institute zu vermachen, auf alles, was demselben im Fache der ausländischen Sprachen

abging, seine besondere Aufmerksamkeit richtete, so daß durch dieses Geschenk die bereits sehr ansehnliche glossologische Sammlung dieser Bibliothek in seltner Weise vervollständigt wurde [11])

Von H.'s litterarischem Nachlaß haben wir zum Theil schon berichtet. Wir wissen, daß das große Werk über die Kawi-Sprache, unter Obhut des Bruders, der es für seine Pflicht ansieht, diesen Nachlaß zu überwachen, von der königl Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben worden und in den J. 1836—1839 erschienen ist. — Aehnlich, wie hier die Sprachen der asiatischen Inselwelt, hatte der Verewigte, eine lange Reihe von Jahren, die amerikanischen Sprachen bearbeitet. Ein großer Theil dieser Vorarbeiten ist zur Herausgabe geeignet. [12]) und ein Gelehrter, mit dem H. die Absicht hatte, eine Folge von Schriften über die Sprachen dieses Welttheils herauszugeben, Dr. E. Buschmann, hat die Aufgabe übernommen, mit Hülfe der bereits angesammelten Materialien jenen vielumfassenden Plan auszuführen. Dem Plane des Hingeschiedenen gemäß, wird ein mexikanisch-lateinisches Wörterbuch, sammt einer Grammatik, das neue Unternehmen beginnen. [13])

Ein andres Unternehmen hat schon vor mehreren Jahren begonnen, die Herausgabe der gesammelten Werke Wilhelm's von Humboldt. Von dieser Sammlung erschienen, bei Reimer in Berlin, unter der Leitung Alexander's v. H. und Mithülfe des Dr. Carl Brandes, bis jetzt vier Theile (die beiden ersten 1841, die letzten 1843), begleitet von einem schönen Vorwort des Bruders. Außer schon bekannten und zerstreuten Schriften finden wir hier folgende neue, aus dem Nachlaß des Verewigten entnommene Stücke: 1. zwölf übersetzte Pindarische Oden (II. 261—355), 2. ein Gedicht: In der Sierra Morena (I. 379—83), 3. ein anderes: An Alexander v. Humboldt (I. 361—78), 4. Reiseskizzen in Biscaya (III. 213—240), endlich 5. eine schöne Auswahl aus der großen Zahl nachgelassener Sonette, bis jetzt 165 solcher Gedichte (I. 384—408. II. 356—96. III. 384—425. IV. 334—90). Wir haben diese

11) Siehe die Mittheilung im Hamb Corresp. 1836 Nr. 153.

12) In der Sammlung der königl. Bibliothek befindlich.

13) Nach A v. Humboldt, in der Vorrede zum Kawi-Werk, Th. I. S. XII—XIII.

Mittheilungen früher schon gewürdigt. [14]) Es finden sich jedoch in dieser Sammlung Humboldt's Werke noch lange nicht vollständig; wir erfahren auch nicht, was künftig aufgenommen werden wird.

Ein großer Schatz ist aber noch zu heben, wenn auch nur theilweis. Wie wenig ward bis heute von H's herrlichen Briefen der Welt aufgeschlossen! [15]) In und außer Deutschland liegen diese Schätze zerstreut. Vieles wird zu Grund gehen, anderes dürfte der Welt absichtlich entzogen bleiben, manches ist für die Oeffentlichkeit nicht geeignet. Hoffen wir aber, daß noch ein guter Theil dieses Schatzes früh oder spät zur Freude seiner Verehrer ans Licht komme!

Humboldt's Scheiden machte die größte Sensation, in wissenschaftlichen und politischen Kreisen, in Deutschland, in Europa. Man fühlte, welche Lücke hier entstanden sei, und wie schwer es sein dürfte, auch nur, was wir an ihm besessen, in der Erinnerung fest zu halten. Sind uns doch selbst von seiner äußern Erscheinung nur wenige Abbildungen geblieben: eine Büste von Thorwaldsen und eine nach dieser von Fr. Tieck (in der Vorhalle des Berliner Museums), das Bild auf dem Wiener Congreß-Gemälde von Isabey, das Porträt von Thomas Lawrence in der Waterloo-Gallerie zu Windsor und eine Zeichnung von Krüger. H. selbst hielt sich für zu häßlich, als daß es ihm leicht gewesen wäre, ein Bild von sich nehmen zu lassen. Desto tieferen Reiz übte sein inneres Wesen, sein Gemüth,

---

14) Dagegen habe ich folgende früher schon gedruckte, mir aber unbekannt gebliebene Stücke der Sammlung noch nicht erwähnt:

1 Sokrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit. (Aus Joh. Fr. Zöllner's Lesebuch für alle Stände, Th. 8· S. 186—256. Berlin, 1787. 8), jetzt in den Ges. W III. 103—41. Es sind übersetzte Stücke aus Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates und Platon's Buch der Gesetze, mit einem Vorwort, welches zum schlagenden Beweis dient, erstens von der frühen Entwicklung H.'s, zweitens von dem Zusammenhang seiner frühesten Richtungen mit den Bestrebungen Mendelsohn's und seines Kreises.

2. An die Sonne. Am 2. Julius. Paris, 1820. 4. (ein Gedicht), jetzt in den Ges. W., I 359—60.

15) Wird doch sogar der Briefwechsel zwischen Göthe und Humboldt noch zurückgehalten!

sein Geist, sein Charakter. Es blieb ein gerechtes Verlangen, davon so viel als nur möglich festgehalten zu sehen. An den Bruder, an die Genossen und Freunde in der Nähe des Verewigten erging die erste Aufforderung, es zu befriedigen. Alexander von Humboldt genügte ihr durch die sorgfältige Ueberwachung des brüderlichen Nachlasses und die Herausgabe der gesammelten Werke. Zuerst aber erhob August Böckh sich in der Berliner Akademie der Wissenschaften (am 9. Juli 1835) und gab eine treffende Charakteristik des unvergeßlichen Genossen.[16]) „Litteratur und Wissenschaft, begann er, haben in der letzten Zeit in rascher Folge so viele und unersetzliche Verluste erlitten, daß den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete unwillkürlich die öfter ausgesprochene Betrachtung sich aufdrängen mußte, die herrlichen Geister, welche den jetzigen Stand unserer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befestigt haben, und an deren mächtiger Kraft sich unser Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit so plötzlich abgerufen, daß, während das jüngere Geschlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindestens zur Hoffnung derselben erstarkt sei, eine Kluft zwischen der Vergangenheit und Zukunft bleibe.“ Da drängt es sich nun recht auf, wie sehr wir der Erinnerung an diese Männer bedürfen, an ihre Gestalt, ihr Werden und Wachsen. Sofort gab Böckh ein geistreiches Bild dieses einen Dahingeschiedenen, verband damit die Ankündigung des aus dem Nachlaß desselben zu erwartenden großen Sprachwerks und las eine Probe aus diesem zum Vorschmack.

Nach ihm trat, im J. 1838, Varnhagen von Ense

---

16) Sie findet sich gedruckt im litterarischen Zodiakus, her v. Th. Mundt, im Sept. 1835. S. 165—70, unter der Aufschrift: „Etwas über Wilhelm von Humboldt.“ Wir haben uns mehrmals auf diese werthvolle Schilderung bezogen.

mit einer höchst geistvollen Schilderung unseres Humboldt hervor, zwar nur einer Skizze, aber einer solchen, wie sie von diesem talentvollen Schilderer bei günstigem Anlaß nur zu erwarten ist. Namentlich verdanken wir ihm, daß uns doch nun auch von dem äußern Charakterbilde des Mannes und dessen auffallendsten Erscheinungen ein klarerer Umriß erhalten.

Ungeachtet dieser und anderer Vorarbeiten wollte doch Niemand auch nur den Versuch wagen, ein umfassenderes Lebensbild des Verewigten zu entwerfen. Ich unternahm dies, jedoch im voraus erklärend, in wie weit ich solches Wagstück auf meine Schultern nehme. Die Lücken, die unsere Darstellung läßt, hatte ich keine Ursache zu bemänteln. Ich habe sogar einzelne Züge mit Absicht liegen lassen, Züge die das äußere Lebensbild vervollständigt hätten, aber nicht zuverlässig genug schienen oder nach haltbaren Mittheilungen nur begieriger machen. Wenn Varnhagen sich zur besondern Aufgabe setzen konnte, H.'s Erscheinen im täglichen Leben aufzufassen, so schien dies mir nicht der Beruf eines Biographen zu sein, der hier nur fremden Auffassungen folgen konnte: ich suchte daher vor allem den Genius des Mannes heraufzubeschwören, seine innerste Richtung und sein höchstes Streben und von da die Totalität desselben zu erfassen. Auch so tritt sein Bild klar hervor. Wir sahen wahre Größe, freilich solche, die, wie alles Menschliche, auch Fehler und Schwächen hat. Eigenheiten, die ihr schadeten, blieben nicht unerwähnt; sie konnten uns aber die Herrlichkeit der Erscheinung nicht verkümmern. Mancher Vorwurf, den man dem Lebenden gemacht, verdiente kaum Beachtung, z. B.

---

17) In seinen „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften, B. IV. Mannheim, 1838. S. 276–322. Angehängt sind sechs Briefe von Humboldt an F. A. Wolf.

